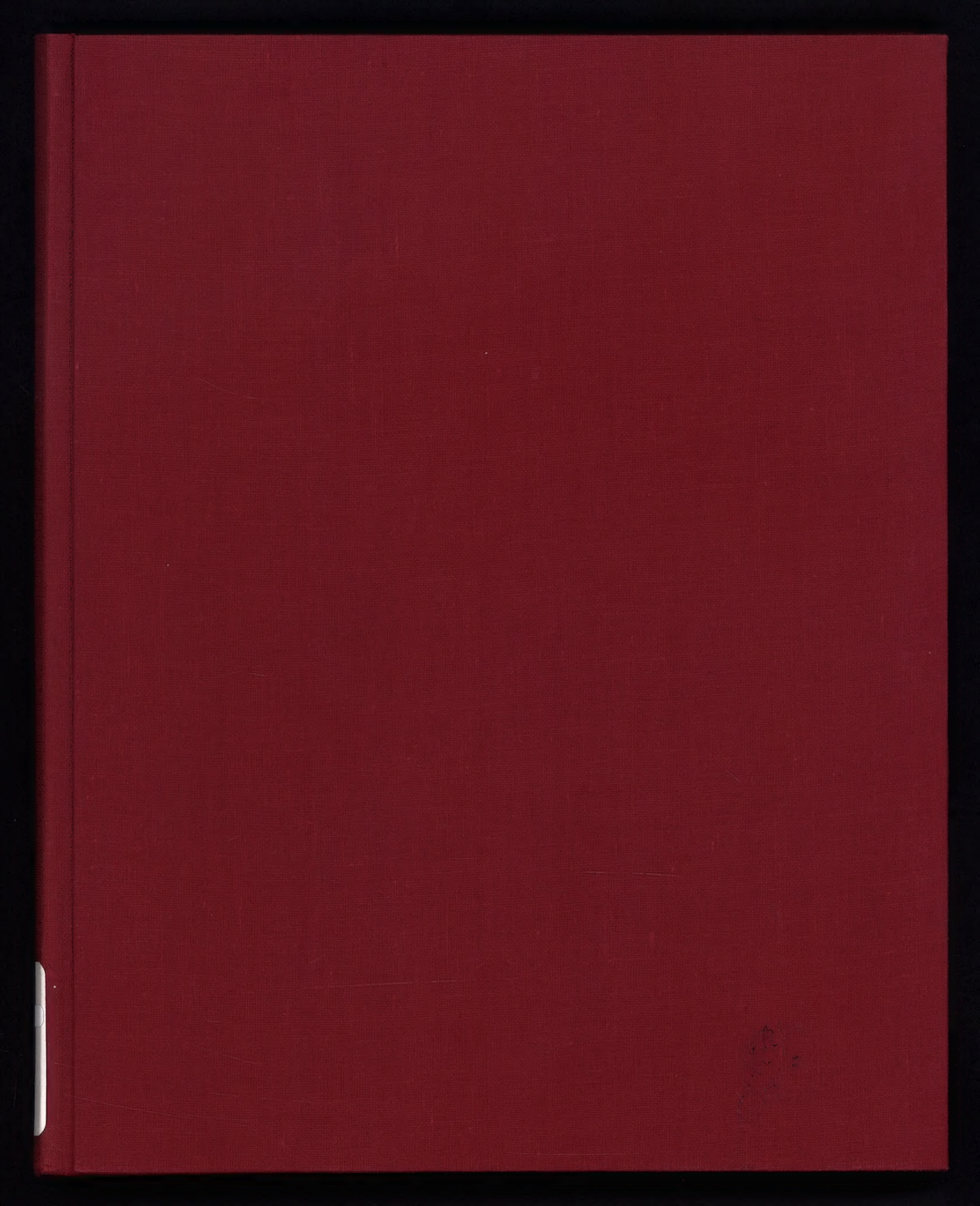
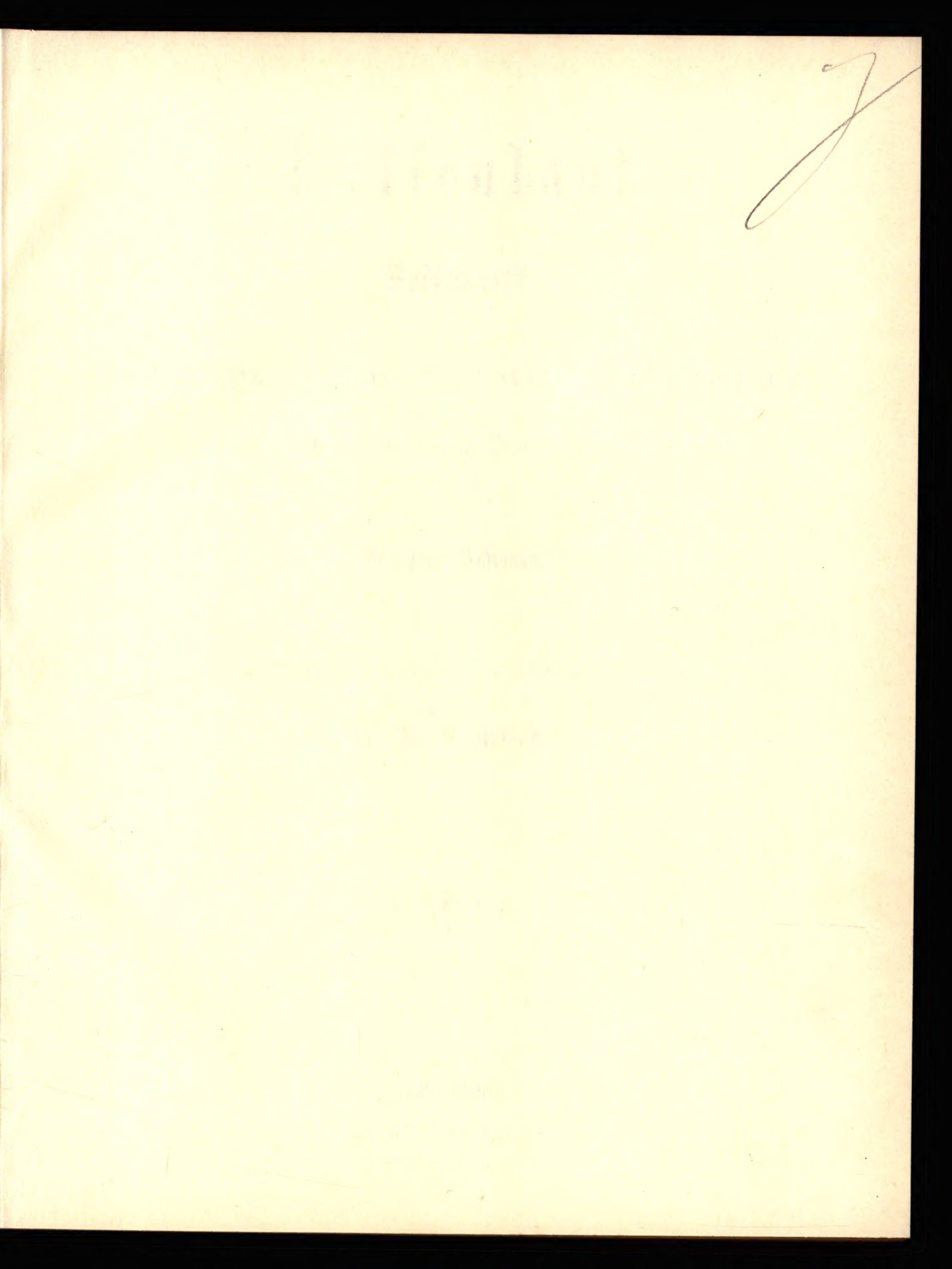




Hessenland

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Vierzehnter Jahrgang.

Herausgegeben unter der Redaktion von

Dr. W. Grotefend.



Kassel 1900.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhaltsverzeichniß des Jahrgangs 1900.

Geschichtliche Aufsätze.

Kulturhistorisches, Biographisches, Literarhistorisches.

Novellen, Erzählungen, Humoresken.

Gedichte.

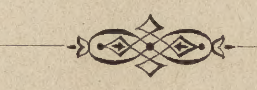
Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Personalien.

Briefkasten.





№ 1. XIV. Jahrgang. Kassel, 2. Januar 1900.

Vergebliche Sehnsucht.

O könnt' ich nur ein einzig' Mal
Der Parze Spindel rückwärts drehen
Und wie als Kind im Abendstrahl
Beglückt zum Vaterhause gehen!

In's Zimmer mit den Wangen heiß
Flink treten bei des Lämpchens Blitzen,
Dann in der Meinen trautem Kreis
Den langen Abend plaudernd sitzen.

O dürft' — vom Traume aufgeschreckt —
Zur Nachtzeit ich dem Odem lauschen
Der Schläfer, die kein Tag mehr weckt,
Kein Wintersturm, kein Frühlingsrauschen.

War auch der Kindheit grünes Thal
Nicht frei von Dornen und von Nesseln,
Wie gern ertrüg' ich Jugendqual
Noch einmal sammt den alten Fesseln!

Vorbei — dahin! Der schöne Traum
Liegt tief versunken im Gemüthe,
Nie wieder treibt der Lebensbaum
Der Kindheit wunderbare Blüthe.

O könnt' ich nur ein einzig' Mal
Der Parze Spindel rückwärts drehen
Und wie als Kind im Abendstrahl
Beglückt zum Vaterhause gehen!

Zwei Fensterlein.

Zwei Fensterlein, umrankt von Grün,
Mit Scheiben, die nichts taugen,
Mir oftmals froh entgegenglüh'n
Wie liebe Menschenaugen.

Seh' ich durch Blüthen, leicht Gewind'
Hinein in's traute Stübchen,
Dann bin ich wieder ganz ein Kind
Mit Locken, Wangengrübchen.

Dort steht das Bett so schneeig weiß,
Viel alte Bilder blitzen,
Die Wanduhr tickt zu Müh' und Fleiß,
Es lebt in allen Ritzen.

Und Huldgestalten, längst entrückt,
Mir treten froh entgegen,
Großmutter liest, auf's Buch gebückt,
Voll Ernst den Abendsegen.

Im kleinen Bettchen ruht sich's gut,
Bald wird das Herz mir weiter,
Manch' holder Traum mit keckem Muth
Besteigt die Himmelsleiter.

Zwei Fensterlein, zwei Fensterlein
Mit Scheiben, die nichts taugen,
Seh'n oft mir tief in's Herz hinein
Wie liebe Menschenaugen.

E. Mentzel.



Die Ergänzung des hessischen Offiziercorps zur Zeit Landgraf Friedrich's II.

Von Dr. W. Grotefend.

Von welch' hoher Bedeutung ein tüchtiges Offiziercorps für den Werth eines Heeres ist, braucht nicht besonders gesagt zu werden. In richtiger Würdigung dieses Umstandes haben die hessischen Fürsten es schon zeitig für geboten erachtet, für Beschaffung eines Stammes brauchbarer Führer bei ihren Truppen Sorge zu tragen.

Einen Markstein in der Geschichte des hessischen Heeres bildet daher die Regierung des so viel geschmähten Landgrafen Friedrich II., der in den Jahren 1777 und 1778 zur Heranbildung des Offiziersersatzes für seine Truppenmacht das Kadettencorps errichtete. (Vgl. B. Poten, Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge. Berlin, Bd. 2, 1891. S. 130 ff.)

Jedoch war Landgraf Friedrich keineswegs der erste unter unseren hessischen Fürsten, welcher nach der eben erwähnten Richtung hin zweckmäßige Maßregeln zu treffen bemüht war. Bereits Landgraf Moritz der Gelehrte, dieser so wohlwollende, leider in seinen Bestrebungen vom Glück wenig begünstigte Herrscher, hatte bei Einrichtung seines Collegium Mauritianum im Jahre 1618 laut seines die Gründung desselben betreffenden Ausschreibens vom 12. Januar u. a. im Auge, „daß dadurch bevorab rittermäßige Personen, so sich mit der Zeit in Kriegssachen üben und gebrauchen lassen wollen, merkliche große Anleitung und Vortheil in Belagerungen befestigter Plätze, wie auch Anrichtung und Beschützung deroselben, sodann Aufstellung rechtschaffener Schlacht und anderer Ordnungen erlangen, sich auch desto besser in die Dinge schicken und zu ihrem löblichen Intent gereichen mögen". (Sammlung fürstlich-hessischer Landesordnungen I, S. 603.) Es war „auch gebührliche Anordnung verschaffet, daß . . . allerhand gute gewünschte Exercitia beide des Leibes und Gemüths, mit Reiten, Ritterspielen, Fechten, Tanzen, Roßspringen, Ballspielen, Uebung der Waffen und Kriegsordnung" getrieben werden könnten, und „haben von derowegen wir wohl erfahrene Personen zu Exercitiis dieses Collegii beneben andern, nämlich einen Bereiter, einen Fechter, einen Tanzmeister und Roßspringer und dann einen wohlgeübten Kriegsmann zu solcher Institution auserwählet und bestellen lassen". (S. 604.)

Die Ungunst der Zeiten verhinderte das Aufblühen der Anstalt. Immerhin verdient der Versuch des Landgrafen besonders hervorgehoben zu werden. Seit der 1506 zu Venedig vollzogenen Errichtung der ersten Artillerieschule waren wohl auch sonst solche Schulen, in denen wir die ältesten militärischen Bildungsanstalten vor uns haben, gegründet, es waren aber bereits mehr als 100 Jahre vergangen, ohne daß man daran gedacht hätte, zur Ergänzung des rein praktischen Zweckes dieser Schulen noch andere Zweige der Kriegskunst auf Schulen zu lehren. Daß dies nöthig sei, hatte zuerst der Franzose de la Noue ausgesprochen und zwar im Jahre 1587. Die ersten aber, welche dessen Gedanken in die Wirklichkeit zu übersetzen bemüht waren, waren fast gleichzeitig Graf Johann von Nassau in Siegen und Landgraf Moritz, denen sich einige Jahre später kein Geringerer als Wallenstein anschloß. (Poten I, S. 3 f.) Der nächstfolgende unter Deutschlands Fürsten, welcher das durch die Ungunst der Zeiten vereitelte Werk von Neuem förderte, war Friedrich Wilhelm, Brandenburgs großer Kurfürst.

In Hessen war es wieder Landgraf Friedrich II., der zu der Erkenntniß gekommen war, daß auf diesem Gebiete etwas geschehen müsse, um dem vorhandenen Bedürfnisse zu genügen. Er ließ zu diesem Zwecke auf dem im Jahre 1710 von seinem Großvater Landgraf Karl errichteten Collegium Carolinum seit dem Jahre 1764 auch kriegswissenschaftliche Vorlesungen halten (durch den Premierleutnant Pistor von der Artillerie). Laut Pistor's Zeugniß nahmen im Jahre 1770 neun Offiziere, Fähnriche, Freikorporale und Pagen an seinem Unterrichte, speziell über Feldverschanzung Theil. Im Jahre 1771 wurde der Ingenieur Mauvillon behufs Er-

weiterung dieser Vorlesungen berufen. (Poten II S. 122 ff.)

Bald nachher gab Landgraf Friedrich II. der von seinem Großvater geschaffenen Unterrichtsanstalt eine veränderte Organisation. Die „erneuerten und verbesserten Gesetze für die Studiosos Collegii Carolini" vom 17. September 1773 (Sammlung fürstlich-hessischer Landesordnungen VI, S. 714 ff.) bieten auch denen Gelegenheit zu weiterer Ausbildung, „welche sich dem Soldatenstande, dem Hof oder solchen Bahnen bestimmen, die mehr Lebensart, Leibesgeschicklichkeit, Kenntniß lebender Sprachen und currente Wissenschaften der heutigen Welt als tiefe Gelehrsamkeit fordern". Offiziere und Pagen konnten sich den Unterricht zu Nutze machen, ohne immatrikulirt zu sein. Im übrigen wurde durch die Statuta Collegii Carolini vom 23. November 1773 im gleichen Bande der Landesordnungen angeordnet, daß die Schüler der Kriegswissenschaften, wenn sie noch nicht in Militärdiensten stehen, zu den studiosis artium gehören sollen (S. 744).

Aus den obigen Mittheilungen über die Hörer des Oberleutnants Pistor ergiebt sich, daß das Offiziercorps der damaligen Zeit sich aus verschiedenen Bestandtheilen ergänzte, einmal aus sog. Freikorporalen, also freiwillig eingetretenen jungen Leuten, zu denen auch die bereits in Kriegsdienste getretenen Schüler der Kriegswissenschaften zu zählen sein werden, sodann aber aus den Pagen des Hofes, für die in der Regel seitens der Fürsten, so auch in Hessen, eigene Informatoren gehalten wurden, darunter solche, welche, da viele ihrer Schüler Offiziere werden sollten, dieselben auch in den Kriegswissenschaften zu unterrichten hatten.

Gelegenheit über die Ergänzung des Offiziercorps zu Friedrich's II. Zeit Weiteres zu erfahren, bieten die damals in der „Casselischen Policey- und Commercien-Zeitung" veröffentlichten Veränderungen beim Militär-Etat. Selbstverständlich erfolgten solche Veränderungen niemals zahlreicher, als wenn mobil gemacht wurde. Mobil gemacht wurde nun in Landgraf Friedrich's späterer Zeit im Jahre 1776, als der bekannte Vertrag mit England abgeschlossen war, auf Grund dessen so bedeutende hessische Streitkräfte nach Amerika geschickt wurden, daß, abgesehen von der Kavallerie, nur wenige Regimenter daheim blieben. Die damals in den Nummern der genannten Zeitung vom 1., 8. und 15. Juli, also nach der Einschiffung der zweiten nach Amerika bestimmten Heeresabtheilung veröffentlichten Avancements, umfassen gegen 370 Namen, deren Träger vorwiegend in den nach Amerika geschickten Truppentheilen standen, davon beziehen sich über 160 auf die Dienstgrade 1) des Secondleutnants und 2) des Fähnrichs (bezw. Cornets).

1) Zu Leutnants befördert wurden einige 80 Mann, darunter befanden sich 58 Fähnriche bezw. Cornets, ferner an noch nicht Soldat bezw. noch nicht im Besitz einer Charge gewesenen Personen deren 12, die vielleicht zu der Kategorie der vorhin erwähnten studiosi artium des Carolinum gehört haben werden, die man wohl am besten mit den 5 zu Leutnants beförderten Freikorporalen zusammenstellt, sodaß sich darnach aus heute sog. Avantageuren fast der fünfte Theil neubeförderter Offiziere rekrutirt haben würde. Hinzu kommen noch 7 aus dem Unteroffizierstande hervorgegangene Leutnants, von denen vorher 2 Feldwebel, 2 Sergeanten und 3 Feuerwerker gewesen waren, doch waren 3 von diesen Unteroffizieren nicht unmittelbar zu Offizieren befördert worden, sondern wenigstens pro forma erst zu Fähnrichen ernannt gewesen; die Verkündigung solcher Avancements erfolgt in der Art, daß es hieß: „Anhero zum Fähnrich, nachhero bezw. nach einigen Tagen zum Leutnant avanciret."

2) Ergänzt wird die vorstehende Liste durch die in den betr. Nummern der Zeitung aufgeführten Avancements zu Fähnrichen (bezw. Cornets). Solcher Beförderungen fanden im Ganzen statt 82, darunter waren Beförderungen von Pagen (Leib-, Jagd-, Livreepagen) 9, vielleicht fanden sich gewesene Pagen vereinzelt weiter unter den zu Fähnrichen aufgerückten 21 Fahnenjunkern. Freikorporale rückten zu Fähnrichen ihrer 12 auf, Leute ohne bisherige Charge 20. Darnach waren Avantageure unter den neuen Fähnrichen noch zahlreicher vertreten, als es nach der Beförderung zu Leutnants unter diesen den Anschein hatte. Unteroffiziere wurden zu Fähnrichen nicht weniger als 19 an der Zahl befördert, mithin bestand fast der vierte Theil der neuen Fähnriche aus Angehörigen des Unteroffizierstandes, unter ihnen 1 Korporal, 1 Unteroffizier von der Artillerie, 1 Quartiermeister, 2 Fouriere, 7 Sergeanten, 3 Wachtmeister und 4 Feldwebel.

Auffallend ist der große Prozentsatz an Unteroffizieren. Unter den über 160 zu Secondleutnants bezw. Fähnrichen und Cornets Aufgerückten gab es, gering angeschlagen, nicht weniger als 26 dem Unteroffizierstande angehörige Personen, d. i. mindestens der sechste Theil oder über 16%. Vielleicht ist aber dieser Prozentsatz noch höher einzuschätzen, wenn wir berücksichtigen, daß unter den 58 vom Fähnrich Leutnant Gewordenen nicht unwahrscheinlicher Weise noch ver-

schiedene aus den Unteroffizierskreisen hervorgegangene Individuen gewesen sein werden.

Zur weiteren Erläuterung dieser Verhältnisse ist reiches Material noch in einem älteren Jahrgange der „Casseler Policey- und Commercien-Zeitung“ aus dem Jahre 1760 zu finden, dem ersten nach der Uebernahme der Regierung durch den Landgrafen Friedrich, und zwar in den Nummern vom 31. März, 7., 14., 28. April, 12., 19. Mai, 2. Juni und 23. Juni 1760, auf die mich Herr Major von und zu Löwenstein freundlichst aufmerksam gemacht hat. Auch damals handelte es sich um Erhöhung der Kriegsbereitschaft der hessischen Truppen, nämlich für die Kämpfe des noch nicht beendigten siebenjährigen Krieges. Nicht weniger als 360 Beförderungen zu Leutnants und Fähnrichen (Cornets) sind daraus zusammenzustellen, 196 Beförderungen zu Leutnants und 164 zu Fähnrichen (Cornets). Unter den neuen Leutnants waren 171 vorherige Fähnriche (Cornets) oder Stückjunker, letztere bei der Artillerie, 11 bisher nicht im Besitz einer Charge gewesene Leute, also Avantageure, ein ihnen zuzurechnender Freikorporal, ferner 12 bisherige Unteroffiziere (1 Feldwebel, 4 Sergeanten und 5 Adjutanten). Unter den 164 neuen Fähnrichen waren 51 bislang ohne jede militärische Charge gewesen, 21 bisher als Kadetten einrangirt gewesene Leute, die im Range den 1776 erscheinenden Fahnenjunkern gleich zu setzen sein werden, nebst 3 ihnen zuzuzählenden Freikorporalen und dann nicht weniger als 86 bisherige Unteroffiziere, also über die Hälfte von denselben, darunter 19 Feldwebel, 6 Wachtmeister, 39 Sergeanten, 4 Feuerwerker, 3 Adjutanten, 4 Quartiermeister, 3 Unteroffiziere, 1 Wagenmeister, 1 Stabswagenmeister.*)

Nach dieser Zusammenstellung war zwischen den Beförderungen von 1760 und denen von 1776 immerhin eine starke Abnahme in Bezug auf den aus dem Unteroffiziercorps hervorgegangenen Ersatz des Offiziercorps festzustellen, ein Rückgang von über 50 % auf gut 16 %.

Dieser immer noch unleugbar hohe Satz von 1776 erklärt sich einmal aus den durch die Mobilmachung des größten Theils des hessischen Heeres verursachten Bedarf an Offizieren, spricht zweitens aber auch für die gediegene Tüchtigkeit der hessischen Unteroffiziere.

Wollte man annehmen, daß die Gegensätze in den Anforderungen an die Offiziere bezw. Offiziersaspiranten und in denen an die Unteroffiziere gleich ausgeprägt gewesen wären wie heutzutage, dürfte man irren. Unter den unter die Unteroffiziere verschiedenen Ranges aufgenommenen jungen Leuten waren bestimmt solche, die nur, weil andere höhere Stellungen zunächst nicht in genügender Anzahl frei waren, in verschiedenen mehr oder minder einflußreichen Unteroffiziersplätzen untergebracht wurden. Einerseits wollten sie auf jeden Fall dem ruhmreichen hessischen Feldzeichen folgen, andererseits suchte man militärischerseits zu verhindern, daß tüchtige Kräfte den hessischen Truppen entgingen, indem man sie gleich in bestimmte Dienstgrade einrangirte. So ist es mit Sicherheit anzunehmen von dem damals noch bürgerlichen späteren General von Ochs*), der im Jahre 1777 nach seiner Biographie (S. 4) sein Amt als Rentereiassistent niederlegte, um als Fourier bei dem Jägercorps einzutreten und dessen Ersatz nach Amerika zu folgen, wo er Ruhm und Ehre zu finden hoffte.

Aus den vorhergehenden Darlegungen folgt mit Sicherheit, daß Dichter Seume (Sämmtliche Werke [Leipzig 1835], S. 32) geradezu die Unwahrheit schreibt, wenn er behauptet, „nach unserer alten sogenannten guten Ordnung konnte kein Bürgerlicher in der Regel weiter aspiriren als bis zum Feldwebel . . . Bei uns mußte man Edelmann sein oder viel Geld haben, um im Staate ein Mann zu werden“.

Die militärischen Beförderungen der Jahre 1760 und 1776, wie sie in der „Casseler Policey- und Commercien-Zeitung“ so sehr zahlreich zu finden sind, zeigen, welch große Anzahl bürgerlicher Elemente im hessischen Offiziercorps vorhanden war.

*) Die Charge Adjutant für Unteroffiziere kam 1776 nicht mehr vor.

*) Die Erhebung in den Adelstand erfolgte erst im Jahre 1802. (Biographie S. 143.)



Ein zeitgenössisches Urtheil über den „Soldatenhandel“ Landgraf Friedrich's II. und seine Würdigung.

Von J. Fürer.

Von der Ansicht ausgehend, daß bei historischen Streitfragen von allgemeinerem Interesse, zumal, wenn sich ihre Behandlung beiderseits weniger durch strenge Sachlichkeit als durch eine gewisse Voreingenommenheit und Leidenschaftlichkeit, um nicht zu sagen, Erbitterung charakterisirt, eine endgültige Entscheidung ganz besonders wünschenswerth, aber auch nur herbeizuführen sei durch Heranziehung alles nur irgend erreichbaren Materials, habe ich nachstehende Kundgebung zweier Fähnriche des Regiments von Knyphausen als Beitrag zu der eben wieder brennend gewordenen Frage des „Soldatenhandels“ weiland Friedrich's II., Landgrafen zu Hessen, ihrem verborgenen und darum nutzlosem Dasein in den „Wilhelmshöher Kriegsakten“, speziell den „Relationen vom nordamerikanischen Kriege“, entreißen zu müssen geglaubt.

Am 24. Dezember 1778 wurde die Aufmerksamkeit der Leser des „Pennsylvania-Packet“ *) durch eine in englischer Sprache abgefaßte Publikation in Anspruch genommen, die wir hier, wie folgt in wörtlicher Uebersetzung wiedergeben:

„An das Publikum!“

„Da es in diesem Lande keine Ehrengerichte giebt, vor welchen unser eigenthümlicher Fall angemessen untersucht werden könnte, sind wir gezwungen uns an das Publikum zu wenden und um die Geduld desselben für eine Darlegung unserer absonderlichen Lage zu bitten.

Ungeachtet der Vorstellung, die man allgemein über Fahnenflucht hegt, sind wir der festen Ueberzeugung, daß sie bei den Hessen durch jeden Grundsatz der Gerechtigkeit und Billigkeit zu rechtfertigen ist. Wenn ein Fürst es unternimmt, seine Unterthanen ohne ihr Wissen und ohne ihre Einwilligung zu schändlichen und gottlosen Zwecken an eine fremde Macht zu verkaufen, so haben solche Unterthanen nach unserer Meinung das Recht, den Vertrag zu lösen, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet. Diese Lehre wird unseres Erachtens bestätigt durch das Völkerrecht, die Vernunft und den gesunden Menschenverstand.

Dies ist jedoch noch nicht ganz unsere Lage, und wir glauben, daß die Beweggründe für unser Verhalten wenn möglich noch einwandsfreier sind.

Wir wurden im Dezember 1776 in Trenton von den Truppen unter Sr. Excellenz dem General Washington gefangen genommen; von da wurden wir als Kriegsgefangene in den Staat Virginia geschickt, wo uns jede Aufmerksamkeit und Menschenfreundlichkeit erwiesen wurde, die unsere Lage gestattete; hier hatten wir Gelegenheit, die wahre Natur des Kampfes kennen zu lernen, und gerne würden wir damals schon einen so widerwärtigen Dienst verlassen haben, wenn es unsere Begriffe von Ehre erlaubt hätten.

Einen solchen Schritt konnten wir damals nur mit unserem Gefühl in Einklang bringen, wenn wir zunächst unseren Abschied aus dem hessischen Dienst nahmen. Zu Anfang des Monats Mai wurden wir ausgewechselt, am 5. Juni reichten wir Generalleutnant von Knyphausen unsern Abschied ein, und am 6. August verließen wir New-York. Wir können uns jetzt als Amerikaner betrachten; wir haben sehr viel aufgegeben, um dieses Vorrecht zu erhalten und hoffen zuversichtlich, daß wir in den Augen des Publikums so rein dastehen, wie irgend welche andere Unterthanen dieser vereinigten Staaten. Man fragt, warum wir nach Amerika gekommen sind. Darauf diene zur Antwort, daß wir in früher Jugend *) in den hessischen Dienst traten und daß uns das, was von uns verlangt wurde, gänzlich unbekannt war, wozu kommt, daß man in Hessen keine andere Wahl hat als den Gehorsam.

Wenn uns aber auch die Wahl gelassen wäre, so hätten wir nie vermuthen können, daß unser Herrscher, den zu verehren und hochzuachten man uns seit frühester Kindheit gelehrt hatte, so aller Gefühle der Menschlichkeit baar gewesen wäre, sein Heer in ein fremdes Land zu schicken, um in einem Kampfe abgeschlachtet zu werden, der sein eigenes Land durchaus nichts anging.

(gez.) Charles F . . ., Kapitän.
W. Kl . . ., Kapitän.

Philadelphia, den 17. Dezember 1778.“

„Edler Seume,“ höre ich den geneigten Leser — den längst erleuchteten natürlich ausgenommen — im Stillen Abbitte thuend, ausrufen, „wie sehr

*) Zeitung, die damals in Philadelphia erschien.

*) F. war damals ausweislich des Kirchenbuchs höchstens 17 Jahre alt.

warst Du doch im Recht, als Du mit Deinem „Märchen" von den schmählich verkauften Hessen nur — so glaubten wir in trauriger Verblendung — Dich selbst zu retten suchtest!"

Denn da steht es ja mit flammenden Lettern, mit vernichtender Deutlichkeit geschrieben: „Wenn ein Fürst es unternimmt, seine Unterthanen ohne ihr Wissen und ohne ihre Einwilligung zu schändlichen und gottlosen Zwecken an eine fremde Macht zu verkaufen . . ."

Armer Landgraf! Nun auch Deines letzten Glorienschimmers beraubt, ein „aller Gefühle der Menschlichkeit baarer" Gewaltmensch stehst Du da!

Wie unverdient auch war die Zurechtweisung, die Ihnen, verehrter Herr M., noch kürzlich widerfuhr, als Sie — fast möchte man glauben, daß Sie mir in der Entdeckung unseres lichtbringenden Dokuments zuvorgekommen — nach berühmten Mustern und noch ein wenig darüber hinaus in, wie sich nun ja herausstellt, so vollberechtigter Entrüstung sich erschöpften! Ihr alle, die Ihr nun, es fällt mir gerade Besseres nicht ein — dem mutatis mutandis verendeten Löwen gegenüber in einer so beneidenswerthen Rolle Euch gefielet — wie herrlich, wie glänzend gerechtfertigt steht Ihr nun da! Der längst verstummte Mund derjenigen, die allein Gewißheit zu geben vermögen, er öffnet sich noch einmal — nur, damit Euren angeblichen Verleumdungen die endliche und volle Bestätigung zu Theil werde!

Zwar läßt sich auch noch ein dritter Zeuge von anno dazumal vernehmen, kein anderer als General von Knyphausen, dem wir es überhaupt verdanken, daß jenes Elaborat auf uns gekommen. Dieser fügte es nämlich seinem Bericht an den Landgrafen vom 14. Februar 1779 als Anlage bei, nicht, ohne sich ein recht absprechendes Urtheil darüber zu erlauben:

„Aus einer Rebellenzeitung*)," schreibt er, „welche mir zu Gesicht gekommen, habe anliegende von denen beiden desertirten Fähnrichs F. und Kl. zu Bemäntelung ihrer Schande vorgebrachte Lügen mit Fleiß extrahiren lassen . . ."

„Non liquet!" Denn, was bedeutet wohl der Bericht des Generals an den Landgrafen gegenüber dem durch keinerlei Rücksicht mehr beeinflußten, also gänzlich unbefangenen Zeugniß der beiden Deserteure? Und in der That — so wenig wir Anlaß haben, an der Wahrhaftigkeit von Knyphausen's zu zweifeln und persönlich dazu geneigt sind —, daß er seinem Landesherrn gegenüber eine andere Auffassung der Sache nicht vertreten durfte, kann wohl nicht anders als zugegeben werden.

Doch wir wenden uns zu unseren Fähnrichen zurück mit der Frage: Dürfen wir wirklich so ohne Weiteres unbedingte Glaubwürdigkeit für ihre Aussagen in Anspruch nehmen? Erscheint alle und jede Rücksichtnahme bei ihrer Darstellung ausgeschlossen? Wir lehnten es ab, zum Beweis unserer, wie den Lesern nicht entgangen sein wird, gegentheiligen Ansicht, uns auf das Zeugniß von Knyphausen's zu stützen. Sehen wir uns also nach einer andern Stütze um! Vielleicht finden wir eine solche in der Natur der Sache selbst, vielleicht auch in dem ganzen Charakter unseres — wie wir die Publikation nunmehr nennen wollen — Rechtfertigungsversuchs.

Da meine ich denn ad I, schon der Umstand eben, daß es sich um eine Rechtfertigung handelt, müsse stutzig machen. Pflegt es doch mit der Objektivität einer solchen so ein eigenes Ding zu sein. Der sich Rechtfertigende hat ein Interesse daran und ist geneigt, zu seinen Gunsten Sprechendes entweder zu übertreiben oder überhaupt erst zu erfinden. Auf den vorliegenden Fall angewandt: Im Interesse der beiden Deserteure lag es — ob sie übertrieben oder erfanden, sei einstweilen dahingestellt — einmal, ihre seitherige Gegnerschaft als eine möglichst erzwungene also unverschuldete hinzustellen, um so mehr, da die Furcht gerade vor den Hessen und infolgedessen natürlich auch der Haß gegen dieselben bekanntlich nicht gering war. Zugleich aber galt es, zumal man amerikanischer Bürger werden und zu diesem Zweck „in den Augen des Publikums ebenso rein dastehen wollte wie jeder andere Unterthan dieses Landes", die Fahnenflucht als eine unter möglichst unanfechtbaren Umständen erfolgte erscheinen zu lassen, kurz gesagt, auch die Ehre nach Möglichkeit noch zu retten.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, dürften die Behauptungen von „ohne Wissen und Einwilligung" erfolgtem „Verkauf", von „gänzlichem Unbekanntsein mit dem, was verlangt wurde", von „vorher aus dem hessischen Dienst genommenem Abschied" schon einigermaßen an überzeugender Kraft verlieren.

Damit wäre freilich nur erst ein matter Wahrscheinlichkeitsbeweis geliefert. Mehr würde es bedeuten, wenn es uns gelänge, in dem Charakter des Schriftstückes selbst eine Handhabe für unsere Beweisführung zu finden, mit anderen Worten, die zur Erschütterung seiner Glaubwürdigkeit erforderlichen Kriterien darin nachzuweisen.

Zu den charakteristischen Merkmalen einer unwahren Darstellung zählt man gemeinhin das

*) Die aufständischen Yankees wurden von ihren Gegnern Rebellen genannt.

Vorhandensein innerer oder äußerer Widersprüche, einerlei, ob dieselben zur Sache selbst in direkter Beziehung stehen oder nicht. Beides aber hat der Artikel des Pensylvania-Packet aufzuweisen. So ist es zweifellos ein krasser innerer Widerspruch, wenn ein Soldat, noch dazu ein Offizier*), noch militärisches Ehrgefühl für sich in Anspruch nimmt, nachdem er kurz vorher der verblüffenden Ansicht sich nicht gescheut, daß „bei den Hessen die Fahnenflucht durch jeden Grundsatz der Gerechtigkeit und Billigkeit zu rechtfertigen" sei, daß „ein Unterthan", will heißen ein Soldat, unter Umständen „das Recht habe, den Vertrag zu lösen, sobald sich eine Gelegenheit dazu biete" u. s. w. Ein innerer Widerspruch für jeden, der noch der Ansicht huldigt, daß unbedingter, blinder Gehorsam gegen den obersten Kriegsherrn, selbst wenn es sich um „schändliche und gottlose Zwecke" handelt, vom militärischen Ehrbegriff untrennbar sei.

Ueber diesen Gehorsam scheint Verfasser allerdings seine eigene Meinung zu haben, wenn er ihn mit den Worten: „wozu kommt, daß man in Hessen keine andere Wahl hat . . ." als eine spezifisch hessische und, wie aus dem Zusammenhang entnommen werden muß, nicht eben löbliche Eigenthümlichkeit hinzustellen beliebt.

Was aber will das Wort „Vertrag" hier bedeuten? Etwa den Subsidienvertrag? Kaum! Denn der war ja abgeschlossen zwischen Hessen-Kassel und England, konnte also auch nur von einer dieser beiden betheiligten Mächte, bezw. rechtlich nur mit Einwilligung beider „gelöst" werden, unmöglich aber von einzelnen Unterthanen derselben. Eine Absurdität, die wir dem Verfasser trotz Manchem denn doch wohl nicht zutrauen dürfen.

So kann den nur ein Vertrag gemeint sein, den dieser selbst und zwar seinem Landes- und obersten Kriegsherrn, bezw. in erster Instanz seinem Regiment gegenüber eingegangen ist. Dann aber können wir nicht umhin, einen ferneren, weit schwerer wiegenden, weil offenkundigen und die Sache selbst unmittelbar angehenden Widerspruch zu konstatiren, allein schon fast geeignet, uns jeder weiteren Beweisführung zu überheben. Denn wie verträgt sich damit das in demselben Athem behauptete: „Verkauf ohne Wissen und Einwilligung"?!

Es verträgt sich hier eben Manches nicht mit einander. Dahin möchten wir zum Schluß auch noch rechnen, wenn mitten aus der Fluth der — Anklagen, wie wir uns einstweilen noch ausdrücken wollen — plötzlich die schon stark an Reue gemahnende Bemerkung auftaucht: „Wir haben, um dieses Vorrecht (die amerikanische Civität) zu erhalten, — viel aufgegeben!" Also doch!

Solcher und ähnlicher Widersprüche ließen sich noch mehr anführen. Um jedoch spätere Wiederholungen zu vermeiden, müssen wir uns eine Erweiterung der angeführten versagen.

Aber nicht nur unbewußte Widersprüche enthält der Rechtfertigungsversuch, auch, was vor allem geeignet erscheint, seine Glaubwürdigkeit auch im Uebrigen zu erschüttern, offenkundige, mehr oder weniger bewußte Unwahrheiten.

Eine solche liegt schon in den bereits angeführten Worten: „daß uns das, was von uns verlangt wurde, gänzlich unbekannt war" sowie vor allem in der am Schluß aufgestellten Behauptung: „Wir hätten nie vermuthen können, daß unser Herrscher so aller Gefühle der Menschheit baar gewesen wäre, sein Heer in ein fernes Land zu schicken, um in einem Kampfe abgeschlachtet zu werden," — wie man sich auszudrücken beliebt — „der sein eigenes Land durchaus nichts anging"; eine Unwahrheit insofern, als das völlige Ueberraschtgewesensein von der Unternehmung, welches man hier dem Leser glaubhaft zu machen sucht, bei einem hessischen Offizier von Anno dazumal, dem es doch unmöglich fremd sein konnte, daß auch die Vorgänger seines Landesherrn „so aller Gefühle der Menschlichkeit baar gewesen, ihr Heer in ein fremdes Land zu schicken" u. s. w., einfach undenkbar ist. Hatten doch hessische Truppen in Morea gefochten. Warum jetzt nicht auch einmal in Amerika?

Sollte aber, was kaum anzunehmen, die Kenntniß hessischer Kriegsgeschichte damals bei den hessischen Offizieren wirklich so mangelhaft gewesen sein, daß Thatsachen wie die eben erwähnten hätten unbekannt bleiben können, so mußte sie Fähnrich F., der, wie später gezeigt werden wird, alleinige Verfasser des Artikels, aus dem Munde seines eigenen, damals noch lebenden Vaters wissen, der als Cornet bezw. Leutnant im Kavallerieregiment „Prinz Maximilian" zuerst im kaiserlichen, dann im englischen Solde, mithin ebenfalls „an eine fremde Macht verkauft", in Bayern und in den Niederlanden, also gleichfalls „in ein fernes Land geschickt" im „österreichischen Erbfolgekriege" genau ebenso an einem Kampfe theilgenommen, „der sein eigenes Land durchaus nichts anging", und — man staune! — dennoch keinen Anstand nahm, vier seiner Söhne ebenfalls wieder hessische Offiziere werden zu lassen, von denen übrigens noch ein zweiter als Leutnant in demselben Regiment

*) Der Fähnrich zählte damals schon zu den Offizieren.

von Knyphausen und gleichzeitig als Brigadeadjutant den amerikanischen Feldzug in allen Ehren mitmachte.

Enthielt der soeben von uns gewürdigte Passus des Rechtfertigungsversuchs mehr indirekt eine Unwahrheit, so muß es hingegen als eine direkte Lüge bezeichnet werden, wenn weiter behauptet wird, daß man vor der Desertion „den Abschied aus dem hessischen Dienst genommen". Man denke sich einen Soldaten, einen Offizier, der mitten im Kriege vor dem Feinde seinen Abschied nimmt! Fürwahr, starke Zumuthungen werden an die Leichtgläubigkeit der Leser des „Pennsylvania-Packet" gestellt. Die Dreistigkeit, mit welcher hier in die Welt hinausgelogen wird, sucht ihres Gleichen! Lassen wir uns nicht etwa düpiren durch die Bestimmtheit, mit der die Lüge auftritt, durch die genaue Angabe von Zeit und Stunde, ein ja nicht ganz unbekanntes und in derartigen Fällen beliebtes Manöver, welches jedoch bei der hier statthabenden Offenkundigkeit schlechterdings nicht verfangen kann!

General von Knyphausen erwähnt denn auch, was andernfalls, schon der Kuriosität halber, ganz gewiß geschehen wäre, in seinem diesbezüglichen Bericht an den Landgrafen vom 23. August 1778 von einem „zuvor genommenen Abschied" nichts, bemerkt vielmehr, daß die Fähnriche F. und Kl. seit dem 7. August vermißt würden und, „da von feindlichen Deserteurs die Nachricht eingekommen, daß zwei hessische Offiziers zu White-Plains eingetroffen, wohl mit Zuverlässigkeit als Deserteurs anzusehen seien". General Washington aber macht er darauf aufmerksam, daß sie „wegen gemachter vieler Schulden desertirt und ihrer Aufführung wegen kassationsfähig gewesen".

Eben so wenig ist in dem am 28. Juni 1780 von York in Virginien aus an Knyphausen gerichteten Begnadigungsgesuch des Fähnrichs Kl. etwas zu finden, was auf einen „vorher genommenen Abschied" auch nur im Geringsten hindeutete.

„Sehr gewiß versicherd" — so läßt sich der Deserteur, nachdem er etwa zwei Jahre lang mit Kamerad F. die doppelte Ehre, amerikanischer Bürger und Kapitän zu sein, getheilt, an die Großmuth derer appellirend, über die er s. Z. so unbarmherzig den Stab hatte brechen helfen, im Tone bitterster Reue vernehmen — „Sehr gewiß versicherd von Dero Großmüthigkeit . . . habe ich mich erkühnet, Dero hohe Gnade anzuflehen und . . . mit der Wahrheit umstandlich zu berichten, wie daß ungefehr ein Jahr und Sechs Monath vergangen seynt, wann ein Fehndrich . . . mit Namen C. F. sich vorgenommen hatte, über zu den Amerikanern zu gehen . . . wo mich derselbe als einen Freund überreden thate, mit ihm in das Land zu gehen und hernachmals bey großen Vorstellungen und lustigen Anschlägen alles mein Geldt von mihr bekommen hatte und dann fälschlich persuadirte, mit ihm zu dem Feinde zu gehen, und wobey er mich zu einem ganz unglücklichen Mann gemacht hat . . ."

Nun, ich denke, das klingt eher nach allem Andern als gerade nach „vorher genommenen Abschied". Dieser wäre zudem, was noch mehr in die Waagschale fällt, auch von Kl. ganz gewiß nicht unerwähnt gelassen; was General von Knyphausen des Kuriosums wegen nicht übergangen haben würde, der reuige, um Gnade flehende Deserteur hätte es als mildernden Umstand geltend zu machen versucht. Denn, nehmen wir einmal an, das Ungeheuerliche sei dennoch geschehen, der Abschied in der That eingereicht worden, aus welch anderem Grunde konnte dies dann geschehen sein als in dem Wahne, sich dadurch zu entlasten?

(Fortsetzung folgt.)



Ein Requiem.

Novelle von Wilhelm Schoof.

In tiefer Waldeinsamkeit versteckt liegt in der Rhön da, wo sie am höchsten wird, das Franziskanerkloster Kreuzberg. Ein anmuthiger Wiesenpfad führt, wenn man von Gersfeld kommt, durch den Oberweißenbrunner Wald zum heiligen Berge. Oben, auf halber Höhe, mündet der Pfad in eine breite, schöne Allee. Hier, vor einem mächtig ragenden Heiligenkreuz, schweift der Blick über Dörfer und Wiesen hin, weit in das Land hinaus bis nach Thüringen und Hessen hinein.

Bald umfängt den Wanderer Wald, herrlicher, dunkler Bergwald wie in Thüringen. Aber es ist nicht Thüringen, es ist die Rhön, die rauhe, herbe, die hier anheimelnd und lieblich zu werden beginnt.

Noch wenige Schritte, und das Kloster mit keck aufragendem Thurm und dicken, handfesten Mauern taucht vor uns wie ein verborgenes Kleinod auf, daneben ein Wirthshaus mit ebenso festen Mauern. Der erste Eindruck ist durch und durch romantisch.

Ein heiliges Wehen geht um den Berg .... Stimmungen der Andacht, Schauer einer seltenen religiösen Empfindung durchrieseln uns, unwillkürlich wird das Herz ernst gestimmt.

Dicht an den Klosterhof schmiegt sich die kleine, einfache Kirche an, hinter deren abschüssiger, dicht an eine aufsteigende Flanke des Berges gelehnter Seitenmauer vorbei der Weg abwärts zum Vorhof führt. Die Pforten der Kirche stehen weit geöffnet. Fromme Beter sind drinnen auf's Knie gesunken ... Kein Laut, selbst nicht das wüthende Gebell der Klosterdoggen, welche die Ankunft neuer Wanderer verkünden, vermag ihre Andacht zu stören.

Der Glockenzug dröhnt schrill in die klösterliche Ruhe hinein, und nach einer Weile raschelt ein schlürfender Tritt inwendig über die Steinfliesen. Bruder Severus, der Pförtner des Klosters, den riesigen Schlüsselbund in der Hand, erscheint in der Thür, eine hagere, bleiche Gestalt mit abgehärmten Zügen. Ein erster Blick auf den Mönch giebt uns zu rathen. Diese hohe, gewölbte Stirn, über der sich ein schwerer Ernst lagert, die dunkeln tiefliegenden Augen, aus denen ein geheimnißvolles Weh spricht, der Mund mit den schmalen Falten, ein Mund der Entsagung, dazu die dunkle, härene Kutte, das ganze Wesen des stillen Bruders, wecken ein leises Mitgefühl in uns. Die Phantasie spiegelt sich gleich ein ganzen Roman als Kommentar dazu vor.

Herzlich klingt sein „Gott segne Euren Eingang. Gelobt sei Jesus Christ" allzeit dem Wanderer entgegen. Dann schließt sich die Pforte wieder hinter den weltlichen Gästen.

So kommen in den Sommermonden fast täglich Leute hier oben an, seien es fromme Wallfahrer, die aus weiter Ferne kommend Unterkunft in den gastlichen Räumen suchen, seien es lustige Sommervögel aus der Umgegend, die an schönen Sommertagen hier oben hinaufgeflattert kommen, um die weit und breit bekannte Gastlichkeit der Mönche für ein paar Stunden in Anspruch zu nehmen. Besonders an Sonntagen ist es ein beliebter Ausflugspunkt für Gesellschaften, welche die Sekundärbahn bis an den Fuß des Berges trägt. Auch frische frohe Studenten, junges Blut mit leichtem Sinn, aus den umliegenden Universitäten Würzburg, Gießen, Marburg, pflegen gern ihren Durst an dem riesigen Klosterfaß zu stillen. Die stimmen wohl ab und zu auch ein weltlich Liedlein hier oben an, das schallt gar seltsam in den ernsten Klosterräumen. Aber im Winter, bis in den Frühling hinein, wenn der Schnee sich fußhoch um die Klostermauern thürmt, und ein kalter, eisiger Wind um die Fenster pfeift, wenn des Winters Macht sich in seiner ganzen elementaren Strenge hier oben zeigt, dann liegt das Kloster einsam und verlassen da, wie eine in Schnee und Eis begrabene Welt, dann sind die Mönche ganz allein mit Gott und der winterlichen Landschaft.

* *
*

Seit einem halben Jahr befindet sich Bruder Severus oben im Kloster. Ein Zufall hat ihn aus den bairischen Alpenfirnen in seine heimathlichen Berge der Rhön zurückverschlagen, eigentlich gegen seinen Wunsch, Denn die Erinnerungen an die Heimath sind ihm schmerzlich ...

Severus ist der fleißigste Beter des Klosters. Des Morgens in aller Frühe, wenn die Glocken zur Matutine rufen, ist er der erste in der Kirche, des Abends, wenn die Vesper längst geläutet ist und die Mönche sich zu traulichem Plaudern an der langen Tafel des Refektoriums versammeln, liegt er noch vor dem Altar in stillem Gebet und dankt seinem Gott für den Tag, den er ihm heute wieder geschenkt:

„O wie reichlich strömte mir Gottes Gnade heute wieder zu. Nie werde ich Deine Liebe vergessen, o mein Gott. Wie schrecklich sind Deine Gerichte, wie unendlich ist aber auch Deine Barmherzigkeit. Ich hab' es beschlossen, ich will mich in Ewigkeit nicht wieder von Dir trennen."

Bruder Severus hat entsagen gelernt. Er hat entsagt der Welt und ihrer Fleischeslust. Nicht leicht, er hat lange kämpfen müssen. Ein Name, so unendlich süß, schallte in das Flüstern des Gebets, ein Name, der tausend Erinnerungen an die Jugendzeit in ihm wachruft, eine lockende Frauengestalt, schön wie die Mutter Gottes, stieg immer wieder vor ihm auf. Nach ernstem Ringen hat er endlich Gnade gefunden vor dem Barmherzigen. Abgesondert von den Brüdern, lebt er seiner Arbeit und dem Glauben an seinen Erlöser. Nur einen Freund hat er hienieden, die Natur. Allabendlich, bei Sonnenuntergang, wenn ihm sein Pförtneramt nichts zu thun giebt, sieht man ihn die Stufen, die vom Kloster aus, in den Rasen gefügt, auf den Gipfel des heiligen Berges führen, hinaufwandeln. Dort in der poetischen Einsamkeit, am Denkmal des Rhöntroubadours, inmitten einer anmuthigen Gruppe von dichtem Gebüsch, ist sein Lieblingsplatz. Weit, unermeßlich weit schweift hier der Blick hinunter in das tief zu Füßen liegende Land, das auch am lichtesten Tage kein Blick ganz übersehen kann, gestalt- und farblos, Wiesen, auf denen sich weiße Nebel ballen und jagen, Berge, die wie träumende Riesen lagern.

Dort sitzt er allabendlich und sieht, wie die Sonne stirbt auf dem öden Gebirge. Sie geht

hier oben unter in einer so herb wehen Herrlichkeit, wie sie nur in der Rhön untergeht. Er liebt das Bild; so ging auch ihm die Sonne des Glücks einst unter ... Im Westen wohnte es, dort hinten versteckt, wo die Thürme der alten Bonifatiusstadt wie mahnende Fingerzeige gen Himmel ragen, dort, wo die Sonne glühend hinter den Bergen versinkt ...

Doch er hat entsagen gelernt. Seine Seele hat den Frieden in Gott gefunden. —

* * *

Der Sommer ist vorübergegangen. Ein Spätherbsttag ist's, ein wundervoller, klarer Sonntag mitten im Oktober. Ein außergewöhnlich schöner Herbst war dies Jahr der Welt beschieden und lockte noch immer Wanderer hinauf zum heiligen Berge. Die Sonne leuchtete noch einmal mit großer Wärme über den Rhönbergen, als sollten sie für die langen, dunklen Wintertage entschädigt werden. Wehmüthige Abschiedsstimmung wehte durch die erstorbene Natur.

In seiner ärmlichen Zelle sitzt Bruder Severus, das Brevier aufgeschlagen und liest. Ein hartes Bett, ein Stuhl, ein Tisch aus Eichenholz, an der Wand ein Kruzifix, ein paar Heiligenbilder, bilden den ganzen Inhalt der düstern Zelle. Sein Pförtneramt giebt ihm heute wenig zu thun. Seit Mittag ist kein Gast mehr oben gewesen. Am Morgen war es neblig, die Sonne ist erst gegen Mittag durchgebrochen. Ueberdies war es Oktober, die Besuche wurden immer spärlicher. So konnte er sich heute beschaulicher Andacht widmen.

Da wird er durch Gebell der Klosterdoggen unsanft in seiner Ruhe gestört. Die Thürglocke läutet. So müssen doch noch Gäste gekommen sein, die den schönen Herbstsonntag ausnutzen wollen, denkt er für sich. Ruhig, ohne Hast und Neugier nimmt er den Schlüsselbund, schlappt langsam die Treppe hinunter und öffnet. Da steht vor ihm eine kleine Schaar von Damen und Herren in heiterem Frohsinn, die Wangen von der frischen Herbstluft geröthet, und schaut ihn neugierig an.

„Grüß Gott, lieber Bruder, können wir Einlaß finden im Kloster?"

Sein Blick ist ganz ruhig, fast gleichgiltig. „Gott segne Euern — —" doch da erstirbt ihm das Wort auf der Zunge. Ein junges Weib mit rosigem Antlitz und blondlockigem Stirnhaar unter dem breitrandigen Hut schaut ihm mit ihrem holdseligen Blick gerade in die Augen. Er senkt sein Haupt, den Blick zur Erde gerichtet, merkwürdig verlegen, und schweigt. Er weiß nicht, was beginnen. Ein jäher, alle Nerven und Pulse durchzuckender Schmerz erfaßt ihn. „Cäcilie! Cäcilie!" schreit es in ihm. „Sie ist es ... Sie kommt ... ich muß sie wiedersehen ..." Alle dunklen Bilder der Vergangenheit verschwinden in ihm, ihre Lichtgestalt tritt ihm verklärend entgegen. Er starrt vor sich hin, lautlos bleibt er stehen, nicht fähig, nur ein einziges Wort zu sagen.

Ungeduldig steht das Häuflein im Vorhof und schaut den seltsamen Mönch fragend an, seine Scheu dünkt ihnen räthselhaft.

„Nun, lieber Bruder, weshalb so nachdenklich? Können wir nicht in ein warmes Zimmer kommen, wir frieren hier draußen."

Die Worte reißen ihn aus seiner Betrachtung heraus. Er rafft sich auf. Langsamen Schrittes, mechanisch, geht er voran in dem dunkeln Klostergang und führt sie in das warme Gastzimmer. Mechanisch ladet er sie ein, es sich bequem zu machen, und erkundigt sich nach ihren Wünschen.

„Ein Glas Wasser, Bruder, ich verschmachte!"

Die Stimme erkannte er. Sein Herz bebt vor Angst und Entzücken. O Herr des Himmels, in hoher Schönheit und Anmuth strahlte sie mehr als je. Sie als Frau, den Blick voll inniger Liebe, am Arme eines Andern, hier oben im Kloster! Seine Verlegenheit wird noch größer. Er geht hinaus und bringt das Gewünschte, ein Glas frisches, krystallhelles Wasser. Er bringt es auf der flachen Hand, mit einer scheuen, ausweichenden Bewegung stellt er es gerade vor sie hin. Er fühlt ihre holde Nähe, ihm ist, als bestricke ihn ein betäubender Zauber. Sie dankt ihm mit einem süßen Lächeln und blickt ihn treuherzig mit ihren dunkelblauen Augen an. Wie im tödtenden Kampf zucken alle seine Nerven, ein nie gekanntes Schmerzgefühl zerreißt seine Brust, er möchte sie umarmen, sie an sich drücken, vergehen vor Wonne und Qual, — eine Minute dieser Seligkeit für ewige Marter der Hölle! Er liebt sie noch mit einer Gluth, die kein Gebet, keine Bußübung zu dämpfen vermag. Wie so ganz anders erschien ihm jetzt alles, wie thöricht, wie schal sein ganzes Leben ...

In einer Art wilder Verzweiflung rafft er sich gewaltsam zusammen, er nimmt sich vor, möglichst ruhig und unbefangen zu bleiben. Schweigend geht er zur Thür hinaus und trägt den Gästen von den Vorräthen der Klosterküche auf. Ruhig und selbstverständlich, als ob es nicht anders sein könnte, setzt er Teller und Speisen vor sie hin und ladet sie in seiner schlichten, herzlichen Weise ein, mit dem vorlieb zu nehmen, was das Kloster ihnen bieten könne. Dann wendet er sich wieder der Thüre zu, er glaubt, daß er den Gästen in seiner düsteren Stimmung lästig ist. Ihr Frohsinn quält ihn.

„Ehrwürdiger Bruder, wollen Sie uns nicht Gesellschaft leisten? Man wird es Ihnen doch nicht verübeln, wenn Sie bei uns sind?"

„O nein, behüte! — Wenn's den Herrschaften angenehm ist." — —

Sonst hat er sich nicht erst bitten lassen. Er ist jedem Wanderer ein guter Gesellschafter gewesen, er hat sich gern bei ihnen erkundigt, wie's drunten in der Welt aussieht. Aber heute — — Mit einem gewissen Unbehagen kauert er sich bescheiden auf der hölzernen Ofenbank zusammen.

„Sind heute schon mehr Gäste oben gewesen?"

„Zum Mittagessen hatten wir zwei Herren aus Brückenau oben, sonst hat sich heut' noch niemand sehen lassen."

„Haben Sie in den letzten Tagen bei dem schönen Herbstwetter viel Gäste gehabt?"

„Nicht, daß ich sagen könnte. Die Besuche werden immer seltener."

„Wie ist es denn im Winter hier oben? Bekommen Sie dann auch noch oft Besuch?"

„Das kann ich leider nicht sagen. Ich bin erst seit Frühjahr hier."

„Erst seit Frühjahr? Und wo sind Sie früher gewesen?"

„Erst in München, dann in Italien und zuletzt am Tegernsee."

„In Italien! Sie Glücklicher! Wie kamen Sie dahin?"

„Mein Orden schickte mich hin."

„Es ist schön in Italien, nicht wahr? Hat es Ihnen gut dort gefallen?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe nicht viel gesehen. Ich hatte große und schwere Arbeit."

„O sie Aermster! Sie müssen viel durchgemacht haben. — Gefällt es Ihnen denn nicht im Kloster?"

Ein tiefer Seufzer seinerseits.

„O ja, ich bin zufrieden so. Wenn man unter so vielen Menschen war, wünscht man sich nichts Besseres."

„So, Sie sind also früher nicht im Kloster gewesen?"

„Nein, erst seit acht Jahren. Verhältnisse zwangen mich damals, in's Kloster zu gehen."

Ein neuer Seufzer seinerseits. Gesteigerte Erwartung auf der andern Seite. Das Ausfragen der Fremden, die ihn wie einen Kranken mit wohlmeinender aber niederbeugender Schonung behandeln, foltert ihn. Er möchte aufstehen und sich davonschleichen. Aber er wagt es nicht. Ein fragender Blick aus zwei dunkelblauen Augen ruht unverwandt auf ihm. Seine Worte haben ihre Wangen höher gefärbt. Sie befindet sich in einer auffallenden Erregung. . . .

Die Sonne ist draußen untergegangen. Nebel wogen dicht und dichter vor dem Fenster in dem kleinen Hof, der in den Krautgarten führt. Im Zimmer ist's dämmerig geworden. Das im Ofen knisternde Feuer sammt der trefflichen Mahlzeit hat die Gäste in eine behagliche Stimmung versetzt. Sie möchten den ganzen Abend so sitzen und der geheimnißvollen Lebensgeschichte des stillen Mönches lauschen.

Da erheben sich Glockentöne von den Thürmen der Abtei, weich, wie Friedensverheißungen, wunderbare Stimmen des Himmels, strömen sie in den stillen Abend hinein. Die Hora wird eingeläutet, man hört die Brüder kommen. Severus springt auf und eilt davon. Draußen hallen schlürfende Schritte über den dunkeln Gang, Mönche, paarweise, mit wandelnden Lichtern, ziehen still vorüber. Die Pforten der Kirche stehen weit geöffnet, Orgelklänge erbrausen drinnen feierlich und vermischen sich mit dem Refrain tiefer Männerstimmen: „Gloria in excelsis Deo!" Tiefe, heilige Stille dann. Nur dumpfes Murmeln nächtlicher Stimmen dringt herüber. Die Mönche sind auf's Knie gesunken. Sie beten.

Die Glocke läutet aus, die Brüder ziehen stumm zurück, die Lichter verlöschen, die Hora ist beendigt. Nur Severus liegt noch auf den Stufen des Altars vor dem wunderthätigen Muttergottesbild ausgestreckt, starr, bewegungslos, mit bleichem, verstörtem Angesicht, in den schmalen Fingern den Rosenkranz haltend. Todtenstille herrscht in dem Raum. Nur draußen das eintönige Brausen des Sturms, der um die stillen Mauern zieht. Im blassen Schein des Mondlichts, das durch die hohen Bogenfenster bricht, leuchten die Heiligenbilder gespenstisch bleich, es ist, als blickten sie mitleidsvoll auf den Büßer herab. Severus betet um das Heil seiner Seele:

„O heilige Jungfrau, nur einmal senke Deinen Blick herab aus Himmelshöhen auf mich armen Sünder, sonst muß ich vergehen in meinen die Seele zerrüttenden, verderbenden Zweifeln. Schwer habe ich gesündigt, aber ich weiß es wohl, daß alle Buße meiner Sünde Maß nicht mindert, wenn Du Dich nicht erbarmst. O Heiland der Welt, o verlaß mich nicht, der ich ohne Trost der Verzweiflung hingegeben bin, o rette mich vor höllischem Verderben."

Lange liegt er so in inbrünstiges Gebet vertieft. Da rauscht es leise in seiner Nähe. Ein junges Weib in dunkelrothem Kleid, einen Shawl um die Schultern geworfen, ist durch die geöffnete Pforte getreten und vor einem Heiligenbild niedergesunken. Sie bemerkt ihn nicht. Im selben Augenblick — ein Schrei des Entsetzens —: „Cäcilie!"

entringt es sich seinem wunden Herzen. Die fromme Beterin schreckt auf, starr, todtenbleich blickt sie ihn an, sie wankt, einer Ohnmacht nahe, da eilt er hinzu, sie liegt in seinen Armen, er fühlt ihren glühenden Athem, wie Feuer fällt es versengend in seine Seele, er küßt sie leidenschaftlich, hingerissen, der Sinne nicht mehr mächtig. Dann reißt er sich los; wie von Furien gepeitscht, die Hände vor's Gesicht geschlagen, eilt er zur Kirche hinaus tief in den Wald hinein. . . .

(Schluß folgt.)

Deine Augen.

Ob die Augen grau und schlau
Oder mild und himmelblau,
Ob sie lächelnd um sich seh'n,
Fromm verklärt zum Himmel fleh'n —,
Oder dunkel wie die Nacht
Ueben ihre Zaubermacht,
Kann für Thoren nur allein
Wichtig und bedeutsam sein.

Jedes Aug' ist ein Gedicht,
Wenn die Seele daraus spricht;
Doch die wunderbarsten sind
Deine Augen, liebes Kind;
Denn aus ihrer dunklen Nacht
Leuchten Mond und Sternenpracht,
Und der Schönheit Sonnenschein
Glänzt aus Deinem Antlitz drein!

Fr. Hornfeck.



Aus alter und neuer Zeit.

Anfang des 19. Jahrhunderts in Hessen. Bekanntlich ist obrigkeitlicherseits der Beginn des neuen Jahrhunderts auf den 1. Januar 1900 festgesetzt. Auf diese Weise hat das 19. Jahrhundert für das ehemalige Kurhessen ein Jahr zu wenig gehabt, selbiges wurde nämlich in Hessen nicht mit dem 1. Januar 1800, sondern mit dem 1. Januar 1801 begonnen. Der Beweis für diese Aufstellung wird durch folgende Stelle der Hessischen Zeitung (4. Stück vom 7. Januar 1801) erbracht. Aus Hersfeld wird dort unter dem 1. Januar berichtet:

Heute wurde hier der Antritt des neuen Jahrhunderts festlich begangen. Bei dem vormittägigen Gottesdienste hatte eine passende Predigt sowohl als die wohlbesetzte Vokal- und Instrumentalmusik Bezug auf die Feyer des Tages; am Abend wurde das Rathhaus durch die vortreffliche Anstalt des amtsführenden Herrn Burgermeisters Schröder sehr geschmackvoll und besonders mit einigen transparenten Parthien erleuchtet, wo man folgende Inschriften las: Dem durchlauchtigsten Fürsten, Wilhelm dem Neunten, dem Vater des Vaterlandes, zur Feyer des neunzehnten Jahrhunderts in tiefster Dankbarkeit gewidmet von der Stadt Hersfeld — und Seegen ströme auf Hersfelds Bürger herab! Die Zöglinge des hiesigen Gymnasiums ließen ein Gedicht durch ihren würdigen Hrn. Conrector Kraushaar austheilen, das sie Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht, dem regierenden Herrn Landgrafen überreicht hatten. Am Abend war auf dem Rathhause großes Souper und Ball.

Die sonst lediglich die amtlichen Bekanntmachungen enthaltende Casselische Policey- und Commerzien-Zeitung brachte in ihrer Nummer vom 29. Dezember 1800, 1801tes Jahr, 1. Stück, zur Feier der Wende des Jahrhunderts folgenden „Unterthänigst ehrerbietigsten Wunsch an des Regierenden Landgrafen Wilhelm des Neunten Hochfürstl. Durchlaucht von der Haupt- und Residenz-Stadt Cassel, 1801":

„Da fließt zum Meere der Vergangenheit
Der hundertjährge Tropfen hin der Zeit,
Noch, ach! gefärbt mit Blut! das Jahr auf Jahr
Der Thronen Graun, der Völker Jammer war.
Du Schreckensbild! entweihe nicht den Tag,
Der dieses Jahr zum Frieden weihen mag!
O, steige Himmels-Kind, herab zum Fest,
Das beßre Zeit die Menschheit feyern läßt!

Noch liegt im Staube schmachtend manches Land.
Die Hände Tausender nur eine Hand,
Gefaltet ringend zu des Himmels Höhn;
Hier Mütter, die den Gatten sich erflehn,
Den Vater Kinder hier, er sich den Sohn,
Bang' Völker ihre Aerndten sich vom Thron.
O Hessen! Dir hat Wilhelm ihn verliehn,
Den Frieden — Ja! Dein Jubel feyre ihn!

Beglücktes Volk! Aus deinen Hütten stieg
Kein Seufzer auf, erpreßt durch Feind, durch Krieg;
Es schlug kein Blitz in deine Vesten ein,
Die Aerndte blieb in vollen Scheuren dein.
Der Oelzweig, schön gewunden um Sein Schwerdt,
War mehr Ihm als der blutge Lorbeer werth,
Den, ach! so oft nur Schlacht, nur Raub, nur Brand
Um kämpfender Erobrer Scheitel wand.

Krieg, nichts als Krieg — Er gab den Frieden dir,
Der sichrer gegen jede Raubbegier
Wall — Mauer ist, als Heere als ihr Streit,
Es thats Sein Muth — Muth ist Entschlossenheit.
Sag's Jubel dir an diesem heeren Tag,
Den noch um Ihn der Enkel feyren mag!
Weih das Jahrhundert ein durch den Gesang!
Es blüh Fürst Wilhelms Haus! Er lebe lang!!!"

Auch dieses freilich nicht gerade trefflich gerathene Poem giebt ein unanfechtbares Beweisstück über den Zeitpunkt, an welchem das 19. Jahrhundert in Hessen begonnen wurde. Es läßt sich eben nicht bezweifeln, daß wir Hessen durch die Verlegung des Anfangs des neuen Jahrhunderts auf den 1. Januar 1900 mit dem 19. Jahrhundert um ein Jahr zu kurz gekommen sind.

Hessisches im Repertorium Germanicum. Im ersten, 1897 erschienenen Bande des vom Königl. Preußischen Historischen Institut zu Rom herausgegebenen Repertorium Germanicum, das „Regesten aus den päpstlichen Archiven zur Geschichte des deutschen Reichs und seiner Territorien" unter dem Pontifikat Eugen's IV. (1431 bis 1447) bringt, findet sich eine Menge auch auf unser Land Bezügliches. Man kann sich einen Begriff von der überwältigenden Stoffmenge machen, wenn man sieht, daß in dem einen Bande, der einen Zeitraum von nur einem Jahre (März 1431 bis März 1432) umfaßt, 2828 Regesten enthalten sind. In dem sehr genau ausgearbeiteten Personen- und Ortsregister (auf 224 Seiten!) fallen uns eine große Zahl hessischer Namen auf. Wir finden viele Beiträge zur Geschichte hessischer Orte, wenn auch vielleicht keinen von sehr großer Bedeutung.

Das Regest 1270 berichtet uns von der Wahl der Nonne Methildis de Holte zur Aebtissin des uralten Klosters Fischbeck, die nach dem Tode der Aebtissin Methildis de Aschem durch die priorissa Jutta und den Konvent des Klosters 1431 vorgenommen wurde; auch über andere Klöster, wie Egesdorf, das erst spät an Hessen fiel, und Kaufungen sind Nachrichten vorhanden. Fulda, Fritzlar und Hersfeld kommen öfters vor, ebenso Eschwege, Frohnhausen und Schönstedt bei Marburg, Hofgeismar, Hünfeld, Kalden bei Kassel, Wildungen, Wolfhagen und noch mehr Orte aus dem Gebiete des späteren Kurhessens. Interessant ist die Nummer 2209 (1431, Dez. 16.), worin Ablaß für die Besucher und Unterstützer der reparaturbedürftigen Kapelle der heiligen Juliana „in monte Lubesrode (s. Lubisrade)" bei der Stadt Lichtenau ertheilt wird. [Näheres über die Wüstung Lubesrode und die erwähnte Kapelle findet sich in Landau's „Wüstungen".]

Auch aus dem darmstädtischen Theile Hessens finden sich viele Namen, an der Spitze natürlich Mainz mit einer Menge von Nummern. Auch Frankfurt wird mehrfach erwähnt.

Das hessische Fürstenhaus ist durch ein Mitglied vertreten: Am 6. November 1431 wird „nobili mulieri Agneti de Hassia, ducisse Brunswicen." Indult ertheilt, in locis interdictis Messe zu hören (Nr. 1942). — Angehörige hessischer Adels- und Bürgerfamilien finden sich nur vereinzelt. So treten gelegentlich ein Burkhardus de Ysenburg oder ein Gottfridus de Eppenstein, ein Witekindus de Witershusen oder Herman Bidenfeld auf, ebenso Sifridus und Herman Bidencap, aus der bekannten Marburger, später Frankfurter Patrizierfamilie (Zeitschr., N. F. 8. S. 33 ff.) und einige wenige andere Träger bürgerlicher Namen, wie ein Johannes de Cassel, ein Herman de Cassel alias de Hassia, ein Herman Cuppirslegir und ein Johannes dictus Ossenmul, beide von Kassel, Henrich Thyme de Cassel, Wigandus Erkel dictus Hesse u. s. w. — Wir wollen unsere Mittheilungen, die aus Vielem nur Einiges herausgreifen, mit dem Regest 764 schließen, das über die persönlichen Verhältnisse des ersten hessischen Kanzlers (vgl. Diemar, „Hessenland" 1898, S. 111) Tilemann Hollouch nicht Hollonch, wie im Text und Register fälschlich gedruckt ist) einiges Neue bringt:

1431 April 16. Papst Eugen VI. bewilligt Supplik von Tilmannus Hollouch, presb. Mag. d., um erneute Provision mit der nach Verheirathung des Joh. Spanghenberg de Munden auct. ord. erlangten perp. vic. in eccl. monast. monial. Novi opidi Fritzlarien. o. S. Aug. Mag. d. (3 M.); n. obst. par. eccl. in Decmel [?!] und perp. vic. in eccl. S. Petri Fritzlarien. (zus. 10 M.) Dat. R. P. 16. kl. maj. a. I.

C. Knetsch.

Hessische Todtenschau von 1899.

Unterstaatssekretär a. D. Dr. Karl Ledderhose, 77 Jahre alt, Straßburg i. E., 2. Januar. — Amtsgerichtsrath a. D. Karl Fulda, 83 Jahre alt, Schmalkalden, 2. Januar. — Zoologe Hofrath Professor Dr. Karl Claus, 64 Jahre alt, Wien, 17. Januar. — Bürgermeister Hermann, Mitglied des Kommunal- und Provinziallandtags, Hermershausen, 19. Januar. — Dr. Georg Lud-

wig Beyer, 60 Jahre alt, Marburg, 20. Januar. — Regierungspräsident Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath Graf Maximilian Clairon d'Haussonville, 62 Jahre alt, Merseburg, 27. Januar. — Landeshospitalvorsteher a. D. Friedrich Quentin, Kloster Haina, 29. Januar. — Verwittwete Frau Oberregierungsrath Elise Rüdiger, geb. von Hohenhausen, bekannte Schriftstellerin, 86 Jahre alt, Berlin, 31. Januar. — Forstmeister a. D. Karl Wachs, 69 Jahre alt, Kassel, 31. Januar. — Rechtsanwalt und Notar Wilhelm Hille, 84 Jahre alt, Marburg, 1. Februar. — Landschaftsmaler Adolf Walter, 81 Jahre alt, Kassel, 4. Februar. — Geheimer Kriegsrath a. D. Johann August Kaupert, berühmter Kartograph, 77 Jahre alt, Berlin, 11. Februar. — Justizrath Eduard Müller, 79 Jahre alt, Witzenhausen, 11. Februar. — Forstmeister a. D. Wilhelm Klemme, Kassel, 13. Februar. — Privatmann Wilhelm Mollat, 65 Jahre alt, Kassel, 15. Februar. — Kapellmeister Wilhelm Treiber, 61 Jahre alt, Kassel, 16. Februar. — Salineninspektor a. D. Christian Manns, 91 Jahre alt, Kassel, 16. Februar. — Baurath Cornelius Ubet, 67 Jahre alt, Marburg, 16. Februar. — Baron Paul Julius Reuter, 77 Jahre alt, Nizza, 25. Februar. — Akademielehrer Professor Georg Koch, 79 Jahre alt, Kassel, 10. März. — Major a. D. Wilhelm Freiherr von Urff, 70 Jahre alt, Niederurff, 14. März. — Reichsgerichtsrath a. D. Dr. Karl von Specht, 76 Jahre alt, Kassel, 17. März. — Ren. Pfarrer Karl Eduard Zülch, 82 Jahre alt, Eltville, 22. März. — Fürst Karl zu Ysenburg-Birstein, 60 Jahre alt, Schloß Schlackenwerth, 4. April. — Amtsrichter a. D. Kraushaar, 79 Jahre alt, Hersfeld, 9. April. — Musikdirektor Heinrich Henkel, 78 Jahre alt, Frankfurt a. M., 10. April. — Oberregierungsrath a. D. Eduard Scheffer, 80 Jahre alt, Marburg, 12. April. — Oberbürgermeister a. D. der Residenzstadt Kassel Geheimer Regierungsrath Emil Weise, 67 Jahre alt, Dresden, 13. April. — Oberlandesgerichtsrath Geheimer Justizrath Herz, 72 Jahre alt, Koblenz, 16. April. — Major a. D. Ferdinand von Eschwege, 78 Jahre alt, Reichensachsen, 23. April. — Albert Moyé, 78 Jahre alt, San Antonio in Texas, April. — Professor Dr. Ludwig Büchner, 75 Jahre alt, Darmstadt, 1. Mai. — Verwaltungsgerichtsdirektor a. D. Wilhelm Göbell, 57 Jahre alt, Kassel, 2. Mai. — Dechant Wilhelm Kreisler, 75 Jahre alt, Fritzlar, 3. Mai. — Prorektor Dr. Bernhard Schmidt, Hersfeld, 7. Mai. — Schmiedemeister Friedrich Breitbarth, 60 Jahre alt, Kassel, 19. Mai. — Prorektor a. D. Professor Dr. Karl Zuschlag, 62 Jahre alt, Kassel, 21. Mai. — Schulvorstand a. D. Pfarrer Otto Siebert, 78 Jahre alt, Kassel, 4. Juni. — Geheimer Justizrath Professor Dr. Wilhelm Endemann, 74 Jahre alt, Kassel, 13. Juni. — Geheimer Justizrath Landgerichtsrath a. D. Karl Steineck, 78 Jahre alt, Kassel, 19. Juni. — Oberstleutnant a. D. Heinrich Freiherr Spiegel von und zu Peckelsheim, 63 Jahre alt, Hanau, 22. Juni. — Oberlehrer a. D. Christian Wessel, 78 Jahre alt, Eschwege, 24. Juni. — Vorsteherin des Holstein-Stiftes Mathilde Paar, 50 Jahre alt, Leipzig, 24. Juni. — Fabrikdirektor Georg Wenderoth, 70 Jahre alt, Kassel, 28. Juni. — Papierfabrikant Karl Fues, Hanau, 3. Juli. — Hofdachdeckermeister Karl Reichhardt, 58 Jahre alt, Kassel, 7. Juli. — Oberbürgermeister a. D. Geheimer Regierungsrath von Bohlen, Kassel, 10. Juli. — Rechnungsrath Diederich, Soden i. T., 13. Juli. — Kammerrath J. Korell, 69 Jahre alt, Schlitz, 14. Juli. — Rentner August Leonhardt, bekannter hessischer Politiker, Wiesbaden, 16. Juli. — Amtsgerichtsrath Friedrich von Winckler, 53 Jahre alt, Fulda, 16. Juli. — Regierungspräsident a. D. Adolf von Heppe, 62 Jahre alt, Arolsen, 30. Juli. — Hauptmann a. D. Franz Zwirnemann, 71 Jahre alt, Kassel, 16. August. — Wirklicher Geheimer Rath Professor Dr. Robert Bunsen, 89 Jahre alt, Heidelberg, 16. August. — Regierungs- und Konsistorialpräsident a. D. des Fürstenthums Reuß ä. L. Wirklicher Geheimer Rath Albert Faber, 82 Jahre alt, Frankfurt a. M., 25. August. — Rentmeister a. D. Rechnungsrath Heinrich Otto, 80 Jahre alt, Kassel, 31. August. — Landesgeologe Professor Dr. Theodor Ebert, 42 Jahre alt, Großlichterfelde, 1. September. — Bürgermeister der Stadt Hofgeismar Heinrich Schirmer, Kassel, 7. September. — Regierungs- und Forstrath Bernhard Weyland, Nauheim, 11. Septbr. — Sanitätsrath Dr. Moritz Lissard, 64 Jahre alt, Frankenberg, 12. September. — Fürst Hermann zu Solms-Hohensolms-Lich, 61 Jahre alt, Lich, 16. September. — Provinzialsteuerdirektor a. D. Wirklicher Geheimer Oberfinanzrath Albert Schmidt, 63 Jahre alt, Kassel, 23. September. — Oekonomierath Karl Vogeley, 74 Jahre alt, Kassel, 16. Oktober. — Pfarrer Dr. Ernst Eduard Lucius, 80 Jahre alt, Forsthaus bei Echzell, 16. Oktober. — Apotheker Wilhelm Wolf, 50 Jahre alt, Kassel, 25. Oktober. — Pfarrer Wilhelm Siebert, 72 Jahre alt, Wolfershausen, 27. Ok-

tober. — Bankdirektor Friedrich Walter aus Melsungen, 61 Jahre alt, Trenton N.-Y., Ende Oktober. — Bergingenieur Karl Simon, Kassel, 7. November. — Kaufmann Ernst Scheldt, 57 Jahre alt, Kassel, 7. November. — Oberst z. D. Oskar Mackeldey, 74 Jahre alt, Hannover, 17. November. — Musikdirektor Wilhelm Weins, 70 Jahre alt, Wiesbaden, 1. Dezember. — Geheimer Oberbergrath Rudolf Nasse, 62 Jahre alt, Berlin, 2. Dezember. — Regierungsassessor Dr. jur. Karl Rohde, 35 Jahre alt, Kassel, 25. Dezember.

Aus Heimath und Fremde.

Geschichtsverein zu Hanau und Marburg. Am 12. Dezember gab der Vorsitzende des Geschichtsvereins zu Hanau, Professor Dr. Suchier, in dessen Monatsversammlung in einem interessanten Vortrage „Beiträge zur Geschichte Friedrich Kasimir's, Grafen von Hanau". Am Schlusse seines Vortrages nahm derselbe Gelegenheit, dem bisherigen Schriftführer des Vereins, dem zum Oberlandesgerichtsrath in Kiel ernannten Landgerichtsrath Dr. Brandt, für die dem Verein geleisteten Dienste den herzlichsten Dank auszusprechen. An Stelle des Scheidenden wurde Dr. med. Siebert in den Vorstand neu gewählt. — Im hessischen Geschichtsverein zu Marburg hielt in dessen Monatssitzung vom 15. Dezember Oberlehrer Dr. Wintzer einen ausführlichen Vortrag „über die Gestaltung des Marburger Stadtregiments im Mittelalter".

---

50 Jahre Eisenbahn. Am 2. Januar 1900 sind 50 Jahre verflossen, seit die Main-Weserbahn von Kassel bis Treysa dem Betrieb übergeben wurde. Wg.

Universitätsnachrichten. Privatdozent Dr. von Lingelsheim zu Marburg ist an die deutsche Zoologische Station zu Neapel berufen worden. — Den Privatdozenten der philosophischen, bezw. juristischen Fakultät zu Marburg Dr. Wrede, Dr. Fritsch und Dr. Paul Meyer ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden. — Der Bibliothekar Dr. Hortzschansky zu Göttingen ist an die Universitätsbibliothek zu Marburg versetzt, desgleichen der Bibliothekar Dr. Paalzow zu Berlin als Oberbibliothekar, während der Marburger Oberbibliothekar Dr. Münzel an die Königliche Universitätsbibliothek in Berlin versetzt ist. — Der ordentliche Professor in der medizinischen Fakultät und Direktor der chirurgischen Klinik der Universität Gießen Geh. Medizinalrath Dr. Heinrich Bose ist auf sein Nachsuchen in den Ruhestand getreten. — Der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Felix Marchand zu Marburg ist als ordentlicher Professor und Direktor des pathologischen Instituts zu Ostern 1900 an die Universität Leipzig berufen und wird dem Rufe Folge leisten.

Burg Steckelberg, die Geburtsstätte Ulrich's von Hutten, hat bekanntlich Georg Landau im 3. Bande seiner „Ritterburgen" in ziemlich ausführlicher Darstellung behandelt, namentlich die Geschichte der huttischen Ganerbschaft. Neuerdings hat nun Karl Krollmann, der Herausgeber der gediegenen Zeitschrift „Der Burgwart", auf die im „Hessenland" bereits mehrfach hingewiesen werden konnte, in deren Nummern 3 und 5 auf Grund von neuen, größtentheils ungedruckten Beiträgen, welche aus den Akten des jetzt im Besitze des Rittmeisters a. D. Freiherrn von Stumm zu Ramholz befindlichen ehemals gräflich Degenfeld'schen Archives stammen, wesentliche Ergänzungen zu Landau's Ausführungen gegeben, die jedenfalls auch für unsere Leser von Interesse sind. Es sei deshalb an dieser Stelle auf den neuen Aufsatz von K. Krollmann empfehlend aufmerksam gemacht.

Haus und Welt. Unter dem Titel „Haus und Welt" erscheint seit einem Vierteljahr bei A. Wolff in Dortmund eine neue Familienzeitschrift, welche von unserer hessischen Landsmännin M. Herbert sehr geschickt geleitet wird. Diese neue Wochenschrift ist wesentlich für Leserinnen bestimmt, wie auch daraus hervorgeht, daß die wichtigsten Nachrichten aus der Frauenbewegung gebracht werden. Unter den Mitarbeiterinnen ist neben M. Herbert selbst auch Frau Henriette Keller-Jordan thätig, die beide unsern Lesern durch gelieferte werthvolle Beiträge wohl bekannt sind.

Todesfälle. Am 16. Dezember verstarb zu Berlin der Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath Justus Philipp Wilhelm Rommel, geboren zu Frankfurt a. M. als Sohn des kurhessischen Oberfinanzraths und Direktors der dortigen Zolldirektion am 14. Februar 1832. Der Verstorbene

trat im Jahre 1853 als Auskultator in den preußischen Staatsdienst, dem er, bis zu seinem Tode, lange Jahre in hervorragender Stellung angehörte. Er zeichnete sich durch glänzende Gaben und ein reiches Geistesleben aus und genoß als vortragender Rath im Ministerium für Handel und Gewerbe, aus dem er infolge seiner Ernennung zu der leitenden Stellung eines Senatspräsidenten des höchsten Verwaltungsgerichtshofes am 2. Juni 1886 schied, das besondere Vertrauen des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck.

Am 25. Dezember entschlief zu Kassel im Hause seines Vaters, des Oberkonsistorialraths Rohde, der Regierungsassessor Dr. Karl Rohde in Berlin im 36. Lebensjahre nach dreitägigem Unwohlsein am Herzschlage. Derselbe erwarb nach dem juristischen Studium in Marburg und Berlin den Dr. jur. in Göttingen und bestand im Jahre 1892 die große Staatsprüfung für den höheren Verwaltungsdienst. Hierauf mit Vertretungen bei den Landrathsämtern in Marburg und Berserbrück beschäftigt, wurde er 1896 in die Direktion für die Verwaltung der direkten Steuern in Berlin berufen, in welcher er bis jetzt gearbeitet hat. Der Präsident dieser Behörde schickte ein herzliches Beileidsschreiben, in welchem er die glänzende Begabung des Verstorbenen und seine rastlose und ersprießliche Thätigkeit hervorhob. Auch seine Kollegen und das Corps Teutonia in Marburg wie dessen Kasseler alte Herren legten Kränze auf den Sarg nieder, ebenso übersandte das Offiziercorps des 34. Artillerieregiments in Metz, dem derselbe als Oberleutnant d. R. angehörte, einen überaus kostbaren Kranz mit Widmung.



Personalien.

Verliehen: dem Oberregierungsrath Pinder zu Kassel der Kronenorden 2. Klasse; dem früheren Oberlehrer Dr. Bölke zu Fulda das Prädikat Professor; desgl. den Oberlehrern Dr. Kreßner und Dr. Merkelbach zu Kassel; dem Rendanten der Oberpostkasse Döring und dem Oberpostdirektions-Sekretär Bock zu Kassel der Charakter als Rechnungsrath; dem Obersteuerkontrolleur Coester zu Kassel der Amtstitel Steuerinspektor; dem Büreauvorsteher der Eisenbahndirektion Herwig sowie dem Rentmeister Hecker zu Kassel der Charakter als Rechnungsrath.

Ernannt: Oberregierungsrath Hempfing zu Wiesbaden zum Stellvertreter des Regierungspräsidenten im Bezirksausschuß daselbst; Assessor Dr. Matthieu im Auswärtigen Amte zu Berlin zum Legationsrath; Amtsrichter Stöber in Steinau und Zimmermann in Schlüchtern zu Amtsgerichtsräthen; die Gerichtsassessoren Dr. Siebert und Jüngst zu Amtsrichtern in Hofgeismar, bezw. Kirchhain; Regierungsreferendar von Christen zum Regierungsassessor; die Referendare Vormbaum und von Bartenwerfer zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Regierungs- und Forstrath Fitzau in Gumbinnen nach Kassel; Amtsgerichtsrath Lang in Veckerhagen nach Altona; die Gerichtsschreiber Sekretäre Sommerfeld zu Kassel nach Frankenberg, Dauzenroth zu Frankenberg nach Kassel.

Gewählt: Bürgermeister-Stellvertreter Günther zu Sondershausen zum Bürgermeister der Stadt Hofgeismar.

Ueberwiesen: Regierungsassessor Dr. Magnus zu Kassel der Regierung zu Köslin zu weiterer dienstlicher Beschäftigung.

In den **Ruhestand** getreten: Gerichtsschreiber Kanzleirath von Schutzbar genannt Milchling zu Fulda.

Verlobt: Oberleutnant im Artillerieregiment von Scharnhorst von Stamford, kommandirt zum Großen Generalstabe zu Berlin, mit Fräulein Elfriede von Rosen (Kassel, Dezember); Kaufmann Georg Roselius mit Fräulein Auguste Fenner (Kassel, Weihnachten); Kandidat des höh. Schulamts Fritz Böbeker mit Fräulein Else Müller (Kassel, Weihnachten); Fabrikant Oskar Keseberg mit Fräulein Emily Lohr (Hofgeismar, Dezember).

Vermählt: Dr. Hans Braun zu Berlin mit Fräulein Helene Allan (Odargau, Kreis Putzig, Weihnachten 1899).

Geboren: ein Sohn: Rittmeister Freiherr von Lepel und Freifrau von Lepel, geb. von Baumbach (Hofgeismar, 15. Dezember); Amtsrichter Pitel und Frau (Netra, 19. Dezember); Fabrikant Max Heller und Frau Johanna, geb. Thiele (Kassel, 22. Dezember); Direktorialassistent Dr. Johannes Böhlau und Frau (Kassel, Dezember); Professor Dr. Otto Danker und Frau (Kassel, Dezember).

Gestorben: Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath Wilhelm Rommel, 67 Jahre alt (Berlin, 16. Dezember); Kaufmann Karl Hartmann, 77 Jahre alt (Homberg, 16. Dezember); Bergwerksdirektor a. D. Otto Karl Pfankuch, 80 Jahre alt (Kassel, 18. Dezember); Fräulein Wilhelmine Gissot, 73 Jahre alt (Kassel, 21. Dezember); Fräulein Louise le Goullon, 57 Jahre alt (Kassel, Dezember); Rentmeister a. D. Theodor Schenk, 74 Jahre alt (Kassel, 25. Dezember); Regierungsassessor Dr. jur. Karl Rohde, 35 Jahre alt (Kassel, 25. Dezember); Rechnungsrath Georg Löwer, 84 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 26. Dezember); Frau Geheime Sanitätsrath Luise Führer, geb. Kranz (Wolfhagen, 27. Dezember); Geheimer Medizinalrath Dr. Friedrich Bode, 88 Jahre alt (Nauheim, 29. Dezember).

Briefkasten.

W. in Homberg. Besten Dank für Ihre Mittheilung.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 2. XIV. Jahrgang. Kassel, 16. Januar 1900.

Heimathlieder.*)

I.

Wie nun der Zug das stille Land durchgleitet,
Und immer traulicher die Scholle winkt,
Bis sich die Heimath vor den Blicken breitet,
Wie über'm Thale schon die Sonne sinkt,
Die blauen Berge in den Abend steigen,
Mein trunk'nes Aug' die schlichte Schönheit trinkt,
Und alle Wünsche mir in Andacht schweigen —
Ach, daß ich gold'ne Worte dafür fände,
Statt dieser Thräne, die im Zwielicht blinkt,
Statt dieser fest und stumm verschlung'nen Hände,
Auf die sich betend meine Lippen neigen.

II.

Durch die Heimath bin ich gefahren,
Immer den Fluß entlang,
Wo die Thäler am schönsten waren,
Stand meine Jugend und sang.
Trug in ihren goldenen Haaren
Ein Kränzlein grün und roth —
„Ei, liebe Jugend, was singst du so laut,
Was stehst du im Kranze, gleich einer Braut,
Und bist doch begraben und todt . .?"
„„Ich kann nicht schlafen, ich kann nicht liegen
In meinem Bettlein kalt,
Ich hörte den Zug vorüberfliegen,
Ich sah deine dunkle Gestalt;
Ich sah die Thränen auf deinen Wangen
Und deine zitternde Hand. —
Da bin ich dir heimlich entgegen gegangen:
Willkommen im Hessenland!""

Anna Ritter.

*) Obige Gedichte unserer berühmten Landsmännin gingen uns durch gütige Vermittelung unseres Mitarbeiters Wilhelm Schoof in Marburg zu.





Die Begründung der waldensischen Kolonie Waldensberg.

Von A. Heilmann, Pastor in Göttingen.

Quellen:

1. Die Akten der früheren gräflich ysenburgischen Regierung zu Wächtersbach (R. A.).
2. Die Akten des früheren gräflich ysenburgischen Konsistoriums zu Wächtersbach (C. A.).
3. Die Akten des ysenburgischen Gesammtarchivs in Büdingen: Neue Kolonien im Ysenburgischen. (Titel: Allerhand, Nr. 30.)
4. Chronik der waldensischen Kolonie Waldensberg, von ihrem Ursprung an bis zur gegenwärtigen Zeit, bearbeitet von Johannes Schmidt, zeitigem Pfarrer der Kolonie. 1826. Manuskript.
5. Le livre des droits, das Buch der Rechte, enthaltend den Aufnahmevertrag.
6. Die Akten des Waldensberger Kirchenarchivs (K. A.)

u. a. m.

1. Eine neue Heimath.

Von Wächtersbach nach Gelnhausen und Büdingen hin erstreckt sich ein großer Wald, weite Flächen Landes bedeckend, ein alter Reichsforst, in den einst der Kaiser Friedrich Barbarossa von seiner lieben Pfalz Gelnhausen aus oft zum fröhlichen Jagen zog; herrliche Buchen kleiden die steilen Berge und die tiefen Schluchten in ihr schönes Grün, auf den Waldwiesen äst das zahlreiche Wild; in den Thälchen rinnen die Quellen zu Bächen zusammen und eilen hin nach der Kinzig oder nach der Nidder. An einzelnen Stellen tritt der Sandstein zu Tage, meist aber legt sich der Basalt über ihn her, zum Theil hohe Kuppen bildend, „Köpfe," wie man hier sagt. Schon von der Wetterau her sieht man das steil ansteigende Gebirge vor sich liegen, dessen südwestliche Ecke vom „Büdinger Wald" bedeckt wird; es ist der Vogelsberg, eine gewaltige, vulkanische Erhebung, die größte Basaltmasse der Erde. Jäh fallen seine Vorberge zur Wetterau ab, an ihren Abhängen, den Gelnhäuser und Büdinger Weinbergen, reifen die Trauben, aber auf ihren Höhen, nur 800 Fuß höher, „muß man schon einen Rock mehr anziehen". Nach Westen und Südwesten hin blickt man in die gesegnete Wetterau, in der Ferne glänzen die Dächer von dem etwa 6—7 Stunden entfernten Hanau, deutlich sichtbar ist das absonderlich hohe Dach der französischen Kirche, weiterhin liegt das stolze Frankfurt da mit seinen Thürmen und großen Häusermassen. Links begrenzen den Blick die Berge des Spessart, dann der Odenwald, der Taunus und die Lahnberge. Tritt man dann auf der Ostseite aus dem Wald, so liegt der Vogelsberg vor dem Auge, die Rhön mit ihren charakteristischen Formen, und dann schließen wieder bewaldete nahe Spessartberge den Halbkreis.

Eine Hochebene, der Spielberg genannt, dehnt sich vor den Blicken aus, 1400 Fuß hoch gelegen, allen Winden preisgegeben, aus welcher Richtung sie auch kommen mögen. Rechts liegt ein Dorf Wittgenborn, links Leisenwald, in der Mitte der gräfliche Weiherhof an einem großen, wohl über eine halbe Stunde langen fischreichen Weiher.

Wir versetzen uns 200 Jahre zurück. Soweit die Hochebene damals nicht von Ackerfeld und Wiesen eingenommen war, bestand sie aus einem kleineren Wäldchen und Weidegang, der mit Wachholdern, Eichen und anderen einzelnen Bäumen bewachsen war. Diese Fläche war von dem Grafen Ferdinand Maximilian von Ysenburg und Büdingen zu Wächtersbach ersehen, um den Ort der Niederlassung für einige Familien der Waldenser zu bilden, die um des Glaubens willen aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren.

Es war an einem Augusttag (zwischen dem 23. und 30. Tage des Monats) im Jahre 1699, als die erwarteten Flüchtlinge an dem Ort ihrer neuen Heimath ankamen. Der Graf war gerade zur Jagd in dem Büdinger Wald, herausreitend sah er einen Trupp Menschen gerade über den Berg heraufkommen, er sah, wer sie waren, und sagte zu seiner Begleitung: „Seht, da kommen meine Waldenser über den Berg." Dies Wort sei, so berichtet die Sage, die Veranlassung zu der Wahl des Namens für die neue Kolonie gewesen: Waldensberg*) wurde sie genannt.

*) Valdemberg wird später oft geschrieben, „Waldeberg" (gemäß der wetterau-vogelsberger Mundart) jetzt gesprochen; „Wälsch-Dorf" wurde es früher und wird es oft noch jetzt von den Umwohnern genannt.

Es waren nicht die ersten Waldenser, die in dieser Gegend Aufnahme gesucht hatten. Schon im Jahr 1688 waren von den Holländern, die sich der Waldenser besonders annahmen, 50 Familien in ungefähr 250 Personen bestehend an die Ysenburger Herrschaft gewiesen worden. Sie stammten aus dem Cluson-Thal. Wahrscheinlich waren sie 1685 aus ihrer Heimath geflohen und hatten sich in der Pfalz niedergelassen, waren aber im Sommer 1688 mit so vielen Anderen aus ihrer neuen Heimath durch die Mordbrennerschaaren des französischen Königs Ludwig XIV. aufgejagt worden und mußten nun auf's Neue sich eine Wohnstätte suchen. Sie waren in Kesselstadt bei Hanau einstweilen aufgenommen worden und wohnten in den Scheuern der Bauern. Es war etwa am 20. Mai, als sie dorthin kamen; aber je näher die Ernte heranrückte, um so eifriger mußten sie sich nach einem anderen Zufluchtsort umthun. Weil sie nun gehört hatten, daß „in der Grafschaft Ysenburg fromme gottesfürchtige Regenten seien, auch die reine, unverfälschte apostolische Lehr, deren sie zugethan seien, darin getrieben und eifrig gelehret würde", so hatten sie darum angehalten, sie in das Ysenburger Land aufzunehmen. Der Ysenburger Rath Johann Gottfried König, ein frommer, guter und kluger Mann, wurde nach vorausgegangenem schriftlichen Verkehr zu ihnen geschickt, um mit ihnen zu unterhandeln. Noch herzlicher, mit wahrer brüderlicher Liebe und Treue sorgte für sie der gräflich hanauische Rath Scheffer, unermüdlich war er für sie thätig. Er hatte der Ysenburger Herrschaft den Vorschlag der Aufnahme gemacht und zugleich neben dem Vertrag über die Errichtung der Neustadt Hanau von 1597 auch eine Berechnung darüber eingeschickt, wie viel jährlichen Nutzen die neuen Ansiedler der Herrschaft bringen würden, er bezifferte ihn auf 1516 Gulden 20 Albus (2593 M. 56 Pf.). Am 2. Juli 1688 fand die Zusammenkunft des Raths König mit den Waldensern in der „Güldenen Gans" zu Hanau statt. Von der Waldenser Seite waren erschienen ihr Pfarrer „und noch ein wackerer Mann, welcher ein medicus (Arzt) und des Pfarrers Vetter sein soll", an welchen beiden der Rath „sehr bescheidene uffrichtige fromme und wackere Leute dem Ansehen, Geben, Thun und Wesen nach" fand. Die Beiden bedankten sich für den guten Willen und das gezeigte Mitleiden und sagten, sie wollten „niemand beschwerlich fallen, ihre Nahrung bestünde in lauterer Arbeit, und wären arbeitsame Leute, die sich meistentheils mit der Handarbeit, theils mit Vieh und anderen Handwerken ernährten, verlangten nicht viel Land und etwan für ein Hausgesäß (Familie) ein Morgen 4 oder 5, damit sie die Hausnothdurft und sonderlich Flachs ziehen könnten, womit sich die Weiber Tag und Nacht mit Spinnen, auch auf den Straßen im Gehen, nährten*), wären geringer und weniger Speise gewohnt und ließen ihnen das Stück Brod sauer werden. Die Mannspersonen wären in ihrem Lande wohl 20 Meilen Wegs ausgegangen, um einen Pfennig zu verdienen und den Ihrigen Unterhalt zu verschaffen; sie würden alles, was man von ihnen begehrt, angreifen, und was sie nicht könnten, lernen, es seien auch unter ihnen verschiedene Handwerks- und Bergleute". Der Rath König rieth der Herrschaft aus christlichen und weltlichen Gründen sehr ernstlich und herzlich zur Aufnahme der armen Vertriebenen. Unter den weltlichen Gründen nennt er: „Wann eine ziemliche Anzahl angenommen würde, es bei den Herrn Staaten (Holland) sehr wohl genommen und die Herrschaft noch einigen Nutzen gewarten könnte", ferner seien „diese Leute in ihrer Handarbeit wohl im Land zu gebrauchen, und das Geld bliebe mit gutem Nutzen im Land". Der Rath hätte je mehr je lieber aufgenommen und er machte folgende Vorschläge:

1. In Großendorf, Hinderburg und Schmitten könnte eine ziemliche Anzahl gesetzt, auch wohl untergebracht werden, mit der Zeit eine Vorstadt erbaut und zu ihrem Gottesdienst die Pfarrkirche eingegeben werden.

2. Könnte ein Ebenmäßiges bei Wächtersbach geschehen.

3. An das Schloß und in dem Thal bei Meerholz könnten einige in Seidenhandwerk Arbeitende versorgt werden.**)

4. Zu Haitz könnten auch einige untergebracht werden und mit den zwei obigen eine Kirch machen.

5. Kann ihnen das ganze Dorf Gettenbach†) eingegeben werden.

*) Man sieht wohl in manchen Gegenden, daß die Frauen auf ihren Wegen in's Feld oder in die Stadt im Gehen stricken, aber spinnen wäre nicht möglich unterwegs mit unseren jetzigen Rädern; die Waldenser Frauen haben damals noch nicht das Spinnrad, das 1530 in Braunschweig erfunden ist, gebraucht, sondern die Spindel; der „Wockenstock" wird dabei unter den Arm genommen und der Faden einfach davon abgesponnen und um die herunterhängende Spindel gewickelt. Der Faden soll auf diese Weise sogar feiner, fester und gleichmäßiger geworden sein. Die Frauen in Frankreich spinnen auf diese Weise noch unterwegs, wie mir ein französischer Pfarrer aus der Gegend von Die sagte.

**) Meerholz liegt im Kinzigthal, unter Weinbergen, geschützt und warm.

†) Dort scheinen nur ganz wenige, von der Herrschaft abhängige Waldarbeiter gesessen zu haben.

6. Weil die Glashütte am Breitenborn mehr schädlich als nützlich, kann solche abgeschafft und darin diesen Leuten Unterhalt gegeben werden.

7. Zu Haingründau bei der Schmelz können auch einige unterkommen, und könnte diesen Gettenbachern und Glashüttern die Haingründauer Kirche auch gegeben werden.

Das waren Vorschläge; sie waren gut gemeint und wären wohl auch auszuführen gewesen, aber sie begegneten Bedenken, und vor allen Dingen: es war sehr viel Zeit für die Ueberlegung nöthig. Der gräfliche Kammerrath Scheffer zu Hanau schrieb am 9. Juli einen herzbeweglichen Brief für die schleunige Unterbringung der Waldenser, und bat in ihrem Namen darum, daß 60 Familien nach Kloster Marienborn, 20 Familien nach Unterdiebach und 20 Familien in den Fuchsgraben bei Wiedermus gesetzt würden; sie verlangten die Wüstungen um das Kloster gegenüber der Ronneburg, ferner für jede Familie einen Haus- und Hofplatz und gegen Pacht einige Morgen gebauten Landes mit Weid- und Beholzungsrecht; ihre Nahrung solle bestehen in Flachs-, Maulbeer-, auch Gemüsepflanzen; sie wollten Seiden- und Leinenspinnerei- und -Weberei, Seidenwürmerzucht und Seidenhandel treiben. Die übrigen 150 Familien, die noch in der Schweiz und Pfalz sind, würden sich gern um den Haag oder nach Büdingen oder Rohrbach setzen.*) Aber dort hatte die Herrschaft nicht so freie Hand, und sie hätte am liebsten sie in die Nähe des Büdinger Waldes gesetzt. Kammerrath Scheffer hielt persönlich noch einmal am 14. Juli bei der Gräfin Maria Charlotte darum an, daß die Waldenser bald an den gewünschten Orten untergebracht würden. Sie hofften fest darauf und waren deswegen einem holländischen Gesandten nicht gefolgt, der sie überreden wollte, an das Vorgebirge der guten Hoffnung zu ziehen. Ihr Pfarrer und der Medikus kamen am 21. Juli nach Büdingen und hielten inständigst um Bescheid an, der alte Pfarrer wurde fast ohnmächtig dabei. Aber die Schwierigkeiten waren in Betreff Marienborns zu groß; erblich konnte es ihnen nicht gegeben werden, sondern nur in Erbleihe, und Breitenborn und Gettenbach wollten die Waldenser nicht, weil sie dort nicht glaubten leben, wenigstens nicht ihre Geschäfte treiben zu können. Es wurde noch viel hin und her geschrieben, Konferenzen mit sämmtlichen Ysenburger Räthen gehalten, Kammerrath Scheffer wies darauf hin, daß „ein dem Hochgräflichen Haus Ysenburg jederzeit hart gewesenes hohes Haus“*) unter den besten Bedingungen der Welt die Waldenser in ihr Land eingeladen hätte, die Gräfin-Wittwe Maria Charlotta schrieb, das Haus Ysenburg werde in der Fürsorge für diese armen Glaubensgenossen durch andere nicht reformirte Herrschaften beschämt, die Räthe gaben sich Mühe und machten noch andere Vorschläge, um alle in einem Ort unterzubringen, z. B. den: die Unterthanen in Rohrbach, die doch meist Bettler wären, auszukaufen und den Waldensern das Land zu geben, aber alles, so viel guter Wille auch da war, führte zu keinem Ende; Marienborn konnte oder wollte die Herrschaft nicht geben, und Breitenborn und Gettenbach wollten die Waldenser nicht haben. Der Rath Scheffer und die Gräfin Maria Charlotta trugen das herzlichste Mitleid mit den armen Glaubensgenossen, aber schließlich wurden die Verhandlungen im Anfang September aufgegeben. Wohin schließlich die bedauernswerthen Leute gekommen sind, vermag ich nicht anzugeben, da gar keine Namen genannt sind. Aber traurig genug war ihre Lage: der Winter vor der Thür und keine Stätte, wo sie ihr Haupt hinlegen konnten!

*) Später (1729) bekam Zinzendorf den Haag und die Ronneburg für seine Brüdergemeinde.

*) Wahrscheinlich ist Hessen-Darmstadt gemeint.

(Fortsetzung folgt.)



Nach Weihnachten.

Schon die letzte von den Kerzen
Ist verglimmt am Fichtenbaum,
Und mit ihr verfließt im Herzen
Nun der schöne Weihnachtstraum.

Doch durch dieses Traumzerfließen,
Wie die Welt kein zweites kennt,
Geht ein stilles Glühn und Sprießen,
Das kein Mund vollendet nennt.

Ist's doch auch, als ob zerstiebe,
Was die Kindeslust erkürt,
Während fort noch wirkt die Liebe,
Deren Geist uns einst geführt.

Wächtersbach. **Carl Preser.**

Ein zeitgenössisches Urtheil über den „Soldatenhandel" Landgraf Friedrich's II. und seine Würdigung.

Von J. Fürer.

(Fortsetzung.)

Warum aber, so höre ich trotzdem noch einwenden, warum ließ man sich, wenn die Absicht der Desertion bestand, mit auswechseln, statt das Einfachste zu wählen und die Zeit der Gefangenschaft dazu zu benutzen? Klingt das nicht doch nach „vorher genommenem Abschied"? Gut! Dann gab es eben zwei Möglichkeiten: Er wurde genehmigt oder er wurde abgeschlagen. Die Annahme des Ersteren richtet sich nach oben Gesagtem von selbst. Wer aber dennoch daran festhält, der muß konsequenter Weise auch dem Gedanken an „ohne Wissen und Einwilligung" erfolgten „Verkauf" Valet sagen und volens nolens einem völlig freiwilligen nicht nur, sondern auch — eine für Bestand und Zusammenhalt des Heeres freilich recht zweifelhafte Garantie — jederzeit, nicht etwa erst nach Beendigung des Feldzuges wieder lösbaren Vertrag das Wort reden, eine Konsequenz, deren Unvermeidbarkeit heraufzubeschwören am wenigsten gerade in der Absicht derjenigen liegen dürfte, die ein Interesse daran haben, die Aussagen der beiden Deserteure aufrecht erhalten zu sehen.

Erfolgte aber, um auch die zweite Möglichkeit in Betracht zu ziehen, auf besagtes Abschiedsgesuch ein abschlägiger Bescheid, was wiederum nur möglich war, wenn ein so leicht lösbarer Vertrag nicht bestand, dann würde man auf die kampfesmüden Fähnriche zu erwartender Fahnenflucht halber ein solch' scharfes Auge gehabt haben, daß ihnen jeder Versuch der Desertion wohl gründlich mißglückt wäre.

Hätten wir hiermit den vom Delinquenten, wie wir ihn jetzt schon nennen zu dürfen glauben, für seine nochmalige Rückkehr zum Regiment angegebenen Grund als haltlos erwiesen, so glauben wir nun auch noch die positive Erklärung dieses auf den ersten Blick so räthselhaft erscheinenden Verhaltens schuldig zu sein.

„Wir haben viel aufgegeben!" Diese schon früher kurz gewürdigte Bemerkung dürfte den Schlüssel dazu enthalten. Nicht leichten Herzens wie den Handschuh wechselte man Vaterland und Freundschaft. Wären nur die lästigen Schulden nicht gewesen und noch so manches Andere, was das „Kerbholz" aufwies, wie gerne wäre man im Regiment geblieben! Man wollte sich doch erst noch einmal überzeugen, ob inzwischen nicht dies oder jenes in Vergessenheit gerathen, sehen, ob nicht die eine oder andere mitleidige Seele vielleicht sich fände, die Schuldenlast erleichtern zu helfen, ehe man sich definitiv zu dem folgenschweren Schritt entschloß, alle Brücken hinter sich abzubrechen. Ein letzter, verzweifelter Versuch war es. Erst als dieser fehl schlug, als man zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein ferneres Verbleiben im Heere doch nicht möglich, daß schimpfliche Kassation drohte, da beschloß man, diese lieber unter den in puncto honoris weniger empfindlichen Yankees als später in der Heimath zu ertragen.

Was aber bezweckte man mit jener Lüge von dem „vorher genommenen Abschied"? Nun, wir deuteten es bereits an, als wir bemerkten, daß die Deserteure neben dem Bestreben, ihre seitherige Gegnerschaft als eine möglichst unverschuldete hinzustellen, auch noch ein Interesse daran hatten, ihre Entfernung vom Heere als unter möglichst unanfechtbaren Umständen erfolgt erscheinen zu lassen. Offenbar in wohlberechneter Absicht verfiel man dann in der Darstellung auf die effektvolle Form der „gradatio".

Am nöthigen Pathos zwar, an rhetorischem Schwung ließ man es schon am Anfang nicht fehlen; allein alle die hoch- und gelehrt tönenden Phrasen vermochten doch das Gefühl nicht zu unterdrücken: Wir sind und bleiben auch in den Augen der Amerikaner Deserteure und werden als solche nie „so rein dastehen, wie irgend welche andere Unterthanen dieser vereinigten Staaten". Wie aber, wenn wir ihnen klar zu machen verstünden, daß „dies noch nicht ganz unsere Lage ist", mit andern Worten, daß wir eigentlich gar keine Deserteure sind? Und als solche können wir doch nicht gut mehr gelten, wenn wir — Ehrenmänner, die wir nun einmal sind — ganz ordnungsmäßig vorher unsern Abschied eingereicht haben.

Ja, wie ganz anders noch werden wir dann erst dastehen! Der gute Yankee, den wir schon halb, momentan vielleicht auch ganz von der Ehrenhaftigkeit unserer Desertion überzeugt haben, er wird uns „Uebermenschen" gerührt in seine Arme schließen!

Wir bringen hiermit unsere Widerlegung, soweit sie sich auf die in der Natur der Sache liegenden Momente und auf den Charakter der Rechtfertigungsschrift stützt, zum Abschluß, halten

es aber für angezeigt, auch den Charakter des Verfassers selbst*), auf den wir bereits einige recht bedenkliche Streiflichter fallen sahen, auf Grund der uns vorliegenden Berichte, in eine etwas genauere Beleuchtung zu rücken.

Stark verschuldet und „seiner Aufführung wegen kassationsfähig"! So charakterisirte ihn bereits General von Knyphausen, für den in diesem Falle zu einer dem wirklichen Sachverhalt widerstreitenden Darstellung ein irgend wie erkennbarer Grund nicht vorlag. Als der Verführer zur Desertion ja als gemeiner Schwindler und Betrüger erscheint er dann, wie der Leser sich erinnern wird, in dem zum Theil schon bekannten Begnadigungsgesuch des Fähnrichs Kl. Hören wir diesen nun in seinen Lamentationen zu Ende an!

„Wenn ich so glücklich gewesen wäre," fährt er fort, „als Dero gnädige Pardonnirung in der Zeitung zu sehen, sollte ich mich sogleich zu Dero Diensten wieder gestellet haben, aber zu meinem großen Unglück habe ich es bis jetzo niemals gewußt, wenn einige Freunde es mir sagten, jedoch der F. thate es wissen und wolt es mir nicht sagen, daß Dero Excellenz hatten eine gewisse Zeit bestimmt, um uns dar zu stellen, wovon ich nichts wußte, bis die Zeyt verflossen wahr." Soweit das Begnadigungsgesuch!

Kann nun auch Kl., der ein Interesse daran hatte, seine Schuld nach Möglichkeit auf Andere abzuwälzen, als einwandsfreier Zeuge zunächst nicht ausgespielt werden, so würde es doch andererseits ebenso verkehrt sein, über sein Zeugniß nun einfach zur Tagesordnung übergehen zu wollen. „Semper aliquid haeret!" Das gilt eben auch hier. Mit anderen Worten: Nach Abzug dessen, was, weil zu seiner Entlastung dienend, vorläufig mit einiger Reserve aufgenommen werden muß, bleibt doch noch Einiges übrig, wo die Annahme reiner Erfindung nicht hinreichend begründet erscheint.

Wir verstehen es, wenn der um Gnade flehende Deserteur sich als den unschuldig Verführten hinstellte, wenn er vorgab, von dem Erlaß des Generalpardons erst gehört zu haben, als „die Zeyt schon verflossen wahr", auch wenn es sich in Wirklichkeit nicht so verhielt. Das konnte doch wenigstens einigermaßen geeignet erscheinen, ihn zu entlasten. Wie aber steht es in dieser Beziehung mit der Beschuldigung, daß ihm F. alles Geld abzuschwindeln gewußt und den Erlaß des Generalpardons absichtlich verschwiegen habe, der Kl. doch ebenso rechtzeitig bekannt werden konnte wie jenem auch? Wir können sie nur begreiflich finden, wenn ihr wirkliche Thatsachen zu Grunde lagen. Denn so erklärlich es auch sein mag, daß Kl. in der Annahme, selbst um so reiner darzustehen, je mehr er den Andern in die Tinte brachte, ohne Unterschied alles hervorsuchte, was geeignet war, F. noch mehr herabzusetzen, ebenso unwahrscheinlich ist es, daß er, wenn er einmal zu Lüge und Erfindung griff, gerade zu solchen Verleumdungen seine Zuflucht genommen hätte, die entweder, wie die Geschichte von dem Abschwindeln des Geldes, mit der Sache gar nichts zu thun hatten oder, wie das Verschweigen des Generalpardons, zu dieser zwar in Beziehung standen, zu seiner Entlastung jedoch kaum mehr beizutragen vermochten?

Dazu kommt aber noch, daß man Kl., der dem ganzen Charakter seines Schreibens nach den Eindruck eines höchst beschränkten und unselbstständigen Menschen macht, so viel Erfindungsgabe garnicht einmal zutrauen darf. So viel leuchtet jedenfalls ein, daß er an der Abfassung der wohl stilisirten und im Allgemeinen nicht ungeschickt operirenden Rechtfertigung, wenn überhaupt, so nur in ganz geringem Maße betheiligt gewesen sein kann. Dafür spricht auch schon der äußere Umstand, daß er sich an zweiter Stelle unterzeichnet hat. Vermuthlich gab er nur den Namen mit dazu her. Erscheint nun aber Kl. hier als der Geschobene, so läßt sich die Annahme schwer von der Hand weisen, daß er die gleiche Rolle von Anfang an gespielt.

Damit wäre aber, weil in allen Stücken zum mindesten als glaubhaft befunden, die Unanfechtbarkeit auch seines Zeugnisses außer Zweifel gestellt, und wir fragen nunmehr: Können in einem Schriftstück, dem sich nicht nur unbewußte Widersprüche, sondern auch bewußte Unwahrheiten nachweisen lassen, und dessen Verfasser von zwei glaubwürdigen Zeugen als eine höchst anrüchige Persönlichkeit charakterisirt wird, auch die übrigen, wenn gleich an und für sich nicht zu widerlegenden Partien noch irgend welchen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben?

Mit der Verneinung dieser Frage verliert, worauf es uns vor allem ankommt, der dem Landgrafen gemachte und, wie früher bereits konstatirt, von dem Verfasser selbst auch wieder stark erschütterte Vorwurf eines „ohne Wissen und Einwilligung" stattgehabten „Verkaufs" auch seinen letzten Halt.

Sollte aber, so höre ich einwenden, eine derartige schwere Beschuldigung völlig aus der Luft gegriffen sein? Dem gegenüber sei zunächst be-

*) Vgl. dazu auch noch den am Schluß ausgezogenen Bericht vom 7. Dezember 1778.

merkt, daß auch wir dies nicht gerade für wahrscheinlich halten.

Somit scheinen wir Denjenigen Recht zu geben, welche der Ansicht sind, daß die von Landgraf Friedrich II. und anderen deutschen Fürsten gegen eine bestimmte Entschädigung beliebte Entsendung von Unterthanen zur Theilnahme an dem im fernen Westen geführten und die Interessen des eigenen Landes in keinerlei Weise berührenden Kriege, einerlei, ob dieselbe für den einzelnen Betheiligten auf gewaltsamem Verkauf oder mehr oder weniger freiwilligem Vertrag beruhte, im Großen und Ganzen betrachtet, auch in dem Bewußtsein der damaligen Zeit schon als etwas Menschenunwürdiges, gewissermaßen als ein „Menschenhandel“ en gros empfunden und verurtheilt worden sei? So war's nun doch nicht gerade gemeint. Denn eben das Gegentheil wollen wir im Folgenden zum mindesten wahrscheinlich zu machen suchen, daß nämlich unsere Fähnriche jene in dem Rechtfertigungsartikel vertretene Auffassung von ihrer überseeischen Verschickung nicht schon aus der Heimath mitgebracht, sondern erst in der „neuen Welt“ sich — sehr leicht und gern freilich — unterschieben ließen und zu Nutze machten.

(Schluß folgt.)



Ein Requiem.

Novelle von Wilhelm Schoof.

(Schluß.)

Mitternacht ist's. Die Mönche und die fremden Gäste sind zur Ruh' gegangen. Das Kloster schläft. Nur Severus kann nicht schlafen. Immer tiefer in's Innere hinein zehrt die verderbliche Flamme. Kein Schlaf! — Keine Ruhe! — Von ihrem Bilde verfolgt, wälzt er sich auf dem harten Lager, ruft die Heiligen an, um ihn zu retten von dem verführerischen Gaukelbild, das ihn umschwebt im Wachen und Träumen, um seine Seele zu bewahren vor ewiger Verdammniß. Vergebens! — Immer sieht er vor sich den schwermüthigen, kindlich frommen Blick des dunkelblauen Auges, die weichgeformten Lippen, die hohe schlanke Gestalt im dunkelrothen Kleid. Welch' ein Tag! — welch' eine Nacht! — Cäcilie und immer nur Cäcilie — kein anderer Gedanke findet Raum in seinem Inneren. Stundenlang liegt er so, von begehrlichen Gedanken umstrickt, strenger asketischer Buße unterworfen. Geißelschläge hallen hinauf zu den Zellen der Gäste, hinüber zu den Zellen der Brüder, leises Wimmern und Stöhnen, verhaltenes Beten . . .

Und draußen tiefe, schweigende Nacht, ahnungsvolles Rauschen der wiegenden Bäume, dann und wann der schlummermüde Laut ferner Thurmuhren.

* * *

Das Christfest ist herbeigekommen. — Die Sterne der heiligen Nacht flimmern versöhnend über schneeigen Gefilden . . . Eingeschneit, verlassen liegt das Kloster da, kein Wanderer lenkt seine Schritte mehr hinauf zum heiligen Berge. — Die Klosterkirche ist hell erleuchtet, die Töne der Orgel fluthen voll durch das Schiff der Kirche und reißen wie zur brausenden Fluth anschwellend die andächtigen Brüder zu dem feierlichen Weihnachtshymnus fort:

„O sanctissima o piissima dulcis virgo Maria!“

Weihevoll verklingt der Refrain: „Ora, ora pro nobis!“ in der heiligen Nacht. . . . Die Mönche verlassen die Kirche und versammeln sich im Refektorium zu einer kleinen weltlichen Feier. Eine lange Tafel ist gedeckt, ein Christbaum, den man im Klostergarten gefällt, erstrahlt im hellen Lichterglanz. Die Brüder nehmen an der Tafel Platz, am oberen Ende der Pater Guardian, links und rechts reihen sich die übrigen Insassen des Klosters an. Bruder Klosterkoch hat für vorzüglich zubereitete, leckere Speisen, Bruder Kellermeister für ein gutes Tröpflein Wein gesorgt. Nirgends sieht man heute bei den Brüdern Spuren des Mißmuths, oder stiller in sich gekehrter Verschlossenheit. In gemüthlichem Plaudern und harmlosen Scherzen vergeht der Abend . . .

Nur Bruder Severus fühlt sich nicht glücklich. Er hat sich früh zurückgezogen. Gerade heute durchstürmen ihn wieder mit verjüngter Kraft tausend Erinnerungen und schmerzliche Gedanken. Seit jenem Tag im Kloster ist er noch stiller geworden, noch mehr als früher hat er sich von seinen Ordensbrüdern abgesondert. Seine Gestalt ist noch hagerer geworden, seine Züge erscheinen durch die langen Nachtwachen, die er in strenger asketischer Buße und fleißigem Beten vollbracht, noch abgehärmter.

Vorsichtig tritt er durch die Hinterpforte in den kalten Winterabend hinaus. Langsam lenkt er seine Schritte den Berg hinauf zu seiner Lieblingsstätte. Sausend umweht ihn eine eis-

kalte Luft, Schneeflocken tanzen vor seinem Gesicht auf. Unverdrossen watet er durch den frisch gefallenen Schnee weiter, bis er auf der Höhe angekommen ist. Zu seinen Füßen unten liegt das Kloster im Schnee vergraben, die frommen Gesänge der Brüder dringen zu ihm herauf. Er wandert weiter, immer weiter, er merkt es nicht, daß er an seinem Lieblingsplatz schon vorbei ist. Seine Schläfen hämmern und glühen, der eisige Wind thut ihm wohl.

Zu seinen Füßen dehnt sich das Thal im bleichen Schneelicht unabsehbar weit . . . tiefschwarz heben sich in der Ferne die Umrisse ragender Berge ab. Baumgruppen und Sträucher ballen sich vor ihm zu dunklen, formlosen Massen. Sonst unterscheidet er nichts, nur fern im Westen, dort wo die Sonne im Sommer blutroth untergeht, blinken rothe Lichter auf, zahllos, eins neben dem anderen aufdämmernd . . . Hier hemmt er seinen Schritt, sehnsüchtig späht sein Auge nach dieser Richtung hin. Er kennt die Lichter, sie haben ja auch ihm einst geschienen . . . Erschöpft läßt er sich auf einen Baumstumpf nieder, mitten im Schnee, er ist müde geworden vom Gehen, die langen Kasteiungen haben seinen Körper geschwächt und ihn untauglich gemacht zu größeren Anstrengungen.

Unter ihm jubeln und jauchzen die Glockenstimmen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ —

So haben auch ihm die Glocken einst gesungen, wenn er als Kind unter dem brennenden Weihnachtsbaum stand und sich nicht satt sehen konnte an der glitzernden Pracht. Die ganze Zeit steht ihm wieder lebendig vor Augen. Das erste Aufkeimen der Jugendliebe, die Schul- und Universitätsjahre, und dann — ein Tag mitten im Winter, als er heimkehrte an's Sterbebett seiner Mutter. „Lieber Erwin,“ sagte sie, „ich habe eine letzte Bitte an Dich. In's Kloster sollst Du gehen, ich habe Dich einst, als Du von einer schweren Krankheit genesen, der Mutter Gottes gelobt. Ich kann nicht ruhig sterben, als bis ich diesen Wunsch erfüllt sehe.“ Und die Mutterliebe siegte in ihm, denn sie war ihm das heiligste auf Erden. So nahm er herzzerreißenden Abschied von seiner Jugendgeliebten und zog hinaus in die ferne Isarstadt. Sie weinte ihm bittere Thränen nach und trauerte tief um den Verlorenen, aber schließlich mußte sie sich drein ergeben haben, denn heute — — wie hatte sich alles verändert seitdem — — gehörte sie einem anderen. Sie war gebunden . . . Und er . . . er hatte der Welt und ihrer Fleischeslust entsagt, er durfte nichts mehr von diesem Leben erhoffen.

Und doch verfolgte ihn heute Abend der Gedanke immer wieder: Wenn er frei wäre, los von allen Ketten, und sie auch . . . wenn sie zusammen das Weihnachtsfest begingen drunten in der alten Bonifatiusstadt, wo die rothen Lichter flammten . . . wenn er . . . doch nein, er durfte den Gedanken nicht zu Ende denken.

Immer dichter fiel der Schnee. Leichte, feine Flocken rieselten unablässig auf ihn nieder und bedeckten die dunkle Kutte mit blendendem Weiß. . . . Er merkte es nicht. Er fühlte sich müde, unsagbar müde . . . Immer stiller wurde es in ihm, je heftiger draußen die Flocken auf ihn losstoben. Die aufgeregten Wogen seines Innern glätteten und klärten sich zu harmonischer Ruhe, es war ihm, als legte sich eine warme, weiche Menschenhand lindernd auf seine Schmerzen und spräche ihm Trost ein. Er fühlte seine Sorgen mehr und mehr schwinden, sein Herz immer mehr erleichtert und befreit von dem Druck . . . Die Ketten, die ihn so lange gefesselt, fielen von ihm ab, er lief frei und ungehindert davon, den Berg hinab in's Thal, immer weiter, bis dorthin wo die rothen Lichter flammten. Hier, in der Stadt des Bonifatius, blieb er vor einem Hause stehen, das er schon von Weitem erkannte, er klopfte an die Thür und bat um Einlaß, ein junges schönes Weib, festlich geschmückt mit Myrthen und Rosen, öffnete ihm, er fiel ihr in die Arme und schluchzte und rief: „Meine gute, theure Cäcilie, nun will ich Dich nie mehr verlassen, nun will ich immer bei Dir bleiben, ich bin damals treulos von Dir gegangen, nun bin ich reuig wiedergekommen, um Dich zu fragen, ob Du mich wieder haben willst.“ Und sie, aufgelöst in Schmerz und Freude: „Ist es denn möglich? mein armer, vielgeliebter Erwin! Ist es denn wahr? Welche Freude, Du großer Gott, heute am heiligen Weihnachtsabend Dich hier wieder zu finden!“ Und sie herzt und küßt ihn und drückt ihn neben sich nieder unter dem brennenden Weihnachtsbaum, umschlungen sitzen sie glücklich und zufrieden da, und er erzählt ihr aus seinem Leben, von seinen Fahrten in der weiten Welt und seinen großen, großen Leiden. . . . Ihre schönen dunkelblauen Augen hängen gespannt an seinem Munde, ihre blonden, aufgelösten Haare fließen über ihre Schultern herab, sie sieht so liebreizend aus wie nie zuvor, und als er geendet, küßt sie ihn innig auf die schmalen eingefallenen Wangen und spricht: „Mein theurer Erwin, ich hab' Dich ja immer so sehr geliebt, und Du bist immer so gut gegen mich gewesen, so gut . . . o welches Glück! daß ich Dich endlich wieder habe . . .“

* * *

Es ist Nacht. — Die Sterne stehen hoch am Himmel, die Lichter unten im Thale der Rhön sind erloschen, die Weihnachtsglocken sind verstummt . . . Die Menschen schlafen, beglückt von der heiligen Gnadenbotschaft, die heute wieder bis in die ärmste Hütte gedrungen ist. Unablässig wirbeln weiße Flockenmassen aus dem schwarzen Himmel hernieder und legen sich wie Daunen, weich und zart auf Baum und Strauch . . . Ein kühler Nachtwind weht, und durch das Rauschen der Bäume klingt es leis und erlösend:

„Friede, Friede auf Erden!“

* * *

„Friede, Friede auf Erden!“ — Die Nacht träumt dem Morgen entgegen . . . Alles schläft . . .

Nur im Kloster schläft man nicht. Bruder Severus, der Pförtner, wird vermißt. Die Glocken der Kirche haben um vier Uhr morgens zur Weihnachtsfrühmesse geläutet. Die Mönche sind zu frommer Andacht versammelt, nur einer fehlt, Severus. Es ist das erste Mal, daß dieser gerade fehlt, er ist sonst immer der erste gewesen! Das dünkt ihnen räthselhaft. Sie gehen hinauf in seine Zelle, um ihn zu wecken. Aber sie ist leer, sein Bett unberührt . . . Nun werden sie unruhig. Sein stilles, abgesondertes Wesen ist ihnen schon längst aufgefallen, besonders in den letzten Wochen. Auch gestern Abend hat er sich so früh zurückgezogen. Man hatte angenommen, daß er in seine Zelle gegangen sei, um allein zu sein. Er liebte ja die Einsamkeit . . . Jetzt tauchte ihnen blitzschnell ein anderer Gedanke auf: „Entflohen!“ Ein dumpfes Murmeln geht durch die Reihen der frommen Brüder. Doch nein, das schien nicht gut möglich. Severus ist immer ein frommer, gehorsamer Bruder gewesen. Man traut ihm einen Treubruch an seinem Gott nicht zu. Nun kommen sie auf einen neuen Gedanken. Severus ist ein Freund der Natur, allabendlich pflegt er seinen Spaziergang nach dem Gipfel des heiligen Berges zu machen, selbst im Winter. Nur gestern war er daran gehindert durch die Vorbereitung für den heiligen Abend. Man hatte ihm die Ausschmückung des Christbaums übertragen. Darauf fand die kirchliche Feier statt. So mußte er seinen gewohnten Gang noch spät Abends gemacht haben . . .

Schmerzlich ergriffen schauen die Mönche einander an. „Wir müssen eilen! ihn suchen! Es kann ihm etwas zugestoßen sein. O Gott, o all ihr Heiligen, um der Jungfrau Maria willen, rettet ihn!“

Eine Abtheilung von vier Mönchen, unter ihnen der Chirurg des Klosters, wird ausgeschickt. Sie beschleunigen ihre Schritte in den dunkeln Wintermorgen hinaus, ein jeder mit einer Laterne und einem langen, dicken Eichenstock bewaffnet.

Zwei Wege führen zur Höhe. Sie wählen den kürzeren, um möglichst schnell hinaufzukommen. Aber als sie oben sind, an seinem Lieblingsplatz, ist er leer. Besorgt und aufgeregt suchen sie in der näheren Umgebung, nirgends ist etwas zu finden . . . Sollte er also doch . . .? Sie wagen es nicht zu glauben. „Gott bewahre seine Seele!“

Schon wollen sie wieder auf dem anderen Weg zurück, um den Brüdern die traurige Botschaft zu melden. Da bleibt Bruder Eustachius, der tiefer in den Wald geeilt war, wie gelähmt an allen Gliedern stehen und stößt einen gellenden Schrei aus. Die Brüder eilen herbei, als sie näher kommen, sehen sie einen Menschen, der, über und über mit Schnee bedeckt, gegen einen Baum gelehnt auf einem Holzblock sitzt und schläft, das Gesicht gegen Westen gerichtet . . .

Sie erkennen ihren Ordensbruder Severus. Auf den Knieen liegend, hält und drückt Bruder Martinus, der Chirurg, seine Hand, — sie ist kälter als der Schnee . . . Nichts . . . das Herz schlägt nicht mehr . . . das arme Antlitz ist bläulich . . . Er ist todt. —

Alle Wiederbelebungsversuche bleiben erfolglos. Die frommen Brüder fangen an zu schluchzen, sich zu bekreuzigen, zu beten. Vergebens . . . Aus den Eichenstöcken wird eine Todtenbahre gemacht, man legt den erstarrten Leichnam darauf und lenkt schluchzend die Schritte bergab dem Kloster zu. Ein seltsamer Zug, die dunkeln Kutten sich scharf abhebend von dem weißen Schnee . . . Eine herzzerreißende Scene in der stillen, heiligen Nacht!

* * *

Die Kerzen des großen Kronleuchters über dem Altar sind angezündet, die Klosterkirche erstrahlt in hellem Lichterglanz. Unter dem Kronleuchter in grellster Beleuchtung steht ein Katafalk. Bruder Severus, die Hände auf der dunklen Kutte gefaltet, liegt mit geschlossenen Augen auf der Todtenbahre. Im Kreis rings um den Leichnam herum stehen die Mönche des Klosters in tiefer Trauer, mit bleichem, verstörtem Angesicht, und stimmen ein feierliches Requiem an, um für das ewige Seelenheil ihres todten Bruders zu bitten. Aus der Weihnachtsfrühmesse ist eine Todtenmesse geworden . . . Mit tiefer, dumpfer Stimme singen sie die eintönigen, stetig wiederholten Strophen im Wechselsang, daß es grausig in dem hohen Gewölbe der Kirche widerhallt: Domine — Domine . . . luceat ei — luceat ei . . . Und jedesmal, wenn sie mit der Strophe fertig sind, ist es, als ob der Nachtwind, der draußen um die hohen Fenster schleicht, mit hohler Stimme johlend einfällt:

„Requiem aeternam dona ei Domine!
Et lux perpetua luceat ei.“

Aus alter und neuer Zeit.

Zwei alte Zunftbriefe. Vor uns liegt eine alte Pergamenturkunde vom 28. Juni 1708, in welcher Landgraf Karl unter Hinweis auf seine Generalzunftordnung von 1693 die alten Privilegien der Böttcherinnung seiner Residenz Kassel bestätigt, wie sie Landgraf Ludwig I. der Friedfertige am 23. September 1423 erlassen und Landgraf Wilhelm V. im Jahre 1628 erneuert hatte. Auch später noch, am 11. Januar 1754, verlieh Landgraf Wilhelm VIII. diesem Zunftbrief in ebenfalls vorliegender Pergamenturkunde neues Leben unter Hinzufügung einzelner ergänzender Bestimmungen und eines Verweises auf sein erneutes Zunftreglement sowie die kaiserliche Verordnung gegen die Mißbräuche der Handwerker. Die heutige Bewegung im Handwerkerstande auf Wiederbelebung des alten Gemeinsinnes der Handwerker, wennauch im Geiste der Neuzeit, bietet Anlaß, jener Ordnungen wieder zu gedenken und sie uns in's Gedächtniß zurückzurufen, bezw. zu prüfen, inwieweit ihnen etwa Anregungen im Sinne der erwähnten Bestrebungen zu entnehmen wären.

Landgraf Ludwig also hatte seinen Kasseler Böttchern unter folgenden Bedingungen eine Brüderschaft und Zunft gegeben:

1. Wer darein kommen will, soll sein ein frommer Mann und ein recht Ehekind und soll seine Ehre bewahret haben und soll Bürger zu Kassel sein oder zur Stund Bürger dort werden, das Handwerk wohl können, nämlich ein Faß und eine Budde machen, also sein Meisterstück, das die Meister besehen sollen, und anders kein Handwerk treiben oder üben dann das Böttcherhandwerk und soll den Meistern zu ihrer Brüderschaft geben 6 Gulden und solch Geld soll dem Landesherrn halb zufallen und dem Rath zu Kassel zu einem Viertel und dem Handwerk zum andern Viertel, dem Kirchenkasten aber 2 Pfund Wachs.

2. Es soll niemand zu Kassel das Handwerk treiben, er sei denn in ihrer Brüderschaft und Zunft.

3. Wer das Handwerk lernen will und ein Lehrknecht sein, der soll den Meistern in der Brüderschaft geben einen Zober Biers und 2 Pfund Wachs zu Kerzen.

4. Es soll kein Meister binnen einer Meile lang gesessen um Kassel das Handwerk üben, er sei denn in ihrer Brüderschaft, doch gilt dies nicht für Kaufungen, wo die Jungfrauen wohnen, wer dort wohnt, mag sein Handwerk auch ohne Zugehörigkeit zu der Zunft treiben, ohne daß man es ihm wehre.

5. Wenn ein Meister stirbt, so mag dessen Frau einen Knecht in ihrem Hause halten und das Handwerk über ein Jahr nach ihres Mannes Tode und nicht länger und ihr Holz vertreiben und vermachen zu ihrem Nutzen binnen der vorgeschriebenen Zeit.

6. Für den Fall, daß die Frau eines gestorbenen Meisters des Handwerks einen andern heirathen will, der nicht in der Brüderschaft ist, der soll, wenn er das Handwerk üben will, die Brüderschaft und Zunft halb kaufen, wie oben angegeben ist, die andere Hälfte soll er von der Frau haben, vorausgesetzt wird aber, daß er das Handwerk versteht. Zuwiderhandlung wird mit Erlegung einer Buße von 2 Pfund Pfennigen bestraft, die zur Hälfte dem Landesherrn, zu einem Viertel dem Rath zu Kassel und zum andern Viertel dem Handwerk zufällt.

7. Falls jemand eine Meisterstochter des Böttcherhandwerks zur Frau nimmt, um dasselbe zu treiben, so soll es mit dem Kauf der Zunft entsprechend ebenso gehalten werden wie mit dem neuen Gatten einer Meisterswittwe.

8. Festsetzungen, die die Innungsmeister der Zunft unter sich treffen, mögen sie auf Gewohnheitsrecht beruhen oder neu eingeführt sein, die sollen, soweit sie sich mit der Unterthanenpflicht wider den Landesherrn vertragen, unter ihnen verbindliche Kraft haben. Die Bemessung der Buße für Zuwiderhandlungen gegen etwaige Uebertretungen dieses Paragraphen bleibt der Zunft überlassen. Die Vertheilung der Einnahme aus dieser Quelle hat nach Maßgabe der Bestimmungen des Paragraphen 6 zu erfolgen. Zur Beitreibung der Bußen wird beide Male die Inanspruchnahme der Hülfe der Staatsbeamten gewährt, soweit sie nöthig erscheint.

So das ältere Privilegium, das die eigenhändige Unterschrift des Landgrafen Karl und das Vidit des Kanzlers Nikolaus Wilhelm Goeddaeus trägt. An beiden befinden sich noch die allerdings leeren großen hölzernen runden Siegelkapseln an blau-weiß-rothen Schnüren.

In der jüngeren Urkunde von 1754 wird das oben in Paragraph 3 festgesetzte Lehrgeld anderweitig auf 1 Thaler 8 Albus und 4 Albus für das Einschreiben zu Gunsten der Meisterlade nebst den 2 Pfund Wachs für den Kirchenkasten festgesetzt, von dem Zober Bieres ist nicht mehr die Rede.

Die durch Paragraph 5 oben in Bezug auf Haltung eines Knechts wesentlich eingeschränkte Freiheit einer Böttcherswittwe wird dahin erweitert, daß sie einem solchen die Führung des Geschäfts überlassen darf, so lange sie Wittwe

bleibt. Die übrigen Abweichungen gegen die ältere Urkunde enthalten Anordnungen, die entsprechend der im allgemeinen beobachteten Entwicklung des Zunftwesens auf Einschränkung jedweden außerzunftmäßigen Wettbewerbs hinzielten. Dazu gehörte Folgendes:

1. Den Kasseler Weinwirthen und Weinhändlern soll es zwar gestattet sein, einen Bender oder Küferburschen als Hausknecht anzunehmen, jedoch haben dieselben sich nicht nur aller neuen Faßbinderarbeit, sondern auch des Abstechens der großen Fässer sowie des Ausputzens und Ausbrennens der leer gewordenen zu enthalten.

2. Die Kaufleute zu Kassel sollen zwar das Recht haben, ihre zu Münden und anderswo ausgepumpten Cartelen (dicke Bretter, Dauben) daselbst zu verkaufen, doch sollen sie weder außer Landes noch an anderen Orten Cartelen und Tonnen verfertigen und diese nach Kassel bringen lassen dürfen, ebenso sollen sie auch die in Kassel ausgepumpten Cartelen nicht anderswohin schicken und die daraus verfertigten Tonnen wieder nach dort schaffen lassen dürfen.

Und schließlich 3. soll den der Zunft angehörigen fremden Böttchern, abgesehen von den Jahrmärkten, verboten sein, ihre Waaren in Kassel feilzuhalten und zu verkaufen, dagegen erlaubte man ihnen großmüthigst, ihre auf den Jahrmärkten unverkauft stehen gebliebenen Waaren bis zum nächsten Jahrmarkt an Ort und Stelle in Verwahrung zu lassen.

Wir sehen, der Zunftgeist jener Tage war bereits ein recht engherziger, sodaß Landgraf Wilhelm VIII. alle Ursache hatte, am Schluß seines Bestätigungsbriefes sich und seinen Nachfolgern das Recht vorzubehalten, die „Zunft, Innung und Gilde nach... Gutbedünken, Willen und Wohlgefallen zu revociren" ...

Aus Heimath und Fremde.

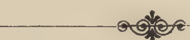
Todestag des letzten Kurfürsten. Am 6. Januar, dem Todestage des letzten Kurfürsten von Hessen, Friedrich Wilhelm's I., war das Grab desselben auf dem alten Friedhof zu Kassel wiederum mit Kränzen reich geschmückt.

Geschichtsverein. Am 8. Januar hielt der Verein für hessische Geschichte zu Kassel eine außerordentliche Monatssitzung ab. Dr. Schwarzkopf regte die Ausschmückung des Platzes am Steinweg vor dem Naturalienmuseum durch Wiederaufstellung des am Brink beseitigten alten Brunnens von 1567 an, wozu das Ausschreiben des Verschönerungsvereins auf Veranstaltung eines Wettbewerbs behufs Ausschmückung des genannten Platzes durch ein architektonisches Bildwerk, einen Brunnen oder etwas anderes Geeignetes, den Anlaß bieten könne. Es würde sich wohl ermöglichen lassen, den alten Brunnen des Heilbronner Künstlers Jakob Bollinger dort wieder aufzubauen und die drei Säulen desselben, die früher je eine Figur getragen hätten, an deren Stelle in neuerer Zeit die Säulen durch Kugeln gekrönt seien, mit den Bildnissen ehemaliger hessischer Regenten oder auch anderer berühmter Hessen zu schmücken. Der vom Verschönerungsverein ausgesetzte Betrag von 5000 M. sei nach Ansicht des Bildhauers Brandt völlig ausreichend, um ein hervorragendes Kunstwerk herzustellen. Der Vorsitzende Bibliothekar Dr. Brunner berichtigte einen Irrthum des Vorredners, daß der Brunnen in einer Scheune schlummere, derselbe oder vielmehr seine Ueberreste lagerten auf dem Hofe des städtischen Holzmagazins an der Weserstraße; es sei Hoffnung vorhanden, daß sämmtliche Bestandtheile noch zusammengelesen werden könnten. Redner berichtete sodann über die Abtragung des Brinkbrunnens und die vom Vorstand zur Erhaltung des Kunstwerks bezw. zu dessen Wiederaufstellung an anderer Stelle gethanen Schritte. Alles sei aber an der Geldfrage gescheitert, da dem Stadtrath Geldmittel zu diesem Zwecke nicht zur Verfügung gestanden hätten. Dem neugeplanten Vorhaben der Wiederaufstellung am Steinweg hätten auf Anfrage des Vorsitzenden bereits der Herr Regierungspräsident von Trott zu Solz wie auch Vicebürgermeister Sanitätsrath Dr. Endemann und Stadtbaurath Höpfner zugestimmt. Sodann überreichte Dr. Schwarzkopf ein Packet Staatspapiere des Königreichs Westfalen nebst Coupons und Talons als Geschenk. Zum Schluß folgte der dritte Theil des Vortrags des Oberstleutnants a. D. von Stamford über die Freiheitskämpfe gegen die Römer im Jahre 15 n. Chr. Nach Beendigung des Vortrags verlas der Vorsitzende eine Erklärung des Gesammtvorstandes, in welcher derselbe sich dagegen ausspricht, die Forschungen und geistvollen Folgerungen des Herrn Oberstleutnants unter allen Umständen als gültig und bindend anzusehen. Eine weitere Erörterung der in Betracht kommenden Fragen wurde auf den nächsten am 15. Januar stattfindenden Unterhaltungsabend des Vereins verschoben.

Universitätsnachrichten. Dem Privatdozenten Dr. Wrede zu Marburg wurde das Prädikat Professor verliehen. — Am 13. Januar hielt D. Rade seine Antrittsvorlesung als Privatdozent in der theologischen Fakultät zu Marburg. — Die Universität Gießen ist im Winterhalbjahr 1899/1900 von 802 Studierenden besucht, darunter 308 Nichthessen. Gegenüber dem Winterhalbjahr 1897/98 hat sich der Besuch um 109 Studierende gehoben. — Einer der beliebtesten Lehrer der technischen Hochschule zu Hannover, Geheimer Regierungsrath Professor Heinrich Köhler, ein Sohn der Stadt Kassel, feierte am 11. Januar unter reger Theilnahme seinen 70. Geburtstag. Er ist dort seit 1863 als Lehrer der Baukunst angestellt.

Todesfälle. Am 2. Januar starb zu Kassel der ehemalige Generalarzt des XI. Armeecorps, Dr. med. Wilhelm Kuckro, im Alter von 87 Jahren. Der Verstorbene wurde, nachdem er viele Jahre hindurch Regimentsarzt im Leibgarde-Regiment gewesen, Mitte der 60er Jahre als General-Stabsarzt an die Spitze des kurhessischen Militär-Medizinalwesens gestellt. Nach dem 1866er Feldzuge trat er dann in die preußische Armee ein, in der er Chefarzt des XI. Armeecorps wurde, mit welch' letzterem er auch 1870 in's Feld rückte. Mit dem eisernen Kreuze geschmückt, kehrte er nach Beendigung des glorreichen Krieges zurück und verblieb in seiner militärischen Stellung, bis er Anfang der achtziger Jahre seinen Abschied nahm. Wie als Arzt geschätzt, so war Kuckro auch als Mensch allgemein beliebt. Im Leben schlicht und einfach, nahm er an allem, namentlich aber was die schönen Künste betraf, lebhaften Antheil. Ueber alles ging ihm indeß die Musik. Er war in jeder Hinsicht ein liebenswürdiger, freundlicher und guter Mann, der wohl nie einen Feind gehabt hat.

Am 5. Januar verschied im 69. Lebensjahre Oberstleutnant z. D. Eduard Otto, ein verdienter hessischer Offizier, der von 1851 bis 1866 dem 3. kurhessischen Infanterieregiment Prinz Friedrich Wilhelm und dann bis 1878 dem aus diesem hervorgegangenen Infanterieregiment von Wittich (3. hessischem) Nr. 83 angehört hatte.



Personalien.

Verliehen: dem Vorsteher des Staatsarchivs zu Marburg Geheimen Archivrath Dr. Könnecke die Amtsbezeichnung Archivdirektor; dem Kreisschulinspektor Dr. Burkhardt zu Mühlheim der Titel Schulrath; dem Domänenpächter Amtsrath Klostermann zu Kassel der rothe Adlerorden 4. Klasse; desgleichen dem Professor Jassoy zu Hanau; dem Regierungssekretär Müller zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse; dem Ingenieur Plümer zu Kassel der Titel Professor; desgleichen dem Oberlehrer Dr. Haesecke zu Rinteln; den Regierungssekretären Bayer und Lange zu Kassel der Charakter als Rechnungsrath; den Obersteuerkontroleuren Fense zu Homberg und Metzler zu Ziegenhain die Amtsbezeichnung Steuerinspektor.

Ernannt: Regierungsrath von Kehler in Kassel zum Geheimen Regierungsrath und vortragenden Rath beim Rechnungshofe des Deutschen Reichs zu Potsdam; die Lehrer Freisler und Prévôt an der Baugewerkschule zu Kassel zu Oberlehrern; Gerichtsassessor Horst zum Amtsrichter in Ziegenhain.

Versetzt: Oberlehrer Professor Dr. Nagel zu Arolsen nach Kassel; der Landmesser Deubel zu Kassel nach Treysa.

In den **Ruhestand** getreten: Landgerichtsdirektor Geheimer Justizrath Bunsen zu Marburg; Professor Jassoy an der Zeichenakademie zu Hanau.

Verlobt: Regierungsassessor Dr. Fritz von Christen zu Erfurt mit Fräulein Marie von Hanstein, Tochter des Landraths (Heiligenstadt, Weihnachten); Hauptsteueramtsassistent Jean Kuhrasch zu Frankfurt a. M. mit Fräulein Anna Mahler (Itzehoe, Weihnachten); Militärintendantursekretär Alfred Schütze zu Frankfurt a. M. mit Fräulein Johanna Lenz, Tochter des Professors (Kassel, Januar); Bildhauer Hans Everding mit Fräulein Lenoir (Kassel, Januar); Oberleutnant und Adjutant von Both mit Erna Freiin Wolff von Gudenberg, Tochter des Landesbankraths (Kassel, Januar).

Geboren: ein Sohn: Dr. med. Bettenhäuser und Frau (Kassel, 1. Januar); Amtsrichter Avenarius und Frau, geb. Pfeiffer (Abterode, 6. Januar); eine Tochter: Lehrer Hermann Probst und Frau (Kassel, 29. Dezember); Sekretär Karl Kreis und Frau (Kassel, Januar).

Gestorben: Frau Dr. med. Luise Elise Emilie von Loßberg, geb. Hohmann (Ipswich in Queensland, 29. November 1899); Verlagsbuchhändler Karl Fisher (Kassel, 1. Januar); Dr. med. J. Strauß (Fulda, 2. Januar); Generalarzt a. D. Dr. med. Wilhelm Kuckro, 87 Jahre alt (Kassel, 2. Januar); Privatmann August Thomas, 70 Jahre alt (Kassel, 2. Januar); verwittwete Frau Ida Wißler, geb. Suchier, 78 Jahre alt (Ravensburg, 5. Januar); Oberstleutnant z. D. Eduard Otto, 68 Jahre alt (Kassel, 5. Januar); Frau Johanna Waege, geb. Bräutigam, 71 Jahre alt (Kassel, 7. Januar); Fabrikdirektor a. D. Dr. phil. Hans Hassenpflug, 48 Jahre alt (Marburg, 10. Januar).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 3. XIV. Jahrgang. Kassel, 1. Februar 1900.

Heimathlieder.

III.

Heimathluft, die heißen Wangen
Biet' ich deinem Kusse dar —
Draußen war ich manches Jahr,
Komm' voll Sehnsucht nur gegangen,
Deinen Segen zu empfangen,
Du, die meiner lichten Kindheit
Fröhliche Gespielin war.

Von den Hessenbergen nieder
Wehst du, aus dem Grund herauf,
Wo der Fulda Silberlauf
Grüßend blinkt, trägst du mir Lieder
Lang versunk'ner Tage wieder,
Und ein Glück, ein unvergess'nes,
Schlägt die blauen Augen auf.

IV.

Du Erdenfleck, der du mir Heimath bist,
Wie hab' ich mich freiwillig denn vertrieben
Und bin so lange, lange fern geblieben,
Da 's doch so schön an deinem Herzen ist!

Heut' schau' ich, wie ein Kind am heil'gen Christ,
Die Schätze an, die ich so lang besessen,
Die ich im Kampf des Lebens fast vergessen —
Heut' weiß ich erst, wie oft ich sie vermißt!

Mir ist, als wehe reiner hier die Luft,
Als wär' des Himmels wundervoller Bogen
Hier freier, leuchtender empor gezogen,

Und über Allem liegt ein feiner Duft,
Als wollte um des Tages blühend Leben
Der Thränenschleier der Erinn'rung schweben.

Anna Ritter.





Hessen auf der Schwelle der Neuzeit.*)

Einen glücklicheren Griff in die hessische Geschichte hat wohl selten jemand gethan als der nichthessische Biograph der Mutter Landgraf Philipp's.

Als Zeit der Gährung und des Ringens auf allen Gebieten des öffentlichen und geistigen Lebens beanspruchen die der Reformation Luther's unmittelbar vorausgehenden Jahrzehnte das wissenschaftliche und praktische Interesse in gleichem Grade und allgemeinem Umfang. Jedoch nicht nur aus den großen Bewegungen, die Kirche und Reich im Ganzen durchzitterten und erschütterten, ward in der Reformation die Neuzeit geboren. Speziell auf politischer Seite sind die Territorien der eigentliche Nährboden, in den ihre Wurzeln sich triebkräftig hinabsenken. Weite Strecken der deutschen Geschichte liegen hier noch ungebaut zur Verfügung des Lokalforschers und des Historikers. Daß einer der reichsten Schätze diesem Boden hat abgewonnen werden können, verdanken wir der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck, die den Verfasser des vorliegenden Buches mit der Herausgabe der hessischen Landtagsakten betraut und so in den denkbar besten Stand gesetzt hat, für seine Biographie aus dem Vollen und Unbekannten zu schöpfen.

Es ist ja von vorneherein klar, die Geschichte der Reformation wird vor allem an die Zustände anknüpfen müssen, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Sachsen und Hessen geherrscht haben. Auch Hessen stand damals auf der Grenzscheide zweier Welten.

Daß das Fürstenhaus wieder einmal auszusterben drohte, war nicht der eigentlich kritische Punkt. Darin vielmehr lag die Gefahr, daß nach dem vorzeitigen Tode Landgraf Wilhelm's des Mittleren (11. Juli 1509) dessen noch nicht fünfjähriges schwächliches Söhnlein Philipp, neben seinem blödsinnigen Oheim Wilhelm dem Aelteren der einzige männliche Vertreter des Hauses Brabant, einer Vormundschaft bedurfte und daß sich in der Frage nach der Gestaltung dieser Vormundschaft sehr verschiedenartige und die damalige politische Lage in Hessen und im Reich besonders kennzeichnende Interessen und Rechtstitel zur Geltung zu bringen suchten.

Im Streit um die Vormundschaft des jungen Philipp prallt bei uns zum ersten Mal nachhaltig das neuerwachte landständische Machtbewußtsein in jugendlichem Ungestüm mit den älteren dynastischen Anschauungen und Ansprüchen auf einander: mit Grundsätzen, deren einheitlicher Vertretung jedoch einmal die Rivalität der beiden von ihren Sippen unterstützten Landgräfinnen-Schwägerinnen Anna von Mecklenburg als Mutter Philipp's und Anna von Braunschweig als Gemahlin Wilhelm's des Aelteren im Wege stand, sodann namentlich das Bestreben der erbverbrüderten sächsischen, selbst wieder in zwei Linien gespaltenen Wettiner, sich ebenfalls einen maßgebenden Einfluß im Hessenlande gerade damals zu sichern, wo der baldige Anfall der Landgrafschaft an sie nicht so ganz außerhalb der Möglichkeit lag. Bemerken wir nun noch, daß dieser Vormundschaftsstreit auch der kaiserlichen Regierung Maximilian's I. viel zu schaffen machte und sogar die in zweiter Linie mit Hessen erbverbrüderten brandenburgischen Hohenzollern beunruhigte, so ergiebt sich derselbe als der Einschlag eines politischen Gewebes, von dessen Fäden fast alle bedeutenden Dynastieen Deutschlands umspannt und berührt wurden.

Wenn es daher der Verfasser zunächst auch nur darauf abgesehen hat, „Anna's Verdienste um die Festigung der Landeshoheit in Hessen" gegenüber den Machtbestrebungen der Landstände zur Anerkennung zu bringen — eine Absicht, deren Ausführung ihm in meisterhafter Weise gelungen ist —, so beruht der intimste historische Reiz seiner Schrift doch eigentlich darin, daß sie über das lediglich territoriale Moment hinaus auf die allgemeineren Verhältnisse hinweist, wenn sie das auch gerade nicht oft und scharf genug betont. Nicht bloß deshalb, weil der Kampf zwischen der temperamentvollen Vertreterin des Fürstenthums und den Landständen in Hessen als hervorragend typisch gelten darf für die gleichen Bewegungen, die sowohl in

*) Glagau, Hans (Privatdozent an der Universität Marburg). Eine Vorkämpferin landesherrlicher Macht. Anna von Hessen, die Mutter Philipps des Großmüthigen. (1485 bis 1525.) Marburg, N. G. Elwert, 1899. XVI und 200 S. 8°. Mark 3,60.

den anderen deutschen Territorien wie auch im Reich als solchem vor und nach 1500 ihre Wellen schlugen. Weit wichtiger, aber gerade am wenigsten beachtet, ist das Ergebniß, das für die Geschichte der Reformation aus den verschiedenen Phasen jenes Kampfes in Hessen abfällt. Diese Phasen lassen nämlich in ganz unzweifelhafter Deutlichkeit schon politische Konstellationen erkennen, in deren Richtung sich später die ernestinischen Wettiner und der durch Anna's zielbewußte Politik seiner Landstände sicher gewordene Landgraf Philipp als entschiedenste Verfechter der die Reformationszeit beherrschenden neuen Gedanken auf kirchlichem und staatlichem Gebiet im Gegensatz zu den Habsburgern, den albertinischen Wettinern und den Hohenzollern zusammenfinden sollten.

Insofern darf den Verhältnissen in Hessen zu Beginn des 16. Jahrhunderts, wie sie durch die Erbverträge mit Sachsen und Brandenburg, die landständische Entwickelung und die beiden politischen Testamente Wilhelm's des Mittleren vom 28. Juli 1506 und 29. Januar 1508 geschaffen waren, ein ganz erheblicher Antheil an der Neugestaltung der Dinge in Deutschland während der nächsten Jahrzehnte der lutherischen Reformation zuerkannt werden. Es ist eine Vorbereitungszeit, eine Zeit jugendfrischer und kampfesfroher Werdelust, die in der kühnen und klugen, schönen und lebensdurstigen Hessenfürstin, Minerva nicht minder als „Frau Venus", ihre Verkörperung erblicken durfte.

Daß Anna durch ihr prinzipielles und unentwegtes Festhalten an den Prärogativen der landesherrlichen Gewalt ihres Sohnes und ihren Sieg über die landständische Fronde den kirchlichen Neuerungen den Boden geebnet hat, zu denen sie dem jungen Landgrafen zu folgen sich doch nicht verstehen mochte, bildet eines der tragischen Momente ihres wechselvollen, von Lust und Leid gleichermaßen stürmisch bewegten Lebens. Schade, daß der Verfasser seine Untersuchungen nicht in der Richtung der Frage ausgedehnt hat, in welcher Weise etwa die notorisch auch in Hessen, namentlich schon unter Wilhelm dem Mittleren, angestellten Reformversuche auf kirchlichem Gebiet, d. h. zunächst der Klöster, auf die politischen Verhältnisse während der Vormundschaftszeit und danach auf die von Landgraf Philipp eingeschlagene reformatorische Richtung eingewirkt haben.

Es ist eigenthümlich, wie oft kritische Zeiten der hessischen Geschichte durch thatkräftige Fürstinnen überwunden worden sind. In Anna von Mecklenburg lebt der Geist Sophiens wieder auf in einer Ursprünglichkeit, Größe und Feinheit, gegen die die Politik ihrer Schwägerin Anna von Braunschweig nur das plumpe Intriguenspiel einer eitlen Kammerfrau ist. Und fast möchte es scheinen, als habe der Verfasser seiner begreiflichen Vorliebe für seine Heldin manchmal die Zügel etwas schießen lassen; zu solch glänzender und begeisterter Diktion erhebt sich oft seine Darstellung. Leider sind wir jedoch, da das verarbeitete Material noch nicht im Drucke vorliegt, der Möglichkeit beraubt, Einzelheiten nachzuprüfen. Allein in dem Buche fügt sich alles so ungezwungen und natürlich an einander, daß wesentliche Züge jedenfalls nicht verzeichnet sein können und wir dem Verfasser auch gern und vertrauensvoll in seine wenigen, urkundliche Mängel deckenden Kombinationen folgen. Eine Reihe von Fragen bleibt dabei immer noch offen; der psychologische Kernpunkt verhüllt sich wiederholt (z. B. S. 57, 95).

Vielleicht liegt dies daran, daß der Verfasser in der Benutzung der Archive doch wohl etwas zu wählerisch vorgegangen ist. Gar nicht zu Rathe gezogen ist z. B. das K. k. Statthaltereiarchiv in Innsbruck, obwohl Anna im Herbst 1514 hier persönlich ihre Sache vor dem Kaiser vertreten hat (S. 152). Für die engen Beziehungen wenigstens zwischen Max I. und Wilhelm dem Mittleren in dem Pfalzgrafenkrieg (1504/5), für die der Landgraf nicht bloß in seinem Testament (S. 62), sondern noch kurz vor seinem Tode in einem eigenen Brief an den Kaiser Worte fand, enthält das Innsbrucker Register Bd. V S. 79 (1504 und 1505), 1069 (1505) und 97 (1509) vier interessante Vermerke, die dem Verfasser, der sich nur auf Rommel beruft, offenbar unbekannt geblieben sind. Allerdings kenne ich jenen Registerband nur bis zum Jahre 1510, zweifle aber nicht, daß er auch weiterhin noch, zwar nicht etwaige Schreiben selbst, aber Vermerke darüber bergen wird, die zu weiteren Nachforschungen führen können. Solche hätten sich z. B. auf die zahlreichen Innsbrucker „Kopialbücher von Regiment und Kammer", speziell Maximilian I. „Geschäft vom Hof", „Embieten und Bevelch" und „Missiven", sowie auf die „Maximiliana-Akten" (22 Fascikel!) zu erstrecken. Daß der Kaiser seinem landgräflichen Freund gegenüber gelegentlich auch einmal schärfere Saiten aufzuziehen wußte, zeigt die Pap.-Handschrift Lehmann p. 3 Nr. 13e (1505 April 16) der ebenfalls nicht benutzten Heidelberger Universitätsbibliothek. Archivalien wenigstens über Wilhelm den Mittleren finden sich auch im Kgl. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart (z. B. unter Chur-Mainz, 1506 und 1507).

Endlich noch ein paar kleine Ausstellungen und Wünsche. Das Geburtsjahr Anna's erfährt man nur aus dem Titel; von ihrem Geburtstag ist überhaupt nicht die Rede. Das moderne Schlagwort „partikularistisch" würde man S. 87 um so

lieber vermissen, als es hier das Verhältniß Hessens nur zu den Wettinern, nicht etwa zum Reich bezeichnen soll und daher ganz sinnlos gebraucht ist. Auch der sonst so schöne Stil weist verschiedene Unarten auf, bei denen das Zeitungsdeutsch Gevatter gestanden hat, z. B. S. 6 „Jemanden beteiligen"; S. 88 „Sie sorgte dafür, daß sie ... durch ihre ... Opposition ... weithin sichtbar als das ... Haupt des Widerstandes ... ragte"; S. 167 „Doch zu Landtagsversammlungen scheint Anna es auf keinen Fall haben kommen lassen (zu!) wollen". Wohl nur ein Druckfehler ist S. 8, Z. 4 v. u. im Text „schreihen" statt „schreiben".

Hoffentlich ist diesem prächtigen Buche, das nach den obigen Ausführungen noch einmal besonders zu empfehlen überflüssig ist, recht bald eine zweite Auflage beschieden. Sie möge den Verfasser auf die in der vorliegenden geübte bescheidene Selbstbeschränkung hinsichtlich seines Planes verzichten und ihn uns die Wirksamkeit seiner Heldin und die Bedeutung ihrer Regentschaftszeit dem ganzen Umfange nach vorführen lassen. Vielleicht dürfen wir uns dann auch zwei charakteristische Proben ihrer Handschrift (vgl. S. 198) erbitten, da ja sonst nichts, vor allem kein Porträt erhalten ist, mittelst dessen wir eine unmittelbare Beziehung zu Anna von Hessen herzustellen vermöchten.

Halle a. S. **K. Heldmann.**



Die Begründung der waldensischen Kolonie Waldensberg.

Von A. Heilmann, Pastor in Göttingen.

(Fortsetzung.)

Im Mai 1699, als wieder Waldenserflüchtlinge nach Deutschland zogen, hatte Graf Karl August von Ysenburg zu Marienborn durch den Rath König bei dem holländischen Gesandten Valkenier das Anerbieten gemacht, einige derselben aufzunehmen. Aber das angebotene Land war zu wenig. Es sollten in der nächsten Zeit 3000 Waldenser, Bauersleute, und 8000 Franzosen, Handwerksleute, kommen, die letzteren sollten in's Brandenburgische und Hessen-Kasselische Land aufgenommen werden. Wieder zerschlug sich die Sache, da Rath König meinte: wenn man auch Aecker fände, würde es doch an Wiesen mangeln. — Aber im selben Jahr sollte es nun doch zur Gründung einer waldensischen Kolonie im Ysenburgischen kommen: Der Graf zu Wächtersbach ermöglichte es.

2. Die Niederlassung.

Allenthalben in Deutschland zogen damals vertriebene Reformirte umher; es lag nahe, daß sie sich auch an den reformirten Grafen von Ysenburg wandten.*) Der Graf Johann Philipp von Offenbach hatte schon 1685 eine Kolonie Neu-Isenburg**) angelegt; der Graf Karl August von Marienborn erklärte sich unter dem 29. März 1699 bereit, 12 französische Familien auf deren Ansuchen auf dem Breitenborn anzusiedeln und jeder 6 Morgen Land zu geben; und der Graf Ferdinand Maximilian von Wächtersbach erließ unter dem 11./21. April 1699 ein französisches Schreiben, worin er erklärt, daß er auf Ansuchen von vertriebenen Franzosen bereit sei, Flüchtlinge in seinem Land aufzunehmen, ihnen Wohnplätze, Land, Holz- und Weiderecht und zehn Freijahre zu gewähren. Der Graf Johann Philipp bot seinem Vetter in Wächtersbach seine Dienste zur Begründung einer Kolonie an und sandte ihm den Kapitän David de Calmetz, der Neu-Isenburg begründet hatte*), und der nach Besichtigung der geeigneten Stellen einen Entwurf für einen Niederlassungsvertrag ausarbeitete. Der Graf Karl August warnte seinen Vetter „vor den herumbvagirenden Frantzosen, davon Ew. Liebden eben einen troup, alß sie hier bey mir wahren, gesehen haben", rieth aber zu den Waldensern, die in guter Ordnung lebten und außerdem von Holland und England reich unterstützt würden und für die die beiden Prediger Papon und Arnaud auch bei ihm hätten anhalten lassen. Am 23. Mai erließ der Graf Ferdinand Maximilian eine „Declaration über die Aufnahme der Refugirten", worin freie Religionsübung zugesagt, doch Abhängigkeit des

*) Das Haus Ysenburg theilte sich nach dem Tode des Grafen Wolfgang Ernst († 1638) in zwei Linien: die Offenbach-Birsteiner und die Büdinger. Die letztere spaltete sich wieder in den Enkeln des Grafen Wolfgang Ernst in vier Linien: die Büdinger, Wächtersbacher, Meerholzer und Marienborner. Letztere starb 1747 aus, die übrigen bestehen noch, die Meerholzer als gräfliche, die übrigen als fürstliche.

**) Die Offenbach-Birsteiner Linie schreibt Isenburg.

*) Brief datirt: Offenbach Sambstags früh mit unleserlicher Unterschrift. Daß Graf Johann Philipp der Schreiber ist, und der Brief in diese Zeit gehört, geht aus der Handschrift und dem Inhalte hervor.

Geistlichen von dem gräflichen Konsistorium bedungen war. Der Graf wollte Plätze, Bau- und Brennholz geben; erst sollten sie die ledigen Bauplätze zu Spielberg und Wittgenborn bebauen und die ungebauten Aecker in Bau bringen u. s. w.*)

Zeigte sich also bei den Fürsten eine günstige Stimmung für die Aufnahme der Flüchtlinge, so sorgte für die Waldenser in wahrhaft väterlicher Weise der holländische Gesandte und Bevollmächtigte Peter Valkenier in Frankfurt am Main. Die Generalstaaten der Niederlande, die sich selbst die bürgerliche und religiöse Freiheit in langem, heißem Kampf erstritten hatten, waren die mächtigsten und hilfreichsten Beschützer der Waldenser. Das kleine Holland brachte im Jahr 1699 325 002 Gulden 13 Stück 2 Kreuzer für die verfolgten Glaubensgenossen auf, und zwar sollten davon zwei Drittel an die Waldenser aus Piemont, ein Drittel an die Reformirten aus Frankreich gegeben werden.**) Valkenier war eigens zu dem Zweck nach Deutschland gesandt worden, um den Waldensern zu helfen; und er war unermüdlich in seiner Fürsorge. Alle Fäden hatte er in seiner Hand, er reiste, er schrieb, unterhandelte ohne Unterlaß für seine „armen Waldenser".

Auf seine Veranlassung gingen in den ersten Julitagen vier Waldenser nach Wächtersbach, um sich das Land zu besehen. Leider war der Graf verreist, und so konnten sie über einen Aufnahmevertrag nichts verabreden†); doch hatten sie „ziemlichen Lusten" zu der Gegend und meinten, es könnten 70 Familien hinkommen.††) Sie sandten denn auch einen Brief an den Grafen, worin sie baten: 1) sie in gedeckte Häuser einzuquartieren, bis sie sich Baracken gebaut hätten, 2) um ein Schulhaus für den Winter, 3) zur Beförderung ihrer Sachen und der kleinen Kinder um acht Wagen, die sie aber bezahlen wollten.

Doch währte es noch etliche Wochen, bis die Aufnahme-Verhandlungen beendet waren. Der Graf verlangte für seinen Sohn eine Befehlshaberstelle in dem niederländischen Heer; Valkenier verlangte gänzliche Unabhängigkeit in kirchlicher Hinsicht, und ferner war ihm besonders der Artikel wegen der Frohnden anstößig; 25 Tage jährlich sollten die Waldenser der Herrschaft Frohndienste leisten — nach des Raths Schmidt Meinung war das nicht zu viel, da die anderen Unterthanen wenigstens 50 Tage frohnden müßten —; aber Valkenier kam dies Frohnden wie eine Art Sklaverei vor; er wollte, daß die Waldenser dafür eine Geldabgabe zahlen sollten. Darüber verging die Zeit, während die armen Leute sehnsüchtig auf endliches zur Ruhe kommen hofften. Am 7. August ließ Valkenier die Häupter der noch nicht angesiedelten Waldenser zu sich kommen und besprach mit ihnen die vom Graf vorgelegten Artikel, sandte dann noch einmal den Herrn de Montaigne zu dem Grafen, und dieser ging schließlich auf die dringenden Bitten Valkenier's wegen Freijahre, Frohnde u. s. w. ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Herrn Generalstaaten (die Regierung der Niederlande) den König von England dahin brächten, seinem Sohn eine Kompagnie in seiner Garde zu geben, deren Befehlshaber der Herzog von Württemberg sei*); wenn sein Sohn auch erst acht Jahre alt sei, so werde er sich's zur Ehre anrechnen, den Staaten von Holland zu dienen.

Endlich wurden am 11./21. August 1699 die Aufnahme-Urkunde und die Artikel von beiden Seiten unterzeichnet. Sie waren zunächst deutsch aufgesetzt und wurden dann in's Französische übertragen.

Der Graf sagt zum Eingang: „Bewogen durch ein sonderbares Mitleid und die inständigen Bitten des außerordentlichen Gesandten der hochmögenden Generalstaaten Herrn Peter Valkenier habe er sich entschlossen, einige der armen Waldenser in sein Land und unter seinen Schutz zu nehmen, und nachdem diese mit unterthänigster Dankbarkeit die Erklärung des Grafen angenommen hätten, so verspräche er ihnen alles, was in den folgenden Artikeln stehe: freie Religionsübung, freie Wahl der Pfarrer, Lehrer und Aeltesten unter Bestätigung des Grafen, ungehinderte Ausübung der Kirchenzucht, eignes Ortsgericht, jeder Familie 25 Morgen Eigenthum, freies Holz und Steine aus dem Büdinger Wald, Beholzungs- und Weiderecht daselbst, Schlacht- und Braurecht, freien Handel, Zunftfreiheit, 10 Jahre Befreiung von Einquartierung, persönliche Freiheit, 10 Jahre Steuerfreiheit (später sollten der Zehnte und die

---

**) Rößger (Herkunft der Waldenser, Seite 271) schreibt: am 23. Mai 1699 habe Graf Ferdinand Maximilian die Waldenser vorläufig in Wolfenborn, Louisenwald (muß heißen Leisenwald) und Spielberg angesiedelt. Das kann aber damals nur angeboten, nicht ausgeführt worden sein.

**) Marburger Staatsarchiv, Franz. Col. I, 10.

†) Brief von Valkenier an den Grafen vom 5. Juli 1699.

††) Brief des gräflich Wächtersbacher Raths Schmidt an Valkenier vom 12. Juli 1699.

*) Diese Stellung hatte der Herzog von Württemberg gleichfalls der Aufnahme der Waldenser zu danken. Holland war damals die beste Kriegsschule der Welt; und es war eine große Empfehlung, in holländischen Diensten gestanden zu haben; darneben war es vortheilhaft. Der König Wilhelm III. von England war zugleich Statthalter der Niederlande.

Reichs- und Kreissteuern bezahlt werden). Das waren die hauptsächlichsten Bestimmungen, die übrigens nach dem Muster der Württemberger und Darmstädter Verträge gearbeitet waren.

So war die Heimath bereitet, und die „armen Waldenser" konnten einziehen. Es geschah zwischen dem 23. und 30. August 1699, etwa am 27. des Monats.*) Der Zug konnte nur langsam vorangehen. Viel hatten die armen Leute nicht aus der Heimath mit wegnehmen können, der Weg über die Alpen war zu weit und zu beschwerlich, um noch eine größere Belastung zu gestatten. Einige Bündel und Zwerchsäcke**) mögen sie gehabt haben. Zur Zeit von Pfarrer Schmidt (1825) erzählten noch manche, daß sie eine Hechel hätten oder doch bei ihren Vätern noch gesehen hätten, die die Altvordern „mit aus Frankreich gebracht" hätten. Jetzt findet man nichts mehr, was aus der Vorzeit stammt. An Geld hatten sie sicher sehr wenig in Besitz, denn das, was sie hatten an Vieh und anderem Besitzthum, war ihnen zum Theil durch die französischen Mordschaaren zerstört und geraubt worden, zum Theil hatten sie es, da so Viele auf einmal verkaufen und auf baare Bezahlung dringen mußten, für ein Spottgeld hergeben müssen. So kamen sie an, hilf- und mittellos, um ihres Glaubens willen zu heimathlosen Armen geworden.

Wir wissen aus anderen Nachrichten, und es läßt sich leicht denken, daß auch der Gesundheitszustand der Flüchtlinge ein trauriger war. Nach solchen Kämpfen, Mühen und Entbehrungen mußten Krankheiten kommen. Vom Juli 1699 bis zum Schluß des Jahres, also in einem halben Jahre, starben von den etwa 380 Personen, die wie wir annehmen, der Haufen stark war, 23 Personen, darunter 5 Ehemänner, 3 Ehefrauen, 3 Wittwen, 3 ledige Personen, 9 Kinder. Im Jahre 1700, nachdem sich freilich die Gemeinde auf etwa 170 Personen verringert hatte, starben 10, 1701: 14, 1702: 5 Personen, in den darauffolgenden Jahren bis 1719: 7, 6, 3, 9, 7, 5, 4, 8, 4, 9, 2, 20, 7, 1, 1, 1 Personen, also immerhin zuerst hohe Zahlen für eine so kleine Gemeinde; es sind 3, 4, 6, 8 Prozent der Bevölkerung.

In den ersten Wochen nahmen die umliegenden Dörfer die armen Flüchtlinge auf: Spielberg, Streitberg, Wittgenborn und gewiß auch das ganz nahe Leisenwald. Die Kranken mußten ein Unterkommen haben, aber einige unter ihnen sahen kaum die neue Heimath, am 30. August starb eine Person in Spielberg, am 1. September wieder zwei daselbst, am selben Tage eine in Streitberg, am 2. September wieder eine; und so geht es fort. Ihren Gottesdienst durften die Waldenser in den Kirchen zu Spielberg oder Wittgenborn*) halten (nach Art. 2), auch im Freien unter Buchen kamen sie der Sage nach zum Gottesdienst zusammen.

Man „besah sich nun die Gelegenheit" und berieth, wo man am besten die Kolonie hinbaute. Die Sage berichtet, ursprünglich hätten sich die Vorfahren an der Wäschbach niederlassen sollen, da wo jetzt der Weg von Waldensberg nach der Reffer Straße jenes Gründchen durchschneidet. Diese Stelle liegt geschützt und hat Wasser, und auf den ersten Augenblick erscheint es in der That der geeignetste Platz für eine Niederlassung zu sein, jedenfalls hat der später gewählte Ort den großen Nachtheil, daß er ohne Wasser war und ferner allen Winden ausgesetzt ist, die von dem Vogelsberg, der Rhön, dem Spessart oder Taunus her über die Hochebene mit durchdringender Gewalt dahinfegen. Warum wählte man doch diese Stelle grade auf der Spitze des Hügels? Darauf gibt es mancherlei Antworten. Die Sage berichtet: Da die Wäschbach die Grenze zwischen dem Wächtersbacher und dem Büdinger Gebiet bildet, hätten sich die Leute dort nicht auf beiden Seiten anbauen wollen, um nicht getrennt zu werden. Dieser Grund ist kaum richtig, da es sich ja nur um eine Aufnahme im Wächtersbacher Gebiet handelte. Ich habe anderwärts, wenn ich mich recht entsinne: von Sr. Durchlaucht dem Fürsten, gehört, die Büdinger Herrschaft habe nicht zugegeben, daß die Kolonisten so nah an die Grenze und den Wald sich anbauten. Das mag eher richtig sein. Auch ist das Land oben viel besser, als in dem Grund, wo Lett und Sumpf vorherrschen.

Schon im Herbst und Winter machte man sich daran, Wohnstätten zu bauen, aber Häuser wurden es nicht, sondern nur Baracken, Hütten einfacher Art ohne steinernes Fundament, die Schwellen waren nach 20 Jahren schon halb verfault; oben

*) Ich schließe dies aus einem Brief des Grafen an seinen Vetter Karl August vom 28. August, in dem er die Ankunft der Waldenser meldet.

**) In diesen tragen jetzt noch die Waldensberger alles, sie haben weder Kötze, noch Reuse, noch Reff, noch Mahnen, wie die Leute in der Obergrafschaft Hanau, im Spessart und in der Wetterau. Die drei ersten werden auf dem Rücken, die letzten auf dem Kopf getragen.

*) Spielberg und Wittgenborn waren erst wenige Jahre zuvor zu eignen Pfarreien erhoben worden, vordem mußten alle Dörfer, die zum Gericht Spielberg gehörten, zur Kirche nach Hellstein gehen. Die jetzigen Kirchen in Spielberg und Wittgenborn sind von Graf Ferdinand Maximilian II., der von 1703—1755 regierte, gebaut worden. Wittgenborn hat später wieder seinen eigenen Pfarrer verloren.

darüber war ein Strohdach.*) Am 20. Februar 1700 muß schon eine Anzahl Hütten gestanden haben, da das Todtenbuch von diesem Tag meldet: La Briere est mort a Valdemberg. Er war der erste, der in der Kolonie starb; einen Begräbnißplatz aber hatte man noch nicht abgesteckt; erst vom April 1701 an wird der eigene Todtenhof erwähnt. Der Ort, wo diese ersten Hütten standen, heißt heute noch: „die Baracken", es ist die Gegend unter dem Dorf am Fußweg nach Rinderbügen.

Der Bau der Wohnungen wurde erleichtert durch das Holz, das auf den angewiesenen Ländereien stand; es war bestimmt (Art. 11), daß die Kolonisten kein Bau- und Brennholz haben sollten, so lange sein noch auf den Feldern stände. Bis zum Jahr 1716 war noch nicht alles Holz abgetrieben, erst im Jahr 1730 klagte man, daß es an Holz fehle. Die Sage berichtet, daß der letzte Graf der Marienbörner Linie des Ysenburger Hauses den Waldensbergern letztwillig dasselbe Recht an den Büdinger Wald wie den anderen berechtigten Gemeinden vermacht habe. Im Art. 12 war ihnen dies Recht schon zugesagt, aber nur von der Wächtersbachischen Seite aus, Valkenier und der Graf versprachen, die anderen Linien des Ysenburger Hauses zur Einwilligung zu bewegen; aber die Sache stieß doch auf Schwierigkeiten, bis schließlich, als gar nichts mehr zu brennen da war, nach langen Verhandlungen der Wächtersbacher und Büdinger Förster die Waldensberger ihr Waldrecht halb von Wächtersbacher und halb von Büdinger Seite bekamen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Graf bat seinen Vetter Karl August am 4. Oktober 1699, zu Stroh für die Waldenser behülflich zu sein. Dieser antwortete, er wolle ihnen drei Fuder verehren, die sie auf seinem Mühlhof zu Düdelsheim abholen könnten, auch wolle er probiren, ob er noch etwas aufkaufen lassen könne.



Ein zeitgenössisches Urtheil über den „Soldatenhandel" Landgraf Friedrich's II. und seine Würdigung.

Von J. Fürer.

(Schluß.)

Aus den Worten: „Hier lernten wir erst die wahre Natur des Kampfes kennen, und gerne würden wir schon damals einen so widerwärtigen Dienst verlassen haben ..." geht vor allem hervor, daß erst während der Gefangenschaft der Entschluß zur Desertion in ihnen zur Reife kam. Warum nicht schon früher? Der Gedanke daran hatte, wenn nicht Kl., so doch F. gewiß schon lange beschäftigt. Ja, die Vermuthung drängt sich unwillkürlich auf, daß letzterer, verschuldet, wie er war, „den Verkauf" über den Ozean als willkommene Gelegenheit freudig begrüßt hatte, seinen Gläubigern in der „alten Welt" — denn nur hier kann er seine Schulden gemacht haben — für längere Zeit, vielleicht sogar für immer zu entgehen.

In der „neuen Welt" verdichteten sich dann die zunächst vermuthlich noch etwas unklaren und verschwommenen Vorstellungen und Absichten unter dem Druck der von Seiten des Regiments zu erwartenden Strafen wie auch in der Aussicht auf die von den Gegnern zu erhoffenden Belohnungen bald zu dem bestimmten Plan, Heer und Fahne zu verlassen. Wenn dann dieser Entschluß, als man vor der Ausführung stand, doch nicht so ganz leicht wurde, im letzten Augenblick, wie an früherer Stelle gezeigt, noch einmal gewichtige Bedenken aufstiegen, so ist das nur menschlich erklärlich.

Doch warum desertirte man, so wiederholen wir, *nicht schon früher?* In den der Gefangennahme bei Trenton vorauf gegangenen sieben Monaten ihres Aufenthalts in Amerika hätte sich den Desertionslustigen doch gewiß schon eine Gelegenheit geboten. Eben wohl deshalb, weil es zu der — nun einmal für nothwendig erachteten Beschönigung der Desertion (den Amerikanern gegenüber) an allem fehlte! Welch' freudige Ueberraschung aber, als man bei den durch Rousseau's revolutionäre Staatsidee vergifteten Yankees jene so vortrefflich zu verwerthende Auffassung von der überseeischen Verschickung der hessischen Truppen vorfand! Mit einem Schlage war man aus aller Verlegenheit heraus.

Doch wie kamen wir nur auf Rousseau? Sehr einfach, wenn wir uns erinnern, daß seine Ideen in der „neuen Welt" einen besonders fruchtbaren Boden und hier bereits Eingang gefunden hatten, als man bei uns kaum noch daran dachte. Bedenken wir aber weiter, daß der Boden dafür nirgends so wohl vorbereitet war wie eben dort, wo jener Zeitungsartikel erschien, in

Philadelphia, der „Stadt der Bruderliebe", wo bereits ein Jahrhundert zuvor ein William Penn seine Ideen vom ewigen Frieden, von allgemeiner Menschenliebe und Brüderlichkeit ausgestreut, und rufen wir uns dann in's Gedächtniß zurück, was der Deserteur am Anfang seines Elaborats, im Brustton eigenster, innerer Ueberzeugung freilich, in die Oeffentlichkeit hinausposaunte:

„Wenn ein Fürst es unternimmt, . . . so haben solche Unterthanen das Recht, den Vertrag zu lösen . . . Diese Lehre wird bestätigt durch das Völkerrecht" u. s. w., wie vermöchten wir etwas Anderes darin zu erkennen als die Staatsweisheit des „Contrat social"?

Hat aber hier, wenn auch nur äußerlich, die Aneignung einer bis dahin fremden Auffassung und Anschauung stattgefunden, so darf dasselbe mit ziemlicher Sicherheit auch für den in demselben Zusammenhang behaupteten „Verkauf ohne Wissen und Einwilligung" angenommen werden, und wir glauben uns nun auch die Entstehung jenes Widerspruchs zwischen Verkauf und Vertrag erklären zu können; so nämlich, daß dem Verfasser die wider besseres Wissen und Ueberzeugtsein als Verkauf von ihm geschmähte Sache innerlich doch eben nur als das, was sie in Wirklichkeit war, oder womit sie sich doch wenigstens weit eher vergleichen läßt, als Vertrag vorschwebte und daß ihm infolgedessen der Widerspruch, in den er sich durch das Auskramen Rousseau'scher Staatsweisheit, wo nur von Vertrag die Rede ist, zu dem vorher Gesagten setzte, gar nicht zum Bewußtsein kam.

Welchen Zweck aber hatte es nun, so höre ich den geneigten Leser fragen, jenes „zeitgenössische Urtheil über den Soldatenhandel Landgraf Friedrich's II." dem Aktenstaub zu entreißen und an die Oeffentlichkeit zu ziehen, wenn es doch nur geschah, um es so ziemlich in allen Punkten zu widerlegen? Nun, einmal eben deshalb, weil es sich so schön widerlegen ließ. Vor allem aber, weil uns hier wieder einmal einer jener typischen Fälle vor Augen tritt, wie sie in dem bekannten Fall Seume ihre dauernde und würdige Repräsentation gefunden haben.

Wir sehen immer deutlicher, von wem jenes Lügengewebe herrührt, welches die Geschichte und namentlich die Vorgeschichte des denkwürdigen überseeischen Feldzuges unserer hessischen Truppen am Ende des vorigen Jahrhunderts noch am Schlusse des unsrigen umsponnen hält. Es bleibt ewig das alte Lied: Offiziere oder Soldaten, die dort drüben infolge eigenen Verschuldens traurige Erfahrungen gemacht und dann, von den wuthentbrannten Yankees auf's bereitwilligste unterstützt, durch Ausstreuen der gemeinsten Verleumdungen sich erkenntlich zu zeigen bemüht waren.

Wie die große Mehrzahl den Verlockungen und Verführungsversuchen der Amerikaner gegenüber sich verhielt, das möge dem geneigten Leser zum Schluß noch ein Auszug aus Knyphausen's Bericht vom 7. November 1778 zeigen:

„Der desertirte Fähnrich F.", so heißt es hier u. a., „hat die ausgewechselten Gefangenen bey ihrem Durchmarsch durch Philadelphia sehr zu bereden gesucht, dabey (bei einem von den „Rebellen" errichteten Corps, welches nur an den Grenzen oder zu Besatzungen verwandt werden sollte) Dienste zu nehmen, und besonders die Unterofficiers durch Versprechung, daß sie als Officiers ankommen sollten, zu verleiten getrachtet; wobey er ihnen versichert, daß viele hessische Officiers des Dienstes hier müde wären und seinem Beispiel folgen würden. Es hat sich aber kein einziger Unterofficier seine propositiones wollen gefallen lassen!"

Anhang.

Ueber die vom Landgrafen und General von Knyphausen in dieser Angelegenheit gethanen Schritte, sowie über das fernere Schicksal der beiden Deserteure sei kurz noch Folgendes mitgetheilt:

Auf die vom 23. August und 4. September 1778 datirten Berichte von Knyphausen's, welche die Anzeige der Desertion und die Anfrage enthielten, „ob der Desertions-Proceß gegen F. und Kl. eröffnet werden solle", traf von dem Landgrafen am 19. November 1778 folgender Bescheid ein:

„Denen entwichenen Fähnrichs F. und Kl. . . . ist aller Umstände der Entfernung und sonsten ohngeachtet, der Proceß ohnverzüglich und förmlich zu machen, sie zu citiren, die Akten und Spruch des Kriegsgerichts aber sind demnächst zu Meiner Entschließung an das Kriegs-Collegium einzuschicken."

Inzwischen hatte Knyphausen den Landgrafen von dem Engagement der beiden Deserteure „bey einem von den Rebellen neu errichtet werdenden Corps" (s. oben) sowie auch von den vergeblichen Bemühungen des Fähnrichs F., die ausgewechselten Gefangenen ebenfalls zur Fahnenflucht zu verleiten, benachrichtigt, worauf der Befehl, „den Proceß zu formiren", wiederholt wird. Es folgt sodann der bekannte, den Artikel des „Pensylvania-Packet" enthaltende Bericht, aus dessen Beantwortung vom 22. April 1779 hervorzugehen scheint, daß der Landgraf den „Proceß" inzwischen bereits eröffnet glaubte. Aus dem Rapport vom 3. Mai 1779 ersehen wir jedoch,

daß dies nicht der Fall war. Schon am 1. April hatte Knyphausen von einem vom General en chef proklamirten General=Pardon für alle diejenigen Deserteure, „die sich vor dem 1. Mai bei der königlichen Armee sistiren“ würden, berichtet und hinzugefügt, daß auch er sich zwar angeschlossen habe, jedoch mit der ausdrücklichen Beschränkung desselben auf „desertirte Unterofficiers und Gemeine“. Letzteres aus dem Grunde, „weilen bevor Ew. Hochf. Durchlaucht höchste Entschließung und Befehle wegen derer desertirten Fähnriche F. und Kl.*) auf seinen unterthänigsten Rapport vom 23. August und 24. September vergangenen Jahres daselbst anlangten, diesen von ihm kein Pardon zugestanden werden könne“, mit andern Worten, weil in dem gegen jene schwebenden Prozeßverfahren die allerhöchste Entscheidung noch ausstand.

In seinem Rapport vom 3. Mai giebt nun Knyphausen die Gründe an, weshalb er dem allerhöchsten Befehl zur Eröffnung des Prozesses und Citation der Angeklagten noch nicht Folge geleistet und bittet im Anschluß daran um Aufschub der Citation „bis zu Ablauf des (bis zum 1. Juni) verlängerten Generalpardons“.

Von den vier Gründen, die Knyphausen zu seiner Entschuldigung anführt, seien als die beiden bemerkenswerthesten hier mitgetheilt einmal die Befürchtung, daß „die Feinde, obgleich durch den von ihm erlassenen Generalpardon denen beiden desertirten Fähnrichs kein Pardon versprochen worden, dennoch von der gegen sie zu erlassen befohlenen Citation Anlaß nehmen möchten, durch erdichtete wahrheitswidrige Verdrehungen und deren Bekanntmachung Leute von der Armee, die sich sonst etwa von ihrer Desertion wieder hergestellt haben würden, hiervon abwendig zu machen“, sodann die Möglichkeit, daß „vielleicht inzwischen auf seinen Bericht vom 14. Februar die weiteren Befehle Sr. hochfürstl. Durchlaucht einlaufen könnten, ob selbige nicht auch wegen des zugleich begangenen criminis perduellionis**) Rede und Antwort geben sollten“.†)

Dem Landgrafen leuchteten diese Gründe denn auch ein. Wenigstens genehmigte er den erbetenen Aufschub in seinem Schreiben vom 28. Juli, fügte aber hinzu, daß der Prozeß „hernach ohngesäumt mit öffentlicher Citation und äußerster Strenge der Kriegsgesetze gemacht“ werden solle. Trotzdem aber scheint, ob mit oder ohne Schuld des Kriegsgerichts, vermögen wir nicht zu entscheiden, auch nach Ablauf des Generalpardons die Sache noch nicht gleich in rechten Fluß gekommen zu sein. Denn am 22. November läßt der Landgraf ein abermaliges dringendes Schreiben los, in dem er die Erwartung ausspricht, daß der Prozeß „unverzüglich betrieben und beendigt“ werde, und wenn er hinzufügt „nach nunmehr cessirenden Ursachen zu dessen bisherigen Aussetzung“, so kann sich das kaum noch auf den am 1. Juni bereits abgelaufenen Generalpardon beziehen. Es muß vielmehr noch ein weiteres Hinderniß eingetreten sein, das sich unserer Kenntniß und Beurtheilung entzieht. Seinen Abschluß fand der Prozeß erst gegen Ende des folgenden Jahres, wie aus dem Schreiben des Landgrafen vom 20. November 1780 hervorgeht:

„Vom Kriegscollegio“, heißt es da, „wird dem Herrn Generallieutenant das Nöthige wegen dem, aber dessen (?) und des Lieutenant (?) F. erfolgte Desertion nunmehr gesprochenen und von mir confirmirten Urtheil fordersamst zugehen.“

Ueber den Verlauf des Prozesses selbst, auf den übrigens das Begnadigungsgesuch des Fähnrichs Kl. fördernd und beschleunigend eingewirkt zu haben scheint, da die Urtheilsbestätigung des Landgrafen verhältnißmäßig bald auf den jenes Schreiben enthaltenden Bericht des Generals von Knyphausen erfolgte, sowie über den Ausfall des kriegsgerichtlichen Urtheils erfahren wir leider nichts. Von den beiden Deserteuren begegnen wir Kl. überhaupt nicht wieder. C. F. taucht dagegen neun Jahre später noch einmal in den Akten des „Generalkriegsprotokoll“ von 1789 auf, wo „die weiblichen Geschwister der F'schen Erben zu F. demüthigst bitten, demnächst die dem Amte Melsungen aufgetragene Confiscation des Vermögens ihres in Amerika gebliebenen Bruders wieder aufzuheben“, worauf dann in dem „Bericht vom Kriegscollegio über das Gesuch der Geschwister des desertirten Fähndrich F. um Schenkung dessen confiscablen Vermögens“ verfügt wird, daß „zuvörderst die an diesem Vermögen gemachten Ansprüche näher untersucht werden sollen“.

Außerdem aber wissen wir noch aus sicherer Quelle, daß F. nicht nur seinen Gläubigern in der „alten Welt“ entgangen, sondern in der „neuen“ obendrein noch Schätze gesammelt bezw. als Lohn für seine Desertion geerntet hat und im Jahre 1794 in Virginien gestorben ist.

*) Dies waren demnach die einzigen desertirten Offiziere.

**) Weil sie nicht nur desertirt, sondern auch in feindliche Dienste getreten waren.

†) Wir müssen bedenken, daß die vom 22. April datirte Antwort des Landgrafen auf den die Rechtfertigungsschrift enthaltenden Bericht von Knyphausen's damals (am 3. Mai) noch nicht in dessen Hände gelangt sein konnte.

Aus alter und neuer Zeit.

Chirurgen und Bader. In der Zeit der alten Innungen und Zünfte waren Streitigkeiten zwischen verwandten Gewerben über die Grenzen ihrer Befugnisse keinerlei seltene Erscheinungen, da jede Körperschaft mit großer Eifersucht darüber wachte, daß ihr das ihrer Ansicht nach gebührende Gebiet gewahrt bliebe und keine Eingriffe von Nichtzunftgenossen geduldet wurden. Häufig wurden infolge derartiger Erscheinungen sogar landesherrliche Verordnungen erwirkt.

So erließ Landgraf Karl von Hessen unter dem 22. Februar 1716 auf Ersuchen des Kasseler Collegium chirurgicum gegen die Bader des Landes ein Ausschreiben, in welchem den Letzteren untersagt wurde, „ob sich gleich einer oder ander der Chirurgie einigermaßen beflissen haben möchte", den Chirurgen Eintrag zu thun oder sich Chirurgen zu nennen, es habe ein jeder bei seiner erlernten Profession zu verbleiben. Die Regierung zu Kassel hatte selbiges Reskript am 2. März gleichen Jahres in Wirksamkeit zu setzen befohlen. Den Badern half es nichts, daß sie bei dem Landgrafen die Zurücknahme der Verordnung beantragten. Vielmehr erfolgte bereits am 23. März der Bescheid, daß es bei dem den Chirurgen zu Kassel gegen die Bader ertheilten Reskript bewenden müsse. Auch dabei beruhigten sich die Bader noch nicht, vermuthlich wohl, weil es ihnen bei Beschränkung ihrer Thätigkeit auf die eigentlichen Befugnisse des Baders nicht möglich war, ihren Lebensunterhalt in auskömmlicher Weise zu sichern.

Auf eine nochmalige Eingabe, die den Chirurgen „grob und unverschämt" vorkam, erhielten sie dann am 9. März 1719 zur Antwort, es habe bei der ohnlängst wegen der zwischen den Chirurgen und den Badern gehabten Streitigkeiten gethanen fürstlichen Verordnungen zu verbleiben. Weiter wurden die fürstlichen Beamten wie auch Bürgermeister und Rath der Residenz angewiesen, die Bader bei Vermeidung von Strafen ernstlich zu bedeuten, daß sie sich der Verordnung gemäß verhalten, also dem Kuriren durchaus entsagen sollten.

Der wohllöbliche Stadtrath aber ist für Befolgung dieser wiederholten landgräflichen Verordnung nicht eingetreten; denn das Collegium chirurgicum wendete sich unter dem 3. Oktober 1719 an Bürgermeister und Rath mit dem dringlichen Ersuchen, der fürstlichen und Regierungsverfügung Nachachtung zu verschaffen und von seiner bisherigen widerhaarigen Haltung abzulassen.

Das Stadtgericht hatte nämlich im Widerspruch mit der obrigkeitlichen Verfügung am 6. August 1718 sich geweigert, entgegen dem Antrag der Chirurgen einem Bader Namens Ronnewald einen bei ihm in der Kur befindlichen Patienten abzunehmen, bezw. ihm das Recht abzusprechen, kuriren zu dürfen. Gegen dieses Urtheil des Stadtgerichts hatten die Chirurgen bei fürstlicher Regierung Berufung eingelegt, die den Spruch aufgehoben und die Angelegenheit unter dem 26. August an das Stadtgericht zurückgewiesen hatte. Von der auf der Landesbibliothek im Original aufbewahrten Oktober-Eingabe der Chirurgen, der alles oben Mitgetheilte entnommen ist, läßt sich gerade nicht behaupten, daß sie von allzugroßem Respekt vor dem hohen Rath durchdrungen war, wurde in ihr auch äußerlich die übliche Form der Ehrerbietung nicht verletzt, so sagten die Beschwerdeführer doch unverblümt ihre Meinung, wie es überhaupt irrig ist von den früheren Zeiten anzunehmen, daß sie lediglich die des beschränkten Unterthanenverstandes gewesen seien.

In der beim Stadtgericht anhängigen Sache selbst erfahren wir nichts Weiteres. Zu vermuthen ist ja, daß dasselbe zum zweiten Mal zu einem andern Spruch gelangt ist, fest steht es aber nicht.

Aus Heimath und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der Verein für hessische Geschichte in Schmalkalden hielt am 9. Januar unter dem Vorsitz des Metropolitans Vilmar daselbst seine Jahresversammlung ab.

Am 15. Januar fand im Kasseler Geschichtsverein der erste Unterhaltungsabend im neuen Jahre statt, an welchem wieder eine reichhaltige Tagesordnung zur Erledigung kam; so diskutirten Oberstleutnant a. D. von Stamford und Direktorialassistent am Museum Dr. Böhlau über die Bedeutung der halbvollzogenen Verbrennung der Leiche des römischen Feldherrn Varus, Direktor Henkel sprach über die Erbfolge in Hessen-Darmstadt nach etwaigem Aussterben des dort regierenden Mannesstammes, wozu Obervorsteher von Baumbach noch nähere Erläuterungen gab, ferner machte Herr Henkel interessante Ausführungen über die Familie Briede, deren Angehörige Katharina ein Kapital zur Gründung der Garnisonkirche in Kassel stiftete.

Oberlehrer a. D. Grebe bezeichnete eine Neubearbeitung der hessischen Chronik von Otto Vilmar als wünschenswerth, stieß dabei aber auf den Widerspruch des Vorsitzenden Bibliothekars Dr. Brunner, der hervorhob, daß die hessische Geschichtsschreibung zur Zeit anderen wichtigeren Aufgaben gegenüberstände, die dank der jetzt in's Leben tretenden Quelleneditionen der historischen Kommission zu Marburg sich immer umfangreicher gestalten würden, aber andererseits die Anfertigung eines sorgfältig ausgearbeiteten Repertoriums der zahlreichen Bände der Zeitschrift des Vereins für wünschenswerth erklärte. Zum Schluß erläuterte Landesbauinspektor Röse einen im Besitz der Landesbibliothek befindlichen Stich aus den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts, welcher das Innere der Klosterkirche zu Breitenau vor dem Umbau zeigt.

Am 22. Januar hielt in der Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte zu Hanau Akademielehrer Zimmermann Vortrag über „die Gründung Neu-Hanaus in ihren politischen Folgen".

In dem 4. Abonnementskonzert des kgl. Theaters in Kassel brachte Kapellmeister Dr. Beier u. a. eine neue symphonische Dichtung „Fata morgana" von unserem hessischen Landsmann Karl Gleitz aus Hitzerode, die ihm dieser gewidmet hat, zu einer vollendeten Aufführung. Wie die symphonische Dichtung „Jost Fritz", der Kapellmeister Beier vor zwei Jahren zur Aufführung im Abonnemetskonzert verhalf, verräth auch die neue Tondichtung hohe Begabung, wenngleich die hochmodernen realistischen, bizarren Klangeffekten huldigende Richtung des Komponisten nicht jedem nach dem Sinne ist. Am Dirigentenpult stand letzterer selbst, was für Viele hier den Eindruck noch verstärkte.

---

80. Geburtstag. Am 2. Februar begeht der Senior der Familie von Bischoffshausen, Geheimer Regierungsrath a. D. Freiherr William Mordian von Bischoffshausen zu Kassel, Bruder des im Jahre 1884 verstorbenen Landesdirektors Edwin von B., seinen 80. Geburtstag in großer Frische und Rüstigkeit.

Todesfall. Am 13. Januar verschied zu Hanau der Musiklehrer und Organist der Wallonischen Gemeinde Anton Appunn im 61. Lebensjahre, welcher seit Jahren auf die Entwickelung des Hanauer Musiklebens hervorragenden Einfluß geübt hat und zwar theils als Privatlehrer, theils als Dirigent des Vereins Frohsinn und des Oratorienvereins. Der Verstorbene, ein hochbegabter feinfühliger Musiker und liebenswürdiger Mensch, widmete sich in den letzten Jahren hauptsächlich der Anfertigung akustischer Apparate, zum Theil nach eigener Erfindung, infolgedessen war sein Name an den Universitäten und in sonstigen fachmännischen Kreisen bekannt und geschätzt.

Hessische Bücherschau.

Der Sänger. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart (Cotta) 1899.

Der Roman spielt größtentheils auf hessischem Boden, in der Alma mater Philippina, und hat deshalb für alle, die Marburg kennen und lieben, ein besonderes Interesse. Das Motiv ist ähnlich wie in einem der letzten Romane Wilbrandt's „Hildegard Mahlmann" 1897. Wie dort um die Gestalt einer Naturdichterin — der unverkennbar gezeichneten Johanna Ambrosius —, schlingt sich hier die Erzählung um die eines Natursängers, des Schlossergesellen Ernst Prinzinger in Mainz. Sein sehnlichster Wunsch, ein berühmter Sänger zu werden, geht in Erfüllung. Man entdeckt seine vorzügliche Baßstimme, er wird Mitglied des Stadttheaters zu Mainz. Bei einem Gastspiel der Theatergesellschaft in Marburg gewinnt er durch seinen bestrickenden Gesang die besondere Gunst des Marburger Professors Kirchheim und seiner jungen Tochter Elsbeth. Was leicht zu errathen ist, tritt ein: Prinzinger wird Kirchheim's Schwiegersohn, nachdem er von seiner infolge Ueberanstrengung eingetretenen Geisteskrankheit glücklich wieder genesen. Er ist ein Sänger von bedeutendem Ruf geworden, die Theater reißen sich um ihn, und er hat sein Hauptquartier in dem Hause seines Schwiegervaters in der Ritterstraße — dem unschwer zu erkennenden „Forsthof" — aufgeschlagen.

So sehr unser Lokalpatriotismus uns für das Werk begeistern läßt, so müssen wir, wenn wir ehrliche Kritik üben, doch auch eins zugestehen: Wilbrandt steht mit dieser Arbeit nicht ganz auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens. Der Roman leidet an einem großen Fehler: an Unwahrscheinlichkeiten. Das Bekanntwerden Prinzinger's mit Kirchheim und seiner Tochter am Abend nach der ersten Vorstellung, die Persönlich-

keit des von Edelmuth triefenden, mit seiner Tochter über Tische springenden Professors ist nicht ganz glaubwürdig, die geistige Entwicklung des ehemaligen Schlossergesellen Prinzinger bis zu seinem Wahnsinn nicht folgerichtig dargestellt, der Wahnsinn nicht motivirt genug. Die Wahnsinnsscene auf der Bühne scheint mir außerdem eine Nachahmung des Dumas'schen Dramas „Kean oder Genie und Leidenschaft". Ein Zwitterding von Figur ist der junge Payer: halb edler Mensch, halb Schuft. Die Scene am Schluß des Buches mit August Möller, der ihm beim Selbstmord behilflich sein soll, ist ebenso widerlich als unwahrscheinlich. Die beste Figur ist unstreitig die des alten Schauspielers Petersen, auf deren Ausmeißelung offenbar viel Sorgfalt verwendet ist. Immerhin ist das Werk, das in warmer, wohlthuender Liebe zur Lahnstadt geschrieben ist, ohne jegliche phantastische Ueberschwänglichkeit, solchen Lesern, die das Buch um Marburgs Willen kennen lernen möchten, zu empfehlen. Der schlichte, liebevolle Realismus, der sich in den zahlreich eingeflochtenen Schilderungen der Stadt und des Studentenlebens offenbart, muß jeden Marburgfreund angenehm berühren und bildet einen interessanten Gegensatz zu den stimmungsreichen Schilderungen seines Pendants, der vierzig Jahre früher erschienenen „Straßensängerin" von Julius Rodenberg.

W. S.



Personalien.

Verliehen: dem Wirklichen Geheimen Rath Magdeburg, Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer zu Potsdam, der Kronenorden 1. Klasse; dem Senatspräsidenten Dr. Coing am Kammergericht zu Berlin der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; desgl. dem Geheimen Justizrath und ordentlichen Professor Dr. Enneccerus zu Marburg, dem Landgerichtspräsidenten von Hassell zu Kassel, dem Geheimen Regierungsrath Rothfuchs, Provinzialschulrath zu Münster i. W., sowie dem Regierungspräsidenten von Trott zu Solz zu Kassel; der Adler der Ritter des Hausordens von Hohenzollern dem Gymnasialdirektor Dr. Duden zu Hersfeld; der rothe Adlerorden 4. Klasse: dem Amtsgerichtsrath Amelung zu Rauschenberg, dem Forstmeister Bickel zu Brotterode, dem Baurath und Landesbauinspektor Bösser zu Kassel, dem Steuerinspektor Brinkmann zu Rotenburg a. F., dem Hofgartendirektor Fintelmann zu Sanssouci, dem Geheimen exped. Sekretär Gonnermann im Kriegsministerium zu Berlin, Landgerichtsrath Kind zu Marburg, Regierungsrath Dr. Lantzius-Beninga zu Kassel, dem Eisenbahndirektor Meyer daselbst, dem Forstmeister Mühlhausen zu Neuhof bei Hanau, dem ordentlichen Professor Dr. Niese zu Marburg, dem Postdirektor Schlüter zu Kassel, dem Bürgermeister Schöffer zu Gelnhausen, dem ersten Staatsanwalt Wippermann zu Erfurt, dem Hofbauinspektor Wittig zu Potsdam; der Kronenorden 4. Klasse: dem Bürgermeister Lange in Sooden a. W., dem Rechnungsrath Oebike zu Kassel, dem Bahnmeister Pflüger in Homberg sowie dem Stadtkämmerer Rosenblath zu Hess. Lichtenau.

Verlobt: Thierarzt Franz Kupfer zu Fritzlar mit Fräulein Emilie Prack (Melsungen, Januar); Kaufmann Emil Schellschmidt mit Fräulein Elsa Bohné (Kassel, Januar).

Vermählt: Hauptmann Max Alexander Blum mit Fräulein Koppen (Hanau, 6. Januar); Fabrikbesitzer Karl Diemar mit Fräulein Luise Kropf (Kassel, 27. Januar).

Geboren: ein Sohn: Dr. Pfeiffer und Frau Marie, geb. Merkel (Jena, 12. Januar); Fabrikbesitzer August Gerhardt und Frau, geb. Stepf (Bettenhausen, 14. Januar); Oberlehrer Hermann Siegel und Frau (Kassel, 24. Januar); eine Tochter: Dr. med. Oskar Brinkmann und Frau, geb. Flamme (Kassel, 12. Januar); Kaufmann Wilhelm Sobbe und Frau Philippine, geb. Sauer (Kassel, 15. Januar); Lehrer Friedrich Fleischmann und Frau (Kassel, Januar); Dr. med. Albert Wigand und Frau Marie, geb. Klingelhöfer (Marburg, 20. Januar).

Gestorben: Oberleutnant Gustav von Trümbach (Berlin, 12. Januar); Oberforstmeister a. D. Freiherr von Berlepsch (Montreux, Januar); Organist Anton Appunn, 60 Jahre alt (Hanau, 13. Januar); Apothekenbesitzer Karl Kornemann (Charlottenburg, 13. Januar); Oberförster a. D. Eduard Jungermann (Wahlershausen, 13. Januar); verwittwete Frau Pfarrer Sophie Hühner, geb Damer, 82 Jahre alt (Kassel, 13. Januar); Frau Pfarrer Lina Manger, geb. Mittler, 45 Jahre alt (Marburg, 16. Januar); Ludwig Neumüller, 65 Jahre alt (Hanau, 16. Januar); Frau Maria Braun, geb. Koebrich, 87 Jahre alt (Sand, 18. Januar); Direktor a. D. der Taubstummenlehranstalt Keßler, 68 Jahre alt (Homberg, 17. Januar): Lazarethoberinspektor Rechnungsrath August Kosanke, 61 Jahre alt (Kassel, 19. Januar); Lehrer und Kantor a. D. Friedrich Dehnhardt, 77 Jahre alt (Oberkaufungen, 19. Januar); Wilhelm Schaefer, 21 Jahre alt (Densberg, 19. Januar); Frau Sophie Brodt, geb. Starck (Hanau, 22. Januar); verwittwete Frau Kreisgerichtsdirektor Selma Oppermann, geb. Bräselmann, 56 Jahre alt (Kassel, 25. Januar); Frau Landesrath Hedwig Zuschlag, geb. Schmidt, 42 Jahre alt (Falkenstein i. T., 26. Januar).

Briefkasten.

O. W. in Fulda. Die Notiz in der Frankfurter Zeitung wegen des „Khaki", welche durch die ganze deutsche Presse die Runde gemacht hat, mit dem „Gak" in Beziehung zu bringen, ist doch wohl zu gewagt, als daß darauf eingegangen werden könnte.

S. in Halle a. S. Die betreffenden Personalien sind noch nicht ermittelt, doch gebe ich es noch nicht auf zum Ziele zu gelangen. Postkarte folgt.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 4. XIV. Jahrgang. Kassel, 16. Februar 1900.

Bilder aus Hessenland.*)

V.

Meißner.

1.

Mich bannt Dein eigenart'ger Reiz,
Bergkönig Hessenlands,
Um den so Sag' als Märchen flicht
Den blüthenreichen Kranz.
Frau Holle haust mit ihrem Hof
Dort im Frau Hollenteich,
Ein Sonntagskind nur sie vermag
Zu schau'n in ihrem Reich,
Wenn sie in Mittagssonnengluth
Als minnigliche Frau,
Sonst unsichtbar, geheimnißvoll
Entsteigt der Fluthen Blau.
„Frau Holle Flammen schürt im Berg!"
So meint das Volk im Thal,
Wenn Wolkennacht und Nebeldunst
Verhüllt den Sonnenstrahl.
Schneeflocken wirbeln läßt im Sturm
Frau Holle Tag und Nacht,
So oft zum Schlummer sie zurecht
Ihr schneeig' Lager macht.
Ein sonnigheit'rer Garten prangt
Voll Duft und Blüthenschnee,
Mit gold'nen Früchten rings geschmückt,
Tief drunten in dem See:
Frau Holle sorgsam mütterlich
Drin kleine Kindlein hegt,
Bis daß die „Eller" sie von dort
In's Bett der Mutter legt.
Dorfkinder lockt zur Mittagszeit
Frau Holle nach dem Teich,
Bestraft die trägen und belohnt
Die arbeitsamen reich;
Sie selber nur im Sonnenschein
Entschwebt zur Felsenschlucht,
Und jeden Wandrer sie beschenkt,
Der nicht ergreift die Flucht.

2.

Einst auf dem Rasen vor dem Teich,
Frau Holle's Heiligthum,
Schlachtopfer wurden dargebracht
Den Flammen, ihr zum Ruhm.
Von Weitem nur die Menge sah
Sich kräuseln dort den Rauch,
Wenn in die Fluth Frau Holle taucht'
Und Scherg' und Priester auch.
Aus eig'ner Quelle ward gespeist
Der Teich, darin sie schlief,
Kein Senkblei bis zum Grunde drang —
Das Wasser war zu tief.
Nur durch die „Teufelslöcher" floß
Es unterirdisch ab,
Wo schon im bodenlosen Moor
Manch' Reiter fand sein Grab.

*) Vgl. „Hessenland" 1899, Heft 16, 22.

3.

Frau Holle nur der Flur verleiht
Gedeih'n und Fruchtbarkeit,
Denn jeder Quell und Born und Bach
Ist einzig ihr geweiht.
Als „Wasserholde" segnet sie
Die starre Winterwelt,
Wenn auf dem Wagen Umzug sie
In den „Zwölfnächten" hält.
Am „gold'nen Sonntag" d'rum das Volk
Den Riesenberg besteigt,
Der bis zum Pfingstfest manchmal nur
Die „weiße Seite" zeigt.
Als Göttin auch des Haushalts wird
Frau Holle dort verehrt:
Beim Spinnen fördert sie den Fleiß,
Der Trägheit sie's erschwert.
Nur Samstags bleibt dort jedes Rad
Am Rocken unberührt;
In den „Zwölfnächten" aber Flachs
Zum Garn kein Rocken führt. . . . .
Oft auch wie eine Spukgestalt
Erscheint als „Hollerkopf"
Frau Holle wie ein zahnlos' Weib
Mit struppig wirrem Zopf:
Dann fehlt der — schwarze Kater nicht,
Der Hexen Lieblingsthier,
Für das der „Weißner" Zufluchtsort,
„Kietzkammer" Hauptquartier. . . .
Auf ihrem Riesendaumen trug
Frau Holle ganz allein
Gen Abterode jenen Fels,
Genannt der „Todtenstein". . . .
Einst drückte sie ein Stein im Schuh,
Sie schüttelt' ihn heraus:
Bei Reichensachsen ward im Nu
„Die blaue Kuppe" d'raus. . . .

4.

Ein Doppelantlitz also trägt
Frau Holle: einestheils
Als Fee der Zucht und Sauberkeit
Und alles wahren Heils.
Als Heidengöttin anderntheils,
Die — Teufelsspuk umwob,
Ob auch sich über all' dem Wahn
Das Christenkreuz erhob.
Als dunkler Aberglaube nur
Wuchs in der Tiefe fort,
Was einst als heilig ward verehrt
Auf lichten Höhen dort.
Ein Nachhall nur des Heidenthums
Ist jenes Fest im Mai,
Wenn dort, wie die Germanen einst,
Das Landvolk strömt herbei:
Wo einst im Krieg die Christenschaar
Sich fand zum Beten ein,
Noch träumt im Hochwald, riesengroß,
Einsam der „Altarstein".

Albert Weiß.



Der Gesundbrunnen beim Dorfe Geismar.

Von C. Neuber.

Seltsam spielt das Geschick mit den Bädern und Gesundbrunnen. Vielen derselben haben Naturereignisse, welche sie bedrohten, wie Ueberschwemmung, Erdrutschung u. dergl. nichts anhaben können. Man denke nur an drei heutigen Tags bedeutende Bäder: Nauheim, dessen Sprudel in den fünfziger Jahren nach damaligen Berichten infolge eines entfernt stattgehabten Erdbebens für einige Jahre versiechte; Oeynhausen, dessen Quellen in dem Jahre 1898 durch neue Bohrungen verbessert wurden, und die weltberühmte heiße Quelle in der Taminaschlucht bei Pfäfers bezw. Ragatz im Schweizer Kanton St. Gallen, in deren Nähe ein großer Erdsturz stattfand (1890). Andere Heilbrunnen, welche einst eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben, sind durch Verkettung von Umständen fast vollständig verschwunden oder führen doch nur ein Schattendasein, so z. B. in unserer Nähe die Heilquelle bei dem durch seine Klosterkirche bekannten Dorfe Nordshausen (vergl. „Hessenland" 1895, S. 226, 1899, S. 44), ferner der Gesundbrunnen bei Hofgeismar, woselbst noch getrunken und gebadet wird, dessen frühere Pracht und Herrlichkeit aber längst dahin geschwunden ist. Aehnlich ist es ergangen dem namensverwandten Gesundbrunnen beim Dorfe Geismar im Kreise Fritzlar am Wege nach dem waldeckischen Städtchen Züschen im Thale der Elbe, welche sich, nachdem sie einige Mühlen getrieben, bei der Stadt Fritzlar in die Edder ergießt.

Dies Dorf Geismar hat dadurch allgemeinere Bedeutung erlangt, daß in seiner Nähe bis in die neueste Zeit die Stelle gesucht worden ist, wo die von dem heiligen Bonifatius gefällte Donnereiche gestanden haben sollte. Jetzt sucht man sie auf dem Grund und Boden der Stiftskirche zu Fritzlar.[1]) Abgesehen davon ist, als wenn die Donnereiche niemals gefällt worden wäre, auf dem Wege nach Züschen bis vor wenigen Jahren, als dieselbe vom Blitz zerstört wurde, eine solche gezeigt worden.

Die Zeit der Entstehung der Heilquelle bei diesem Ort Geismar läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Nach Angabe des fürstlich hes-

[1]) Vergl. „Hessenland" 1897, S. 254.

sischen Kriegsraths Regnerus Engelhard [2]), welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte, soll sie schon vor etlichen hundert Jahren unter dem Namen „der Sauerbrunnen" bekannt gewesen und vor ungefähr 70 Jahren mit einem neuen Fasse eingefaßt und in's Geviert herum mit Quadersteinen umgeben und mit steinernen Bänken versehen worden sein. Einige wollten sogar das Vorhandensein der Quelle zur Zeit des Römers Plinius annehmen, da derselbe von fontes mattiaci rede und die Hauptstadt der alten Chatten, Mattium oder Mattiacum, nicht weit entfernt liege. Zu Lebzeiten Engelhard's wurde eine Ausbesserung des Brunnens nothwendig, denn er berichtet weiter: da der im Jahre 1769 angelegte neue Abzugskanal eingefallen und der Brunnen dadurch in einigen Verfall gerathen, sei derselbe im Jahre 1777 auf herrschaftliche Kosten wieder völlig in brauchbaren Stand gesetzt und neu gefaßt, auch zu mehrerer Dauer ausgebaut und gemeinnütziger gemacht worden. Die Anlage des Abzugskanals im Jahre 1769 erfolgte, als man höheren Ortes auf Bericht des als Brunnenmedikus bezeichneten Arztes Dr. Philipp Otto Cuntz zu Kassel, welcher bereits früher (schon 1764) den Brunnen untersucht hatte, an den Landgrafen Friedrich II. im Jahre 1768 die Bedeutung des Geismarischen Brunnens erkannte und für die Benutzung desselben Sorge trug. [3]) Derselbe wurde auf's Neue eingefaßt und bedeckt, d. h. mit Schutzdach gegen die äußeren Einwirkungen versehen; sodann wurde ein Haus gebaut, worin die Brunnengäste, welche sich in den benachbarten Orten Geismar und Züschen aufhielten, Unterkunft und Bequemlichkeiten finden konnten; endlich wurde zur Ableitung des sog. wilden Wassers des benachbarten Baches vom Brunnen der schon angelegte Abzugskanal erneuert. Darauf fand eine genaue Untersuchung des Brunnens durch den Apotheker Konrad Mönch zu Kassel statt, welcher die chemischen Bestandtheile des Wassers und sein Verhalten zu verschiedenen Gegenständen feststellte und das Ergebniß in einer kleinen Schrift niederlegte. [4]) Der oben genannte Dr. Cuntz verfaßte auf Grundlage der von ihm vorgenommenen Kuren eine Abhandlung über die Wirksamkeit desselben. [5]) Die von Apotheker Mönch gemachten und von Dr. Cuntz im Wesentlichen gebilligten Ermittelungen bezüglich des Brunnens ergaben neben wirksamen Mittelsalzen, auflöslich alkalischen Erden und Eisentheilen eine aus Vitriol, Salzsäure und mit dem Wasser innigst vereinigte saure Luft, welche Brunnengeist oder mineralisches Gas genannt wird, und nach den damit in Gemäßheit der neueren chemischen Bezeichnungen vorgenommenen Umwandlungen Folgendes:

Die Mineralquelle zu Dorf Geismar, zu den erdigen Eisenquellen gehörig, hat eine Temperatur von 9 ° R. und enthält in 16 Unzen: außer freier Kohlensäure und kohlensaurem Eisenoxydul als vorwaltende feste Bestandtheile: 3 Gramm kohlensauren Talk und nicht ganz 4 Gramm kohlensauren Kalk. [6])

Sodann wurde weiter festgestellt:

„Der Geschmack des ganz frischen Wassers ist dem des Pyrmonter ähnlich, nämlich weinsäuerlich, schärflich angenehm, dabei stärker prickelnd wie das Wildunger, und stark perlend, ohne den geringsten Schwefelgeruch, aber etwas vitriolisch oder gelind tintenhaft mit einem sanften Zusammenziehen auf der Zunge, das Letztere bleibt eine Weile nach dem Trinken. Wenn das Wasser an die freie Luft gestellt wird, läßt es nach und nach einige gelbröthliche Theilchen fallen und verliert binnen 24 Stunden beinahe gänzlich seinen mineralischen Geschmack, alsdann zeigt sich auf seiner Oberfläche eine buntfarbige Haut. Bei seinem Ausfluß und an den Seiten des Brunnens setzt sich eine gelbröthliche, etwas fette Ockererde an; das Wasser ist sehr spirituös, sodaß es auch starke Gefäße zerschlägt, bei Füllung der Flaschen muß man sie also eine dazu bestimmte Zeit offen lassen."

Die Untersuchung wurde sehr gründlich vorgenommen und es ergab sich bei Füllung von Gefäßen (s. g. Kapellen) mit dem Wasser u. A.:

„Frisches und recht helles Kalkwasser wurde weißlich trübe, desgl. Silberglätt-Essig mit destillirtem Flußwasser verdünnt; Lakmustinktur wurde röthlich. — —"

Man wollte sogar den Brunnen auf eine Tiefe von 9 Schuh und 5 Schuh im Durchschnitt ausschöpfen lassen. Dies stellte sich jedoch als unausführbar heraus, da man, obwohl drei Mann

---

[2]) Engelhard, Erdbeschreibung der hessischen Lande (Kassel, 1778), Th. I, S. 396 fg. Vergl. Kopp, Handbuch, Th. III, S. 138; Heß, Beiträge (Frankfurt a. M., 1787), Bd. II, S. 725.

[3]) — — Beschreibung des Gesundbrunnens bei dem Dorfe Geißmar. Göttingen und Kassel, 1778.

[4]) Mönch, Beschreibung und chemische Untersuchungen des Dorf Geißmarischen Mineralbrunnens. Kassel, 1778.

[5]) Cuntz, Nachricht von den Wirkungen und dem Gebrauch des Dorf Geißmarischen Gesundbrunnens. Kassel, 1781.

[6]) Osann, E., Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Bäder Europas, Th. I (Berlin, 1829), S. 287; Th. II (B., 1832), S. 655.

mit aller möglichen Geschwindigkeit schöpften, in 57 Gefäßen von allerhand Größe, nur ein verhältnißmäßig kleines Quantum (nur 7 Schuhe) wegbringen konnte, und die Gewalt der Quelle sehr stark war, daß sie mit Getöse in die Höhe brodelte und gleich so viel wiedergab, als man wegschöpfte. Ein Fahrenheitisches Thermometer stand in freier Luft auf 64 Grad und fiel im Wasser auf 52 Grad, also um 12 Grad.

Der Dunst war so stark, daß der mit einer Leiter hinabgestiegene Mann etliche Mal heraussteigen mußte, um nicht zu ersticken. Als der Brunnen wieder voll war, setzte man einen Frosch auf das Wasser, der in 1½ Minuten starb und auch zu Boden sank. Auf Personen, die nach diesen Versuchen das Wasser bei der Quelle tranken, übte dasselbe stark abführende Wirkung aus.

Dr. Cuntz empfiehlt den Gebrauch der Quelle wegen ihrer auflösenden und reinigenden Eigenschaft für Hartleibigkeit, Mattigkeit, Schwerfälligkeit, Mutterbeschwerung, Kolik, bösartige Geschwüre und noch eine ganze Reihe von Leiden, warnt aber besonders schwache Personen vor dem unmäßigen Trinken, giebt für die Zeit der Benutzung eine genaue Speiseordnung und führt mehrere Beispiele der erfolgreichen Anwendung an.

Zuerst benutzte den Brunnen Hauptmann Singe vom Leibdragonerregiment zu Kassel, sodann Metropolitan Rausch zu Gudensberg in Gesellschaft des Oberrentmeisters Köhler zu Kassel.

Unter den von Cuntz mitgetheilten Fällen aus seiner ärztlichen Behandlung ist hier einer hervorzuheben:

„N. N., 40 Jahre alt, Einwohner desselbigen Ortes (Geismar), hatte die Rotheruhr gehabt, und sich dieselbe, wie es leyder so oft zu geschehen pflegt, durch heftige zusammenziehende Mittel ohne alle Vorsicht gestopfet. Hierauf bemerkte er nach und nach in dem linken Bein eine Lähmung und beständige Kälte. Als ich den Monat Julius des folgenden Jahres 1765 mich einige Tage in dem Orte aufhielt, kam dieser Kranke zu mir, klagte neben den schon erzählten Zufällen, daß er nun seit 14 Tagen große Schmerzen in dem nämlichen Bein erlitte, sodaß er weder Tag noch Nacht Ruhe hätte und nicht das Geringste vornehmen könnte. Aeußerlich war nichts daran zu sehen, als daß es wie todt aussah und ganz kalt war. Ich rieth ihm den Brunnen zu trinken und alle Abend ¼ Stunde das Bein mit dem Mineralwasser zu waschen. Als ich nach einigen Wochen wieder an den Ort kam und mich nach dem Patienten erkundigte, kam derselbe mit großer Freude zu mir und berichtete, daß ihn schon den dritten Tag nach dem Gebrauch des Brunnens die Schmerzen größtentheils verlassen und da er noch ferner zu brauchen fortgefahren, völlig verschwunden wären; zugleich hätte sich auch die natürliche Wärme und lebendige Farbe, bis über die Hälfte des Fußes, wieder eingefunden. Einige Wochen nachher war der Kranke völlig wieder hergestellt."

Andere Aerzte sind Dr. Cuntz mit Empfehlung gefolgt und der Dorf Geismarische Gesundbrunnen ist als stärkender Sauerbrunnen bis etwa in die Mitte dieses Jahrhunderts benutzt worden, indem derselbe nicht nur dort getrunken, wodurch seine Stätte zugleich Vergnügungsort für die Umgegend wurde, sondern auch in eigens dazu gemachten, mit seinem Namen bezeichneten und verpichten Steinkrügen an andere Orte versandt worden ist. Zum Baden scheint er weniger gebraucht worden zu sein.

Der Ort Geismar, zu dessen Gemarkung der beschriebene Sauerbrunnen gehört, ein Kirchdorf an dem südlichen Abhange des Frischbergs, zählte im Jahre 1842 [7]) 108 Häuser, 822 Einwohner und 3770 Acker (2161 Acker Land), sowie zwei Mahlmühlen und eine Papiermühle, von der Elbe getrieben, dagegen nach dem Staatshandbuch von 1878: 122 Häuser mit 637 Einwohnern, einer Mahl- und einer Papiermühle; 1896: 125 Häuser mit 652 Einwohnern, einer Mahl- und einer Papiermühle.

Die Kirche, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1743) erbaut, ist klein und unansehnlich. [8])

Erst in den letzten Jahrzehnten hat die Benutzung dieser einst gerühmten Quelle allmählich aufgehört. Aber noch steht dieselbe in ihrer Einfassung unter einem nach allen Seiten hin angelegten und einem chinesischen Tempel nicht unähnlichen Holzbau, und ein in der Nähe wohnender Landmann hat auf Grund staatlicher Verpachtung ein geräumiges Haus mit Sälen und Wohnräumen und zugehörigen Oekonomiegebäuden in Benutzung, in welchem Brunnengäste untergebracht werden können. Es bedarf daher zur Belebung und Unterstützung dieses, den berühmt gewordenen waldeckischen Quellen gleichkommenden und ebenfalls in reizendem Thalgrunde gelegenen Gesundbrunnens vor allem der wirksamen Empfehlung, damit derselbe nicht gleich dem Hofgeismarischen der Vergessenheit anheimfalle und sich nicht auch hier bewahrheite der

[7]) Landau, Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen (2. Ausg. Kassel, 1867), S. 237.

[8]) Vergl. Hochhuth, Statistik der evangl. Kirche im Reg.-Bez. Kassel (Kassel, 1872), S. 125.

Ausspruch eines angesehenen Brunnenarztes aus dem 16. Jahrhundert, also einer Zeit, in der noch nicht viel gereist wurde, nämlich des Dr. Jakob Theodor zu Bergzabern in der baierischen Rheinpfalz, der einst bei Gelegenheit der Erwähnung von Kurorten in dortiger Gegend erklärte, wenn solche in Italien oder Frankreich gelegen seien, würden sie lieber aufgesucht als in Deutschland. [9])

[9]) Mittheilungen des histor. Vereins der Pfalz, XXII (Speier, 1898), S. 63, Anmerk.

Die Begründung der waldensischen Kolonie Waldensberg.

Von A. Heilmann, Pastor in Göttingen.

(Fortsetzung.)

3. Der Abzug.

Die Waldenser hatten zwar ein eigenes oder fremdes Obdach, unter dem sie den Winter von 1699 auf 1700 zubrachten; aber ihre Stimmung war trübe. Im Herbst war jeder Familie ½ Morgen Land, „an der Eisenkaute“, zugemessen worden, aber fast alles war wüst, und vor den Augen der Leute standen alle die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, bis dieses Land Ertrag gab. Sie hatten bis dahin weder Vieh, noch Pflug, noch Egge, noch Saatfrucht; wie sollten sie nun alles fertig bringen? So harte Feldarbeit waren sie bisher nicht gewohnt, lieber gingen sie mit der Hechel über Feld oder schafften sonst am Handwerk. Der Schnee blieb bis fast in die Mitte März hinein liegen, und es wurde ihnen angst, wie sie ihren Unterhalt gewinnen sollten.

Der Gemeindevorstand schrieb an den Graf am 18. März 1700: man möge doch nun jeder Familie zumessen; es sei höchste Zeit, wenn man noch etwas auf das Land bringen wolle; sie verlören sonst den Muth zur Arbeit. Am 19. April reichten sie wieder eine Bittschrift ein, in der sie Folgendes erbaten: 1. Befreiung von den Frohnden, 2. freie Weide wie die andern Einwohner, 3. besonders Beschaffung von Wasser, 4. das Land, das im 9. Artikel versprochen war, 5. Befreiung von Lasten, durch die 14 fl. des Artikels 19, 6. Aenderung des letzten Artikels, in dem sich der Graf die Auslegung der Artikel vorbehalten hatte, 7. 36 Familien von Ville cloze et Chambons bitten abziehen zu dürfen, wohin die Vorsehung sie führen wird. Valkenier konnte dem Grafen die Mittheilung machen, daß der König von England als Statthalter der vereinigten Niederlande den Sohn des Grafen bei erster Vakanz mit einer Kompagnie zu Fuß bedenken und ihn auch „mit dero Königlicher Protection beehren und ihm zufolge dessen später höhere Chargen geben wolle“. Der Graf erklärte sich hiermit zufriedengestellt, wollte aber Artikel 19 doch erst ändern, wenn er in den Genuß des Versprochenen gekommen wäre. Daher willfahrte er der fünften Bitte der Waldenser nicht, ließ es in Bezug auf die erste und sechste bei den früheren Erklärungen, stellte Weide in gewisse Aussicht, versprach einen Weiher bei dem Dorf machen zu lassen, daß sie Wasser für das Vieh hätten, und Land wolle er ihnen wohl zumessen lassen, aber sie müßten auch Wald und Wüstung annehmen und das zugemessene anfangen zu bearbeiten. — Der Pfarrer Archer ging mit einigen Familienvätern am 23. April zu Valkenier nach Frankfurt und stellte ihm ihre Lage vor; dieser schickte seinen Sekretär Runkel am 25. April nach Wächtersbach; aber die Unzufriedenheit war schon so groß, daß man sich allgemein zum Aufbruch rüstete.

Am 28. April wurden in einer Gemeindeversammlung zu Spielberg 10 Beschwerdepunkte aufgesetzt, die der gräflichen Regierung am folgenden Tag überreicht wurden. An erster Stelle stand, was 190 Jahre lang die Klage in Waldensberg geblieben ist: Es findet sich kein Tropfen guten Trinkwassers in Waldensberg, das vorhandene Wasser hat schon viele Leute krank gemacht und kann den Tod bringen. Ferner wird geklagt, daß der Graf die versprochenen Ländereien nicht gäbe, weil die Schultheißen der drei Dörfer den Bezirk als ihre Viehweide in Anspruch nähmen. Die versprochenen Waldungen, die sie sich roden sollten, hätten sie noch nicht bekommen. Auch könne man selbst mit 40—50 Morgen hierzulande nicht einmal auskommen, denn das Land sei zu kalt, und „wenn man gutes Korn sät, verwandelt es sich in ein Kraut, das schlechtes Korn trägt, und dies hat unseren Leuten schon viel Krankheiten verursacht“ *). Auch der letzte Artikel (über das

*) Diese Meinung findet man noch jetzt bei den Landleuten, daß aus gutem Korn durch die Schlechtigkeit des Bodens Mutterkorn entstehe — statt daß sie ihr Saatgut ordentlich reinigen!

Recht der Auslegung) machte ihnen Sorge. — Der Rath Schmidt redete mit den Leuten, wobei Jean Bartelot als Dolmetscher diente, und versicherte, der Graf würde alle Versprechungen halten, er würde einen Weiher machen lassen, wolle auch die Aecker zweimal ackern und das Holz zum Bauen anfahren lassen; er „stellte ihnen Alles weitlefftig vor", aber sie blieben dabei, daß sie abziehen wollten.

Der Graf schrieb folgende „Reflexiones (Gedanken) über der Waldenser raisons (Gründe)": Das hat man den Waldensern nicht verschwiegen, daß kein Wasser da wäre; aber sie hätten zum Leisenwälder Born nicht weiter als die Leisenwälder selbst, und ehe sie die beiden Brunnen gegraben hätten, hätten sie sich erst mit des Orts verständigen Leuten berathen müssen. Am Bubenrain sei noch ein näherer Quell. Und es gäbe viele Dörfer, welche keine Quellen haben und Brunnen graben müßten. Was die drei Schultheßen wegen des Landes sagten, ginge sie nichts an, aber sie könnten nicht beanspruchen, was andere Leute besessen haben. Den Wald wolle man ihnen nicht abschlagen, aber sie sollten doch erst einmal den übrigen Acker bauen, damit hätten sie vorerst genug zu thun. Vor dem Frühjahr hätten sie überhaupt nichts am Land thun können, da sie im Herbst mit dem Bau ihrer Baracken zu thun gehabt hätten. Es gäbe Leute, die mit 25 Morgen sich wohl ständen, also könnten sie auch wohl durchkommen, wenn sie dabei Viehzucht und Handwerk trieben. „Wenn der Acker wohl gebaut wird, bringt er nicht allein Korn, sondern es halten hiesige Unterthanen was daneben herauswächst vor eine Zugabe."

Die Mehrzahl ließ sich durch alle Einreden nicht von ihrem Willen abbringen, sie überreichten eine Liste, auf der 204 Personen erklärten, sie wollten fort und dahin gehen, wohin sie die göttliche Vorsehung führen würde. Eine andere Liste wurde noch überreicht von den Familien, die erklärten zu bleiben, wenn eine Anzahl bliebe, die genüge, um eine Gemeinde zu bilden und einen Pfarrer anzustellen, und wenn der Herr Graf die im Vertrag versprochenen Ländereien liefere. Es waren zuerst 98, dann 157 Personen, die diese Erklärung abgaben. Abwesend waren am 28. April 47 Personen, darunter 20 mit Erlaubniß des Grafen, sie mögen sich wohl in die Umgegend zerstreut haben, um Arbeit oder Almosen zu suchen; etliche Männer lagen auch krank in anderen Dörfern.

Der Graf war unwillig über die Leute, die immer Land forderten und ihr Weniges noch nicht einmal bearbeiteten, immer räsonnirten und selbst doch nichts thaten, um ihre Lage zu verbessern. Andererseits muß man sagen, daß es schwer für die Ansiedler war, sich in die ganz anderen Verhältnisse zu finden, Mittel waren nicht vorhanden, die Gegend rauh, die Aussichten für die Zukunft sehr dunkel. Und in der That war die Zahl der Angekommenen für die in Aussicht genommene Fläche zu groß, wenn sie sich von der Landwirthschaft ernähren wollten. Valkenier schrieb begütigend an den Grafen und versprach dahin zu wirken, daß der Sohn des Grafen bei der ersten eintretenden Vakanz die Kompagnie Infanterie erhalte; der Graf möge doch nur die nächsten und bequemsten Ländereien den Waldensern gleich anweisen, damit das Faulenzerleben aufhöre. Er ließ die Waldenser auch noch besonders durch Pfarrer Archer ermahnen, doch in Waldensberg zu bleiben, die Dableibenden sollten der Kollekten theilhaftig, die Wegziehenden aber ganz verlassen werden; er erließ auch ein besonderes Schreiben an alle Franzosen und Waldenser, die unter seiner Leitung standen, in dem er auf's eindringlichste vor dem Verlassen der Kolonien und dem Umherlaufen, besonders aber vor der Rückkehr in die Heimath warnt, wo sie von den Päpstlichen gezwungen würden, ihre Religion abzuschwören, ihre Vorfahren als ewig verdammt zu betrachten, stets im Land zu bleiben, vor den päpstlichen Kirchen Buße zu thun, im Hemd, barfuß und barhäuptig, den Strick um den Hals und eine Kerze in der Hand. Daher erläßt er den Befehl an alle Bürgermeister und Schöffen, keinem Menschen etwas von den Kollekten zu geben, der nicht feierlich geschworen hat, sein ganzes Leben Gott und unserer heiligen Religion und auch der Herrschaft treu zu sein, ohne Genehmigung nicht die Kolonie zu verlassen, geschweige denn nach Frankreich oder Piemont zurückzukehren.

Pfarrer Archer verlas das Schreiben und knüpfte kräftige Ermahnungen daran, aber die in der Liste Eingezeichneten erklärten, in Waldensberg nicht bleiben zu können. Die dazubleiben willens waren, leisteten am 22. Mai 1700 dem Graf den Eid der Treue; es waren 144 Personen (28 Familien und 4 einzelne Personen), lauter Waldenser, außer einem Franzosen. Zu ihnen kamen noch im Oktober und folgenden Mai 4 französische Familien. So war das Zustandekommen der Kolonie gesichert.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatz aus der St. Michaels-Kirche zu Fulda.

Wie unseren Lesern aus den Tageszeitungen bekannt geworden sein wird, ist vor über zwei Jahren — im September 1897 — bei Renovirungsarbeiten in der Krypta der St. Michaelskirche zu Fulda ein großer Münzfund gemacht worden. Dieser wurde auf Ersuchen des damaligen Kultusministers Excellenz Bosse an das Königliche Museum nach Berlin gesandt, wo er von der ersten Autorität in der deutschen Numismatik, Herrn Professor Dr. Menadier bearbeitet worden ist. Die Resultate der Untersuchung sind in der Berliner Zeitschrift für Numismatik XXII 1899 S. 103—198 veröffentlicht, wo auch das goldene Armband sowie über 300 Münzen (Vorder- und Rückseite) abgebildet sind. Wir entnehmen dem Aufsatze Folgendes.

Der Fund bestand aus einem massiv goldenen Armband, dem Stücke eines Silberbarren, wie man sich deren im Mittelalter zu größeren Zahlungen bediente, und über 2000 Silberpfennigen. Der ganze Schatz war in zwei irdenen Töpfen verwahrt. Er ist, wie die Untersuchung der Münzen ergeben hat, nach 1114, dem Jahre des Regierungsantritts des jüngsten im Schatze vertretenen Münzherrn, des Abtes Erlholf von Fulda, und wahrscheinlich vor 1118 an dem Fundorte verborgen worden, also unter der Regierungszeit Kaiser Heinrich's V. Von wenigen Ausnahmen — so einzelnen Pfennigen Heinrich's II. und Heinrich's III. — abgesehen, sind diejenigen Münzen, die den Namen des Münzherren tragen, etwa in den Jahren 1070—1115 geprägt, und demselben Zeitraum werden wir auch die Pfennige, die den Namen des Münzherren nicht angeben, zuzuschreiben haben.

Menadier hat folgende Pfennige bestimmt: Fulda (1018 Stück; als Münzherr auf einem Stücke wird Abt Erlholf genannt), Hersfeld (59), Erfurt (117; Münzherr: Adalbert I. von Mainz 1111—1137), Bamberg (22), Würzburg (31; Meinhard II. 1085—1088), Ostfränkische geistliche Münzstätte (8), Neustadt a. S. (3; Eginhard von Würzburg 1088—1104), Ostfränkische weltliche Münzstätte (3), Regensburg (7; Kaiser Heinrich IV., Bischof Gebhard IV. 1089—1106), Mainz (381; Kaiser Heinrich IV., Erzbischöfe Wezilo 1084—1088, Rudhard 1088—1109, Adalbert 1111—1137), Worms (45; Kaiser Heinrich II., III. und V., Bischöfe Eppo 1090—1103, Arnold II. 1110—1120), Münzstätte bei Worms (13), Lorsch (1), Speier (9), pfälzische geistliche Münzstätte (18), St. Gallen (6), Schweizer weltliche Münzstätte (1), Verdun (2; Richers 1089—1107), Metz (1; Bischof Poppo 1070—1107), Trier (3; Erzbischof Egilbert 1079—1101), Koblenz (4; Erzbischof Bruno v. Trier 1102—1124), Köln (3; Erzbischof Hermann III. 1089—1099), Duisburg (2), Niederrheinische Münzstätte (34), Maestricht (9), Flandrische Münzstätte (3), Utrecht (14; Erzbischof Konrad 1076—1099), Deventer (1; derselbe), Leeuwarden (29; derselbe), Staveren (6; derselbe), Zütphen (6; Graf Otto † 1103), Westfälische Münzstätte (22), Münster (52; Bischof Burchard 1097—1118), Dortmund (1; Kaiser Heinrich IV.), Herford (2; derselbe), Recklinghausen (1), Goslar (43; König Hermann von Salm 1081—1088, Kaiser Heinrich IV. und V.), Quedlinburg (2; Aebtissin Agnes), Magdeburg (2), Dänemark (1).

Der Werth des Fuldaer Schatzes besteht für die Münzkunde in dem reichen Materiale, das er für eine Zeit bringt, aus der bis heute außerordentlich wenig bekannt ist. Hat man doch vor noch nicht langer Zeit an ein Aussetzen der Münzthätigkeit in dieser Periode geglaubt. Künstlerisch stehen die Münzen allerdings auf der denkbar niedrigsten Stufe. Ihr Schnitt ist roh und unbeholfen, die Prägung schlecht. Das Münzblech ist so dünn, daß das Gepräge der einen Seite durch Durchschlagen das der anderen häufig zerstört und unkenntlich gemacht hat

Um so höher steht das schöne Armband, das wohl ein Juwel romanischer Edelschmiedekunst genannt zu werden verdient. Es ist mit großen mit Rankenwerk gefüllte Rauten verziert, die aus aufgelötheten, gekerbten Drähten hergestellt sind, eine Technik, die in unseren Landen zuerst an den schönen goldenen Scheibenfibeln der fränkischen Zeit auftritt.

Hoffen wir, daß es gelingt, den Fund der Provinz zu erhalten.

X.



Erinnerungen an die Veste Spangenberg.

Von Anna Bölke, geb. Gissot.

Vor mir liegt ein alter Kalender, vergilbt und zerdrückt, er trägt die Jahreszahl 1828 und erregt mein Interesse in hohem Grade. Eng beschrieben ist jedes freie Blatt; ich versuche die feinen Schriftzüge zu entziffern, und immer größer wird mein Interesse; denn Derjenige, dessen Hand die Aufzeichnungen niederschrieb, war damals unfreiwilliger Bewohner meiner spätern lieben Heimath, „der Veste Spangenberg". Schwer leserlich sind die vergilbten Schriftzüge, und nur mit Hülfe der Lupe gelingt es mir, dies und jenes zu entziffern. Aber dies Wenige zeugt von einem reichen Geistesleben, von einer Feuerseele und Begeisterung für alles Hohe und Edle von Seiten des Mannes, der diese Schriftzüge niederschrieb. Es sei mir deshalb gestattet ein kurzes Lebensbild desselben zu geben; beseelte ihn doch bei allen andern edlen Charakter-Eigenschaften auch eine glühende Vaterlandsliebe; sollte er doch auch in seinem spätern Leben in weiten Kreisen bekannt werden. Dieser Mann war der damalige Student Martin Hodes. Er entstammte einer einfachen Bürgerfamilie aus Fulda; hatte zunächst auf den Universitäten Bonn, Basel, Jena und Erlangen studirt und war dann wegen Theilnahme an einer verbotenen Jenenser Verbindung, „dem Bunde der Jugend", eines Tages in Erlangen verhaftet und nach Kassel in's Kastell gebracht worden, wo er zwei Jahre in Voruntersuchung sitzen mußte, bis im Jahre 1828 seine Verurtheilung zu 6 Jahren Haft erfolgte, die er auf der Festung Spangenberg zu verbüßen hatte. Deren damaliger Kommandant war der wackere, menschenfreundliche Oberstleutnant von Schmidt, der im Verein mit seiner wahrhaft edlen und guten Gattin, Amalie, den politischen Gefangenen jener „Sturm- und Drangperiode" die Haft auf der alten Felsenburg so angenehm gestaltete, daß ihnen später nach Verbüßung ihrer Strafe der Abschied förmlich schwer wurde. —

In den in Kassel abgehaltenen Verhandlungen in derartigen Prozessen war der dortige Ober-Polizeidirektor von M. von großem Einfluß. Doch auch ihm nahte das Verhängniß. Zur selben Zeit, als Martin Hodes seine Vergehen auf der alten Veste büßen mußte, erschien auch M. eines Tages ebenwohl als Gefangener auf derselben. Wunderbare Fügung des Schicksals! Herrn von M. war es gestattet, seine Familie mit nach Spangenberg bringen zu dürfen, und es begleiteten ihn seine treue, edle Gattin, ein Sohn und zwei reizende Töchter, die denn auch bald eine Brücke zur Versöhnung und Annäherung der sich bis dahin feindlich Gegenüberstehenden bildeten. Ein reizender Verkehr entwickelte sich zwischen den Bewohnern der alten Burg, dessen Mittelpunkt der alte biedere Oberstleutnant von Schmidt und seine vortreffliche Frau bildeten.

Man sprach von der Veste Spangenberg unter Oberstleutnant von Schmidt wohl als von einem „fidelen Gefängniß", weil zu jener Zeit die Instruktionen noch milder waren als später. So auch mein guter Vater, der hernach selbst Kommandant wurde, aber mit weit strengeren Instruktionen. Er selbst hatte nämlich unter dem Herrn von Schmidt als junger Offizier einige Monate Festungshaft und zwar vom 12. Januar bis 12. März 1838 zu verbüßen gehabt. Er wußte reizende Züge von der Gemüthlichkeit und der Toleranz des alten Haudegens sowie von der herzensguten Frau von Schmidt zu erzählen. Damals ahnte mein lieber Vater noch nicht, daß er einst selbst als Kommandant auf Spangenberg einziehen würde. —

Doch kehren wir wieder zu den Jahren 1828 bis 1830 zurück und verfolgen die weitern Lebensschicksale unseres jugendlichen Helden, des schönen, geistreichen und hochgebildeten Studenten Martin Hodes, den bald ein zartes, poetisches Liebesband mit der holden K. von M. verknüpfte. Gegenseitige, innige, doch wohl unausgesprochene Liebe trugen die beiden jungen Menschenkinder zu einander im Herzen. Das alte romantische Schloß mit seinen vielen, entzückend schönen, lauschigen Plätzchen, vor allen Dingen dem neu angelegten „M'schen Garten", war vermuthlich oft Zeuge ihrer stillen Liebe und Glückseligkeit.

Im Frühjahr 1830 schlug nach zweijähriger Haft die Stunde der Freiheit für Martin Hodes, die übrigen vier Jahre waren ihm durch den Kurfürsten in Gnaden erlassen worden. So schied er denn von der alten Bergveste, in deren Mauern ihm Freud und Leid beschieden war, begleitet von den Glück- und Segenswünschen der Familien von Schmidt und von M. und versehen mit einem vorzüglichen Attest, welches ihm sein ganz besonderer Freund und Gönner, der alte Kommandant, ausgestellt hatte, und dessen Wortlaut ich mir nicht versagen kann hier mitzutheilen:

„Der Studiosus Herr Martin Hodes aus Fulda, welcher wegen Theilnahme an einer geheimen Verbindung einen zweijährigen Festungs-Arrest dahier verbüßt hat, hat diese Zeit über sich als ein sehr gebildeter und solider junger Mann, auch in jeder Hinsicht so gut betragen, daß ich demselben hierüber

das beste Zeugniß pflichtmäßig und mit größtem Vergnügen ertheilen kann und nichts eifriger wünsche, als daß jeder Menschenfreund diesem durch des Schicksals-Härte schwer Geprüften, zu seinem ferneren Fortkommen auf der Bahn des Lebens nach besten Kräften förderlich sein möge.

Gegeben auf der Burgfestung Spangenberg in Kurheßen am 12ten Mai 1830.

von Schmidt
L. S. Oberstlieutenant und Kommandant."

Schwer lastete der Trennungsschmerz auf den Bewohnern der alten Veste, als Martin Hodes dieselbe verlassen hatte; denn allen war er ein lieber Freund und treuer Genosse gewesen. Doch die Hoffnung auf zukünftiges Glück und dereinstiges Wiedersehen unter besseren Verhältnissen erfüllte die Herzen der Zurückbleibenden; ganz besonders war dies wohl bei Fräulein K. von M. der Fall, die dem Geliebten ein treues Gedenken bewahrte, wie es mir gar manches Zeichen aus jener Zeit beweisen sollte, dessen Kenntnißnahme ich der freundlichen Mittheilung unseres allverehrten Landsmannes, des Herrn Geh. Regierungs-Raths Professor Dr. Melde in Marburg verdanke, dessen Onkel ja der einstige Student Martin Hodes werden sollte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in seiner lieben Vaterstadt Fulda bezog Martin Hodes weiterhin die Universität Würzburg, um dort Medizin zu studiren und kam so zu einem ganz neuen Anfang seines Lebens, ohne freilich je zu einer Verlobung und Verheirathung zu gelangen. Er wurde ein Mann der Wissenschaft, besonders durch den Einfluß des berühmten Naturforschers Oken, der schon in Jena seinen Zuhörer Martin Hodes lieb gewonnen hatte, wurde er als Prosektor nach Zürich berufen, rückte dort im Laufe der Zeit zum Professor der Anatomie auf und verblieb daselbst in dieser Stellung bis zum Jahre 1848. Seinem alten Drange folgend, um mitten in seinem deutschen Vaterlande in reger politischer Thätigkeit stehen zu können, wählte Dr. Hodes dann den damals bedeutungsvollsten Ort Deutschlands, Frankfurt a. M., mit seinem Reichsparlament zu seinem nächsten Wohnsitz. Hier durchlebte er von Neuem gewissermaßen seine alte Burschenschaftszeit. Bei jenem schrecklichen Ereigniß am 18. September 1848, der Ermordung der beiden Parlamentsmitglieder: Fürst Lichnowsky und General von Auerswald, hatte Hodes Gelegenheit in einer Weise einzugreifen, die seinen Charakter, seinen Muth und seine Unerschrockenheit in glänzender Weise bekundete. Unzweifelhaft würde es ihm gelungen sein, den Fürsten Lichnowsky, den er mit eigener Lebensgefahr gegen die wüthenden Volksmassen beschützte und bereits durch diese hindurch gebracht hatte, zu retten, wäre Lichnowsky nicht furchtbar aufgeregt gewesen.

Ich lasse hier Dr. Hodes selbst berichten, wie er an der Seite des Fürsten stehend jede Mißhandlung von diesem abwehrte. Dr. Hodes berichtete in der Allgemeinen Zeitung:

„Einer von den Freischaaren drohte mir mit dem Säbel; ich erklärte ruhig, sie könnten mich tödten, ich würde aber nicht von dem Gefährdeten weichen und gegen jede an ihm zu verübende Gewaltthat reden, so lange ich könnte; ich spräche nicht gegen, sondern für ihre Sache, für die ich schon gekämpft und gelitten, als die Meisten von ihnen noch in den Windeln gelegen. Ich mußte mich nun näher ausweisen, gab meine Wohnung an und Einiges aus meiner Vergangenheit. Nach und nach brachte ich die Meisten auf meine Seite; sie wollten nun den Fürsten als Gefangenen nach Bornheim führen; einer verlangte, daß er nach Hanau gebracht werde. Es kamen aber von beiden Seiten der Haide andere Bewaffnete zu uns, die immer wieder die Uebrigen aufregten. Ich machte deshalb einen der Führer darauf aufmerksam, daß er vom Sandweg und der eisernen Hand her umgangen und abgeschnitten werden könne. ‚Das ist ein rechter Mann, der meint es gut mit uns,' rief er aus, ‚wo ist der Sandweg?' Aber Niemand folgte der Mahnung des Führers, die nahen Wege zu besetzen. Ich fühlte mich in meinem entschiedenen Willen ganz sicher und überlegen, und bat den Fürsten, der sehr aufgeregt war, nur ruhig zu bleiben. Ich würde ihn gewiß gerettet haben, wenn er diesem Rathe gefolgt wäre. Wir hatten schon die Hälfte des Weges nach Bornheim zurückgelegt, da fiel es Einigen aus dem wilden Haufen ein, von dem Gefangenen ein Andenken zu gewinnen; sie rissen dazu seinen Rock in Stücke. Lichnowsky mochte die desfallsige Aeußerung überhört haben; er wähnte, man wolle nun ernstlich an ihn, und mit lautem Ausruf dagegen griff er Einem nach dem Gewehr. Da geriethen wieder Alle in Wuth, meine Stimme vermochte nichts mehr gegen das laute Toben; dem Fürsten wurde das Gewehr abgerungen, er erhielt einen Kolbenschlag auf den Kopf, ein Anderer legte auf ihn an; der Bedrohte eilte von mir weg den Bäumen zu; der Schuß fiel, die Kugel durchbohrte den Unterleib von hinten nach vorn; er schrie laut auf, that noch einige Schritte und stürzte zusammen."

Soweit Dr. Hodes, der infolge dieser kühnen That der Held des Tages ward, und für den sich alle Welt begeisterte! Sein Neffe, Herr Professor Dr. Melde in Marburg besitzt noch den Knopf eines Stöckchens, welches Lichnowsky bei der schrecklichen Katastrophe führte, das beim Hinstürzen des Fürsten zerbrach und dessen Stücke dann dem Dr. Hodes

als Andenken überlassen wurden, gewiß ein ernstes Erinnerungszeichen an jene merkwürdige Zeit mit ihren Schrecken.

Später hat Dr. Hodes noch verschiedentlich in deutschen Landen seinen Wohnsitz genommen, doch zuletzt zog den vielgereisten Wandersmann die Sehnsucht wieder in seine liebe Vaterstadt, das schöne Fulda, zurück. In heiterer Ruhe verlebte er hier noch einige Jahre und schloß am 12. Oktober 1870 sein reichbewegtes Leben, um auf dem Fuldaer Friedhofe seine letzte Ruhestätte zu finden, für welche ihm sein Marburger Neffe eine Grabschrift widmete mit den trefflichen Worten:

Der Wissenschaft
War nur sein Leben,
Für Freiheit, Recht und Vaterland
Sein Dulden, Streben.

Martin Hodes sollte es nicht mehr erleben, daß sein heißerstrebtes Ziel: ein wieder geeinigtes Deutsches Reich unter einem Deutschen Kaiser erreicht wurde, aber es war ihm vergönnt, die großen Siege der Deutschen im Jahr 1870 bis zum Oktober hin noch erleben zu können. Die ersten Siege bei Weißenburg und Wörth begeisterten ihn so, daß er, nahe am Ende seines Lebens, und offenbar im prophetischen Sinne seinen Gedanken in einem herrlichen Kriegslied Ausdruck verlieh, welches Lied, wenn ich nicht irre, auch in der Didaskalia erschien und verdient auch hier wieder zur Veröffentlichung zu kommen:

Der Heldenkönig ziehet in's Feld:
Sein Vertrauen hat er auf Gott gestellt,
Auf's Recht, auf das Volk in Waffen.
Das hat sich erhoben in einiger Macht,
Es sehnt sich nach der entscheidenden Schlacht,
Dem Rechte den Sieg zu verschaffen.
Juchheirassassah! Die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind einig, sie rufen Hurrah!

Des Königs Sohn, der glückliche Held,
Er führt die geeinigten Schaaren in's Feld,
Sie erstürmen die feindlichen Höhen.
Da fällt der Franzosen General,
Sie stürzen nun eiligst hinunter in's Thal,
General Bose thut sie umgehen.
Juchheirassassah! ꝛc.

Frankreichs bester Mann sich entgegenstellt,
Als Siegesherzog bekannt in der Welt,
Er führt die auserlesensten Schaaren.
Die Deutschen stürmen die Höhen hinan
Daß die steilste Schanz' ihn nicht schützen kann
Das hat nun der Welsche erfahren.
Juchheirassassah! ꝛc.

Von Gott ist berufen der deutsche Held
Zu führen die Schnitter zur Ernte in's Feld,
Vom Blute so vieler gedünget!
Der Welttheil erbebet im tiefsten Grund,
So wird er frei, so wird er gesund,
Der Freund mit dem Feinde verjünget!
Juchheirassassah! ꝛc.

Zum Schluß noch einige Worte über die ferneren Schicksale der liebenswürdigen Familie von M. Dieselbe verblieb auf der alten Veste, wo sie ihre eigene hübsche Wohnung sowie auch den „Fürstensaal", der mit derselben in Verbindung stand, bewohnte. Von hier flog manches Briefchen an den geschiedenen Freund, welcher auch mit der braven Familie von Schmidt im regsten Briefwechsel stand. Als im Sommer 1831 für Herrn von M. die Stunde der Freiheit schlug, war Martin Hodes der Erste, welchem die frohe Kunde von allen Bewohnern der Bergfestung mitgetheilt wurde. Ich lasse hier einige Auszüge aus den diesbezüglichen Briefen folgen:

Auszug aus einem Briefe der Frau Oberstleutnant Amalie von Schmidt!

„Veste Spangenberg, den 12. Juni 1831.

Sehr verehrter Freund!

Ehe ich etwas Anderes schreibe, muß ich Ihnen die freudige Nachricht bekannt machen, daß Herr von M. diesen Morgen um 5 Uhr seine Freiheit durch die Gnade des Kurfürsten erhalten hat. Schon vor 11 Tagen erhielt er die Nachricht durch seinen Schwager vom Ministerium, mein Mann bekam sie aber erst diesen Morgen vom Kurfürst, der jetzt in Philippsruhe bei Hanau ist, und wahrscheinlich dort seine Residenz hin verlegen wird. Die Freude der Familie kann ich Ihnen nicht beschreiben, sie muß empfunden werden — nach sieben sturmvollen Jahren scheint endlich die Sonne wieder. Zwar ist der Himmel noch nicht ganz wolkenlos, da sein Urtheil noch nicht zurückgenommen ist. Er hat deswegen durch „Herrn Hahn" beim Obergericht die Appellation angezeigt, wo er die Revision seiner Akten verlangt, und die Wiederherstellung seiner Ehre; doch ist es nur gut, daß er seine Freiheit hat. Wo sie künftig wohnen werden ist noch nicht bestimmt, wahrscheinlich in Marburg oder Hersfeld, doch Sie werden dies Alles von ihnen selbst hören, da Frau von M. und die Fräuleins Ihnen ihre Freude selbst bekannt machen wollen ꝛc."

Soweit Frau von Schmidt, die im weiteren Verlauf des Briefes ihrem großen Kummer über das Scheiden der lieben Familie von M. Ausdruck giebt und den sehnsüchtigen Wunsch ausspricht, auch mit ihrem Gatten die einsame Burg verlassen zu können, auf der sie nun ohne Freunde zurückbleiben müßten. Doch erst sieben Jahre später wurde der Wunsch dieser braven Familie erfüllt; am 28. Mai 1838 übernahm ein Herr Major Weber die Stelle als Festungs-Kommandant, und am 10. Juni verließ dann der im Juli des Jahres 1832 zum Oberst avancirte Herr von Schmidt mit seiner Gattin das alte Schloß für immer.

Hieran schließe ich noch den Auszug aus einem Briefe der Frau von M. an Hodes:

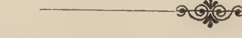
„Veste Spangenberg, den 12. Juni.

Werthgeschätzter Herr Hodes!

Mit welchen seligen Gefühlen ergreife ich die Feder, um Ihnen die frohe Botschaft zu bringen, daß M. frei ist! — es ist ein köstliches Wort, wenn man sieben Jahre davon beraubt war. Sie kennen diese Empfindungen besser, als ich im Stande bin, sie zu beschreiben. Ich war gerade zur Kaffeestunde bei Schmidts, als E. plötzlich eintrat, um mir zu sagen, es sei Besuch aus Kassel da, so viel ich auch fragte wer es sei, gab mir E. keine genügende Antwort. Wie erstaunte ich aber, als ich F. sah, der mir voll Freuden in die Arme fiel, und mir dann sagte: Der Vater ist frei!!! — Wer uns in diesem Augenblick gesehen hätte, hätte wohl glauben können, es sei uns etwas sehr Trauriges begegnet, so vergossen wir Thränen des Dankes zum Allgütigen, liebevollen Erretter! — Am 2. Juni kam der Beschluß vom Kurfürsten nach Kassel, den 4. wurde es meinem Mann vom Obergerichts-Senat bekannt gemacht; heute den 12. bekam erst der Herr Oberstleutnant die Ordre der Entlassung. Er klopfte um 5½ Uhr an die Saalthür mit den Worten: ‚Ihre Wünsche sind erfüllt!‘ Ich wünschte, Schmidts könnten auch erst abziehen, ich bedaure sie von Herzen. Mein Mann, der auf's herzlichste grüßen läßt, trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß er vorläufig noch nicht an Sie schreiben würde, weil er fürchtete, man zähle ihn zu den Demagogen, besonders da wir um die Erlaubniß nachgesucht haben, in Marburg wohnen zu dürfen rc.

H. von M.“

Nur wenige Wochen noch blieb Frau von M. mit ihren Töchtern auf der Veste, so lange nur, bis die definitive Erlaubniß betreffs ihres neuen Wohnortes aus Kassel einlief. Zur allseitigen Freude der Familie ward es Herrn von M. gestattet, in Marburg, der schönen alten Musenstadt, wohnen zu dürfen, was allen noch ganz besonders angenehm war, da F. von M. die Universität beziehen sollte, und nun mit Eltern und Geschwistern vereinigt war. So verließen denn die Damen von M. schon Ende Juli die alte Burg, um sich zum Ordnen ihrer Sachen nach Kassel zu begeben. Während Herr von M., dem der Aufenthalt in Kassel peinlich war, so lange auf Spangenberg verblieb, bis der Umzug nach der neuen Heimath bewerkstelligt werden konnte. Am 14. September verließ auch er die alte Veste und traf mit seiner ganzen Familie wohlbehalten in der alten Musenstadt ein.



Aus Heimath und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Aus dem Monat Januar ist noch über zwei Versammlungen des Vereins für hessische Geschichte zu berichten und zwar über solche in Kassel und Marburg. In Kassel sprach unser langjähriger verehrter Mitarbeiter Kanzleirath Neuber, der zur Entlastung des bisherigen Schriftführers, Bibliothekar Dr. Scherer, auf Wunsch des Vorstandes bis auf Weiteres die Geschäfte des ersteren freundlichst übernommen hat, über „den Heiligenberg bei Gensungen und die Karthause, sowie beider Beziehungen zu Kassel“. Der gehaltreiche und fesselnde Vortrag, für den der erste Vorsitzende des Vereins, Bibliothekar Dr. Brunner, dem Redner besondere Anerkennung und warmen Dank zollte, zumal derselbe schnell bereit in die Lücke getreten war, ist in Nr. 31, Blatt 2 der Kasseler Allgemeinen Zeitung vom 1. Februar in ausführlichem Auszuge wiedergegeben, sodaß hier auf diesen verwiesen sei.

In Marburg sprach am gleichen Tage Professor Dr. von Drach über „an der Stadtkirche zu Friedberg nachweisbare $\frac{\pi}{4}$ Triangulaturen“. Zur Erläuterung des Vortrages ist auf das im Jahre 1897 erschienene Werk des Redners „Das Hüttengeheimniß vom gerechten Steinmetzengrund in seiner Entwickelung und Bedeutung für die kirchliche Baukunst des Mittelalters“ zu verweisen. Er lief auf Führung des Nachweises hinaus, daß der Grundriß genannter Kirche, welche zu der Gruppe frühgothischer Bauwerke in Oberhessen gehört, die durch das Vorbild der St. Elisabethkirche in Marburg beeinflußt sind, genau in Befolgung der dort dargelegten Prinzipien veranlagt ist. Es sind nämlich alle Abmessungen einem $\frac{\pi}{4}$ Dreieck und seinen Hilfslinien entnommen, welches in engster Beziehung zu dem Grundmaß des Baues steht. Es wurde dann weiter erwiesen, daß auch für die Einzelheiten des Baues die in der genannten Schrift niedergelegten Gesetze zur Anwendung gelangt sind. Weiter machte Rittmeister a. D. Freiherr Rabe

von Pappenheim höchstinteressante Mittheilungen aus dem Tagebuch seines Vorfahren Christian Friedrich Karl von Pappenheim, hessischen Generalmajors und nachherigen Oberamtmanns zu Schmalkalden. Namentlich sind zwei Gespräche des Verfassers mit dem Landgrafen Friedrich II. im September und November 1764 von Belang, da sie vielfach neues Licht auf die Zeitverhältnisse werfen, besonders auf die Verhandlungen des damaligen Landtags, an welchem von Pappenheim als Abgeordneter hervorragenden Antheil nahm.

Universitätsnachrichten. Professor Dr. Krehl, Leiter der medizinischen Poliklinik zu Marburg, wurde nach Greifswald berufen. — Der Assistent der Universitätsbibliothek Göttingen Dr. Philipp Losch (bisher an die Frankfurter Rothschild-Bibliothek beurlaubt) ist an die Geschäftsstelle des Gesammtkataloges der preußischen Bibliotheken zu Berlin versetzt worden.

Todesfälle. Am 2. Februar entschlief zu Iba bei Rotenburg im 77. Lebensjahre Gutsbesitzer Hüter, ein hochgeachteter hessischer Landwirth, der sich schon als Mitglied der hessischen 2. Kammer besondere Verdienste erworben hatte. — Am 9. Februar verschied zu Kassel, 62 Jahre alt, Kaufmann Julius Zwenger, ein Verwandter des verstorbenen Begründers vom „Hessenland" Ferdinand Zwenger, eine in weiten Kreisen bekannte und beliebte Persönlichkeit. — Nach kurzem, schwerem Leiden verstarb zu Kassel Major a. D. Ferdinand Gerland, welcher länger denn 30 Jahre in der Firma Henschel & Sohn als erster Prokurist und Verwaltungsbeamter thätig war. Ferdinand Gerland wurde im Jahre 1829 als Sohn des kurhessischen Artilleriegenerals Gerland zu Kassel geboren. Er widmete sich der militärischen Laufbahn, diente als Offizier in der kurhessischen Artillerie und nahm als Hauptmann und Batteriechef an dem Feldzuge von 1866 Theil. Nach seiner Uebernahme in den preußischen Militärdienst wurde er nach Koblenz versetzt, wo er im Jahre 1867 seinen Abschied nahm. In demselben Jahre trat er in die Verwaltung der Lokomotiv- und Maschinenfabrik von Henschel & Sohn zu Kassel ein. Im Jahre 1870—71 machte er den Feldzug in Frankreich mit. Später wurde ihm der Charakter als Major verliehen. Der Verwaltung der Henschel'schen Werke hat er bis zum Jahre 1897 angehört, und mit einer gleich bleibenden Hingabe hat er an dem Gedeihen derselben thätig mitgewirkt. Am 1. Oktober 1897 sah er sich aus Gesundheitsrücksichten genöthigt, diese Thätigkeit aufzugeben und sich ganz in's Privatleben zurückzuziehen. Am 11. Februar machte ein sanfter Tod seinem arbeitsreichen Leben ein Ende. Sein Andenken wird bei allen, die ihn kannten, in Ehren fortleben.

Personalien.

Verliehen: dem Gymnasialdirektor Dr. Hartwig zu Frankfurt a. M. der Charakter als Geheimer Regierungsrath; desgl. dem Regierungsrath Wenderhold zu Kassel; dem Domänenrentmeister Küllmer zu Kassel der Titel Domänenrath; dem Rechnungsrath Nuhn zu Wahlershausen die Rothe Kreuz-Medaille 3. Klasse.

Ernannt: Oberlandesgerichtsrath Jeß zu Celle zum Landgerichtsdirektor zu Marburg; Landgerichtsrath Kulenkamp zu Kassel zum Landgerichtsdirektor zu Lüneburg; die Gerichtsassessoren Eden und Spennemann zu Amtsrichtern in Wanfried, bezw. Veckerhagen; Regierungsassessor Dr. jur. Köhler zum Landrath in Greifenhagen; Referendar Henrici zum Gerichtsassessor.

Beauftragt: Generalsuperintendent Pfeiffer zu Kassel mit Wahrnehmung der Superintendenturgeschäfte der Diözese Gelnhausen-Schlüchtern, der Pfarrer Hattendorf zu Schlüchtern mit Wahrnehmung der Metropolitanatsgeschäfte der Klasse Schlüchtern.

Versetzt: die Kreissekretäre von Hanstein zu Kirchhain und Nelle zu Gersfeld nach Gersfeld, bezw. Kirchhain; Rentmeister Jost zu Mayen an die Kreiskasse zu Melsungen.

Entlassen: Gerichtsassessor Wolff aus dem Justizdienst in Folge der Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgericht zu Marburg.

In den **Ruhestand** tritt: Rentmeister Friedrichs zu Homberg.

Verlobt: Hauptmann Walther Buderus von Carlshausen (Sohn des verstorbenen Oberstleutnants) zu Münster mit Fräulein Irmgard Auer von Herrenkirchen (Dortmund, Januar); Leutnant Ernst Rabe von Pappenheim mit Charlotte Freiin von Wangenheim (Marburg, Januar); Zollpraktikant Karl Kaiser in Zimmersrode mit Frl. Eugenie Gerlach, Tochter des Gutsbesitzers (Singlis bei Borken, Februar).

Geboren: ein Sohn: Zahnarzt Karl Foerster und Frau Betty, geb. Broch (Kassel, 31. Januar); eine Tochter: Hauptmann Friedrich Freiherr von Dalwigk zu Lichtenfels und Frau, geb. von Knobelsdorf (Arolsen, 22. Januar); Kgl. Schauspieler Franz Jacobi und Frau, geb. Hesse (Kassel, Februar).

Gestorben: Dr. med. A. H. Klein (Cincinnati, 22. Januar); Dr. med. Ed. Bernhardt (Rheydt, 23. Januar); Rentner Georg Heinrich Blume, 81 Jahre alt (Kassel, 25. Januar); Superintendent Wilhelm Heck (Schlüchtern, 30. Januar); Gutsbesitzer Georg Hüter, 76 Jahre alt (Iba, 2. Februar); Gutsbesitzer Jonas Althans, 72 Jahre alt (Niederkaufungen, 3. Februar); Lehrer a. D. Karl Gonnermann, 74 Jahre alt (Kassel, 4. Februar); Hofwagnermeister Jean Andreas Müller, 82 Jahre alt (Kassel, 6. Februar); Frau Bertha Wagner, geb. Deist, 45 Jahre alt (Kassel, 7. Februar); Garteninspektor Eduard Michel, 66 Jahre alt (Kassel, 7. Februar); Fräulein Kornelie Balde, 79 Jahre alt (Marburg, 9. Februar); Kaufmann Julius Zwenger, 62 Jahre alt (Kassel, 9. Februar); Eisenbahnbetriebssekretär Karl Alexander, 61 Jahre alt (Kassel, 11. Februar); Major a. D. Ferdinand Gerland, 70 Jahre alt (Kassel, 11. Februar); Frau Oberlehrer Lilli Köhler, geb. Matthieu (Kassel, 12. Februar).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 5. XIV. Jahrgang. Kassel, 1. März 1900.

Der Schwarzenbörner Teich.

Der Landgraf, der in den Bergen jagt,
Hat in Schwarzenborn sich angesagt,
Da senden sie hin nach Ziegenhain:
„Wie mag wohl die rechte Anred' sein?
Denn sind wir gescheit auch über die Maßen,
Mit großen Herr'n ist nicht gut zu spaßen."

In Ziegenhain weiß man das rechte Wort,
Und fröhlich schreitet der Bote fort.
Damit ihm das Wort nicht entschlüpfen kann,
So nimmt er es gleich in schweren Bann
Und spricht es laut und immer wieder,
Die Berge wandernd auf und nieder.

Schon sieht er vor sich liegen die Stadt —
Gottlob, daß das Wort er behalten hat!
Da stolpert er plötzlich und wankt und fällt, —
O weh, daß das Wort er im Mund nicht behält!
Denn wie er vom Boden erhebt seine Glieder,
Da findet das Wort, das Wort er nicht wieder.

Nun tritt er hin vor dem hohen Rath,
„Man gab dir das Wort?" Der Bote bejaht.
„Wie lautet es?" — „O, ihr gestrengen Herrn,
Ich sagte das Wort, das Wort euch ja gern,
Doch als ich stürzte hier nah' vor den Thoren,
Da ist's mir entfallen, da ging's mir verloren."

„Wo ist es geblieben?" — „Das weiß ich kaum,
Es ist mir entschwunden, wie ein Traum,
Ich hatt' es noch eben, da war es weg,
Doch weiß ich noch ganz genau den Fleck —
Da muß man es sicherlich wiederfinden."
„So werden wir selbst uns der Müh' unterwinden."

Der Rath, und die Knechte in langen Reih'n
Mit Hacken und Schaufeln hinterdrein,
Sie ziehen hinaus auf den grünen Plan
Und fangen tüchtig zu graben an.
Trotz Hacken und Schaufeln und Spatenschwingen
Ist aber das Wort nicht zurück zu bringen.

Doch wo sie gegraben gar lang und breit,
Da sammelt das Wasser sich auf der Haid',
Da sprießt das Schilf so lustig empor,
Und wilde Enten brüten im Rohr —
So ist, wie bekannt in hessischen Landen,
Der Teich bei Schwarzenborn entstanden.

W. Bennecke.





Das stehende hessische Heer von 1670—1866.*)

Ein Abriß seiner Geschichte. Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

Der Krieg gegen Frankreich. 1688—1697.

Unversehens, wie es in einer Nachricht aus jener Zeit heißt, erschien am 15./25. September 1688 der französische Generallieutenant Marquis de Boufflers vor Kaiserslautern, verlangte Aufnahme französischer Besatzung und Huldigung für den König von Frankreich. Die schwache pfälzische Besatzung vermochte dem Heere Boufflers' nicht zu widerstehen, da sie, wie die befestigte Stadt selbst, gänzlich unvorbereitet war; die Truppe zog nach geschlossenem Akkord am 19./29. September aus. Die Franzosen besetzten Kaiserslautern und breiteten sich sturmesgleich in dem überraschten Lande aus. Bald standen sie vor Mainz, das die Hauptfestung am Rheinstrom vorstellte, nachdem Straßburg 1681 dem Reiche geraubt war. Aber in dem Bewußtsein der Sicherheit durch den im Jahre 1684 zwischen dem Reiche und Ludwig XIV. abgeschlossenen zwanzigjährigen Waffenstillstand war auch Mainz nicht gegen einen Angriff in Stand gesetzt, die Besatzung des großen Platzes noch nicht 800 Mann stark. Man kann heutzutage nur mit tiefem Schamgefühle solcher Zustände gedenken, die für sich allein die Erbärmlichkeit des damaligen „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" kennzeichnen. Der Kurfürst-Erzbischof Anselm Franz bemühte sich die französischen Forderungen abzuwehren, allein in seiner Hilflosigkeit blieb ihm nur übrig zu kapituliren, am 7./17. Oktober.

Doch wurden auch damals in der allgemeinen Erbitterung in Deutschland über den schändlichen Ueberfall und die Wehrlosigkeit der Grenzlande Stimmen laut, die den mainzischen Obersten verurtheilten, weil er nicht seine Truppe alsbald in die Citadelle zurückgezogen und diese einige Zeit gehalten habe, bis Entsatz gekommen sei. Man muß hierbei bedenken, daß sein Landesherr sich in der Stadt befand und der Oberst von ihm abhängig war.

Die Franzosen rückten in Mainz ein, und sofort begann eifrige Arbeit an den Festungswerken und Instandsetzung für Vertheidigung, da wenigstens zu erwarten war, daß das Reich nicht auch diese Gewaltthat so hinnehmen würde, wie die an Straßburg verübte. Der französische König ließ beim deutschen Reichstage zu Regensburg durch seinen Gesandten Verjus am 23. September (3. Oktober) eine Deklaration überreichen, durch die er seine Berechtigung, die Waffen von neuem zu erheben, darlegen wollte, ein heuchlerisches Schriftstück voller Unwahrheit, das dem Reichstage acht Tage später übergeben wurde, als die fra zösischen Heere auf des Reiches Boden standen.

Der Landgraf Karl von Hessen war Kreisoberst des oberrheinischen Kreises; bei seiner hohen Auffassung dieses Amtes und seiner Pflichten als Fürst des Reiches mußte er Ludwig's XIV. Gewaltthaten mit Zorn und Scham empfinden. Aber er handelte auch baldigst nach Kräften: ein hessisches und ein Unionsregiment zu Fuß unter dem Obersten Grafen Christian Ludwig zu Sayn und Wittgenstein kamen durch Besetzung von Koblenz am 18./28. Oktober dem Griffe des Räubers zuvor, dessen Reiter sich am folgenden Tage bei der Karthause daselbst zeigten. Der hessische Generallieutenant Graf zur Lippe rückte am 21./31. Oktober mit noch zwei hessischen Regimentern in Koblenz ein, sodaß dieses nun von 5000 Mann Miliz und Ausschuß besetzt war. Graf Nassau-Weilburg mit seinen Dragonern gewährte das Mittel, die weitere Umgegend der Festung zu überwachen. Graf Lippe erkundete am 23. Oktober (2. November) das Lager des Feindes bei Güls, wurde aber von einer weit überlegenen Abtheilung angegriffen und mußte schleunigst sich zurückziehen. Die Stadt wurde seit dem 25. Oktober (4. November) heftig beschossen und großer Schaden in ihr angerichtet.

Das französische Corps fühlte sich aber nicht stark genug, Koblenz zu belagern, und zog am Tage darauf rheinaufwärts ab, Lippe folgte mit

*) Vgl. „Hessenland" 1899, Nr. 20—22.

500 Pferden, fiel in die feindliche Nachhut, brachte ihr großen Verlust bei und nahm ihr zahlreiche Gefangene ab.

So war also hier der erste Schlag gegen des Königs Heere durch die Hessen glücklich und rasch geführt, die nach der schmählichen Ueberrumpelung von Mainz hochwichtige Festung Koblenz dem Reiche bewahrt, und der hessische General konnte sich nun zur Rettung des großen, reichen Frankfurt dorthin wenden. Der Landgraf hatte seinen Obersten ufm Keller mit dessen Regimente zu Fuß marschiren lassen, der zeitig Frankfurt erreichte und der dort herrschenden großen Besorgniß wegen der drohenden Schrecknisse ein Ende machte. Graf Lippe war an Mainz vorbei gezogen und traf Höchst am Main von 400 Franzosen besetzt; er warf sie hinaus, legte deutsche Besatzung in den Ort, die als Vorposten gegen Mainz stehen blieb.

Frankfurt war von 1000 Hessen zu Fuß, einigen Kompagnien Hessen und Hannoveranern zu Pferd und der eigenen Besatzung der Reichsstadt gesichert; den Befehl führte der General Graf zur Lippe.

Die französischen Generale und Befehlshaber sicherten stets bei ihrem Erscheinen vor Festungen oder anderen Orten mit der Aufforderung zur Uebergabe und Huldigung für den König von Frankreich milde Behandlung zu — aber niemals hielten sie die Bedingungen inne, unter denen sich die Besatzungen oder die Orte übergeben hatten, sondern ließen ihre Soldateska roh und gewaltthätig hausen. Sie schrieben Kriegskontributionen und große Lieferungen von Bedürfnissen jeglicher Art aus; mit Brand und Mord wollten sie die Bevölkerung dafür stimmen, das Unerschwingliche herbei zu schaffen. Und doch nahmen sie die Pfalz als ihrem Könige gebührendes Land in Anspruch.

Trotzdem daß Frankfurt selbst gesichert war, bedrängten die französischen Schaaren doch dessen nächste Umgebung; in der Sylvesternacht des Jahres 1688 alten Stiles leuchtete den Einwohnern der Stadt der südliche Himmel blutigroth von dem Brande des Dorfes Oberrad, der das anbrechende Jahr schrecklich verkündigte.

Schreckliches brachte dies Jahr mit sich. In dem Hirne des französischen Machthabers war ein unerhörter Gedanke gekeimt, ein Gedanke als Plan, wie ihn die Menschheitsgeißeln, ein Attila, Dschingischan, nicht einmal gefaßt gehabt hatten; diese furchtbaren Dränger, deren Weg über die Erde blutgedüngte Leichenfelder und rauchende Brandstätten zurückließ, waren bei dem in ihnen und ihren Völkern wohnenden Blutdurste, als Barbaren, in deren Augen Menschenleben und Menschenwohl schlechthin werthlos waren, es sich gar nicht anders bewußt, als daß sie selbst oder die ihnen widerstehenden Völker vernichtet werden müßten.

Was aber sah das Jahr 1689! Der König, der sich als auf dem Gipfel der feineren Bildung seines Zeitalters stehend ansah und erscheinen wollte, der den Titel des Allerchristlichsten führte, beschloß im Kabinet, daß die Rheinpfalz und angrenzende deutsche Lande verwüstet werden sollten, um Deutschlands Heeren die Existenz in diesen Landen unmöglich zu machen, er wollte sein Reich mit einer Oede und Wildniß umgeben und schützen. Während Attila, Dschingischan u. A. der Art sich selbst inmitten ihrer Horden den Gefahren des Krieges aussetzten, verblieb jener Elende, dazu Frömmler, daheim in seines Hofes Genüssen und Ueppigkeit, indessen die von ihm entsandten Mörder und Brandstifter Hunderte, ja Tausende deutscher Städte und Ortschaften in Trümmer stürzten, ungezählte Tausende ihrer Bewohner mordeten oder mit entsetzlichen Martern quälten und in das Elend trieben. Das Schicksal von Heidelberg und seinem herrlichen Schlosse in dieser Zeit kennzeichnet das Schicksal weiter Landschaften.

So lange Deutschland seiner Vergangenheit gedenkt, soll es der Verruchtheit dieser Zeit nicht vergessen, — nicht daß es jemals mit ähnlichen Schandthaten sich beflecken sollte, — sondern es soll im Auge behalten, was der westliche Nachbar uns zugefügt hat und was in einer etwa unglücklichen Zukunft noch nicht als unmöglich angesehen werden kann, wenn wir uns der im Schoße der französischen Nation selbst glimmenden Brandstoffe erinnern, die 1871 in der Commune so furchtbar hervorbrachen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Begründung der waldensischen Kolonie Waldensberg.

Von A. Heilmann, Pastor in Göttingen.

(Fortsetzung.)

Nach Württemberg, wo so viele Waldenser untergekommen waren, richteten die Auswandernden ihre Blicke. Am 28. Mai baten sie, „environ 40 familles Vaudoises, qui sont obligées de quitter le pays de S. E. Monsieur le Comte d' Isenbourg et Budingen pour y avoir establi un trop grand nombre de familles“ *) die württembergische Regierung um Aufnahme; freilich standen statt der „etwa 40 Familien“ 50 auf der Liste mit 179 Seelen. Man gab ihnen trotzdem zusagende Antwort, und sie baten bei der Wächtersbacher Regierung um einen Abschied. Der Sekretär Runkel befürwortete die Bitte der „halßstarrige Köpff von Waldenberg“, „weilen sie daroben doch nichts als inutilia terrae pondera (unnütze Beschwerden des Landes) sein würden“. Am 10. Juni wurde den Vorstehern der Gemeinden von Mentoules und Usseaux Abraham Bonnet, Samuel Clapier und David Conte, die sich mit ihren Personen in Brackenheim establiren (niederlassen) wollen, Zeugniß und Reisepaß ausgestellt.

Am 14. Juni 1700 zogen sie von Waldensberg ab. Die Zurückbleibenden theilten noch mit ihren Brüdern das vorhandene Armengeld; Pfarrer Jean Archer gab dem Mr. David Conte 2½ Gulden zur Vertheilung an die Aermsten seines quartier (Viertels), ebenso dem Mr. Jean Perrot 2 fl. 7 Batzen, wie auch 2 fl. dem Aeltesten Jean Blanc für das Viertel von Ville cloze et fondufau und endlich dem Aeltesten François Piston 6 fl. 5½ Batzen für die Armen in Waldensberg.**)

So waren die Glieder der Gemeinde, die bisher alle Stürme zusammen durchgemacht hatten, von einander getrennt. Mühe und Noth warteten Beider, der Wegziehenden wie der Zurückbleibenden.

Die Auswanderer zogen in 60 Familien mit 203 Seelen in Württemberg ein, mußten sich aber dort auch von einander trennen; sie wurden zusammen mit 48 Familien, die aus dem Darmstädtischen weggezogen waren, in Brackenheim, Dürrenzimmern, Hausen a. d. Zaber und Nordhausen untergebracht. Als der Herzog von Piemont im Jahre 1704 seine lieben Unterthanen wieder einmal zum Krieg gegen Ludwig XIV. zurückrief, folgten aus allen württembergischen Kolonien viele diesem Ruf, in der Hoffnung, wieder in die geliebte Heimath zu kommen, auch aus Nordhausen eine ganze Anzahl. Doch der Treulose vertrieb sie wieder im Jahre 1730. Von Nordhausen zogen von 1718 bis 1720 ferner 20 Familien nach Preußen und Hessen. Da Preußen aber nur Begüterte aufnahm, kamen die meisten nach Hessen, wo sie in Todenhausen (Kreis Marburg), Gottestreu und Gewissenruh (Kreis Hofgeismar) angesiedelt wurden.*)

*) Etwa 40 Waldenserfamilien, die das Land des Grafen von Isenburg und Büdingen zu verlassen gezwungen sind, weil er eine zu große Zahl von Familien aufgenommen hat.

**) Mémoire de l'argent im Kirchenbuch.

*) Siehe Rößger: Die Herkunft der Waldenser, S. 271 f. 274 f. und Heilmann: Die französischen Kolonien in Hessen-Kassel (in „Die französische Kolonien“, Jahrgang 1888).

4. Die ersten dreißig Jahre.

Die Zurückgebliebenen waren nun doch endgültig zur Ruhe gekommen, sie hatten bestimmte Aufgaben vor sich, und das Faulenzerleben, das sie bisher nothgedrungen geführt hatten und das die Menschen verdirbt und pflichtvergessen macht**), mußte nun zum Glück aufhören. Etwas über 800 Morgen Land, 500 Morgen zu Aeckern und 300 Morgen zu Wiesen, waren abgesteckt, sie mußten gerodet und bestellt werden; viele Baracken mußten noch gebaut werden. Freilich fehlte es vorerst noch an Vieh, daher an Bespannung und Milch. Die Arbeit mit der Hand ging aber natürlich nur langsam von statten, und nur ganz allmählich, im Verlauf von zwanzig Jahren, wurde das zugewiesene Land alle urbar gemacht. Noch im Jahre 1720 war ein großes Stück an der „Serve“ (30 Morgen) mit Wald bewachsen. Am 1. Juni 1700 schrieb der Sekretär Piston an den Rath Schmidt, er möge ihnen doch einige Kühe besorgen, „mir bitte, eine gute; ich kann nicht länger mehr warten, denn ich habe ein Häufchen Kinder“, setzt er hinzu. Mit der Zeit kamen die Aermeren zu Ziegen, die der Hirte austrieb; doch war es ihm verboten, sie in den Wald laufen zu lassen; die Wohlhabenderen schafften sich Kühe an; allmählich auch Ochsen; man bedurfte das Vieh, um Dünger für die Felder zu haben, die ihn natürlich sehr nöthig hatten. Manches Stück Feld konnte nichts tragen, weil die Leute es nicht düngen konnten, und dies verführte dann wieder etliche, zu viel Vieh sich anzuschaffen; manche wollten zwei Paar Ochsen halten und hatten

**) Valkenier an den Grafen. Franfurt, 7. Mai 1700.

nur ein paar Aecker.*) Und diese Viehhändel führten, wie es scheint, auch schon früh die Juden nach Waldensberg, die in der Umgegend zahlreich wohnen und über viele Familien herrschen, weil ihnen das Vieh gehört. Schon im Jahre 1726 wandte sich der Pfarrer an den Rath Schmidt, das „Noth- und Hülfsbüchlein“ für alles, er möge doch dem Fillhol zu 35 Gulden helfen, denn „der Jud' drückt den Fillhol hart darum“.**) Einer verstieg sich 1725 sogar schon zu einem Pferd, freilich um bald unter den Hund zu kommen.

Von dem Ackerbau und der Viehzucht allein konnten die Kolonisten nicht leben, sie nahmen daher bald ihr altes Gewerbe wieder auf: das Hecheln. Schon 1702 erbaten Pfarrer und Aelteste der Gemeinde einen Paß für Etienne Chiout, Jean Guillaumon, und Etienne Orcellet, die einige Monate in's Hanfhecheln gehn wollten.†) Und bald zogen im Herbst fast alle Männer in die Fremde, sich in die ganze Umgegend zerstreuend, ja bis in die Pfalz wanderten manche.††) Sie brachten Geld mit nach Hause, aber leider auch manches Böse, das sie unterwegs aufgelesen hatten; wie auch die lange Entfernung von ihren Familien für diese nachtheilig war. Sowohl die ausziehenden Männer, als die zurückbleibenden Frauen waren mancherlei sittlichen Gefahren ausgesetzt. Manche wurden auch unterwegs krank und starben selbst in der Fremde, so z. B. André Joffroy, den der Tod 1704 in Bockenheim ereilte.

Handwerker waren sehr wenig unter den Angekommenen außer denen, die man überhaupt auf den Dörfern findet; es werden erwähnt ein Schmied Martin, später (1717) ein Schmied Colombier, und ein Schreiner Vinson. Schuster und Schneider hatten sie nicht unter sich. Dagegen war ein Hutmacher bei ihnen: der Aelteste Laurans Blanc, der sein Geschäft aber nicht stark betrieben zu haben scheint; und auch der Chamoisseur (Weißgerber oder Seidenfärber?) Piston hatte in Waldensberg wohl keine Gelegenheit, seine Beschäftigung fortzusetzen. Der schon erwähnte André Joffroy, der aus Misoye in der Dauphiné stammte und im März 1701 in Waldensberg aufgenommen wurde, wollte zwar neben dem Feldbau sein Handwerk treiben†††), war aber sehr arm und schwach und ist wohl nicht dazu gekommen. Es waren noch im Herbst 1700 ein Weber Pierre Lardé und ein Seidenweber Paul Bonin zugezogen, aber sie scheinen ihr Gewerbe gar nicht angefangen zu haben und verließen Waldensberg wieder nach einigen Jahren; der 1701 aus Schwabendorf zugekommene Jullien war ein etwas wohlhabenderer waldensischer Bauersmann. Im Jahre 1710 aber fingen Etienne Revache und Jean Verjac die Strumpfweberei an*) und betrieben sie auch ziemlich flott, hielten Gesellen und schickten Leute mit der fertigen Waare im Herbst aus, die im Frühjahr, wenn die Feldarbeit anging, wiederkamen.**) Diese beiden legten also den Grund zu dem Erwerbszweig, der später fast ganz Waldensberg, Groß und Klein, beschäftigte und ernährte. Im Jahre 1730 trieb schon die Hälfte der Einwohner diese Industrie.

Das Land war nicht, wie ursprünglich beabsichtigt war, in gleiche Theile zu je 25 Morgen getheilt worden, sondern jeder Familie war nach der Anzahl ihrer Köpfe ihr Theil zugelooft worden, wobei auf jeden Kopf drei oder vier Morgen entfielen. (Bestimmte Angaben gerade über die Vertheilung fehlen, es läßt sich nur durch verschiedene Anzeichen vermuthen, jedenfalls aber waren es nicht weniger als drei und nicht mehr als vier Morgen, die für den Kopf gerechnet wurden.) Im Jahre 1718, aus dem eine Steuerliste vorhanden ist, war der Besitzstand schon sehr verschieden. Jean Talmon hatte mit 36 Morgen den größten Besitz, in den 30 Morgen haben noch drei andere, zwischen 20 bis 30 Morgen 6, zwischen 10 bis 20 Morgen 15, zwischen 1 bis 10 Morgen 9.

Am 30. September 1717 wurden die Grenzen der Gemarkung von Waldensberg abgeritten und vom Graf Befehl ertheilt, die Gegend im Ganzen und die Stücke im Einzelnen abzumessen. Die Waldensberger Terminei enthielt in Summa 701 Morgen, 2 Viertel, 25¼ Ruthen. Ursprünglich hatte der Graf 80 Familien ansiedeln wollen, ja er ließ sogar für 112 Familien im Anfang Bauplätze abmessen, für jede Familie ¼ Morgen, 8 Ruthen lang und 5 Ruthen breit. Das Dorf sollte eine Hauptstraße haben in der Richtung von Süd nach Nord, vom Weiherhof nach Leisenwald hin, die von vier Gassen gekreuzt würde, also wesentlich so gebaut sein, wie jetzt Waldens-

*) Brief des Bürgermeisters (Consul) Jullien an den Rath Schmidt vom 18. April 1724. C. A.

**) Brief vom 5. September 1726. C. A.

†) Brief an Rath Schmidt vom 17. September 1702. R. A.

††) z. B. Jean Joffroy im Jahre 1718. Sentence de la justice vom 18. März 1718. R. A.

†††) Bittschrift desselben an den Grafen v. 1. März 1701. R. A.

*) Brief der Gräfin an den Gemeindevorstand v. 4. Okt. 1710.

**) Presbyterialprotokoll v. 9. Okt. 1719, Vergleichsverhandlung zwischen Revache und seiner Schwägerin Verjac.

berg dasteht. Nur waren die Seitenstraßen viel länger ausgedehnt als jetzt. Nun standen aber auf den vielen angewiesenen Bauplätzen nach dem Abzug der Mehrzahl nur wenige Häuser, und zwar ganz zerstreut; nur die erste Seitengasse, die von Joh. Guillaumon's Haus nach dem Pfarrgarten zieht, war ziemlich besetzt, in der Hauptstraße aber standen nur acht Häuser, „sodaß das Ganze eher den Eindruck eines wüsten Feldes als eines Dorfes machte". Daher befahl der Graf, „um doch den Ruhm zu haben, ein einigermaßen regelmäßiges Dorf gegründet zu haben", daß die, welche in die äußersten Straßen des alten Grundrisses gebaut hatten, ihre Baracken abbrächen und ihre neuen Häuser mehr in der Mitte des Dorfes wieder aufbauten.*) Die ersten konnten sich die Bauplätze wählen; aber innerhalb vier Jahren sollten alle Häuser gebaut sein. Es waren 44 Baracken gewesen, von denen aber mehrere leer standen; es wurden gebaut bis zum Jahre 1715 36 Häuser; 8 Häuser auf jeder Seite der Hauptstraße, die anderen in den Seitengassen; im Jahre 1731 waren es 40 Häuser. Die den Abgezogenen zugewiesenen Bau-, Hof- und Gartenplätze, die von den Zurückgebliebenen urbar gemacht worden waren, wurden diesen als Aecker und Gärten überlassen. In der Mitte des Dorfes, an der Stelle, wo jetzt die Kirche steht, war ein Betsaal errichtet worden, in dem wahrscheinlich auch die Schule gehalten wurde. An der Stelle des jetzigen Pfarrhauses stand das Haus, das sich Pfarrer Roman gebaut hatte; das also sein Eigenthum war. Schräg gegenüber an der Stelle, wo das Höhn'sche Haus steht, war der Gemeindebackofen gebaut worden, und davor hatte man einen Brunnen gegraben, der aber kein Wasser gab. Abraham Passet hatte sein Wirthshaus an die Seite des Bet- und Schulhauses gesetzt in die Gasse, wo jetzt das Schulhaus steht; nach seinem Wegzug hatte Jullien die Wirthschaft in seinem Hause, in dem jetzt der Aelteste Schmidt wohnt, und das „Hofverwalters" genannt wird. Das Haus gegenüber, das Joffroy und Moritz gehört, ist von einer angesehenen, jetzt ausgestorbenen Familie Fillhol gebaut worden.

*) Règlement pour la construction régulière de Waldenberg vom 10. Juni 1702. R. A. Diese Anweisung schließt: Lebt nur in Frieden in dieser Welt, als wenn ihr nur ein Leben hier zu leben hättet; lebt darin als einige Brüder, denen Gottes Vorsehung eine Zuflucht in diesem Lande zubereitet hat.

Nach dem Tod des Pfarrers Roman trat die Nothwendigkeit an die Gemeinde heran, ein Pfarrhaus zu bauen, und zugleich mußte man an eine Kirche denken. Mit Hilfe von Kollektengeldern wurde wenigstens zunächst im Jahre 1716 ein steinernes Pfarrhaus gebaut — es ist die jetzige Kirche. Die Maurer bekamen 145 Gulden für ihre Arbeit. Der Platz daneben in der Gasse, auf dem Passet's Baracke gestanden hatte, war für die Kirche bestimmt. Vorläufig aber konnte kein Kirchbau gewagt werden, da man schon zu dem Pfarrhausbau 100 Gulden in Büdingen hatte leihen müssen. Man kaufte Roman's Haus und richtete es zum Schulhaus ein, hielt auch darin die Kirche; später, bei Pfarrer König's Zeit, kam man zum Gottesdienst in einer Stube des Pfarrhauses zusammen, die wahrscheinlich etwas größer und höher als die Schulstube war, aber doch nur ein nothdürftiger Behelf war.

Die Straßen waren zuerst natürlich nur bloße Feldwege, ganz uneben, auch standen noch Bäume darinnen; erst 1702 wurde Befehl gegeben, die Straßen wenigstens gleich und eben zu machen und die Stämme auszuhauen. 1724 ordnete der Bürgermeister Jullien an, daß jedermann vor seinem Hause die Straße in Ordnung halten und einen drei Fuß breiten Fußsteig vor seinem Grundstück herstellen sollte; aber um dies durchzusetzen, mußte er erst den Rath Schmidt um einen Befehl von der gräflichen Kammer angehen. Ebenso hatte man für Schönheit kein besonderes Verständniß. Der gräfliche Beamte berichtet 1702: „Ich habe auf gnädigen Befehl den Waldensern gesagt, sie sollten die Miststätte nicht in die Gassen machen, habe aber eine unwillig und laulicht Antwort von dem Bürgermeister empfangen, indem daß er so kühn ist gewesen und mich gefraget, warumb man dan Miststätte in Wächtersbach leidete."*) In Wächtersbach wie in Waldensberg sind noch heute die Miststätten vor den Häusern, und die Jauche, „das flüssige Gold der Landwirthschaft", fließt über die Straßen. Nur in einigen Fällen wird dem Willen des Grafen jetzt noch entsprochen.

*) R. A.

(Schluß folgt.)



Der frühere und jetzige Dom zu Fulda.

Vortrag des Herrn Geh. Bauraths Hoffmann, gehalten im Fuldaer Geschichtsverein am 17. Januar 1900.

Bekanntlich wurde der jetzige Dom auf derselben Stelle errichtet, wo bereits seit etwa neunhundert Jahren ein weiträumiges, hochehrwürdiges Gotteshaus gestanden hat. Sind auch über den früheren Bau nur spärliche Nachrichten und dürftige Abbildungen vorhanden, so dürfte es doch nicht ohne Interesse sein, diesem Bau näher zu treten und seine Schicksale kurz zu betrachten.

Wahrscheinlich hatte dieser Bau anfänglich nur ein einfaches, flach gedecktes Langhaus. Zu Ende des achten Jahrhunderts wurde er durch die Aebte Baugulf und Radgar in eine dreischiffige Basilika verwandelt; er bekam demnach ein erhöhtes Mittelschiff und zwei niedrigere Seitenschiffe. Diese Kirche erhielt ferner eine östliche Apsis, d. i. einen besonderen Ausbau oder Chor für einen Altar. Auch wurde sie versehen mit einem Querschiff und einer zweiten, der westlichen Apsis. Eigil vollendete den Bau dadurch, daß er unter jedem der beiden Chöre eine Krypta, eine Gruftkirche, anlegte. Sie war die erste zweichörige Basilika in Deutschland. Etwa 300 Jahre später ließ Abt Marquard die ersten Glockenthürme erbauen.

Die hiesige Basilika war eine Kirche des Benediktinerordens; eine andere Basilika desselben Ordens war in dem nahen Hersfeld bis zum Jahre 1761, wo sie von den Franzosen durch Brandstiftung sehr stark beschädigt wurde, noch ganz erhalten, und sichere Zeichen deuten darauf hin, daß die Hersfelder Basilika nach dem Muster der hiesigen, der Eigil'schen, erbaut worden ist.

Auch die Abteikirche zu Hersfeld, von der die meisten Mauern noch aufrecht stehen, war eine großartige Anlage, deren Hauptabmessungen etwa denen des jetzigen hiesigen Domes entsprechen. Sie hatte, wie die hiesige alte Stiftskirche, ein Langhaus mit hohem Mittelschiff und niedrigeren Seitenschiffen. Vor den Seitenschiffen beider Kirchen standen zwei hohe Glockenthürme. Auch in Hersfeld waren, wie hier, zwischen Langhaus und Seitenschiffen freistehende Säulen; beiden Kirchen gemeinsam war endlich die Anlage eines Ost- und eines Westchores. In Hersfeld waren nur die beiden Chöre und die östliche Krypta sowie die westliche Vorhalle überwölbt. Mit geraden Decken versehen und nicht gewölbt waren in Hersfeld alle Schiffe des Langhauses und das Querschiff; wir werden sehen, daß auch diese Theile des alten Domes zu Fulda nicht gewölbt waren, wie es scheint, weil zur Zeit der Erbauung dieser Kirchen in hiesiger Gegend das Ueberwölben solcher weit gespannten Räume noch nicht bekannt war.

Giebt uns nun Hersfeld einen Anhalt für die innere Ausgestaltung der hiesigen ehemaligen Stiftskirche, so geben uns ein Holzschnitt und ein Oelgemälde über das äußere Ansehen derselben Aufschluß. (Diese beiden Bilder wurden vom Vortragenden vorgezeigt und erläutert.) Der Holzschnitt entstammt einem zu Ende des 16. Jahrhunderts erschienenen Werke mit Abbildungen von Städten. Er stellt dar die Ostseite der ganzen Stadt Fulda mit der Ostseite des alten Domes und den derselben vorgelagerten Anbauten. Es waren dieses das sogen. Paradies, nämlich die dem heiligen Johannes dem Täufer geweihte Taufkapelle und die zweistöckigen Säulenhallen, welche das Paradies mit dem Dom verbanden. Jedoch läßt der Holzschnitt diese Nebenbauwerke, welche sich östlich vom Dome auf dem jetzigen Domplatze befanden, nicht deutlich erkennen. Der Holzschnitt giebt jedoch deutlich wieder die beiden hohen Glockenthürme von runder Grundform und das Querschiff mit dem Dachreiter, das ist einem aus Holz konstruirten kleineren Thurm, auf der Vierung. Vierung nennt man den durch die Durchschneidung des Langhauses und des Querschiffes entstehenden Bautheil.

Das Oelbild zeigt uns das Aeußere des Domes von der Südostseite mit der damals offenen und noch nicht überwölbten Weides im Vordergrunde. Wir erkennen genau die östlichen Vorbauten, die beiden hohen, runden Glockenthürme und dazwischen das Dach des in dem Grundplane halbkreisförmigen Ostchores. Das Oelgemälde zeigt ferner das südliche Seitenschiff, die Südseite des höheren Mittelschiffes vom Langhause, sowie ferner das südliche Querschiff und den Dachreiter auf der Vierung. Von dem Oelbild existiren mehrere zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als Aquarelle gefertigte Kopieen, auf denen alle Fenster, auch die der hohen Thürme, als gothische spitzbogige mit Maaßwerk versehene Fenster dargestellt sind. Diese Zeichnung der Fenster ist indessen eine willkürliche Abweichung des Kopisten vom Originale, denn auf diesem sind die Fenster der Stiftskirche und

deren Thürme als einfache, rundbogig überwölbte Fenster ohne Maaßwerk dargestellt. Auch im Holzschnitt kommen nur einfache, rundbogig überwölbte Fenster ohne Maaßwerk vor. Es ist dieser Umstand von Einfluß auf die Beurtheilung des Alters der Schiffe der alten Stiftskirche. (Die Fenster mit Maaßwerk sind einer späteren, der gothischen Zeit, eigenthümlich.)

In den folgenden Jahrhunderten wurde der alte Dom wiederholt und wie es scheint nicht unbedeutend beschädigt, und zwar theils durch Brand, theils durch Einsturz einzelner Theile. Es nahmen daher einzelne Schriftsteller drei, andere sogar vier Hauptkirchen an. Da jedoch die alten Abbildungen dafür bürgen, daß das Aeußere des Baues unverändert geblieben ist, so kann als sicher angenommen werden, daß die zerstörten Bautheile im Ganzen wieder in den alten Formen erneuert und auch im Innern große Veränderungen nicht vorgenommen worden sind. Namentlich ist als sicher anzunehmen, daß, wie ich später ausführen werde, alle Schiffe flach gedeckt waren.

Jedoch scheint es, als ob bei den Wiederherstellungsbauten auch edele, aus der Ferne bezogene Materialien verwendet worden wären, wie solche bei Gründungs-Arbeiten in der Nähe des Priesterseminars gefunden worden sind und unzweifelhaft vom alten Dome herrühren. Es ist dieses ein aus Granit bestehendes Stück eines Säulenschaftes, welches seinem Durchmesser nach einer Arkadensäule des Langhauses angehört haben kann, sowie viele Stücke verschiedener Marmorarten, darunter ein Stück des werthvollen grünen verde antico.

Die folgenden Perioden des späteren romanischen, des Uebergangs- und des gothischen Stiles, welches in folgenden Jahrhunderten bedeutende Kirchenbauten in entwickelteren Formen geschaffen haben — ich erwähne nur die um 1170 erbaute Stiftskirche zu Fritzlar und die noch später erbaute St. Elisabethkirche zu Marburg — sind am alten Dom zu Fulda spurlos vorübergegangen; nur an den zahlreichen später errichteten Kapellen und sonstigen Anbauten werden diese Stile Anwendung gefunden haben.

Im Laufe der Zeiten waren die aus Schiefern bestehenden Bedachungen des alten Domes so schlecht geworden, daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine umfassende Herstellung derselben erforderlich geworden war. Da die hierzu erforderlichen Materialien nicht von hier aus ohne Weiteres beschafft werden konnten, so reiste 1670 der Kammerrath Auth im Auftrage des Fürstabtes nach Cronach in Oberfranken und kaufte daselbst Schiefersteine und Tannenbretter; auf letztere werden bekanntlich die Schiefern genagelt. Auch später wurden wiederholt derartige Materialien bezogen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts wurden dann mit diesen Baumaterialien die Bedachungen des alten Domes und der drei Thürme desselben gründlich hergestellt.

Wir schließen unsere Betrachtungen über den alten Dom, der nicht wie aus einem Gusse hergestellt, sondern nach und nach entstanden war, und im Ganzen als der frühromanischen Zeit angehörig zu betrachten ist, und kommen nun zu dem eigentlichen Thema, dem jetzigen Dome.

Obwohl, wie wir gesehen haben, der alte Dom kurz vor dem 1700 erfolgten Tode des Fürstabtes Placidus von Droste in guten baulichen Zustand versetzt worden war, so genügte er nicht seinem Nachfolger, dem Fürstabt Adalbert I. von Schleifras. Die Formen des alten Domes waren schlicht und einfach und eine dem inzwischen herrschend gewordenen neuen Geschmacke vollständig entsprechende Aenderung des alten Baues, welche auch eine Ueberwölbung der bisher glatt gedeckten Räume erfordert haben würde, war nicht durch einen Umbau, sondern nur durch einen Neubau zu erreichen.

Die neue Geschmacksrichtung, welche man die neurömische oder die Renaissance nennt, ging von Italien aus. Sie gestattete eine weitere reiche Ausgestaltung der Grundform. Sie verfügte über ein vollständig ausgebildetes Konstruktionssystem, welches die Ueberwölbung größerer Räume zuließ, und über hochentwickelte Einzelformen, die sie den in Italien und namentlich in Rom aus der Kaiserzeit noch vielfach vorhandenen Bauten entlehnt hatte. Der neue Stil gestattete daher die Herstellung eines prunkvollen Aeußeren, sowie von prachtvollen Innenräumen, wozu der schlichte, alte Stil nicht geeignet war.

Der neue Stil wurde namentlich in Rom ausgebildet, wo St. Peter, der größte und prächtigste Tempel der Christenheit, im Jahre 1669, nach einer Bauzeit von fast 200 Jahren, vollendet worden war.

Durch italienische Baumeister wurde der neue Baustil auch nach Deutschland übertragen, zunächst in die österreichischen Lande, wo u. A. in Salzburg der Dom (1614—1675) nach den Plänen des Solari erbaut wurde. Dieser Dom, welcher dem hiesigen als Vorbild gedient hat, besitzt eine zweithürmige Front, wie Langhaus in Verbindung mit einem Querschiff, in einzelne Kapellen aufgelöste Seitenschiffe und eine Tambourkuppel über der Vierung. Der über der Vierung befindliche senkrechte Theil von kreisförmigem Grundriß heißt der Tambour; er trägt die Kuppel.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Landgraf Karl und die Höhe der Gerichtskosten seiner Zeit. Im November des Jahres 1720 erließ Landgraf Karl eine Verordnung, in welcher er gebot, in Straffachen für Verringerung der Gerichtskosten Sorge zu tragen, deren Höhe „zur merklichen Bedrückung seiner Unterthanen gereiche", besonders überstiegen die Gebühren, welche die Amtsankläger und Vertheidiger beanspruchten, insgemein die Geldstrafen, zu welchen die Verurtheilung erfolgt wäre, weitaus und ständen zu denselben in gar keinem Verhältniß. Diese Verordnung hatte für die Gerichte der mit der peinlichen Gerichtsbarkeit belehnten Vasallen zunächst keine Gültigkeit erlangt, war also vorläufig nur zum Theil zur Durchführung gekommen.

Um nun auf besagtem Gebiete „seine Intention zur Wirklichkeit zu bringen", befahl der Landgraf unter dem 22. Oktober 1722 seiner Regierung zu Kassel zu überlegen und ihm Vorschläge zu machen, 1) welcher Gestalt durchgehends in seinen Landen die Gerichtskosten in peinlichen Sachen auf einen gleichförmigen, sicheren und zugleich leidlichen Fuß zu setzen, sodann 2) ob und welcher Gestalt die insgemein langwierigen peinlichen Prozesse zu abbreviiren wären; 3) solle die Regierung sich darüber äußern, ob sie es für durchführbar hielte, wenn der Landgraf verfüge, daß alle Inhaber der peinlichen Gerichtsbarkeit ohne Ausnahme vor Beginn eines Kriminalprozesses der Regierung die Untersuchungsakten zur Prüfung zu übersenden hätten, um festzustellen; ob der betr. Fall geeignet sei dem Strafrichter unterbreitet zu werden. Schließlich wünschte er die Ansicht der Regierung darüber zu hören, wie sie darüber denke, wenn der Fürst anordnen würde, daß alle gefällten Urtheile in Straffachen ihr zur Bestätigung, bezw. zur Prüfung eingeschickt werden müßten, gleichzeitig aber auch eine genaue Aufstellung der aus den Einzelurtheilen erwachsenen Gerichtskosten beizufügen wäre.

So sehen wir den Landgrafen bedacht, auf einem höchst wichtigen Gebiete Verbesserungen einzuführen, die für den gemeinen Mann von großem Belang waren. Er war bemüht damit Klagen abzustellen, die noch heute, wenn auch vorzüglich in Betreff des Zivilprozesses, nicht verhallen wollen. (Vgl. Sammlung fürstlich hessischer Landesordnungen, Bd. 3, bezw. Originalurkunde im Besitz der Ständischen Landesbibliothek.)



Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. In Marburg sprach am 16. Februar Pfarrer Heldmann = Michelbach über die Freigrafschaft Düdinghausen in ihren Beziehungen zu Waldeck und Hessen und ihre Religionsverhältnisse.

In Kassel fand am 12. Februar wiederum ein Unterhaltungsabend des Geschichtsvereins statt, an welchem den zahlreichen Anwesenden abermals mannigfaltiger Stoff unterbreitet wurde. Zunächst nahm der Vorsitzende des Vereins, Bibliothekar Dr. Brunner, das Wort, um zwei überwiesene Geschenke vorzulegen, die von Herrn Eckardt geschenkte Abschiedsurkunde der Bürgergarde für Justus Wiederhold und eine Aquarellskizze, welche eine Gruppe von dem am 31. Januar 1822 im Stadtbau abgehaltenen Maskenball darstellt, auf welchem der niemals aufgeklärte Vergiftungsversuch gegen den Kurprinzen Friedrich Wilhelm gemacht wurde, dessen Opfer der Kammerdiener des Kurprinzen, Bechstädt, wurde. Besitzer des Bildes war Major a. D. Spangenberg. Aus städtischen Akten machte der Vorsitzende alsdann Mittheilungen über die Baugeschichte des Palais an der Ecke des Friedrichsplatzes und der Königsstraße. Der Erbauer, Generaladjutant Oberst, später Generalleutnant von Jungken, wandte für das in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts begonnene und im Jahre 1771 noch nicht fertige Haus so große Summen auf, daß er in Geldnoth gerieth. Später ging dasselbe in den Besitz der Landstände über, von denen es Kurfürst Wilhelm II. ankaufte. Das daneben stehende sogen. rothe Palais ließ dieser erst später errichten. Wie Obervorsteher von Baumbach mittheilen konnte, stand an dessen Stelle früher ein dem Hofzimmermeister Braun gehöriges Haus, welches nach seinem Abbruch in der Wilhelmshöher Allee wieder aufgebaut wurde (jetzt Kasseler Pädagogium). Major a. D. von Stamford berichtete weiter an der Hand eines französischen Memoirenwerkes des 16. Jahrhunderts eingehende und interessante Einzelheiten über die Reise des zum König von Polen erwählten Prinzen Heinrich von Anjou durch Süd- und Mitteldeutschland im Anfang des Jahres 1574, namentlich über dessen Erlebnisse in Frankfurt, der Grafschaft Hanau und im Lande zu Hessen, auch über seine

Zusammenkunft mit dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen. Als einem Anstifter der Bartholomäusnacht kam die evangelische Bevölkerung dem französischen Prinzen sehr wenig freundlich entgegen, in Frankfurt wäre es beinahe sogar zum Blutvergießen gekommen. In recht anschaulicher und lebhafter Weise erzählte Dr. med. Schwarzkopf aus seiner Jugendzeit über ein Zusammentreffen mit dem heimischen, begabten Dichter Ernst Koch im Hôtel Schirmer. Die liebenswürdige Erzählung des allgemein verehrten Redners, die durch humoristisch gehaltene Erinnerungen an einige würdige Kasseler Pädagogen der 50 er Jahre noch besonders gewürzt wurde, ist im Kasseler Tageblatt wörtlich abgedruckt. Für den abwesenden Bibliothekar Dr. Scherer, der unter allgemeinem Bedauern sein Schriftführeramt im Geschichtsverein zur Entlastung seiner angegriffenen Gesundheit bis auf Weiteres niederlegen mußte (vergl. „Hessenland" Nr. 4, S. 51) übernahm Direktorialassistent vom Museum zu Kassel Dr. Böhlau die Verlesung eines Manuskripts über am Hofe des Landgrafen Wilhelm IV. beschäftigte Bildhauer. Die fesselnden Darlegungen Dr. Scherer's bezogen sich hauptsächlich auf Werke des Bildhauers Wilhelm Vernucken in den vom Landgrafen Wilhelm erbauten Schlössern, so der Wilhelmsburg bei Schmalkalden und dem Rotenburger Schloß, ferner auf ein von dem genannten Bildhauer verfertigtes Grabdenkmal für Landgraf Philipp in St. Goar, von dem von Herrn Vizebürgermeister Meyer in St. Goar gütigst zur Verfügung gestellte Photographien, die zur Vorlage gelangten, einen höchst erfreulichen Eindruck gewinnen ließen. Auch die aus dem Prachtwerke von Otto Gerland und Laske über die Wilhelmsburg vorgelegten Tafeln mit Abbildungen bewiesen die künstlerische Tüchtigkeit des Bildhauers. Die Arbeit Dr. Scherer's wird demnächst erweitert und ergänzt in der Zeitschrift des Vereins zum Abdruck gelangen. Der zur Zeit in Kassel weilende Herausgeber des „Burgwarts", Herr Krollmann, erläuterte im Anschluß an eine im Jahre 1683 erschienene Schrift zu Ehren der Freifrau Amalie von Landas-Degenfeld, die unter den Anwesenden zirkulirte, in gedrängten Zügen die Geschichte der Herrschaft Ramholz im Kreise Schlüchtern. Schließlich gedachte Oberlehrer a. D. Grebe unter Hinweis auf den am 17. Februar 1500, also vor 400 Jahren erfolgten Tod des Landgrafen Wilhelm III. dessen Grabdenkmals in der Elisabethkirche zu Marburg. Der ausführliche Vortrag ist in der Kasseler Allgemeinen Zeitung vom 17. Februar im Wortlaut wiedergegeben.

Am 26. Februar fand zu Kassel die Monatsversammlung statt und zwar in Verhinderung der beiden Vorsitzenden Bibliothekar Dr. Brunner und Landesrath Dr. Knorz unter dem Vorsitz von Dr. med. Schwarzkopf, welcher nach Erstattung der geschäftlichen Mittheilungen über den 1415 erbauten Druselthurm zu Kassel in seinem früheren Zustande sprach. Nach den überzeugenden Darlegungen des Herrn Redners, der sich auf die bildlichen Darstellungen im Plan von Kassel von 1547, den Ritterspielen von Dilich aus dem Jahre 1602 und dem Merian'schen Stadtplan aus der Zeit des 30 jährigen Krieges stützte, auch selbst ein Modell des Thurmes vorzeigte und an der Tafel konstruktive Zeichnungen entworfen hatte, war derselbe, oben mit vier Erkern und vermuthlich einem Rundgang versehen, unmittelbar in der alten Stadtmauer angelegt und wurde zu Gefängnißzwecken benutzt. Näheres ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Der anwesende Stadtrath Schmidt konnte aus den Akten des Verschönerungsvereins berichten, daß derselbe schon früher die Wiederherstellung des Druselthurms in alter Gestalt beabsichtigt habe, daß aber ein daraufhin von sachverständiger Seite ausgearbeitetes Projekt der historischen Wahrscheinlichkeit zu wenig entsprochen habe und infolgedessen unausgeführt geblieben sei. Später habe eine für sehr sachverständig gehaltene Persönlichkeit die Ansicht aufgestellt und zu begründen versucht, daß der Druselthurm garnicht in der alten Befestigungslinie gestanden habe, sondern außerhalb derselben zu Gefängnißzwecken besonders angelegt sei. Auf dieses Gutachten hin habe man die Absicht der Wiederherstellung völlig fallen lassen. Dann wurde dieser Gegenstand verlassen und Oberlehrer a. D. Grebe hielt den angekündigten Vortrag über die Mythologie der alten Chatten, der von der zahlreichen Versammlung beifälligst aufgenommen wurde.

Denkmalspflege in Hessen. Der preußische Staatshaushaltsplan für 1900 sieht im Etat des Kultusministeriums für die Denkmalspflege u. a. vor: 1. zum Ankauf von Grundstücken in der Umgebung der Elisabethkirche in Marburg behufs Erhaltung der noch vorhandenen Baulichkeiten des Deutschherrenordens 22 500 Mark, 2. zum Wiederaufbau der Praetoriums der Saalburg bei Homburg v. d. Höhe 200 000 Mark.

Universitätsnachrichten. Der ordentliche Professor des Strafrechts Dr. Beling zu Breslau hat einen Ruf nach Marburg in gleicher Eigenschaft angenommen. — Die seit der Berufung von Professor Dr. Köster nach Leipzig erledigte außer-

ordentliche Professur für neuere deutsche Literatur ist durch Professor Dr. Eugen Joseph aus Straßburg wieder besetzt worden.

Marburger Musenalmanach. Eine Anzahl kunstsinniger Marburger Studenten hat sich zur Gründung eines ersten Marburger Musenalmanachs zusammen geschaart. Diejenigen Jünger der alma mater Philippina, welche sich an der Herausgabe betheiligen wollen, werden gebeten, künstlerische Beiträge in Gestalt von Gedichten, Studentenliedern, Skizzen, Novellen, Sinnsprüchen und Buchschmuck an den Herausgeber, stud. rer. nat. Wolfgang Lehmus in Marburg (Neustadt 24 III), einzusenden, der auch zu näherer Auskunft gern bereit ist. — Die Vorarbeiten schreiten rüstig vorwärts und, nach den bis jetzt eingelaufenen Beiträgen zu urtheilen, darf der Marburger Almanach die Konkurrenz mit den bisher bestehenden (Göttingen, Berlin, Leipzig) getrost wagen. W. S.

Anna Ritter. Am 16. Februar las die heimische Dichterin Anna Ritter in Marburg vor einem dichten Kreis von Verehrerinnen und Verehrern im Saale des Museums Proben aus ihren gedruckten und ungedruckten Dichtungen vor. Eingeleitet wurde der Abend in sinniger Weise mit einem „Gruß an's Hessenland", dem später weitere Heimathlieder folgten. Der Beifall des andächtig lauschenden Publikums war warm und herzlich. Besonderen Applaus fanden das jauchzende, tiefschöne „Brautlied", das geniale Gedicht „Am Kamin" und die humoristischen Perlen „Gekränkte Unschuld", „Der neidische Mond," „Größenwahn," „Papa". Auch die Prosaskizze „Müthchen" (Scene aus dem Kinderleben) fand großen Anklang. Die Mitarbeiter des zukünftigen Marburger Musenalmanachs überreichten ihr im Namen der jungen akademischen Verehrer herrliche Blumenspenden.

Am 23. Februar beging Frau Anna Ritter unter reger Betheiligung der deutschen Schriftsteller-Welt ihren 35. Geburtstag. Auch aus der Heimath wurden ihr zahlreiche Glückwünsche dargebracht. W. S.

Todesfälle. Am 24. Februar verschied unerwartet zu Kassel im Alter von 68 Jahren Oberkonsistorialrath Theodor Rohde, einer der wenigen kurfürstlich hessischen höheren Beamten, welche zur Zeit sich noch im Staatsdienste befanden. Nach der Einverleibung in Preußen, die ihn als Assessor der Polizeidirektion in Marburg traf, wurde der Verstorbene als Regierungsrath an das Polizeipräsidium zu Berlin versetzt, von wo er vor 27 Jahren als Mitglied des Konsistoriums mit dem Titel Konsistorialrath in die alte Heimath nach Kassel zurückkam. Hier hat er bis an sein Lebensende namentlich in Sachen des Kirchenbaues thätig und erfolgreich gewirkt, indem er das Verständniß der Gemeinden für Schönheit und Schmuck des Gotteshauses zu erwecken wußte und so kunstgemäßer Herstellung und Ausstattung der neu erbauten wie ausbesserungsbedürftigen Kirchen die Wege ebnete. Schon länger leidend, ohne in letzter Zeit bettlägerig zu sein, hatte er noch zu Weihnachten den Schmerz, während er seine übrigen Angehörigen längst verloren hatte, seinen einzigen Sohn in der Blüthe der Jahre dahinscheiden zu sehen. Wie der Verewigte in weiten Kreisen allgemeine Werthschätzung genoß, so gedenken wir seiner in besonderer Verehrung, zumal er an dem „Hessenland" eifrigen Antheil nahm und uns bisweilen durch dankbar begrüßte Beiträge erfreute. Er ruhe in Frieden!

Am 16. Februar starb in Fulda Domdechant Dr. Braun, geboren daselbst am 21. Oktober 1835, Priester seit dem 23. Oktober 1858. Zuerst in Rückers bei Hünfeld thätig, kehrte er im Jahre 1868 nach nochmaligem Studium in Würzburg als Dr. jur. nach seiner Vaterstadt zurück, wo er sodann eine Professur an der theologisch-philosophischen Lehranstalt erhielt, der er selbst seine Ausbildung verdankte. 1873 wurde er Mitglied des Generalvikariats, 1882 Domkapitular, 1894 Domdechant. Seine Lehrthätigkeit erstreckte sich seit Wiedereröffnung der Lehranstalt nach Beilegung des Kulturkampfes auf Vorträge über Kirchen- und Eherecht sowie Pfarrverwaltung. Eine zuvorkommende, liebenswürdige und stets hilfsbereite Persönlichkeit ist in Dr. Braun dahingeschieden.

Hessische Bücherschau.

Spengler, Lorenz. Blüthen und Perlen der Musica sacra.

Im Verlag von A. Freyschmidt (G. Dufayel) in Kassel erschien vor Kurzem eine sehr empfehlenswerthe Sammlung drei-, vier- bis achtstimmiger Gesänge, herausgegeben vom Königlichen Musikdirektor Lorenz Spengler. Die Sammlung führt den Titel „Blüthen und Perlen der Musica sacra", enthält hauptsächlich Tondichtungen aus der Blüthezeit der altklassischen Kirchenmusik

und ist für den Gottesdienst und geistliche Musikaufführungen bestimmt. Das Inhaltsverzeichniß weist Komponistennamen und Tonschöpfungen allerersten Ranges auf. Wir finden da zunächst Palestrina (1514—1594) mit seinen berühmten Gesängen „Benedictus“ und „Osanna“ (5-stimmig), mit „Crucifixus“, „Jerusalem“ (5-stimmig) und „Improperia“. Neben diesen fünf Meisterwerken der Kirchenmusik sind in die Sammlung aufgenommen Hans Leo Haßler's (1564—1612) wunderbarer Gesang „Agnus dei“ und desselben Tondichters ergreifendes „O Haupt voll Blut und Wunden“, von welch' letzterem geistlichen Liede Spengler unter 9a einen Tonsatz von J. H. Schein (1586—1630), unter 9b einen solchen von J. Crüger (1598—1662) und unter 9c schließlich einen kontrapunktischen, figurirten Satz von J. S. Bach (1685 bis 1750) wiedergegeben hat, so daß diese 3 Choräle auch als eine Nummer (a, b, c) in einem Kirchenkonzert gesungen werden können. Ferner begegnen uns Daniel Friederici (um 1654), Joh. Eccard (1553—1611) mit seinem ewig-schönen Weihnachtschoral „Vom Himmel hoch da komm' ich her“ (Gedicht von Dr. Martinus Luther), Antonio Lotti (1650—1740), Jacobus Handl [Gallus] (1550 bis 1591), Tomaso Bai (1650—1714), Joh. Micael Haydn (1737—1806), Heinrich Isaac (1445 bis 1519) mit seiner tiefempfundenen Tondichtung „O Welt, sieh hier dein Leiden“ (Innsbruck, ich muß dich lassen), Heinrich Schütz (1585—1672), Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847), Demetrius Bortniansky, genannt der russische Palestrina (1751 bis 1825) mit „Du Hirte Israels“ und manche andere bedeutende Kirchenkomponisten. Lorenz Spengler ist zunächst mit dem vierstimmigen Tonsatze des von Daniel Friederici verfaßten Kirchenliedes „Ein Kind ist uns geboren sein“ und dann mit vier selbstkomponirten geistlichen Liedern „Adoramus, te Christe“ (4-stimmig), „Agnus dei“ (4-stimmig), „Quomodo sedet“ (4-stimmig) und dem Doppelchor „Heilig ist Gott der Herr“ in seiner Sammlung vertreten. Sowohl aus der Faktur des Friederici'schen Tonsatzes, als auch der vier Spengler'schen Tondichtungen, welche sämmtlich als vortrefflich gelungen bezeichnet werden können, geht hervor, daß Spengler sich eingehend mit dem Studium der alten Kirchentonarten, überhaupt mit der Eigenthümlichkeit alter Kirchenmusik beschäftigt hat; es würde ihm sonst nicht möglich gewesen sein, derartige nach Form und Inhalt gleich schöne Kirchengesänge schaffen zu können, die den Zuhörer im Zweifel lassen, ob er nicht doch einen alten Meister höre. Ganz besonders anziehend ist „Agnus dei“, ein Lied von ergreifender Melodie und zur Andacht stimmender Färbung in c-moll, welches fast durchweg weich gehalten, schließlich im zartesten Pianissimo süß aushaucht. Auch der Doppelchor „Heilig ist Gott der Herr“ wird wegen seiner überzeugenden Bestimmtheit, seiner jubelnden Frische niemals seine Wirkung verfehlen. Viele der in der Sammlung abgedruckten Gesänge sind bereits von dem gemischten Kirchenchor „Musica sacra“ in Kassel mit so großem Erfolge zum Vortrage gebracht worden, daß Lorenz Spengler's besprochenes Buch mit gutem Gewissen allen Freunden guter Kirchenmusik und allen Kirchengesangvereinen warm empfohlen werden kann.

Johann Lewalter.



Personalien.

Verliehen: Dem Amtsrichter Schmitt zu Gudensberg der Charakter als Amtsgerichtsrath.

Ernannt: Pfarrer Dr. Schwarzhaupt in Gersfeld zum Kreisschulinspektor zu Lennep.

Verlobt: Renit. Pfarrer Heinrich Wicke mit Fräulein Bertha Pfeiffer (Kassel, Februar); Regierungsbauführer Hermann Baumann mit Fräulein Maria Reinhard (Kassel, Februar); Oberlehrer Ludwig Wehmeyer zu Biedenkopf mit Fräulen Else Schäfer (Kassel, Februar); Assistenzarzt Dr. Gottfried Volland zu Fulda mit Fräulein Anna Matthäi (Marburg, Februar); Landrichter Walther Frohwann mit Fräulein Margarethe Lauenstein, Tochter des Oberpostdirektors (Kiel, Februar); Gerichtsassessor Rudolf Rübsam mit Fräulein Susi Winter (Fulda, Februar).

Vermählt: Hauptmann von Trott zu Solz zu Fulda mit Freiin Schenck zu Schweinsberg (Kassel, Februar); Optiker und Mechaniker Christian Scheyhing mit Fräulein Ella Abel (Kassel, 17. Februar).

Geboren: ein Sohn: Rittergutsbesitzer Altwig von Arenstorff-Oyle und Frau Minna, geborener Freiin Waitz von Eschen (Gut Lohe, 18. Februar). eine Tochter: Dr. phil. Hebebrand und Frau (Marburg, Februar).

Gestorben: Verwittwete Frau Konsistorialpräsident Schmidt, geb. Ringenhausen, 84 Jahre alt (Kassel, Februar); Domdechant Dr. Braun, 64 Jahre alt (Fulda, 16. Februar); verwittwete Frau Philippine Selig, geb. Zeiß (Oberrieden, 19. Februar); verwittwete Frau Pfarrer Viktoria Nolde, geb. Appel, 80 Jahre alt (Kassel, 21. Februar); Gastwirth Ludwig Menges, 70 Jahre alt (Kassel, 21. Februar); verwittwete Frau Gertrude Bücking, geb. Ruckert, 77 Jahre alt (Marburg, 22. Februar); Oberkonsistorialrath Theodor Rohde, 68 Jahre alt (Kassel, 24. Februar).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 6. XIV. Jahrgang. Kassel, 16. März 1900.

Das Volkslied.

Wer kennt die Lieder nicht, so frisch und klar,
Der Quelle gleichend, die aus Berges Schooß
Uns Herz und Sinn erquicket wunderbar,
Fließt sie durch Wiesengrün und Waldesmoos!

Der Haideblume gleich im öden Moor,
Die Keiner pflanzt, die dennoch blüht und keimt,
So geht das Lied aus Volkes Mitt' hervor,
Weiß niemand, wer's gedichtet, wer's gereimt.

Ein junger Bursch zieht in die Welt hinaus,
Besitzet nichts, was er sein eigen nennt,
Als die Erinn'rung an das Vaterhaus
Und an ein Herz, das er allein nur kennt.

Vom letzten Hügel blickt er noch zurück
Auf alles, was ihm lieb und theuer war,
Und trübe wird der stets so heit're Blick —
Es klingt ein Ton im Herzen wunderbar.

Er eilt dahin, der Ton erwächst zum Lied,
Das ihm allmächtig aus der Seele quillt,
Das ihm die Heimath malt, von der er schied,
Und seine Sehnsucht nach dem Liebchen stillt.

So wandert weiter er von Haus zu Haus,
Und manch' Genosse mit ihm zieht und singt,
Und trägt das Lied in alle Welt hinaus,
Wo es in manchem Herzen wiederklingt.

Hier singt's ein Jüngling seiner holden Braut,
Dort an des Kindes Bett das Mütterlein,
Hier singt's ein Freundespaar gar frisch und laut
Und dort ein Träumer bei des Mondes Schein.

Drum ehret mir das Lied aus Volkesbrust,
In rauher Schale ist's ein guter Kern,
Es klingt durch Berg und Thal in frischer Lust,
Und wer's erlauscht, folgt seiner Weise gern!

Josephine Gräfin zu Leiningen-Westerburg.





Das stehende hessische Heer von 1670—1866.

Ein Abriß seiner Geschichte. Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

Die letzten Monate von 1688 und die ersten von 1689 hatten einen großen Theil von Westdeutschland in die Gewalt der Franzosen gebracht, sie arbeiteten in allen Plätzen, die sie besetzt hatten, mit Kraft und Eifer daran, die Festungswerke zu verbessern, ihre Herrschaft zu befestigen. Zur selben Zeit wurde im Reichstage nach hergebrachter Weise mit unendlicher Weitschweifigkeit berathen, leeres Stroh gedroschen, Kaiser und Reich glichen einem absterbenden Baume, der nur wenige Früchte noch trägt. Der barbarische Feind mordete, brannte, verwüstete, von einem einzigen kraftvollen Willen gelenkt, dagegen bedurfte es mehr als eines halben Jahres bis der Entschluß, die Hauptfestung Mainz dem Feinde wieder zu entreißen, im Reiche zur That gedieh.

Mehrere der verbundenen deutschen Fürsten, die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, der Landgraf Karl von Hessen, verschiedene andere, der kaiserliche Generalissimus, Herzog von Lothringen, und eine Anzahl höherer Generale hielten zu Ausgang des Mai 1689 eine Zusammenkunft zu Frankfurt, auf dieser wurde der Angriff auf Mainz beschlossen. Die Franzosen standen daselbst bereits über sieben Monate unter dem Generallieutenant d'Urelles, 10 000—12 000 Mann stark, auf der Rheininsel südlich von Kastel hatten sie eine große Schanze mit 2 Bastionen und 2 Halbbastionen erbaut, die Mündung des Mains in den Rheinstrom durch eine Reihe versenkter Schiffe unschiffbar gemacht, die Brücke über den Rhein abgebrochen und die Festungswerke verstärkt. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg zog zeitig mit seinem Heere in's Feld und nahm am 16./26. Juni Kaiserswert ein; sein Hauptziel war Bonn, damals Festung, das in französische Gewalt gefallen war und das er später belagerte und eroberte. Die Heere der anderen Fürsten rückten um diese Zeit in's Feld, die Hessen erschienen zuerst auf dem Mainzer Schauplatze, sie „kamen den Franzosen so unvermuthet auf den Hals", wie es in einer alten Quelle heißt, „daß sie beim Kegelschieben überrascht wurden und einige in dem Getümmel erschossen wurden". Dies geschah in Kostheim, Kastel war von den Franzosen zerstört worden, die hessischen Völker schlugen das Lager nördlich von Kostheim auf und richteten ihren Angriff auf die große Schanze auf dem Eilande. Der Angriff auf die Hauptfestung am linken Ufer des Rheinstromes sollte von den Kaiserlichen, Baiern, Kursachsen und Braunschweig-Lüneburgern geschehen, den Oberbefehl über das gesammte kaiserliche und Reichsheer führte der Generalissimus Herzog Karl von Lothringen.

Oberhalb von Mainz bei Weißenau begann das Lager der Baiern, links an dieses schloß sich das der Kursachsen an. Die Hauptquartiere der beiden Kurfürsten befanden sich in Weißenau. Vorwärts von dem Lager in der Gegend der heutigen Neuen Anlage begannen die Laufgräben des Angriffes der Baiern und Sachsen, bei Weißenau war eine Schiffbrücke über den Rhein gelegt. An die Sachsen schlossen sich kaiserliche Regimenter zwischen Bretzenheim und Zahlbach an, das Hauptquartier Lothringen's war in Bretzenheim. Die Lüneburger, Hannoverschen und Celleschen Regimenter hatten ihr Lager weiter nördlich in der Gegend des heutigen Friedhofes, daran schlossen eine Anzahl kaiserliche Regimenter. Verschiedene Reichstruppen folgten hierauf und den linken Flügel der ganzen Stellung nahmen hessische und Unionsvölker ein, bis wieder an das linke Rheinufer. Der Hauptangriff wurde nördlich von Zahlbach, gegen den Abschnitt der Festung zwischen Gauthor und Altmünsterthor, geführt, eine Schiffbrücke war rheinabwärts der hessischen Stellung über den Strom gelegt. Der Herzog von Hannover hatte sein Hauptquartier in Gonzenheim, der Landgraf Karl von Hessen in dem Lager seiner Truppen, die folgende Regimenter bei Kostheim aufwiesen: Die Eskadron Dragoner des Grafen zu Lippe, das Regiment zu Fuß des Obristen ufm Keller, das Oberrheinische Kreisregiment zu Fuß, das Regiment zu Fuß des Obristen von Wartensleben, das Leibregiment zu Fuß, das Regiment zu Pferd des Obristen von Spiegel und Fuldische Bataillons zu Fuß. Bei Hochheim hatten die Hessen über den Main eine Schiffbrücke gelegt.

Die Stellung des Heeres auf dem linken Rheinufer wurde im Rücken durch die von Weißenau ringsum bis an den Strom gegenüber von Biebrich errichtete Circumvallationslinie gedeckt, an der Tausende von Bauern arbeiten mußten. In einem Kriegsrathe der beiden Kurfürsten, des Landgrafen von Hessen, des Herzogs von Lothringen und einer Anzahl hoher Generale wurde am 11./21. Juli Beschluß über die Führung des Angriffes auf die Festung gefaßt und am 12./22. Juli überall die Laufgräben eröffnet.

Den Hessen war die Eroberung der großen Schanze auf der Insel bei Kostheim zugewiesen worden, und als ihr Landgraf wieder im Lager am 18./28. Juli anlangte, bestimmte er mit dem Grafen Lippe die gegen jene Schanze vorzutreibenden Laufgräben. An der Westseite von Kostheim war eine Batterie erbaut worden, auf dem Boden des zerstörten Ortes Kastel eine andere; ihre Schußlinien kreuzten sich in der großen Schanze, die sie alsbald beschossen. Der Oberbefehlshaber ordnete die allgemeine Beschießung von Mainz an, nachdem die großen Batterieen des Angriffes der Kaiserlichen wie der Baiern und Sachsen fertig waren, am 29. Juli (8. August).

Durch die beiden aufwärts und abwärts der Festung über den Rhein sowie die über den Main bei Hochheim von den Hessen gelegte Schiffbrücke stand das Belagerungsheer rings um Mainz und die große Schanze auf dem rechten Rheinufer in Verbindung; die Gustavsburg am linken Mainufer zwischen Main und Rhein, eine verfallene Verschanzung aus der Zeit König Gustav Adolf's, war von Kurbaiern besetzt, sodaß die französische Besatzung der Festung eingeschlossen und von Unterstützung von außen abgeschnitten war.

Der französische Generallieutenant Marquis d'Uxelles, unterstützt von dem Gouverneur von Mainz, dem bedeutenden Ingenieur General de Choisy, führte die Vertheidigung der Festung mit ausgezeichneter Umsicht und Tapferkeit. Jede Nacht hielt er sich bis 2 Uhr auf den Wällen auf, dann schlief er nicht in der Stadt, sondern in irgend einer Kasematte. Die Besatzung machte mehrfach Ausfälle, die ihr selbst und dem Belagerungsheere große Verluste verursachten. Die Laufgräben näherten sich unter täglichem Abgange an Todten und Verwundeten den Wällen der Festung. Einen besonders heftigen Ausfall machten die Franzosen am 6./16. August gegen die Belagerungsarbeiten mit 2000 Mann, denen 400 Arbeiter zum Zerstören jener Arbeiten folgten. Der Kampf währte fast 1 Stunde unter den Augen Lothringen's und endigte mit sehr großem Verluste auf dem Glacis, das mit Todten und Verwundeten besät war; den Franzosen hatte er 500, den Deutschen 180 Mann gekostet. Choisy ließ an Uxelles darauf bemerken, daß wenige Tage wie dieser dem Könige bald Sold und Brot ersparen würden.

Der Herzog von Lothringen sprach öffentlich seine Freude über die Haltung der Truppen aus, dem Landgrafen Karl von Hessen ließ er seinen Glückwunsch zu der Tapferkeit seiner Hessen aussprechen (Hennes, Die Belagerung von Mainz 1689); es war ein hessischer Kapitän außer anderen Todten und Verwundeten geblieben. Die Arbeiten und die Kämpfe gingen weiter, bis der Herzog von Lothringen am Abend des 25. August (4. September) von Max Emanuel von Baiern die Meldung empfing, daß dieser so weit sei, den Sturm auf die Contrescarpe zu wagen. Johann Georg von Sachsen begleitete den Baiernfürsten hierbei, und Landgraf Karl, der zur Besichtigung der Laufgräben gekommen war, nahm an der Berathung Theil, welche die Fürsten hielten, man einigte sich dahin, die Anordnungen zum Sturme zu treffen. Dieser sollte mit 10 000 Mann unternommen werden, doch das ganze Lager unter Waffen stehen. Der Herzog und Landgraf Karl hatten sich geeinigt, daß sämmtliche Generale und Obersten der Armee mit in den Laufgräben anwesend sein sollten, um den Muth der Truppen anzufeuern und Verluste an Offizieren rasch zu ersetzen.

Den 27. August (6. September) Nachmittags 4 Uhr donnerten die 4 Kanonenschüsse, das Zeichen zum Sturme, auf der Seite der Kurfürsten — gingen die Grenadiere aus den Laufgräben in Küraffen vor, denen die übrigen zum Sturme bestimmten Truppen folgten. 100 Geschütze, 48 Mörser, alle Musketiere auf den Brustwehren der Laufgräben vereinigten ihr Feuer auf die zu stürmenden Wälle. Das Ringen war schrecklich und mörderisch, die Franzosen verloren 2000 Mann an Todten und Verwundeten, auch der deutsche Verlust betrug 1500 Mann. Die Hessen stockten in ihrem Angriffe, da ihnen gleich Anfangs viele Offiziere kampfunfähig geworden waren.

Uxelles, der sich zu einem Ausfalle nicht mehr stark genug fühlte, wartete fernere Angriffe nicht ab, um den Rest der Besatzung zu retten; er ließ am 29. August (8. September) 9 Uhr Morgens Chamade schlagen und die weiße Fahne aufziehen. Zwei Tage darauf zog die tapfere Besatzung aus der so ruhmvoll vertheidigten, nun dem Reiche wiedergewonnenen Festung ab.

Die Belagerung hatte vom 12./22. Juli bis zum 29. August (8. September) gedauert und der Stadt Mainz schwere Opfer an Leben und Eigenthum der Bewohner gekostet, Folgen der

Zerrüttung des Reiches. Andererseits zeigte sich bei diesem Anlaß wieder das Erwachen vaterländischen Geistes auf deutscher Seite: eine große Anzahl deutscher Fürsten und Prinzen stand in den Reihen der Kämpfer, wie denn aus dem pfälzischen Hause allein vier Fürsten vor Mainz den ehrlosen Raub und die Verwüstung ihres Heimathlandes zu rächen suchten. Der Landgraf von Hessen ließ seinen 13jährigen Erbprinzen Friedrich hier den Ernst des Krieges kennen lernen. Mehrere der deutschen Fürsten verloren vor Mainz das Leben, andere vergossen ihr Blut; Prinz Friedrich Wilhelm von der Pfalz wurde am 14./24. Juli durch eine Kanonenkugel getödtet, Prinz Leopold von Pfalz-Veldenz wurde am 15./25. August schwer verwundet und starb nach einigen Tagen, Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels wurde am 24. August (3. September) von einer Musketenkugel so verwundet, daß er bald danach starb, Prinz Eugen von Savoyen wurde hier verwundet u. A. m.

Nach der Eroberung von Mainz und Besetzung der Festungswerke unter Feldzeugmeister von Thüngen zog der größere Theil der Belagerungsarmee ab, die Hessen marschirten über Kemmel, Nastätten, Braubach, überschritten bei Lahnstein die Lahn auf der dortigen Brücke und rückten zu der Armee, welche unter Kurfürst Friedrich III. Bonn belagerte. Nach dem Falle dieser Festung, 2./12. Oktober, marschirten die Truppen in die Winterquartiere, die Hessen durch das Nassauische und Katzenelnbogen in die Gegend von Mainz.

(Fortsetzung folgt.)

Marburg.

(Herrn Dr. Wilhelm Schoof freundlich zugeeignet.)

Wie steigst du keusch gen Himmel,
Sancta Elisabeth,
Du Traum, wie ihn kein Dichter
Je schöner träumen thät'.

Und die in ihrem Schooße
Dich treu gehütet hat,
Sie lagert dir zu Füßen,
Die alte Hessenstadt!

Es leuchtet von der Höhe
Das Schloß im Morgenschein,
Ein wunderliches Glänzen
Umfliegt den grauen Stein.

Und aus den Fenstern schauen
Jahrhunderte heraus,
Sie grüßen jeden Winkel
Und jedes Giebelhaus. —

Auch ich hab' tief im Herzen
Den Geistergruß gespürt,
Es hat mit leisen Händen
Mir an's Gewand gerührt.

Daß ich verschloss'nen Mundes
In all' der Schönheit stand,
Und für den Heimathzauber
Nur eine Thräne fand!

Anna Ritter.



Die Begründung der waldensischen Kolonie Waldensberg.

Von A. Heilmann, Pastor in Göttingen.

(Schluß.)

Als Steuer und Abgabe war durch Artikel 19 des Aufnahmepatents festgesetzt worden: $12^1/_2$ Gulden für 25 Morgen Land Grundsteuer, $1^1/_2$ Gulden für 25 Frohndetage, die die Unterthanen der Herrschaft schuldig wären, also im Ganzen: 14 Gulden; auf jeden Fall aber sollte jede Familie, auch wenn sie keine 25 Morgen hätte, 10 Gulden Steuer geben für alles zusammen, wogegen den Waldensern völlige Befreiung von allen Diensten und Lasten zugesichert wurde. Von den Aeckern, die sie in Benutzung nähmen, und auf denen der Zehnte ruhte, sollten sie aber den Zehnten sogleich geben. Ueber die Fassung des Art. 19 wurde viel verhandelt; der Graf stellte für seine Einwilligung zu der obigen Fassung die Bedingung, daß seinem Sohn eine Kompagnie in dem Garderegiment des Königs von England gegeben würde. Dies war nun aber eine schwierige Sache, da Holland keinen Einfluß auf die Besetzung der großbritannischen Heeresstellen hatte. Valkenier theilte dies dem Grafen mit unter dem Hinzufügen: „Dennoch sind Ihro Hochmögenden

des gänzlichen Vertrauens, es werden Ew. Hochgräfliche Excellenz ihren rühmlichen Eyffer zu nutzen der voremelten Glaubensgenossen weiters gnädig walten lassen und also andern Protestirenden Potenzen mit so Christ-rühmlichen Eyffer vorleüchten." Der Graf ließ sich durch die Worte Valkenier's aber nicht befriedigen, und auch, als von dem Mylord d'Albermarle die Nachricht kam, Ihro Königliche Majestät wolle als Statthalter der vereinigten Niederlande den Sohn des Grafen bei erster Vakanz mit einer Kompagnie zu Fuß bedenken, und ihn auch mit Dero Königlicher Protection beehren, erklärte sich zwar der Graf mit diesem Anerbieten zufrieden, wollte aber Art. 19 doch nicht ändern, bis er die Kompagnie wirklich habe. Inzwischen verreiste Valkenier in die Schweiz, seine Frau aber konnte keine Auskunft geben; Mylord d'Albermarle wiederholte am 25. Febr. 1701 das Versprechen, nachdem der Graf bedenklich geworden war, weil der König auf die Bitte um Uebernahme der Gevatterschaft bei seinem Sohn nicht geantwortet hatte. Der Bankier Isaac Behaghel in Frankfurt, ein tüchtiger Geschäftsmann, verständig, erfahren, dabei christlich und warm liebevoll, durch dessen Hand die holländischen Kollektengelder gingen, wandte sich auch nach Holland wegen des Grafen Sache und berichtet, daß der König jetzt gar zu viel mit Parlaments-Affaires zu thun habe. Die lange Verzögerung ließ den Graf daran denken, selbst nach Holland zu dem König zu reisen. Endlich aber fertigte der Statthalter der vereinigten Niederlande, König Wilhelm von Großbritannien, am 16. August 1701 das Patent für den Sohn des Grafen als Kapitän (Hauptmann) einer Kompagnie Fußvolk im Regiment des Oberst von Waas (später Reppelfuchs) aus.*) Nachdem nun das Versprechen des Herrn Valkenier eingelöst war, bestätigte der Graf am 2. Juni 1702 die Gültigkeit des Art. 19, wie er auf Ansuchen von Valkenier und der Gemeinde aufgesetzt war: daß also die Waldensberger **vollkommen frei** sein sollten, gegen 14 Gulden Steuer von jeder Familie. Im Jahre 1718 wurde die Steuer folgendermaßen vom Graf festgesetzt: Die Besitzer zahlen für das Haus und die anderen Rechte 2 Gulden und für jeden Morgen Land ½ Gulden.

Der **Vermögensstand** war verschieden. Etliche hatten einiges Geld mitgebracht, die Meisten waren ganz arm. Schnell konnte es in Waldensberg nicht aufwärts gehen, denn die Arbeitskraft war gering. Viele waren krank und schwach, das bebaute Land zuerst noch wenig, der Boden viel Arbeit fordernd und wenig Ertrag gebend; dazu kamen noch Mißernten. Im Jahr 1710 mußte die Gemeinde um Erlaß des Zehnten bitten, der ihr gewährt wurde; aber die nachgesuchte Verlängerung der Steuerfreiheit wurde ihr nicht bewilligt. Im Jahr 1717 bat sie wieder um Erlaß des Zehnten, da sie für die Bauten so viel habe ausgeben müssen, aber da dieser für den Unterhalt des jungen Grafen in Halle bestimmt war, konnte ihre Bitte nicht erfüllt werden. Die Strumpfweberei, die immer Mehrere betrieben, brachte baares Geld in das Dorf, aber auch von dem Bauer und Wirth Jean Jullien schreibt Pfarrer Lumière im Jahr 1717, daß er etliche hundert Louisdor gutgemacht habe. Um's Jahr 1730 aber pflanzten die Hälfte der Einwohner nicht so viel Korn, daß sie ein halbes Jahr davon backen konnten; die Strumpfweber aber bekümmerten sich überhaupt nicht viel um den Ackerbau. Das Korn mußten die Waldensberger auf der Weierhöfer Mühle mahlen lassen, wenn aber dieselbe kein Wasser hatte, sollten sie in Neuenschmidten mahlen. Der Gemeindevorstand gab dagegen zu bedenken: „Wenn ein armer Mann sich in der Wetterau Korn kauft und soll's auf seinem Buckel bis Neuenschmidten tragen, welche Arbeit wäre das!" Ja, den Tod könnte es Manchem bringen, behaupteten sie. Der Müller sollte das Korn holen und das Mehl bringen, wie es in allen Ländern Sitte sei; nach Neuenschmidten trügen sie jedenfalls ihr Korn nicht. Brot wurde von Bäckern in Büdingen und Wolferborn nach Waldensberg gebracht. Außer Korn wurde gebaut Hafer, Haidekorn, Gerste, auch, wie es scheint, etwas Weizen.

Um's Jahr 1720 wurde nach verschiedenen Vormundschafts-Rechnungen bezahlt für ein Haus, Scheuer und Hof 60 fl., für die Güter (24 Morgen), Haus, Scheuer und Hofraithe des Pfarrers Roman 260 fl.; für eine Kuh 15 fl., ein paar Strümpfe 1 fl. 6 Albus, ein Hut 1 fl. 10 Albus, ein paar Schuhe und Strümpfe für ein achtjähriges Mädchen

*) Ferdinand Maximilian II. trat zwar nie in den Dienst, bezog aber den Gehalt bis zur Auflösung der Kompagnie, die von dem Graf besoldet werden mußte. (Brief des Grafen an den Heere Perkelbach, Solliciteur im Haag, vom 10. Dez. 1701; Brief des Obristen von Waas, Mastricht den 30. Dez. 1701, mit der Bitte um schleunige Zusendung des Soldes und der 10—12 Mann Rekruten.) Die Kompagnie lag Anfangs abwechselnd in Mastricht und Stevenswerth in Garnison. Später wurde sie nach Portugal und Spanien geschickt und dort im Jahre 1707 in der Schlacht bei Almanza, in welcher Karl III. von Spanien, der spätere deutsche Kaiser Karl VI., durch die vereinigten Spanier und Franzosen eine schwere Niederlage erlitt, völlig aufgerieben. Dort fiel auch der Stellvertreter des jungen Grafen in der Führung derselben, Kapitän (Pieder) von Nimwegen. Simon, Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen, Band II, S. 388.

26 Albus, ein Kleid für dasselbe 1 fl. 20 Albus, zwei Hemden für einen zwölfjährigen Knaben 20 Albus, für denselben ein paar Hosen 1 fl., ein paar Schuhe und Schnallen 27 Albus, ein Kamisol 1 fl. 20 Albus. Nie fehlt auch: „Marktgeld auf's Leisewäller Markt", es betrug gewöhnlich 4 Albus. Für einen Brief von Genf betrug das Porto 8 Albus. Als Kostgeld wurde für zwei Kinder bezahlt 60 fl. jährlich. An Vermögen war für drei Kinder Roman's vorhanden: 2115 fl. 24 Albus 2 Heller, wovon verliehen waren an den Graf 1100 fl. 23 Albus 2 Heller, an die Gemeinde 260 fl., das Uebrige in kleineren Posten.



Der frühere und jetzige Dom zu Fulda.

Vortrag des Herrn Geh. Bauraths Hoffmann, gehalten im Fuldaer Geschichtsverein am 17. Januar 1900.

(Fortsetzung.)

Im 17. Jahrhundert entwickelte sich in Böhmen und im nahen Franken eine ausgedehnte und lebhafte Bauthätigkeit, namentlich auf kirchlichem, aber auch auf weltlichem Gebiete. So wurden damals im neuen Stil erbaut die fürstliche Residenz zu Bamberg, die Benediktinerabteien Michelsberg und Banz, sowie andere bedeutende Klosterbauten, der Neubau der Schlösser Triesbach und Uhlbach u. s. w. und zwar von dem kurmainzischen und fürstlich bambergischen Baumeister Leonhard Dientzenhöffer und dessen jüngerem Bruder Johannes Dientzenhöffer, letzterer der Erbauer des hiesigen Domes. (Die Schreibweise „Dientzenhöffer" rührt von ihm selber her.) Diese beiden Dientzenhöffer gehörten einer weitverzweigten Familie von Baumeistern an, welche zu derselben Zeit auch in Böhmen, namentlich in Prag, bedeutende Bauten aufführten.

Adalbert I. von Schleifras zu Fulda, der gewiß Kunde hatte von dieser bedeutenden Bauthätigkeit und den ausführenden Baumeistern, beschloß alsbald nach seinem 1700 erfolgten Regierungsantritt den alten Dom dem neuen Stil entsprechend auszugestalten und berief den Johannes Dientzenhöffer, den jüngeren der beiden Baumeister der fränkischen Linie, als seinen Baumeister nach Fulda.

Ueber den Bildungsgang unseres Johannes Dientzenhöffer ist Sicheres nicht bekannt. Es ist anzunehmen, daß ihm die hauptsächlichsten der kurz vorher in Deutschland im neurömischen Stil erbauten Kirchen bekannt waren; es ist als gewiß anzusehen, daß er den kurz vorher vollendeten Dom zu Salzburg, mit dem der hiesige Dom in der Hauptanlage, in der Konstruktion und im Stil viele Aehnlichkeit hat, genau kannte. Für die Annahme, daß Dientzenhöffer seine Studien in Rom gemacht habe, ist ein sicherer Beweis nicht vorhanden. Auch ist es nicht denkbar, daß ein auswärtiger, etwa in Italien wohnender bedeutender Baukünstler ihm bei seinen Plänen zum hiesigen Dome behilflich gewesen wäre. Denn dieselben wurden erst nach und nach, im Laufe mehrerer Jahre entworfen, genehmigt und ausgeführt, und bei den damaligen Verkehrsverhältnissen und Kommunikationsmitteln wäre es unmöglich gewesen, jedesmal erst einen weit entfernt wohnenden Rathgeber zu befragen. Es ist viel einfacher anzunehmen, daß Dientzenhöffer ein hochbegabter auf der Höhe seiner Zeit stehender Baukünstler war, der es verstand, die gegebenen Verhältnisse auf das Beste auszunutzen und aus den vorhandenen Materialien das Beste zu schaffen.

Aufschluß über diese Verhältnisse würden uns die von Johannes Dientzenhöffer für den Dom gefertigten zahlreichen Pläne geben können; allein von denselben ist weder dahier noch in Bamberg, wohin Dientzenhöffer nach Erbauung des Domes zurückkehrte, etwas vorhanden. Denn eine noch dahier vorhandene, dem Dientzenhöffer zugeschriebene Zeichnung von der St. Bonifatiusgruft des hiesigen Domes stimmt mit der Wirklichkeit so wenig überein, daß die Annahme, daß Dientzenhöffer sie gefertigt habe, wenig Glauben verdient.

Jedoch finden sich Zeichnungen vom jetzigen Dome, welche im Ganzen mit der Ausführung übereinstimmen in einem 1727 in Frankfurt a. M. erschienenen, von Schannat herausgegebenen Werke. Da Schannat kein Architekt war, so ist nicht anzunehmen, daß er selbst die in seinem Werke enthaltenen Zeichnungen vom Dome aufgenommen hätte; vielmehr müssen ihm damals noch vorhandene, jetzt verlorene oder verschollene Zeichnungen vom Dom vorgelegen haben.

Bereits 1701 ließ der Fürstabt Adalbert I. von Schleifras mit dem Beschaffen von Baumaterialien beginnen. In allen Sandsteinbrüchen

der Kreise Fulda und Hünfeld entfaltete sich eine rege Thätigkeit. Die meisten der zu den Außenseiten des Domes verwendeten Steine erfolgten aus den im Thale der Kemete unterhalb des Dorfes Hauswurz belegenen Brüchen, die auch die zu den Gesimsen, Gewänden, Säulen und dergl. erforderlichen Quadern lieferten. Den Brecherlohn für die Steine bezahlte die fürstliche Rentkammer. Die Anfuhr der Steine geschah theils für Geld, theils zur Frohnde, und es wurden mit Ausnahme von Hammelburg, Brückenau und Herbstein alle Pflichtigen des damaligen Fürstenthums Fulda zur Leistung von Frohnfuhren herangezogen.

Auch mit dem Beschaffen des Gerüstholzes wurde bereits 1701 begonnen. Sowohl das Gerüstholz wie das erforderliche Eichenbauholz lieferten lediglich die fürstlichen Waldungen, namentlich die Forsten Kothen, Motten, Brückenau, Hattenhof, Neuhof, Niederkalbach, Dammersbach und Burghaun. Die Forsten bei Kothen und Motten lieferten die längsten Baumstämme. Auch das Bauholz wurde theils gegen Bezahlung, theils zur Frohnde angefahren, und zwar zunächst auf den vor dem damaligen Paulusthore befindlichen Zimmerplatz. Sowohl zu allen Dachwerken wie zu den Thürmen wurde lediglich neues Eichenbauholz verwendet. Die Eichenbaustämme waren zum Theil von außerordentlicher Länge, und Eichen wie die damals verwendeten sind jetzt in den Forsten der Umgegend Fuldas weder in solcher Länge noch in solcher Menge vorhanden.

Tannenbauholz ist zu sämmtlichen Zimmerarbeiten des Domes nicht verwendet worden, und 32 Tannenbaumstämme, welche die Fuldaische Rentkammer 1710 aus der Herrschaft Schmalkalden bezogen hat, sind zu anderen fürstlichen Bauwerken und nicht zum Dome verwendet worden, denn die Zimmerarbeiten desselben waren 1710 bereits ausgeführt.

Der Neubau des Domes wurde nicht auf einmal, sondern, wie ich jetzt ausführlich darlegen werde, stückweise und im Laufe mehrerer Jahre beschlossen. Dieses bestätigt meine Ansicht, daß Dientzenhöffer mit Rücksicht auf die damaligen Verkehrsverhältnisse ohne Beihilfe eines römischen Architekten und aus sich selbst die erforderlichen Pläne geschaffen hat.

Als endlich 1704 der Bau begonnen wurde, war nur der Abbruch des alten Langhauses beschlossen; die Vierung, das Querschiff und der Westchor, sowie deren Bedachungen sollten beibehalten werden. Auch der Ostchor sollte bleiben, jedoch außen mit Quadern neu umkleidet werden. Es war 1704 ferner beschlossen, daß die St. Andreas- und die Taufkapelle erbaut würden; daß das Langhaus wegen Baufälligkeit hätte abgebrochen werden müssen, ist nirgends gesagt; es war dieser Abbruch vielmehr deshalb nothwendig, weil es nicht möglich war, die in den unteren Theilen nur aus freistehenden dünnen Säulen bestehenden Mauern zwischen dem Mittelschiff und den Seitenschiffen als Stützen und Widerlagen der beabsichtigten Ueberwölbung zu verwenden; die nur mit ziemlich kleinen Fenstern durchbrochenen Mauern des Querschiffes und des Westchores gedachte man beizubehalten und durch pfeilerartige Verstärkungen, welche an der inneren Seite aufgeführt werden sollten, zum Tragen der beabsichtigten Ueberwölbung geeignet zu machen. Sodann sollte die g a n z e Kirche mit Backsteinen überwölbt werden.

Der 1704 genehmigte Plan wurde jedoch 1705 geändert, denn in diesem Jahre legte Dientzenhöffer einen neuen Riß zur Genehmigung vor, nach dem die Kirche im Ganzen länger und breiter werden sollte.

Gleichzeitig legte der Baumeister Entwürfe vor über den Neubau des Westchores mit der Bonifatiusgruft, der Sakristei, des Kapitelhauses (d. i. der jetzigen Marienkapelle) sowie über vier Arten zur Ausführung der großen Kuppel. Da nun die Kuppel ohne eine neue Vierung nicht möglich war, und eine solche nicht ohne ein neues Querschiff, so werden die neuen Entwürfe sich auch auf diese Bautheile, obwohl sie nicht ausdrücklich aufgeführt sind, bezogen haben, und es scheint, als ob die Genehmigung zum Neubau dieser weiteren Bautheile auf Grund der 1705 vorgelegten Pläne erfolgt sei.

Endlich wurden dem Dientzenhöffer im Jahre 1709 weitere Arbeiten an den beiden östlichen Thürmen übertragen; es werden solches diejenigen gewesen sein, durch welche diese Thürme ihre jetzige Gestalt erhalten haben.

Der Bauherr entschloß sich hiernach nur allmählich zur gänzlichen Erneuerung des alten, ehrwürdigen Baues, sei es, daß er anfänglich den Haupttheil, als welcher der Westchor mit dem Grabmal des hl. Bonifatius zu betrachten ist, erhalten wollte, sei es, daß er anfänglich das Können seines Baumeisters bezweifelte.

Für den Baumeister entstand dadurch eine große Schwierigkeit, daß der Neubau erst nach und nach beschlossen wurde, und daß Theile vorhandener Bauten bei dem Neubau benutzt werden mußten, nämlich die östlichen Thürme zum Theil, und die östlichen Außenmauern des Kreuzganges vom angrenzenden Kloster. (Der Vortragende legte einen Grundriß vor, der die bei-

behaltenen Theile des früheren Domes veranschaulichte.)

Eine weitere Schwierigkeit entstand dadurch, daß die beiden Thürme, welche genau vor den Seitenschiffen des früheren Domes standen, jetzt zum Theil vor dem breiteren neuen Mittelschiff standen. Die hierdurch entstandene Verschiebung der Achsen hat der Baumeister sehr geschickt dadurch verdeckt, daß er zu beiden Seiten der Ostfaçade Kapellen mit kuppelartigen Bedachungen anfügte, wodurch er zugleich den Vortheil einer reichen Façade erzielte. Die Ansicht eines neueren Kunstschriftstellers, daß die Kapellen nur des Effektes wegen angefügt und die Façade zum Theil eine Scheinarchitektur sei, ist demnach eine unbegründete.

Neu und eigenthümlich ist das System des eigentlich nur aus zwei Jochen bestehenden Langhauses. Ein Joch nennt man die sich wiederholenden Abtheilungen eines Schiffes; man spricht daher von einem Schiff mit so und soviel Jochen. Die Pfeiler des Langhauses haben einen scheitrecht überdeckten Durchgang. Hierdurch, sowie durch Pilaster, Arkaden, Nischen und Statuen ist geschickt verdeckt die Massigkeit der Pfeiler, welche erforderlich ist, um dem Schub vom Gewölbe des Mittelschiffes wirksam zu begegnen und um die Last des Obergadens, sowie des Daches zu tragen. Geschickt sind alle Widerlagen der Gewölbe so entworfen, daß sie, ohne von außen sichtbar zu sein, dennoch den erforderlichen Widerstand leisten. Mit gleicher Meisterschaft sind die Mauermassen des hohen Westchores, der Vierung, ihres Tambours und der auf ihm ruhenden großen Kuppel abgewogen und so ausgeführt, daß sich bis jetzt, nach nahezu 200 Jahren, am Mauerwerk und dessen Zubehör nirgends Risse, Sprünge oder sonstige Schäden gezeigt haben. Nur die den Witterungseinflüssen sehr ausgesetzten Theile, wie die Helmspitzen der beiden Ostthürme, die Laterne auf der großen Kuppel und der größte Theil der Schieferung der Bedachungen mußte in den letzten 30 Jahren erneuert werden.

In den letzten Jahren ist das Innere des Domes, welches bis dahin nur geweißt war und einen etwas frostigen und unfertigen Eindruck gewährte, in zarten Farben und unter Anwendung von etwas Gold so abgetönt worden, daß die reiche und geschmackvolle Ornamentirung und die sonstigen Verzierungen, die Statuen ꝛc. mehr hervortreten und ihre Schönheit mehr zur Geltung kommt. Es wurden auch, wie noch in aller Erinnerung ist, die Orgelwerke neu gebaut und die Fensterverglasungen bunt erneuert. Auch wurde die St. Bonifatiusgruft durchaus würdig hergestellt und der Dom mit einer Gasbeleuchtung versehen.

Als vom früheren Dom noch herrührend ist außer dem inneren Theile der beiden Thüren noch als sicher anzunehmen die Mauer zwischen der Marienkapelle und dem östlichen Theile des Kreuzganges, in der die spätgothischen Gewände einer jetzt zugemauerten Thüröffnung sichtbar sind. Auch die südliche Fortsetzung dieser Mauer zwischen der Sakristei und dem östlichen Theile des Kreuzganges dürfte noch dem früheren Dome zuzuschreiben sein. Aus dem alten Dome stammt noch das unter der Orgelbühne befindliche spätgothische, inschriftlich Karl den Großen darstellende Relief, das Reiterstandbild eines Simpliciusritters über dem nördlichen Eingang der Gruft, die schöne 1648 umgegossene Osannaglocke und die Bonifatiusglocke. Der kunstvolle aus Marmor, Alabaster und Achat bestehende Dreikönigsaltar, bekanntlich der östlichste Seitenaltar im südlichen Seitenschiff, wurde von Placidus von Droste noch für den alten Dom bestellt, aber erst nach dessen Tode im neuen Dome aufgestellt. Aus dem alten Dome stammte auch noch das sog. goldene Rad, welches in dem Mittelschiff unter dem Gewölbe hing und dessen Schellen bei feierlichen Gelegenheiten in Bewegung gesetzt wurden. Es hatte die Form eines nach oben und unten zugespitzten Cylinders, wie aus einer von Herrlein gemalten Innenansicht des Domes zu ersehen ist.

Die in Wandnischen der Gruft stehenden 16 Statuen aus Sandstein gehören nach Stil und Gewandung nicht dem alten Dom, sondern dem 18. Jahrhundert an und sind besonders für ihren jetzigen Standort gearbeitet. Denn es ist sicher nicht etwa ein bloßer Zufall, daß nur die in der Nähe des Altars stehenden 6 Figuren Päpste und die anderen vom Altar weiter entfernten 10 Statuen nur Bischöfe darstellen. Diese 16 Figuren sind wohl erhalten und nicht durch Gluthitze beschädigt, welche Sandstein bekanntlich nicht verträgt.

Auch der Choraltar, an dem groß das Wappen des Adalbert I. von Schleifras angebracht ist und dessen Tabernakel das Monogramm desselben zeigt, ist für den jetzigen Dom gefertigt, ebenso wie die Kanzel, an welcher sich gleichfalls das Monogramm des Fürstabten Schleifras befindet, und deren Schalldeckel, welcher das Wappen des Schleifras zeigt.

(Schluß folgt.)

Zur Propaedeutik der Liebe.

Seit Adam ist's nicht zweifelhaft,
Daß Liebe eine Wissenschaft.

Es wäre drum, hab's wohl bedacht,
Für sie ein Lehrstuhl angebracht.

Denn schon der Liebe A=B=C
Schuf manchem Herzen Plag' und Weh.

Und was den guten Stil betrifft,
Die Liebe schreibt geheime Schrift.

Das Einmal=Eins der Küsse gar
Ist schwer begreiflich offenbar.

Zu deuten, was das Auge spricht,
Versteht oft nur ein Kirchenlicht.

Und so weiß ich noch mancherlei,
Was alles zu doziren sei.

Es müßt', das sieht doch jeder ein,
Ein prakt'scher Kursus endlich sein.

Dem wißbegier'gen Männerchor
Trüg' eine schöne Seele vor;

Indessen übt' ich alles fein
Mit hübschen jungen Mädchen ein.

Nicht fehlen darf, — das wär' ja dumm, —
Am Schluß ein Repetitorium.

Und dann kommt die Examenzeit.
Doch brächt' sie keinem großes Leid.

Am Schnürchen geht's da wie der Wind,
Weil alle praktisch fertig sind.

Und wenn sie froh verließen mich,
Was thät' ich dann? Was thäte ich?

Ich — übt' das Pensum nächstes Jahr
Mit einer neuen Mädchenschaar!

Franz M. Litterscheid.



Aus alter und neuer Zeit.

Die Lage der Katholiken in Kassel vor hundert Jahren. Durch den Uebertritt zur katholischen Kirche, zu dem Landgraf Friedrich II. als Erbprinz unter dem Einfluß des Kurfürsten Clemens August von Köln sich hatte bestimmen lassen, war in Hessen lebhafte Sorge erweckt worden, daß bei der Thronbesteigung Friedrich's dem Bekenntnißstand des ganzen Landes Gefahr drohen möchte. Diese Sorge hatte indessen Friedrich's Vater, Wilhelm VIII., durch die sogenannte Religions=Assekurationsakte vom 28. Oktober 1754 schon beschwichtigt, und Friedrich selbst lieferte durch die Zurückhaltung, die er sich während seiner ganzen Regierung in Religionsangelegenheiten auferlegte, den Beweis, daß es ihm mit der Schonung der Gewissen seiner Unterthanen heiliger Ernst war. So hatte unter seiner Regierung der Katholizismus in Hessen keinerlei Fortschritte gemacht. Sein Nachfolger Wilhelm IX., der spätere Kurfürst Wilhelm I., fand daher noch unverändert den früheren Zustand vor, daß den Katholiken in Hessen und besonders in Kassel nur das Privat=Religions=Exercitium zukam. In dem „Privilegium, den römisch=katholischen Gottesdienst in Cassel betreffend, vom 22. März 1786" wurde dies ohne irgend ein neues Zugeständniß gesetzlich festgelegt.

In diesem Privilegium behält der Landesherr das „ius dioecesanum in omni complexu mit der iurisdictione ecclesiastica" sich vor, unterstellt die katholischen Prediger in allen Angelegenheiten, mit alleiniger Ausnahme der Glaubenslehren, „wie alle übrigen Prediger von beiden protestantischen Konfessionen" dem landesherrlichen — also protestantischen — Konsistorium und überträgt diesem letzteren bei künftig eintretenden Vakanzen die Anstellung der katholischen Geistlichen mit der Maßgabe, daß kein Ordens= sondern jedesmal ein Weltgeistlicher angenommen werden soll. Die Katholiken sollen den reformirten Predigern weder an ihren Besoldungen und sonstigen Emolumenten, noch an ihren Stolgebühren irgend welchen Eintrag thun, mithin den reformirten Pfarrern die Taufen und andere Ministerialhandlungen — mit alleiniger Ausnahme der Konfirmation — überlassen. Insbesondere soll es in Ansehung der Trauungen, mögen nun beide Eheleute katholisch oder mögen sie von gemischter Religion sein, bleiben wie es seither gewesen, und sollen solche den reformirten Predigern zukommen. Jedoch wird gestattet, daß wenn katholische Ehegatten nach ihren Gebräuchen und aus besonderen Absichten die Kopulation von einem katholischen Pfarrer ebenfalls noch verlangen, „solche bei den hiesigen

Geistlichen ihrer Religion vorgenommen und nachverrichtet werden möge". Dagegen werden Trauungen außer Landes ausdrücklich bei Strafe verboten. Etwa erforderliche Dispensationen von kanonischen Ehehindernissen sind nicht „auswärts oder anderswo", sondern allein vom Landesherrn und von dessen Konsistorium zu suchen und auszuwirken. Die Todten sollen wie seither gebräuchlich beerdigt und von den katholischen Pfarrern nur im Trauergefolge begleitet werden. Alle und jede öffentliche Prozession, wie auch das öffentliche Tragen des „venerabilis" beim Besuch der Kranken und in anderen Fällen wird den Katholiken untersagt, ihnen auch keine öffentliche Schule in der Stadt Kassel gestattet.

Die katholische Kirche nahm ein solches „Privilegium", dem im Jahre 1787 ein ähnlicher Erlaß für die Stadt Marburg folgte, ohne Widerrede an, und hat durch völlige Friedfertigkeit gegenüber dem unumschränkten Regiment eines jede weitere Nachgiebigkeit streng ablehnenden protestantischen Landesherrn Jahrzehnte hindurch in Hessen die größte Weitherzigkeit bewiesen. —



Der Fels der Gedanken.

Von Franz M. Litterscheid.

Ich kenne in blauer, unermeßlicher Nebelferne einen schroffen märchenhohen Felsen. Sein von lodernder Flammenkrone umzüngeltes Haupt trägt der Breitgestirnte stolz auf ungebeugtem Nacken. Dem Leben und Treiben des Alltags abgewandt schaut er, sich still erhebend, dem Himmel in das faltenlose helle Antlitz.

Inmitten seiner lohenden Krone dehnt sich ein sonnig Land, — das Land der Gedanken. Dort hat die Wahrheit ihre unvergängliche Heimstatt.

Der Fels aber heißt: Fels der Gedanken.

Diesen sagenhaften Felsen hat noch keines Menschen Fuß betreten. Kein Menschenauge hat seine Herrlichkeit geschaut, keine von zerfetzten Lumpen der Niedertracht schamlos umhüllte Lügengestalt — und hätte sie sich in die unglaublichste Höhe des Wahns emporgereckt —, hat je einen unlauteren Schatten in dies Land der unvergleichlichen Reinheit geworfen.

Nur mächtige Aare fliegen dort ab und zu, die, entkörpert und von breiten zielbewußten Schwingen getragen, Raum und Zeit im Flug weit hinter sich lassen. Und so weiß kein Mensch Kunde zu bringen von dem, was im Lande der Gedanken vorgeht, dort, wo die Wahrheit ewige Heimath gefunden. Nur wenige Sterbliche sind auserwählt, die weiten, räthselhaften Fluren dieses Landes fühlend zu ahnen, keiner ermißt sie ganz.

Zu den markigen Füßen des Felsens der Gedanken rollt dumpf und grollend ein ungestümes Meer. Bis an die wetterfeste Brust hinauf schlagen brandend die begehrlichen Wellen, Schaumeszungen zischen lästernde und thörichte Schmähworte.

Dies Meer ist das Meer der Alltäglichkeit. Auf seinem Wogenschwall treibt ziellos, steuerlos die Barke des Unverstandes mit ihrem flitterreichen, vom Hauche des Neids aufgeblähten Segel. Und diese Barke ist die Herberge aller kleinlichen Seelen.

Einstens sah ich, wie sich aus dieser Barke, als sie an der breiten Heeresstraße des Lebens vor Anker lag, ungezählte, abenteuerliche, ja oft fratzenhafte Gestalten polternd hervordrängten. Kaum hatte diese Menge den hohlen Schiffsrumpf verlassen und eben festen Fuß gefaßt, als sie sich auch schon erdrückend und lastend, wie sie war, auf ein unbeschreibbares Wesen stürzte, das sich, einige Bewunderer zur Seite, gerade zum Fluge nach dem Felsen der Gedanken anschickte. Glücklicherweise zerfloß der sichtbare, nicht irdische Leib des also jählings wehrlos Ueberfallenen wie ein Sonnenstrahl unter den Händen seiner Peiniger, die nicht verhindern konnten, daß ihn sein zusehend wachsendes, schloßweißes Gefieder mit einigen wenigen Flügelschlägen ihren kurzsichtigen unzulänglichen Sinnen entführte.

Einige aber hatten ihm dennoch hart am Gefieder gezauft. Die triumphirten jetzt marktschreierisch und riefen es in alle Welt aus, wie es ihnen gelungen, seinen schwachen Seiten einige Fragmente zu entreißen. Die brüsteten sich pfauengleich mit ihrem Raube und erprobten alsbald dessen Schwungkraft und Tragweite. Anfänglich schien es fast, als ob ihnen ein höherer Flug gelingen würde. Da aber brauste ein ungehaltener Sturm der Aufklärung daher, entriß ihnen die erborgte Kraft und — ja, da lagen sie lärmend in der Gosse, der sie entstammten.

Andere wieder — prunkhaft in die dunkelen bauschigen Mäntel des finstersten Aberglaubens gekleidet, auf den flachen Köpfen die von Dünkel strotzende Tiara als unbequeme Last mit sich schleppend — versuchten unter komödiantenhaften Geberden durch maßlose Expektorationen und durch die wahnwitzigsten Beschwörungen den Erhabenen von seiner Sphäre herabzuziehen in den allgemeinen Sumpf stumpfer Unterwerfung. Da dies nun aber nicht gelang, begannen sie die wenigen Bewunderer des Unerreichbaren zu schmähen und mit den Krallen der Verläumdung zu würgen.

Andere wieder, denen der Aussatz der Verworfenheit das Angesicht zernagt hatte, spritzten ihren giftigen Geifer erlogener moralischer Entrüstung ob diesem unerhörten

Beispiel eines hüllenlosen Fluges zur Sonnenklarheit um sich her. Die merkten es kaum, daß sie nur sich, nur ganz allein sich selbst besudelten.

Andere spannten mit der Miene geheuchelten Ernstes den gewaltigen Bogen der Kritik, legten die plumpen, aber wortgespitzten Pfeile des in ihrer Brust zehrenden Neides ein, — doch keins der Geschosse traf. Sie prallten vom beschränkten Horizont der kleinlichen Gemüther zurück, die Bogenspanner selbst tief verwundend.

Die Wenigen jedoch, welche ich abseits stehen sah, die Schultern ob des tollen Treibens ihrer Brüder verächtlich zuckend, und die Wenigen, welchen gerechter Zorn die Zunge löste, die schlossen sich zu beschaulicher Wanderung auf der breiten Heerstraße des Lebens zusammen.

Die Uebrigen schifften sich laut lärmend in dem geräumigen, hohl gähnenden Schiffsrumpf wieder ein. Die Anker wurden gelichtet, und — ziellos, steuerlos treibt die Barke dahin auf dem Meer des Unverstandes, dem Felsen der Gedanken entgegen, an dem sie über kurz oder lang scheitern muß.

Der Fels der Gedanken aber trägt in allen Zeiten sein Haupt stolz vom Leben und Treiben des Alltags abgewandt auf trotzigem, ungebeugtem Nacken. Sinnend schaut er dem Himmel in das heitere, wahrheitsklare Auge. Von seiner lodernden Flammenkrone zucken von Zeit zu Zeit blendende Blitze hinab in das zu seinen Füßen rollende wildbrausende Meer der Alltäglichkeit. — —

Wollt ihr wissen, wann ich das Erzählte schaute? Das war an jenem Festtage, als Tausende zur Geburtsstätte eines unvergeßlichen Mannes wanderten; eines Mannes, der sich vermessen hatte, ein Mensch und ein Dichter zu sein. Sein Name ist — Goethe.

Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Am 9. März sprach in der sehr gut besuchten Monatsversammlung zu Marburg Rittergutsbesitzer Freiherr von und zu Gilsa über „das Gräberfeld und neuentdeckte Ansiedlungsreste aus der neolithischen Periode bei Niederurff". Die interessanten Ausführungen des Herrn von Gilsa gründeten sich auf eigene, eingehende Forschungen über Ansiedlungen in unserer Heimath, die uns eine Zeit, welche Tausende von Jahren hinter uns liegt, näher bringen. Eine Reihe von Fundstücken konnten den Anwesenden vorgelegt werden. Dem Vortrag selbst entnehmen wir Folgendes: Im Jahre 1890 fanden Arbeiter auf einem Felde bei Niederurff in einer Tiefe von $3^1/_2$ Fuß einen Topf, der beim Herausnehmen zerbrach. Bei näherer Untersuchung des Feldes konnten vier bis fünf Reihen Grabstellen, je $2^1/_2$ Meter von einander entfernt, auf Grund der sichtbaren Brandstellen nachgewiesen werden. Es fanden sich Urnenscherben und Klumpen von roth gebranntem Lehm. Die Scherben zeigten der Schnur-Keramik angehörige Form. Eine in den noch weichen Thon eingedrückte Schnur giebt einen Abdruck, der demgemäß eine schnurartige Verzierung darstellt. Es ist anzunehmen, daß an derselben Stelle ein Wohnsitz mit kellerartigem Raum bestanden hat (Hausgrube), wie die Schichtung des Bodens zeigt. Urnentheile mit warzen- und zapfenähnlichen Ansätzen und Henkeln, Schnurösen fanden sich hier. Unter den Verzierungen ist das Fischgräten- und Flechtmuster nachzuweisen; auch Nachbildungen von Geräthen (Hammer) und Spuren von rother und weißer Farbe zeigten einige Scherben. Von Werkzeugen konnten nur zwei Feuersteinsplitter entdeckt werden; Metall war nirgends zu finden. An roth gebrannten Lehmbrocken waren Abdrücke von Getreide-Halmen und -Körnern nachzuweisen, die als eine Haferart festgestellt worden sind. Dieser Nachweis des Getreidebaus für jene Zeit dürfte von Wichtigkeit sein. Erzeugnisse der Schnur-Keramik sind außer an dieser Fundstelle noch nachgewiesen worden in dem Steingrab bei Züschen und am Wartberg bei Kirchberg.

Der Unterhaltungsabend des Monats für den Kasseler Verein fand am 12. März statt. Es sprachen Dr. Boehlau über mittelalterliche Brakteaten, wobei Redner zur Erläuterung der Beschaffenheit derselben einige Stücke circuliren ließ, und Dr. Henkel über Beziehungen seines verstorbenen Vaters, des Justizraths Dr. Henkel, zum Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. und dessen Familie, namentlich der Fürstin von Hanau und der noch jetzt in Wiesbaden lebenden Prinzessin Elisabeth, der geschiedenen Gemahlin des Prinzen Wilhelm, worauf einige interessante auf Henkel bezügliche Aktenstücke und ein Schreiben der Fürstin von Hanau an ihre Enkelkinder aus dem Besitz des Vortragenden zur Einsicht unter den Anwesenden in Umlauf gesetzt wurden. Dr. Lange machte aus den Akten des von ihm geordneten Archivs der St. Martinskirche Mittheilungen über die in derselben stattgefundenen Beisetzungen fürstlicher Personen und die dafür entrichteten, später aber nicht mehr einzutreibenden Abgaben. Der Vorsitzende Bibliothekar Dr. Brunner gab aus Archivalien des Archivs der Residenz sehr beifällig aufgenommene Aufklärungen über das Treiben

des russischen Kommandanten in Kassel nach dem endgültigen Abzug der Franzosen im Jahre 1813, welche die Kulturstufe, auf der die russischen Offiziere jener Zeit standen, trefflich kennzeichneten, auch auf die Behandlung einer befreundeten Stadt in damaliger Zeit helles Licht warfen. Dr. Schwarzkopf knüpfte daran Mittheilungen über die im Jahre 1813 vor ihrem Abzug aus Kassel von den Franzosen zu dem Zwecke, dessen Vorräthe dem Feinde nicht in die Hände fallen zu lassen, angeordnete Sprengung des Pulvermagazins, die dann glücklicherweise durch das thatkräftige Eingreifen des Fabrikbesitzers Strubberg, des Vaters des Schriftstellers Armand Strubberg, hintertrieben wurde, indem es gelang Pulver und Kugeln in's Wasser zu schaffen. Zum Schluß machte der Plan eines Stadtparks aus dem Besitz des Herrn Eckardt die Runde, den einst in den 70er Jahren, als die jetzt wieder die Gemüther in Bewegung setzende Stadtparkfrage zuerst aufgetaucht war, Baumeister Rebentisch gezeichnet hatte. Er bezieht sich auf ein damals noch unbebautes Grundstück zwischen Akazienweg, Viktoria- und Hohenzollernstraße.

Universitätsnachrichten. Der Professor für pathologische Anatomie an der Universität Zürich Dr. Hugo Ribbert ist in gleicher Eigenschaft nach Marburg berufen worden und wird dem Rufe Folge leisten. — Dem Privatdozenten der philosophischen Fakultät Dr. Eugen Kühnemann zu Marburg (geb. 1868 zu Hannover) wurde der Professortitel verliehen. — Der Professor der alttestamentlichen Theologie an der Universität Straßburg Dr. Karl Budde erhält die entsprechende Stellung an der Hochschule zu Marburg. — Seine Antrittsvorlesung über den dolus eventualis hielt am 27. Februar der Privatdozent Dr. jur. Paul Merkel.

Hessisches Dichterbuch. Das lange vergriffen gewesene „Hessische Dichterbuch" (begründet durch Valentin Traudt) soll nunmehr in völliger Umgestaltung neu erscheinen. Herr Dr. Wilhelm Schoof, unser geschätzter Mitarbeiter, der sich in den letzten Jahren als Dichter und Kritiker vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist mit der Neuherausgabe betraut worden. (Siehe Anzeigentheil des heutigen Heftes.)

Wie wir zu unserer Freude hören, ist die erste Auflage (1. Tausend) von Wilhelm Schoof's literarischem Gedenkbuch „Marburg, die Perle des Hessenlandes", das seiner Zeit bei den Freunden hessischer Literatur mit so außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde, nahezu vergriffen und soll demnächst mit dem Neudruck begonnen werden. Der Herausgeber bittet zu diesem Zweck alle, welche zur Vervollständigung und Verbesserung des Werkes beitragen können, um gütige Unterstützung, damit die neue Auflage in noch erhöhtem Maße den wohlverdienten Beifall aller Marburgfreunde findet. (Siehe Anzeigentheil des heutigen Heftes.)

Hessische Bücherschau.

Oberhessisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten Weigands, Diefenbachs und Hainebachs sowie eigner Materialien bearbeitet im Auftrag des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen von Wilhelm Crecelius. Zweite Lieferung (E.—H.), Darmstadt 1897. Zweiter Band (J.—Z.), Darmstadt 1899. Im Selbstverlag des Vereins. In Kommission der Hofbuchhandlung von A. Bergsträßer. XL, 951 S. Gr. 8.

Nach längerer Unterbrechung sind nunmehr die letzten Lieferungen dieses wertvollen Werkes, dessen ersten Teil wir bereits vor einem Jahrzehnt (vgl. Hessenland, 1890, S. 291—92) in dieser Zeitschrift angezeigt haben, in rascher Folge erschienen. Der Tod von Wilhelm Crecelius, der mitten aus der Arbeit abberufen wurde, hat das regelmäßige Erscheinen der einzelnen Lieferungen verzögert. Ebenso hat der Umstand, daß das Werk Materialien enthält, die von längst verstorbenen Forschern gesammelt wurden, störend gewirkt. Hieraus erklärt sich auch manche Ungleichheit in der Bearbeitung. Um so größeren Dank schulden wir Max Rieger, der sich der undankbaren Aufgabe unterzogen hat, die Arbeit anderer druckfertig zu machen. Kein Opfer an Zeit und Mühe hat dieser hochverdiente Gelehrte gescheut, um das Erbe seiner Freunde und die Sammelthätigkeit der einzelnen Forscher der Wissenschaft nutzbar zu machen. In diesem Wörterbuch ist ein überaus wertvolles wissenschaftliches Hülfsmittel geschaffen worden, an dem kein Forscher auf diesem Gebiete vorübergehen darf. Die Benutzung des Werkes wird durch ein sorgfältiges Verzeichnis sämtlicher angeführten Werke und Archivalien, verfaßt von Hofbibliotheksekretär Dr. Bader, wesentlich erleichtert. Es ist

ganz selbstverständlich, daß bei der außerordentlichen Vielseitigkeit des Sprachstoffes sich in diesem weitschichtigen und umfangreichen Werke einzelne Auffassungen finden, worüber man anderer Meinung sein kann. Wir möchten uns nachstehend einige Bemerkungen und Ergänzungen gestatten.

S. 420. Gießen. Der Name der Hauptstadt Oberhessens, der in der Mundart ganz verschieden, bald mit langem, bald mit kurzem Stammvokal, bald mit stimmhaftem, bald mit stimmlosem Dental ausgesprochen wird, wird zuerst 1203 genannt in Bezeugung eines 1197 erfolgten Tauschvertrags zwischen den Klöstern Arnsburg und Schiffenberg mit der Schreibung giezzen, wie das zu Darmstadt befindliche Original (Gudenus und Kraft haben falsche Lesart) zeigt (Hess. Archiv XIV, 428). — S. 437, Grob. Dieses Adjektivum hat mitunter neben den anderen ebenda verzeichneten Bedeutungen die besondere: habsüchtig, viel fordernd, vom Verkäufer ohne die geringste Nebenbedeutung des gewöhnlichen Sinnes von grob als „unfein, derb, brutal" gebraucht (Busecker Thal). Der Stammvokal ist lang. — S. 454, Hehr (hîr) wird (in Laubach und Umgegend) nicht nur von Sachen, sondern auch von Personen, hauptsächlich Kindern, gebraucht im Sinn von zart, feingegliedert, schmächtig. — S. 458, „Helle (Hell), Hölle," wird von Hainebach von „hehlen" (ahd. helan) abgeleitet und als tiefliegender Grund am Fuße eines Berges bezeichnet. Es giebt indes verschiedene Örtlichkeiten, wo diese Erklärung durchaus nicht paßt (Laubach, Wetterfeld, Lisberg u. s. w.). Wir möchten der Ableitung von Halde, Halle, entschieden den Vorzug geben. Bei Grünberg (Straße nach Gießen) finden wir auch die adjektivische Form: „hällesch' Wart', hällesch' Berg" (sinnlos „Höllers Warte" geschrieben). — S. 459, Hermen (Hirme). Dieses Wort wird nicht nur als Rufname des Ziegen- und des Schafbockes gebraucht, sondern mitunter auch (im oberen Ohmthal, Ulrichstein, Nieder-Ohmen) vom Rehbock. Im übrigen wurde Ref. wiederholt versichert (Laubach und Umgegend), daß „Hirme" als Schimpfwort (sehr in Übung) nicht „eine steife männliche Person", sondern einen Dummkopf („Schafskopf") bezeichne. — S. 460, Herr. Dieses Wort hat außer: 1) Landesherr, 2) vornehmer Mann (Gegensatz zu Bauer), 3) Großvater, noch die besondere Bedeutung: Haus-Herr (Gonterskirchen, Wetterfeld, Lauter). — S. 461, Hessenlandgeschrei. G. Frhr. Schenk z. S.[1]) führt ein interessantes Beispiel des Wortlautes des alten hessischen Landschreies aus dem Jahre 1574 an. Junker Georg von Trohe wollte einen Jungen verhaften. Eine Frau ruft: „Hessenland"; die Nachbarn eilen herbei und befreien den Jungen. Dies wird bezeugt durch einen siebzigjährigen Bauer zu Burkhardsfelden im Busecker Thal, der erklärt, er habe von den Alten gehört, wenn man „Hessenland" schreie und die hessischen Unterthanen folgten nicht, so „wären sie in des Landgrafen Straf". Hierzu hat Edward Schröder eine interessante Notiz aus der Mitte des 14. Jahrhunderts beigesteuert (S. 942): Auf der Preußenfahrt des Landgrafen Otto des Schützen wurde 1354 das litauische Kastell Wielun unter dem Rufe „Hessenland" erstürmt (Nach dem lat. Übersetzer des Wigand von Marburg). Hierzu können wir einen Beitrag aus dem Ende des 15. Jahrhunderts liefern, nach einem Konferenz-Protokoll vom Jahre 1495, wo von hessischer Seite dem Deutschorden gegenüber folgende Klage erhoben wird: Der Ordenspriester Johann Kircheim habe einen landgräflichen Armen angegriffen, niedergeschlagen und sei ihm „hernach so dicke in sine Brustgrube gesprungen, daß er zu Erettung sines Libs und Lebens habe müssen schrien, „Rette Hessenland". Ein Schäfer habe ihn befreit, der Arme aber sei bald darauf an der Mishandlung gestorben, „„und dorzu der Scheffer für bennisch gehalten. Deßhalben der Fürst viele Ursach und Bewegunge gehabt hette, dargegen mit der That auch zu handeln, habe es aber bis zu diesem Tage laißen ansteen, und begert, den gemelten Herrn Johann umb Abetragk dis Verhandels, anzuhalten"". Von Seiten des Deutschordens wurde geantwortet, der Ordenspriester habe einem Holzfrevler die Axt abnehmen wollen, da habe dieser „Hessenland" geschrieen, worauf ein Schäfer den Priester „wund und ser übel" geschlagen, und „namen Jme sin Were, das trugen sie alle byde unverletzet mit grossen Freuden zu Giessen und beromten sich der That". Der Bauer sei übrigens ein Vierteljahr danach zu Stangenrod (bei Grünberg) „an der Pestilenzie" gestorben. Der Holzfrevel wird sich wohl im Walde der Commende Schiffenberg bei Gießen ereignet haben, deren Priester von der Bevölkerung der umliegenden Orte viel zu erdulden hatten (Entdeckter Ungrund derjenigen Einwendungen, welche in zweyen, von Seiten der Hochfürstlichen Häusser Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt neuerlich ans Licht getrettenen Impressis gegen des Hohen Teutschen Ritter-Ordens Löbl. Ballay Hessen ꝛc. fürgebracht worden. Anno 1753, Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. Beyl. Num. CCVIII.). — S. 534. Leng (Lenn) bedeutet nicht allein einen Gang zwischen den Langseiten, sondern auch zwischen den Giebeln zweier Häuser (Busecker Thal, Bersrod, Nonnenrod, Alsfeld), ganz gleichbedeutend mit Å̄rn. Wir möchten das

[1]) Ebenda teilt G. Frhr. Schenk z. S. mit, daß in der Reichsstadt Oppenheim der Notschrei lautete: „Rom und Reich" (nach Oppenh. Kopialb.). —

Wort deshalb nicht mit Länge, sondern vielleicht mit „lenken" (mhd. lengen = wenden, richten) zusammenstellen = Richtsteig, Verbindungspfad. — S. 543. Laustage. Diese Zeit wird für identisch mit den Scherztagen erklärt. Dies ist unzutreffend. Die Scherztage sind die Tage, wo die Dienstboten „scherzen" (schirzen, schizze), d. h. den Dienst wechseln, im nördlichen Oberhessen 27. Dez., im südlichen 22. Febr. („Peterstag"). Schmeller hält es für „schürzen", Vilmar und Hainebach für „scherzen" (jocari). Wir müssen uns dem oberhessischen Vokalismus nach für Schmeller erklären; das Wort „Scherz" (jocus) ist außerdem der Mundart ganz fremd. Wir möchten den Begriff mit „schürzen" = abkürzen, unterbrechen, beenden, wegziehen (ahd. scurz, angels. sceort, scyrt) zusammenstellen.[1]) Die Laustage (läüsdäg) sind dagegen die Tage, wo die Hirten, insbesondere die Schäfer, nicht mehr austreiben. Dies dauert, der Witterung entsprechend, 3—8 Tage (Saasen, Wetterfeld, Lauter, Unterseibertenrod). In Wetterfeld sagt man: „Kåthrein[2]), Breng die Schoof heim." Aus Saasen wurde mir der Vers mitgeteilt:

„D'r Mâedde[3])
Nemmt die Gêdde[4])
Eann geabt se der Kåthreiñ.
Eann deîj dreibt die Schoof heim."

Eine Variante dieses (u. W. noch nicht aufgezeichneten) Versleins lautet:

„Mâedde, breng' die Hêdde[5]),
Brengt se net d'r Mâedde,
So brengt se doch die Kåthâreiñ,
Eann brengt se net die Kåthâreiñ,
So schmeißt se d'r Andrees[6]) met Gewâlt eneiñ!"[7])
(Aus Unterseibertenrod bei Ulrichstein.)

Die Laustage (läüsdäg) sind die Ferien des Hirten, wo er auf der faulen Haut liegt und nichts thut, als schlafen, essen und trinken. Vielleicht hängt das Wort mit „lunzen" zusammen, das dialektisch läünse, läüse gesprochen wird (vgl. auch Vilmar, Jd. S. 255). — S. 638. Ofen (Ôwe), dim. Êwelche, Êwinche. Das eigentliche Diminutiv (kleiner Ofen) ist Êbche; Êwelche dagegen bedeutet bei dem alten Kachelofen (jetzt fast außer Mode) die obere Ofenkachel, die zum Aufwärmen der Speisen ꝛc. dient. — S. 674. „Radhacke," steht für „Rodhacke". Diese Identifizierung ist unzutreffend. Die Rodhacke (jetzt noch im Gebrauch) dient zum Roden des Geländes. Ganz verschieden davon war die Radhacke (rota), die bei den früheren schlechten Wegen für das Rad der (2räderigen) Karren nötig war und bis in die Mitte des Jahrhunderts allgemein bekannt war (Laubach und Umgegend, Busecker Thal ꝛc.). Die Radhacke hing in einer „Kunst" (Ring, gebildet durch Doppelspitze) des Scheerbaums; beim Rasten wurde sie zur Erleichterung des Zugtieres unter den Scheerbaum gestellt. Daher die Redensart: „Die Hacke unterstellen" (unterwegs einkehren). — S. 674. „„Raffen, mhd. raffen und reffen, heute nicht volksüblich. Dafür gebraucht man in der Wetterau jetzt rupfen."" Diese Angabe entspringt der Unkenntnis der Flachsbereitung. Rupfen und reffen ist zweierlei. Der Flachs wird zuerst mit den Wurzeln aus dem Boden gerupft (geroppt), sodann in der Scheuer gerefft, d. h. die „Knotten" (Samenkapseln) werden durch die Reffe (Eisenkamm) abgestreift (vgl. S. 684). — S. 688. Reiher, Reihmaus, Reihding. Die Ableitung dieses Wortes von „Reihe," weil das Tier in gerader Reihe wühle, ist unrichtig. Hainebach giebt irrtümlich „Reihmaus" an. Es heißt „Reitmaus", wie ja das Tier (arvicola amphibius) auch anderwärts heißt. Brehm, Tierleben, I. Abt., 2. Bd., S. 379, giebt die Form „Reutmaus". Wir müssen das Wort von mhd. riuten, ahd. riutan, ableiten. Übrigens wird (Laubach, Gonterskirchen, Lauter, Saasen) als „Reiding" auch die Maulwurfsgrille (gryllotalpa) bezeichnet, die auch „Säurange, Säureuße" heißt." Brehm (a. a. O. IV. Abt., 1. Bd., S. 562) giebt die Bezeichnung „Reutwurm". — Das Suffix „sche" möchten wir nicht (wie S. 721 nach Weigand, II, 556 angegeben ist) aus frz. „esse" ableiten, sondern aus dem germ. sk, isc, und zwar aus dem adjektiv. Gebrauche. Wir verweisen auf das Skandinavische, wo frz. Einfluß ausgeschlossen ist (schwed. skräddare, Schneider, skrädderska, Schneiderin (sche); lögnare, Lügner, lögnerska; tvättare, Wäscher, tvätterska; Pastorska, Frau Pastor). — S. 779 wird segnen und gesâne identifiziert. Das Volk unterscheidet jedoch deutlichst den Begriff und Vokalismus dieser Wörter; ersteres hat offenen, letzteres geschlossenen und nasalen Laut, wie wir durch häufiges Nachforschen festgestellt haben. Die Wörter werden streng unterschiedlich neben einander gebraucht. Wir möchten gesâne (wobei Hokuspokus mit lateinischen Wörtern getrieben wird) von sanare (heilen) ableiten. — S. 803. Staches. Dies Wort wird von Eustachius abgeleitet. Vielleicht dürfen wir auch eine Angleichung an Stange, Staken (Gesteck, „langer Staches") annehmen. — S. 893 wird Wandstein irrtümlich als Grenzstein bezeichnet, von mhd. wende, Ort des Wendens. Das Wort ist von Wand abzuleiten. Die Wandsteine sind keine Grenzsteine, sondern die starken

[1]) So wird auch „Schürzen" gebraucht vom Ausziehen der jungen Frau aus dem Elternhaus (Wetterfeld). —

[2]) Katharinentag (25. Nov.). — [3]) Märte, Martinstag (10. Nov.). — [4]) Gerten. — [5]) Hirten. — [6]) Andreastag (30. Nov.). — [7]) Hinein (d. h. in den Stall). —

Steine, die als schützende Wand den Steinbau der Straße festhalten. Grenzsteine sind die sog. „Gewannsteine," die die „Gewann", die Unterabteilung der Flur, abgrenzen. —

Laubach, 29. Dezember 1899.

Dr. August Roeschen.

Zur Geschichte des Dörnbergischen Aufstandes im Jahre 1809. Von Karl Scherer. Historische Zeitschrift. Band 48, Heft 2, Seite 257—266. München 1900.

Als im Februar 1897 die Bestände der ehemaligen Schloßbibliothek zu Wilhelmshöhe mit der ständischen Landesbibliothek zu Kassel vereinigt wurden, entdeckte Bibliothekar Dr. Karl Scherer daselbst in einem Foliobande mit der Aufschrift „Dokumente zur Geschichte der Usurpation Hessens 1806—1813" u. a. eine auf zwei Doppelblättern in Quart stehende „Relation der in Westphalen vorgefallenen Ereignisse", welche sich auf den im April 1809 gegen das westfälische Regiment ausgebrochenen, aber gescheiterten Aufstand bezieht. Der Leiter der Bewegung Oberst Freiherr von Dörnberg hatte sich alsbald nach Böhmen gewendet, um seinem in Prag weilenden Landesherrn Kurfürst Wilhelm I. von dem Vorgefallenen Meldung zu erstatten. Hier entstand in den letzten Tagen des April auf höchsten Befehl und offenbar mit der Bestimmung, dem Erzherzog Karl abschriftlich weiter gereicht zu werden, die erwähnte Relation, die Dörnberg entworfen und eigenhändig niedergeschrieben hat. Da dieselbe fast durchweg selbständigen Werth hat, andererseits aber gute Quellen für die mit dem Dörnbergischen Aufstand zusammenhängenden Ereignisse nur zu spärlich vorliegen, sie ferner um des Verfassers willen, jener sympathischen und ritterlichen Persönlichkeit, in der Hormayr den „Siegfried des Befreiungskrieges" gesehen hat, besonderes Interesse beansprucht, so hat der Herausgeber Dörnberg's Bericht mit den erforderlichen kritischen, das Verständniß wesentlich fördernden Erläuterungen zum Abdruck gebracht.

Wir wollen nicht unterlassen, unsere Leser auf das so der Vergessenheit entrissene Aktenstück hinzuweisen und hinzuzufügen, daß neben demselben unter den bereits erwähnten Dokumenten zur Geschichte der Usurpation noch zwei andere sich befanden, welche Dr. Scherer gleichzeitig mit veröffentlicht hat. Daraus geht nämlich hervor, daß es mit der Ungnade, mit welcher Dörnberg von seinem Landesherrn, wie gemeiniglich erzählt wird, in Prag empfangen sein soll, weil er gegen dessen ausdrückliche Weisung und ohne die in Aussicht gestellte militärische Unterstützung abzuwarten losgeschlagen habe, schwerlich arg gewesen sein kann. Ist doch aus dem dort abgedrucktem Schreiben, welches Wilhelm I. hinter Dörnberg, der sich von Prag aus nach Budweis zum Erzherzog Karl und von dort auf dessen Rath weiter zum Herzog von Braunschweig begeben hatte, nach Nachod hersenden ließ, zu ersehen, daß der Kurfürst nach wie vor uneingeschränktes Vertrauen in den Obersten setzte. Eine weiter dort der Oeffentlichkeit übergebene, der gleichen Fundstelle entstammende Erklärung von des Freiherrn Hand dürfte hauptsächlich für die Beurtheilung von Dörnberg's Charakter Interesse haben. Sie hat den Zweck, drei Ehrenmänner, den Freiherrn von Witzleben, den Geheimen Referendar von Schmerfeld und den Geheimen Kriegsrath von Lennep, deren Namen neben dem des Obersten unter der in Hessen erschienenen Proklamation standen, von dem Verdachte zu reinigen, daß sie an der Verschwörung theilgenommen hätten, was freilich wenigstens in Bezug auf die beiden letzteren nicht gelang; trotzdem Dörnberg sich dahin aussprach: „Jene drei würdigen Männer sind so unschuldig an dieser ganzen Sache, haben auch nicht ein Wort von allen Verhandlungen gewußt, daß es die heiligste Pflicht desjenigen ist, welcher obige Namen gemißbraucht hat, die Wahrheit so schleunig als möglich bekannt zu machen, wozu ich ihn hierdurch bei seiner Ehre und seinem Gewissen auffordere!"

Kurz, in Scherer's Veröffentlichung ist ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte des Dörnbergischen Aufstandes freudig willkommen zu heißen.

W. G.

Bunte Saat. Gedichte von Heinrich Gutberlet. Dresden=A. (Oskar Damm) 1899.

Die Gedichtsammlung verräth noch stark die Anfängerschaft. Von ca. 70 Gedichten sind zwei Drittel werthlos bezw. sehr mittelmäßig. Der Verfasser, ein hessischer Landsmann (geb. 1877 in Hersfeld), ist noch jung, verspricht aber für die Zukunft Gutes zu leisten, sobald er seine eigenen Wege zu gehen weiß. Vorläufig steht er noch ganz im Banne berühmter Muster.

Schon der Titel erinnert leise an Adalbert Stifter's „Bunte Steine". Das Gedicht „Auf dem Wasser" (S. 63) läßt das Vorbild Geibel's („Auf glatten Fluten schwamm der Abendstern"), „Warte nur ein Weilchen" (S. 42) das Paul Heyse's („Ueber ein Stündlein") sehr bedenklich erkennen. Dazu kommen Zeilen wie „Mein Herz, o laß dir's sagen" (S. 11), „O hätt' ich nur zwei Flügel, dann könnt' ich sie erschau'n" (S. 43), „Ihr sonnigen Thäler, ihr lachenden Höh'n, Lebt wohl, wir ziehen von dannen" (S. 95) u. ä., die

direkt störend wirken. Wie leicht der künstlerische Genuß eines Gedichtes bei Gutberlet durch solche Anlehnungen verloren geht, beweist sein „Abendstimmung“ (S. 19), das vollendet wäre, wenn nicht die beiden letzten, von Chamisso beeinflußten Zeilen den gewonnenen Eindruck wieder zerstörten: „Könnt' ich am Ende meiner Träume Einst auch so sanft zur Ruhe gehen“.

Abgenutzte Motive, wie „Blumengruß“ (S. 40), „Liebesbotschaft“ (S. 39), banale Verse wie „Fern“ (S. 43), „O laß uns lieben“ (S. 56), — übrigens nichts als Widerhall von Feuchtersleben's „O lieb', so lang du lieben kannst“ —, dilettantische Reimspielereien wie „Höhe der Liebe“ (S. 28), Situationen wie z. B. solche von „Im Haidekrug“ (S. 50), „Theorie und Praxis“ (S. 53), die geradezu komisch wirken, Sprachverhunzungen, wie „machst die Blumen kirre“ (S. 35), „holdiglachend“ (S. 29) (Verfasser meint wohl „goldiglachend“), „plauschen“ (S. 24), überflüssige Verkleinerungssuffixe (Vöglein, Aeuglein, Mägdlein, Röslein, Sternlein) u. a. m. sollte Gutberlet streng vermeiden, wenn er mit seinen Dichtungen in weiteren Kreisen Anerkennung finden will.
W. S.



Personalien.

Verliehen: dem Regierungs- und Baurath Jacobi zu Kassel der Charakter als Geheimer Baurath; dem Amtsrichter Düsterberg zu Kassel der Charakter als Amtsgerichtsrath; dem Stadtbaurath Thyriot zu Hanau der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Bankier Aschrott zu Berlin der Titel Kommerzienrath.

Ernannt: Gerichtsassessor Dr. Göring zu Kassel zum Amtsrichter in Norburg, die Regierungsreferendare von Helmolt und Dr. Busch zu Regierungsassessoren; der Referendar Lissauer zum Gerichtsassessor.

Beauftragt: Polizeipräsident Fromme zu Aachen mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Oberpräsidialraths zu Kassel.

Versetzt: Amtsrichter Hofmann zu Birstein als Landrichter nach Kassel; Amtsrichter Strothmann zu Sontra nach Hofgeismar; Pfarrer Heidelbach zu Kruspis nach Wolfershausen; Regierungsassessor Zoberbier zu Fulda nach Münster; die Telegraphendirektoren Ziegler zu Kassel nach Thorn, Dous zu Thorn nach Kassel.

In den **Ruhestand** treten: Oberpräsidialrath Freiherr von Poten zu Kassel; Stadtbaurath Thyriot zu Hanau; Regierungs- und Forstrath Krause zu Kassel.

Verlobt: Hofbuchhändler Dethard Hühn mit Fräulein Hedwig Hölting (Kassel, Februar); Leutnant Viktor von Mandel zu Beeskow mit Fräulein Emma von Urff (Zwesten, Februar); Referendar Fritz Kleine mit Fräulein Anna Schröder (Kassel, März); Leutnant Rudolf Peterssen zu Celle mit Fräulein Hemmy Buderus von Carlshausen, Tochter des verstorbenen Oberstleutnants (Kassel, März); Regierungsassessor Dr. jur. Walther von Hippel-Kuglack zu Elbing mit Freiin Maria von Dörnberg, Tochter des Konsistorialpräsidenten (Königsberg, März).

Vermählt: Dr. Karl Siebert mit Fräulein Karoline Bürkle (Freiburg i. Br., 22. Februar); Pfarrer Wendland zu Traben mit Fräulein Meyer (Kassel, Februar); Konsistorialsekretär Karl Gießler mit Fräulein Erbeck (Kassel, März); Apotheker Dr. phil. Walther Schmidt zu Lübeck mit Fräulein Lucie Sommerfeld (Kassel, 3. März); Apotheker Rueger zu Obernkirchen mit Fräulein Dauber (Marburg, März); Bankier Theodor Gustav Brinck zu Solingen mit Fräulein Sternberg (Kassel, 10. März).

Geboren: eine Tochter: Rittergutsbesitzer Walther Hofmann und Frau Luise, geb. Hupfeld (Borken, 26. Februar); Rittergutsbesitzer Ernst Heydenreich und Frau Ella, geb. Lechmann (Malsfeld, 1. März); O. Kühne, Rektor des ev. Pädagogiums, und Frau Tilly, geb. Diehl (Godesberg, 3. März).

Gestorben: Franz Rassau (gefallen bei Magersfontein, 11. Dezember 1899); Oberschulrath a. D. Dr. Karl Weismann, 85 Jahre alt (Koburg, 25. Februar); Fräulein Johanna Fulda, 57 Jahre alt (Kassel, 25. Februar); Privatman Martin Leist, 82 Jahre alt (Kassel, 27. Februar); Privatmann Arnold Sinning, 77 Jahre alt (Dörnhagen, 27. Februar); Kommerzienrath Justus Ulrich, 64 Jahre alt (Pfungstadt, 28. Februar); Privatmann Heinrich Kaysan, 71 Jahre alt (Kassel, 28. Februar); verwittwete Frau Oberstleutnant Kaup, geb. Francke, 80 Jahre alt (Marburg, 1. März); Frau Postsekretär Henriette Stöhr, geb. Schuchhardt, 70 Jahre alt (Kassel, 3. März); Frau Major Laura von und zu Löwenstein, geb. Butze, 53 Jahre alt (Kassel, 5. März); Rechnungsrath Karl Julius Heitz, 69 Jahre alt (Kassel, 5. März); verwittwete Frau Sophie Fisher, geb. Cauer, 56 Jahre alt (Kassel, 6. März); Betriebssekretär a. D. Franz Witzenbecher, 75 Jahre alt (Kassel, 7. März); Kanzleiinspektor Emil Schorbach, 59 Jahre alt (Kassel, 7. März); Apotheker Bernhard Stäber, 46 Jahre alt (Kassel, 7. März); Kaufmann Arnold Ulrich aus Kassel, 46 Jahre alt (Göttingen, 8. März); verwittwete Frau Pfarrer Sophie Lins, geb. Lagrèze, 87 Jahre alt (Felsberg, 11. März).

Briefkasten.

B. C. in Hilden. Mit Interesse gelesen, aber wohl für das „Hessenland“ nicht geeignet. Manuskript ist an die angegebene Adresse besorgt. Besten Gruß.

W. K. in Kassel. Wir können Ihnen berichten, daß in nächster Nummer mit der Fortsetzung der so beifällig aufgenommenen Mittheilungen aus der Selbstbiographie von Johann Heinrich Wolff, Architekt und Professor in Kassel, begonnen werden wird.

O. K. in Godesberg. Personalnotizen bringen wir kostenlos. Der Zeilenpreis von 15 Pf. gilt für ausführliche Familien-Nachrichten. Alle Zusendungen bitten wir, wenn für die Redaktion bestimmt mit dem Zusatz „Redaktionssache“, zu adressiren: „An den Verlag des „Hessenland“: Friedr. Scheel — Kassel“.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 7. XIV. Jahrgang. Kassel, 2. April 1900.

In Memoriam.

I.

Kein Blick, kein Wort hat ihn gestanden,
Kein Zeichen hat ihn kund gethan
Den Jubel, den wir doch empfanden,
Als wir uns wiedersah'n.

Da haben Beide wir im Geiste
Die Hände wohl um's Herz gekrallt,
Auf daß es Widerstand nicht leiste
In seiner Allgewalt.

Und unser Gruß ward so — ein steifer,
Und das Geheimniß — blieb verbürgt,
Doch haben wir in unserm Eifer
Das Herz dabei erwürgt.

II.

Ein Lied mit wundersamem Ton,
Von Wanderlust und Minnelohn
Drang wieder mir zu Ohren . . .
Das Lied, das einst ich selbst oft sang,
Im Lebenskampf, ach, ging's wie lang
Schon meinem Sinn verloren.

Nun neu mich traf die Melodie
Ward mir zu Muth, als klänge sie
Aus nie betret'nen Zonen . . .
Die Wanderlust — ward Heimwehnoth;
Der Minnelohn — ein Bündel todt
Geweinter Illusionen.

III.

In fremden Landen
Voll Heimweh geh'n,
Selbst unverstanden,
Doch Alle versteh'n:

Das ist voll so herben,
So tiefen Weh's,
Als fühltest Du Dich sterben,
Und Niemand säh's.

Mexico. R. Jordan.



Das stehende hessische Heer von 1670—1866.

Ein Abriß seiner Geschichte. Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

Das Jahr 1690.

Die Heere standen im Winter von 1689/90 in einer von Mainz über Heidelberg, Heilbronn, Rottweil bis Rheinfelden reichenden Linie sich gegenüber, das Hauptquartier des Herzogs von Lothringen befand sich zu Eßlingen. Doch war die Postirungslinie der Reichsarmee zu sehr mit kleinen Abtheilungen besetzt, um ernstlich die Länder hinter der Linie schützen zu können; die Franzosen vermochten aus den in ihrer Hand befindlichen Festungen und kleineren befestigten Punkten nach ihrem Belieben auszubrechen. Dies benutzend fuhren sie fort, die Länder am Rhein und im Südwesten Deutschlands zu beunruhigen und in ihrer barbarischen Weise zu verwüsten. Der kaiserliche Feldzeugmeister von Thüngen, Befehlshaber in Mainz, ließ zur Abschreckung der von den Franzosen ausgesandten Mordbrenner einen auf der That ergriffenen am 19. (29.) März 1690 lebendig verbrennen und dem französischen General die Erklärung zugehen, daß er für jeden angezündeten Ort einen der Gefangenen verbrennen lassen werde. Dieses geschah in der Weise, daß der arme Sünder bei den Füßen aufgehängt wurde, dann unter dem zur Erde hängenden Kopfe ein Feuer entzündet wurde, das ihn zu Tode brannte. Kann man sich wundern, daß die grausame, ruchlose Verwüstung der schönen Städte und Dörfer der Pfalz und anderer rheinischer Landschaften im deutschen Herzen fürchterliche Rachegefühle hervorrief — will man Thüngen als Barbaren verurtheilen?

Die deutschen Kriegsvölker zogen sich nach hergebrachter saumseliger Weise am 9. (19.) Mai 1690 bei Bretheim (dem heutigen Bretten) unweit Bruchsal unter dem Feldmarschall Grafen von Dünewald zusammen und rückten dann gegen den Rhein hin vor, wo die Armee in der Gegend von Heidelberg 40 000 Mann stark Stellung nahm, 16. (26.) Juni. Zum Schutze der Bergstraße waren 8 Regimenter aufgestellt. Die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, der Landgraf Karl von Hessen und eine Anzahl hoher Generale kamen am 19. (29.) Juli zu Eppingen zu einer Berathung zusammen. Die beiden Kurfürsten rückten danach in starken Märschen mit ihren Truppen auf die französische Armee unter dem Dauphin los, der mit 40 000 Mann über den Rhein gegangen war. Der Landgraf von Hessen jedoch setzte im August den Marsch mit den Hessen und den Lüneburgern gegen die Mosel fort.

Der Dauphin wich jedoch gegen Straßburg zurück, um hier über den Rhein zurückzugehen. Die Deutschen vermochten nicht, ihn zum Schlagen in dem schrecklich verwüsteten Lande zu bringen, wo die Truppen fast ohne Lebensmittel waren. Es war eine traurige Kriegführung in dieser Zeit: hin und her zogen und zerrten sich die Heere, wir vernehmen von keiner kräftigen That, ohne die doch der Streit großer Völker nicht entschieden werden kann; aber Vernichten und Zerstören war Zweck der französischen Heere — ihre Erfolge müssen noch heutigen Tages den Deutschen in jenen Landschaften des Westens Zornesröthe in das Angesicht treiben, zugleich aber Scham, daß die große deutsche Nation so tief hatte sinken können, daß die Frechheit des französischen Gewaltherrschers in solcher Weise mit ihr umsprang.

Die Armee in den Niederlanden unter dem Feldmarschall Fürsten Georg von Waldeck, Holländer, Engländer, Brandenburger nebst drei hessen-kasselischen Regimentern, die seit dem September 1688 im Dienste der Generalstaaten standen, kämpfte gegen die Franzosen unter dem Marschall von Luxemburg, einem ihrer tüchtigsten Feldherrn. Waldeck wurde am 1. (11.) Juli 1690 von Luxemburg bei Fleurus überraschend angegriffen, da ihm die Vereinigung von dessen Armee mit dem zweiten französischen Heere unter General Boufflers noch unbekannt geblieben war. Die Franzosen waren 50 000 Mann stark, die Verbündeten nur 37 800. Waldeck's Armee war in zwei Treffen aufgestellt, in denen Reiterei und Fußvolk mit einander abwechselten. Die 2 Escadrons des Grafen zur Lippe bildeten den rechten Flügel des ersten Treffens, eine Ehrenstellung; 3 Escadrons des Regiments Nassau-Weilburg (das 1688 unter dem Obristen von Kärßenbruch

nach Holland marschirte) standen im zweiten Treffen, in welchem auch das Regiment zu Fuß des Erbprinzen Friedrich von Hessen sich befand, das Obrist von Schwerin 1688 nach Holland geführt hatte. Der rechte Flügel der Verbündeten stand hinter dem Bache Heppigny, der jedoch nur ein geringes Hinderniß bildete. Der französische Feldherr ließ diesen Flügel angreifen, wobei, um den erwähnten Bach zu überschreiten, aus nebeneinandergelegten Piken ein Steg hergestellt wurde, was erkennen läßt, daß der Bach nicht sehr breit gewesen sei. Zugleich führte der Marschall seinen eigenen rechten Flügel gegen Waldeck's linken, und die wiederholt mit frischen Kräften unternommenen Angriffe der Franzosen brachten die Verbündeten zum Weichen. Die Reiterei des linken Flügels wandte zuerst dem Feinde den Rücken zu, das Fußvolk aber kämpfte heldenmüthig, langsam den Franzosen das Schlachtfeld überlassend. Groß waren die Verluste auf beiden Seiten; die Verbündeten verloren an Offizieren todt, verwundet und gefangen 384, an Soldaten todt und verwundet zwischen 5000 und 6000, sowie 3000 Gefangene, auf französischer Seite waren 611 Offiziere todt und verwundet, an Soldaten 8000 Mann. Man erkennt hieraus die Hartnäckigkeit des Kampfes.

Bald nach dieser Schlacht wurden beide gegenüberstehende Heere wieder verstärkt, sodaß ein jedes etwa 50 000 Mann zählte, allein ein größerer Zusammenstoß fand in den Niederlanden nicht statt.

Der Haupttheil der hessischen Truppen, welche Landgraf Karl beim kaiserlichen und Reichsheer führte, kämpfte am Rheine. Die Kriegführung der Zeit zielte mehr auf vielfache Hin- und Herzüge der Heere mit gegenseitiger Beunruhigung als auf ernste, große und entscheidende Schläge ab, freilich litten die westlichen deutschen Länder unter der fortdauernden barbarischen Verwüstung durch die Heere des christlichen Königs unendlich mehr, als es den erreichten Zwecken des Krieges — die in diesem Falle fast Null waren — entsprochen haben würde. So ist denn auch von einer Schlacht oder anderen großen Kriegshandlung nichts zu berichten, im Spätherbste gingen die Armeen in die Winterquartiere. Im Dezember 1690 rückten 2 hessische Regimenter zu Fuß und eins zu Pferd von 400 Mann in Koblenz ein, welches baldigst durch Instandsetzung seiner Festungswerke gegen einen Angriff sicher gestellt wurde. In Hessen wurden die Truppen unausgesetzt vermehrt und in besseren Stand gesetzt.

König Wilhelm III. von England, der in erster Stelle den Kampf gegen den europäischen Friedensstörer zu Paris leitete und Todfeind Ludwig's war, besuchte zu Anfang 1691 sein Heimathland, wo er am 5. (15.) Februar mit feierlicher Pracht im Haag eingezogen war. Hier fand eine Zusammenkunft bedeutender Reichsfürsten statt, die sich um den großen Staatsmann und Führer des für die Freiheit vom französischen Joche kämpfenden Europas schlossen. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern, Landgraf Karl von Hessen, der Statthalter der spanischen Niederlande und andere hohe Personen waren in diesen Tagen im Haag versammelt, wo wichtige Beschlüsse gefaßt wurden. Der bedeutsamste war der, für das bevorstehende Kriegsjahr eine Macht von 220 000 Mann auf die Beine zu bringen, ein für jene Zeit der geworbenen Truppen ungeheueres Heer. Die Aufstellung der auf die einzelnen Verbündeten entfallenden Kontingente wurde ihnen aber auch sehr schwer.

Zu den in vorderster Reihe nächst Brandenburg stehenden Reichslanden gehörte Hessen-Kassel, dessen Landgraf Karl die Verfassung und Schlagfertigkeit seines kleinen Heeres auf einen hohen Grad gebracht hatte und unermüdlich an weiterer Vervollkommnung desselben arbeitete. Im Frühjahre 1691 rückten 8000 Mann Hessen an den Rhein, um zu dem Reichsheere zu stoßen. Am 9. (19.) April zogen ein Regiment zu Fuß und ein Regiment Dragoner durch Koblenz, welches, wie wir hörten, seit Ende 1690 von hessischem Kriegsvolke besetzt war, in den folgenden Tagen, 10. (20.) und 11. (21.) April gingen weitere 6000 Mann Hessen zu Fuß und zu Pferd in der Nähe, bei Neuwied, über den Rheinstrom. Die Feindseligkeiten machten bald von sich reden. So berichtet das Theatrum Europaeum aus dieser Zeit: „Anfangs Maji hat sich eine französische Partei von 100 Mann aus Montroyal begeben, ein in Mayenfeld gelegenes Schloß überfallen, nach dessen Plünderung selbigen Beampten mit sich geführet, nachgehends den Marsch nach Polch genommen. Unterwegs in einem Gebüsch hat sie ausrasten wollen, eine hessische Partei von 75 Mann sie ausgekundschaftet, würde sie überfallen haben, wenn sie nicht durch einen Schuß von der ausgestelleten Schildwacht wären aufgemuntert worden. Da die Hessen auf sie los gedrungen, wobei es, da selbige gestanden, sehr schwer hergegangen, allein, als jene die Trommel gerühret, so haben die Franzosen die Flucht genommen, in Meinung, daß noch mehr Volk zu Hülfe käme und sich dergestalt zerstreut, daß einige nach Polch, andere nach Münster, die meisten nach Mayen und zwar mehrentheils verwundet gekommen, auf dem Platz

sind 10 todt, von den Hessischen nur 1 Fähndrich verwundet." König Wilhelm führte die verbündete Armee über Löwen nach Namur und nahm mit ihr bei Gembloux Stellung, hier stieß Landgraf Karl mit einem Theile seines abgesonderten Heeres zu dem Könige, der nun 65 000 Mann stark war. In der Nähe stand noch das brandenburgische Heer in einer Stärke von 14 000 Mann. Der französische Feldherr Marschall von Luxemburg wollte eine Schlacht vermeiden, dabei den König verhindern, eine Festung zu belagern. Daraus ergaben sich Bewegungen der Heere hin und her, ohne einen ernsten Zusammenstoß. Ueber zwei Wochen stand die verbündete Armee bei Gembloux, dann rückte König Wilhelm ab und blieb mit seinem Heere vom 24. August bis zum 4. September im Lager bei St. Gerhard stehen.

In dieser Zeit, als nur kleinere Kriegsthaten vorfielen, ließ der hessische General Graf zur Lippe angesichts des französischen Heeres das Schloß Beaumont in die Luft sprengen. Der König gab am 7. (17.) September den Oberbefehl an den Fürsten Georg von Waldeck ab, dieser rückte am selben Tage mit dem Heere von Ath ab. Am folgenden Tage wurde er von Luxemburg an dem Flüßchen la Catoire angegriffen, es kam zu scharfem Kampfe, der für die Verbündeten starke Verluste zur Folge hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Der Buchfink und sein Grenadier.

Ein Kindermärchen von **A. Trabert.**

Wohnt ein Knab' im Häuschen dort
Hinter gold'nen Reben
Und im Busch am selben Ort
Wohnt der Fink daneben.

Morgens an das Fensterlein
Pickt der Buchfink leise:
„Knäblein, Knäblein, laß mich ein!
Gieb, o Freund, mir Speise!"

Und sein Früh= und Mittagsbrot
Theilt mit ihm der Knabe,
Daß der Fink nicht leide Noth
Und sich fröhlich labe.

Finklein singt im Laube dann
Dankbar seine Lieder
Und ihm lauscht der kleine Mann
Unter grünem Flieder.

Klein und winzig bleibt der Fink
In dem bunten Kleide,
Knäblein aber wächst gar flink
In die Höh' und Breite.

Knäblein wächst noch immer mehr,
Wird zum Grenadiere,
Daß es mit des Kaisers Heer
In den Krieg marschire.

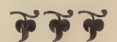
Finklein saß nun, ach! allein
Auf dem kahlen Strauche,
Und ich glaub', ein Thränlein klein
Machte trüb sein Auge.

Doch der Krieg war endlich aus
Und des Kaisers Fahnen
Trugen neuen Ruhm nach Haus
Zu dem Ruhm der Ahnen.

Will denn, Finklein, doch der Freund
Niemals wiederkommen?
Oder hat zu scharf der Feind
Ihn auf's Korn genommen?

Doch da sich, wie frisch und roth
Kommt er schon in Eile,
Daß er wie vordem sein Brod
Wieder mit dir theile.

Singe nun im Sängerchor,
Fink, die schönsten Lieder!
Schöner auch wie nie zuvor
Blüht der alte Flieder.



Der frühere und jetzige Dom zu Fulda.

Vortrag des Herrn Geh. Bauraths Hoffmann, gehalten im Fuldaer Geschichtsverein am 17. Januar 1900.

(Schluß.)

In einer 1826 über den Dom erschienenen, sonst werthvollen Schrift werden die Kosten vom Rohbau des Domes zu 100,000 fl. und die gesammten Kosten zu 170,000 fl. angegeben. Hieraus ist die Sage entstanden, daß der ganze Dom nur 100,000 fl., also eine unglaublich niedrige Summe, gekostet habe. Allerdings war zur Zeit der Erbauung des Domes der Werth des Geldes ein viel höherer; es betrug z. B. der Tagelohn eines Steinmetzen etwa 80 Pfg. und der eines Handlangers etwa 40 Pfg. Es sind aber bei der oben angegebenen Schätzung der Baukosten sehr viele Leistungen gar nicht veranschlagt, wie der Werth der Frohnden, das Eichenbauholz, Kalk und Sand, das Fußbodengeplätte, die sämmtlichen Schreiner-, Schlosser-, Glaser- und Anstreicherarbeiten, und die Kosten der meisten Ausstattungsgegenstände. Denn es fehlen die Kosten der Orgelgehäuse, der Chorgestühle, des kostbaren aus Marmor und Alabaster bestehenden Altars der Gruft und vieler anderen Altäre. Bei richtiger Veranschlagung aller dieser Leistungen würden sich ganz andere Summen ergeben, und zwar solche, welche einigemale größer sind, als die angegebenen Summen von 100,000 und 170,000 fl.

Der Johann Dientzenhöffer bekam als fürstlicher Baumeister ein jährliches festes Gehalt, wofür er alle fürstlichen Bauangelegenheiten zu besorgen hatte. Am Dom war er aber nicht nur Architekt, sondern auch Unternehmer und hat als solcher zu verschiedenen Malen Theile der Bauarbeiten übernommen. Er war wohl ein großer Baukünstler, aber er war nicht in demselben Grade ein guter Geschäftsmann. Denn als 1711 der Dom in der Hauptsache vollendet war und er mit der fürstlichen Rentkammer abrechnete, stellte es sich heraus, daß er etwa 7000 fl., welche ihm zu viel gezahlt waren, wieder hätte herausgeben müssen. Es wurde ihm jedoch durch den Fürstbischof Adalbert I. von Schleifras dieser Passivrezeß erlassen. Trotz seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit hatte Dientzenhöffer nicht nur nichts erübrigt, er hatte auch noch Schulden in Fulda machen müssen, zu deren Tilgung ihm der Fürstabt Konstantin von Buttlar, der Nachfolger des 1714 verstorbenen Adalbert I. von Schleifras, durch die fürstliche Rentenkammer noch 1000 fl. anweisen ließ. Noch später, nämlich 1722, ließ der Fürstabt dem Dientzenhöffer auf dessen Nachsuchen ein Zeugniß über seine Thätigkeit in Fulda ausstellen. In diesem Zeugniß wird gesagt, daß Dientzenhöffer bis 1711 in Diensten des Fürstabtes gestanden, daß er sich in dieser Zeit treu, rechtschaffen und fleißig verhalten, auch die ihm anvertrauten Gebäude, wie die hohe Stiftskirche, das Schloß und andere Gebäude in einen solchen Zustand gebracht habe, daß Se. Hochfürstlichen Gnaden ein sattsames contento darob geschöpft, und daß Dientzenhöffer auf sein Nachsuchen der hiesigen Dienste in Gnaden entlassen worden wäre.

Dientzenhöffer war, wie es scheint, bereits 1711 und vor der 1712 erfolgten Einweihung des neuen Domes wieder nach Bamberg zurückgegangen, wo er bei größeren Bauten eine seiner Kunst entsprechende Thätigkeit fand. Er wurde daselbst 1722 als fürstlicher Baumeister angestellt, als welcher er 1726 verstarb.

* * *

Wir kommen nun zum Schlusse unserer Betrachtung über den hiesigen Dom. Die Formen desselben gehören der Renaissance an. Die Leistungen aus der späteren Zeit dieses Stils werden unterschieden als Barock-, Rococo- und Zopfstil, welche jedoch so ineinander übergehen, daß sich eine scharfe Grenze zwischen ihnen nicht ziehen läßt. Der Stil unseres Domes wird von neueren Kunstschriftstellern römischer Barock- oder auch wohl Zopfstil genannt. Der Dom zu Fulda ist aber frei von den Ausartungen, welche andere gleichaltrige Bauten dieses Stils zeigen, und die Kunstschriftsteller sind darin einig, daß er eines der edelsten und hervorragendsten Beispiele der Kirchenbaukunst seiner Zeit in Deutschland ist.



Revanche für Speierbach.

Eine Soldaten-Geschichte von Ludwig Mohr.*)

I.

Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts lebte in dem niederhessischen Landstädtchen Homberg ein Kantor mit Namen Hellwig. Derselbe hatte nahezu an die fünfundzwanzig Jahre bei den verschiedensten hessischen Regimentern als Trompeter gedient und war zuletzt dem Regimente Prinz Karl zugewiesen worden, als es im Jahre 1687 aus Theilen anderer Regimenter gebildet wurde. Mit diesem Regimente hatte er den Feldzug der Hessen im Dienste der Republik Venedig nach Morea gegen die Türken mitgemacht, der Eroberung Athens beigewohnt und sich schießlich bei der Belagerung Negropontes, als die kleine Heldenschaar der Hessen beim Angriff auf das verschanzte türkische Lager, dessen festes Bollwerk, den Marabut, mit stürmender Hand nahm, eine derartige Verwundung durch eine feindliche Falconetkugel geholt, daß er zum Dienste als Trompeter nicht mehr taugte. Er erhielt den Abschied und nach seiner Rückkehr in das Vaterland, als Belohnung für seine Bravheit, eine Schulmeisterstelle in Homberg, mit der der Kantordienst an der dortigen Stadtkirche verbunden war.

Soweit wäre nun alles gut gewesen; das Amt nährte sattsam seinen Mann und gewährte ihm eine nicht zu verachtende Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn ihn nur das Leben im Uebrigen befriedigt hätte.

Er war nämlich, bevor er nach Morea marschirte, bereits eine Reihe von Jahren verheirathet gewesen. Dieser Ehe verdankte er einen Sohn, der in der langen Abwesenheit des Vaters von der schwachen Mutter erzogen oder, richtiger gesagt, verzogen worden war.

Als Hellwig aus Morea nach Hause zurückkehrte, galt sein Fritz als der wildeste Bube des Ortes, von dem man sagte, daß kein Baum in der Gegend sei, so hoch er auch gewachsen wäre, den er nicht erstiegen, und keine Hecke, auf der er nicht ein Stück seiner Kleidung gelassen hätte. Der alte Soldat erkannte mit Schrecken, welches Pflänzchen ihm seine Gertrud auferzogen hatte; aber „warte!" sagte er zu sich selbst, sich des alten Korporalstocks erinnernd, „warte nur, Bürschchen; jetzt beginnt ein anderer Tanz!" Der begann denn auch; aber des Vaters übertriebene Härte konnte das eingerissene Uebel nicht mehr bannen, und das Gute, das er trotz allem etwa doch erreichte, verdarb hinter seinem Rücken die Affenliebe der Mutter, die nach jeder Züchtigung des Bedauerns für den armen Jungen nicht genug hatte, was dann wieder Hader zwischen den Ehegatten setzte.

Die unvermeidliche Folge dieses Zustandes war die, daß der Junge dem Vater entfremdet wurde, und daß er sich, wenn er sich vor seinen Augen auch im Gehorsam beugte, hinter dem Rücken des Gestrengen nur in desto ungebundenerer Weise austobte.

Neben diesem schweren Hauskreuz hatte der Kantor jedoch noch an einem anderen und tiefer gehenden Kummer zu tragen. Bei jener denkwürdigen Erstürmung des Marabuts hatte Hellwig, in den vordersten Reihen kämpfend, den Träger eines türkischen Roßschweifes niedergestreckt. Im selben Augenblicke, als er mit lautem „Schurri!", dem gewöhnlichen Sturmgeschrei der Hessen, auf das Ehrenzeichen losstürzte und eben seine Hand danach ausstreckte, traf ihn das feindliche Geschoß. Nun hatte sein neben ihm fechtender Kamerad, der dem Türken mit gleicher Tapferkeit zugesetzt hatte, ohne zu bemerken, daß jener gerade von Hellwig's Hand gefallen war, sich darauf des Roßschweifs bemächtigt und für diese That später von dem Regimente ein goldenes, an seidenem Bande zu tragendes Denkzeichen erhalten. Alles das erfuhr Hellwig im Feldlazareth, und die Aufregung, die ihm das verursachte, wurde der Grund, warum seine Genesung einen so langsamen Verlauf nahm, infolgedessen er seinen Antheil an der That nicht geltend machen konnte. Das Peinlichste aber an diesem Vorkommnisse war für ihn der Umstand, daß jener Kamerad — er hieß Merkel — bisher sein vertrautester Freund und Zeltkamerad gewesen war. Auch er war Trompeter. Von Stund an trat zwischen ihm und jenem das gespannteste Verhältniß ein.

Nach seiner Rückkehr von Morea hatte der Kantor nichts wieder von Merkel vernommen. Plötzlich hieß es nun in Homberg, das, beiläufig gesagt, Merkel's Geburtsort war: „Merkel ist wieder da!" Dieser war gleichfalls verwundet und verabschiedet worden, und der Magistrat von Homberg ernannte den noch rüstigen, musikkundigen Mann zum Stadtmusikus und Thürmer. Aber als solcher bezog er die Thurmmannswohnung über der ersten Altane des hohen Glockenthurmes der Stadtkirche. Auch Merkel war verheirathet gewesen, hatte aber seine Frau, ein kluges und verständiges Weib, längst

*) Mit gütiger Erlaubniß des Verfassers aus „Altes Schrot und Korn", I. Bd., entnommen.

verloren. Sie hatte ihm ein einziges Kind, ein schönes, braunäugiges Mädchen, ihr verjüngtes Ebenbild, Namens Agathe, hinterlassen.

Die Ankunft und die Beförderung Merkel's zum Thurmmann in Homberg warfen, wie schon gesagt, einen weiteren Mißton in Hellwig's Leben. Dieser haßte den Mann, der ihn, wie er meinte und sagte, um seinen schönsten Lorbeer bestohlen hatte, und doch zwang ihn die Ausübung seines Dienstes nur allzu oft in dessen unmittelbare Nähe; denn mit der Kantorstelle war zugleich der Dienst als Küster verbunden, und dieser Dienst nöthigte seinen Inhaber bei besonderen Gelegenheiten den Thurm zu ersteigen, um die größte Glocke in der Glockenstube zu ziehen. Zwar wich auch Merkel, der sonst ein geselliger und wegen seiner stets frohen Laune vielgesuchter Mann war, als er den Widerwillen des Kantors, dessen Ursache ihm unbekannt geblieben war, bemerkt hatte, einer Begegnung mit ihm aus. Allein ließ sich darum eine jede vermeiden, und trug nicht der Zufall dem glimmenden Funken des Zwiespalts neuen Brennstoff zu?

Der Kantor sann auf Abhülfe; ihm war das Begegnen am verhaßtesten. Endlich hatte er es gefunden. Für was hatte er seinen jungen Unband, den Fritz? War der Junge nicht groß und stark. Er war jetzt zwölf Jahre alt; konnte der nicht den Dienst versehen und das Geläut besorgen? Es mußte gehen! Der Haß schlug alle Sorgen und Bedenken um den Wildfang aus dem Felde. Die nächste Gelegenheit wurde benützt. Fritz mußte mit ihm auf den Thurm, mußte seine Kräfte an der Glocke probiren, und siehe, es ging. Von dem Augenblicke an war es das Aemtchen des Jungen, diesen Theil des Küsterdienstes zu besorgen.

Das war etwas für den Wildfang! Wie fühlte er sich im Busen gehoben, wenn bei einer solchen Gelegenheit der Vater den dicken Schlüsselbund von seinem Platz an der Wand nahm und ihm überreichte! Wie flog er nach dem Thurmaufgang hin und die alte, ausgetretene Wendeltreppe hinauf! Wie heimelte ihn das unheimliche Geknarre und Geknatter an, das das Räderwerk der Thurmuhr verursachte, oder der dröhnende Hall der gewaltigen Glocke, der das Mauerwerk unter seinen Füßen erzittern machte, wenn der Glockenhammer zum Vollschlage aushob! Wie pochte sein Herz, wenn er über das Geländer der Altane hingebeugt, so hoch hinunterschaute auf die elterliche Wohnung unten, wo es für ihn so viele Ruthenstreiche und so wenig freundliches Gesicht gab; wie klein kam sie ihm dann vor! „Schurri!" — das Wort war ihm als Soldatenjungen geläufig — rief er dann wohl, und hinein ging es dann in die Glockenstube, und unter den Mühen, die Glocke in Schwingung zu bringen, tobte sein jugendlicher Uebermuth aus. Wenn er dann nach gethaner Arbeit ermüdet auf der Thürschwelle ausruhte und den wildtrotzigen Kopf in die hohle Hand gestützt dasaß, und zufällig Merkel's Agathe sich ihm näherte, so war Müdigkeit und alles Andere vergessen. Aber der Junge war auch dann nicht mehr Kantors wilder Fritz. Er schien ein Mädchen geworden zu sein, so sehr ging er auf die Gedanken der Kleinen ein. Er sammelte mit ihr, die Altane umwandelnd, das winzige Farrenkraut, das aus den Fugen des Mauerwerks trieb, oder das alte silbergraue Moos von den Steinen; oder sie spielten zusammen alle die uralten und doch ewig neuen Spiele der Kindheit, deren Erinnerung uns noch im späten Alter anmuthet wie der Sonnenschein und der Blumenduft des Frühlings . . .

So gingen etliche Jahre hin, und der Zeitpunkt rückte heran, daß Fritz aus der Schule treten sollte. „Junge, Du wirst konfirmirt," sagte eines Tages der Kantor zu seinem Sohne, den er zu sich auf sein Zimmer gerufen hatte, „sprich, was willst Du für ein Geschäft erlernen? Hast Du Dich schon darauf besonnen? Wenn nicht, dann trolle Dich und denke darüber nach!"

„Ich habe!" entgegnete Fritz trotzig, „ich will Uhrmacher werden und das Geschäft bei Meister Urban erlernen."

„Beim Meister Urban? Beim Katzen-Urban?" rief der Kantor fast erschrocken und lachte dann laut auf; denn eher hätte er sich den Einsturz des Himmels träumen lassen, als daß der Knabe ihm diese Antwort geben würde, und zwar aus dem Grunde, weil Meister Urban im Städtchen als Tyrann gegen seine Lehrlinge verschrieen war, so daß er schlechterdings Buben aus dem Orte nicht mehr erhalten konnte. Dazu war er ein wunderlicher Kauz, der sich in seiner Werkstätte als Gesellschafter einen großen Kater hielt, mit dem er Frühstück, Mittagessen und Abendessen von einem und demselben Teller genoß. Die Menschen mied Meister Urban, nie sah man ihn in anderer Gesellschaft als in der seines Peter, so hieß der graue, schwarzgestreifte Kater. Diese Liebhaberei verdankte er den Namen „Katzen-Urban". Das wird genügen, um zu begreifen, daß der Kantor noch verwunderter wiederholte: „Bei Meister Urban? Habe ich recht gehört, Junge?"

„Du hast recht gehört, Vater!" entgegnete bestimmt der Knabe, „bei Meister Urban!"

„Nun, so werde ich mir die Sache überlegen und mit Meister Urban sprechen." Wohl hatte sich der Alte einen strengen Lehrherrn für seinen Wildfang gewünscht, doch widerstrebte es ihm, den

Knaben dem griesgrämigen Meister Urban anzuvertrauen. Da der tolle Junge aber selbst — Gott mochte wissen warum — durchaus es nicht anders haben wollte, so willigte auch er schließlich kopfschüttelnd ein.

„So sollst Du denn zum alten Eisenbeiß!" sagte er, „aber hüte Dich, aus der Lehre zu laufen. In diesem Falle schwöre nur zu dem Kalbfelle; denn bei mir findest Du dann nimmer eine Zufluchtsstätte."

„Sorge nicht, Vater!" erwiderte noch bestimmter der Knabe, „ich komme Dir nicht wieder!"

Die Konfirmation erfolgte, und schon am Morgen des dritten Pfingstfeiertages verließ Fritz, mit einem Bündel seiner Kleider bepackt, das elterliche Haus und wanderte hinüber zu Meister Urban. Der Empfang, den er hier fand, überstieg seine kühnsten Erwartungen. Er hatte den ihm mit gekrümmtem Rücken und gesteiftem Schwanze entgegenschnurrenden Peter freundlich gestreichelt, dem Meister selbst aber seine offene Gradheit ohne Schüchternheit gezeigt, und Beides hatte den alten Sonderling, der sonst nur dem Hohn und der Furcht seiner Umgebung zu begegnen pflegte, für ihn eingenommen.

„Agathe hat Recht gehabt," sagte Fritz vor sich hin, als er sich in der ihm angewiesenen Dachkammer einrichtete, „Agathe hat Recht gehabt, beim Meister scheint man alles zu vermögen, wenn man seinem Kater schön thut. Ich werde mir das Mittel merken."

Wie kam der Knabe zu dieser Bemerkung? . . . Die Minuten, die er nach Erledigung seines übernommenen Dienstes auf der Altane des Stadtkirchthurms in Gesellschaft des Thürmerkindes verbracht hatte, bildeten die Lichtpunkte seines Lebens von dem Augenblicke an, wo sein Vater aus dem Feldzuge zurückgekehrt war. Hier oben begegnete er einer Seele, die ihm Zuneigung entgegentrug, und die nicht, wie die Bewohner des Städtchens unten, für ihn die Bezeichnungen „Kantors Taugenichts" oder „nichtsnutzige Streiche" hatte. Das that ihm wohl. Mit der Konfirmation und der damit zusammenhängenden Entfernung aus dem elterlichen Hause mußte die Ausübung des Küsterdienstes, und somit die Gelegenheit des Verkehrs mit seiner Spielgefährtin aufhören. Dessen war sich Fritz zeitig bewußt gewesen, ohne daß sein sonst anschlagreicher Kopf einen Ausweg aus dieser Verlegenheit gefunden hätte. Auch Agathe, die er auf die Gefahr der Trennung aufmerksam gemacht, hatte anfänglich nachdenklich geschwiegen. Ihr war der Gedanke an eine Trennung noch gar nicht gekommen; seine Neuheit überraschte sie und stimmte sie traurig. Plötzlich aber warf sie das Köpfchen in die Höhe und rief: „Ich hab's! Werde Uhrmacher, Fritz!"

„Warum das?" fragte der.

„Dann mußt Du auf den Thurm und die Uhr aufziehen; aber bei Meister Urban mußt Du in die Lehre, das ist der städtische Uhrmacher, und sein Dienst ist, die Uhren hier oben zu besorgen."

Anfangs hatte es dem Knaben freilich vor dem unheimlichen Katzen-Urban gegraut. Dem Zureden des Mädchens aber war es gelungen, alle seine Bedenken zu verscheuchen. So war es gekommen, daß er jetzt in der Erkerkammer des Urban'schen Wohnhauses als wohlbestallter Lehrling des gefürchteten Katzen-Urban stand. — Nachdem er seine Sachen in dem alten, wurmstichigen Kleiderschrank geborgen hatte, war es sein Erstes, sich Ortskenntniß zu verschaffen. Er kletterte also an der schrägen Dachwand in die Höhe, entriegelte das kleine Dachfensterchen und steckte den Kopf hinaus. Da sah er nichts als braunbemooste Dächer, rußige Schlote, aus denen blauer Hausrauch friedlich emporwirbelte, hin und wieder ein paar Tauben auf den alten Dachfirsten, einen geschwätzigen Sperling oder eine schleichende Katze, die auf die befiederten Gäste Jagd machte. Schon wollte er den Kopf zurückziehen, als er seitlich blickte und ihn freudig überrascht emporhob. Da ragte im lichten Sonnenschein der Kirchthurm, er sah die Umrisse der Steinpfosten des Altanengeländers, und das so deutlich, so nahe, als müßte er mit den Armen hinüberreichen können.

„O das ist schön!" sagte er, „das ist zu schön; ich werde gerne hier weilen, und — Meister Urban soll mit seinem Lehrbuben zufrieden sein."

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

„Scherzen." Auf S. 78 Nr. 6 der Zeitschrift „Hessenland" vom 16. März 1900 wird das Wort „scherzen", welches von dem aus dem Dienst gehenden Gesinde gebraucht wird, nach Schmeller von „schürzen", nach Vilmar und Hainebach von unserm jetzigen „scherzen" (jocari) hergeleitet. Letztere Ableitung ist aus dem im „Hessenland" angegebenen Grunde an sich ganz unwahrscheinlich, aber auch die erstere scheint mir nicht zutreffend zu sein. Ungleich überzeugender ist für mich, was W. Kolbe in seinem

Buche „Hessische Volkssitten und Gebräuche" 2. Aufl. S. 9 darüber schreibt: „Dieses Wort „Scherz" ist aus der Wurzel scēr, im ahd. scerōn, fortgebildet und bedeutet schnarchen, Rast-, Feierstunde halten. Scherztage sind daher Ruhetage. Man sagt bei uns, das Gesinde scherzt am dritten Weihnachtstage, d. h. es arbeitet nicht, geht aus dem Dienst oder bringt diese Tage bis zum 31. Dezember in seiner Heimath zu. Zu diesem Zwecke erhalten die Knechte und Mägde eine bestimmte Gabe von Viktualien, das sogenannte „Scherzwerk" seitens der Dienstherrschaft, um davon in dieser Zeit zu zehren. Dies Wort „scherzen" hat sich bei unserm Volk auch in transitiver Bedeutung erhalten. Man sagt vom Müller, er „scherzt" die Mühle, wenn er dieselbe zum Stillstehen bringt."

Gerade dieser letztere Gebrauch des Wortes, den ich selbst oft in unserem hessischen Volke vernommen habe, verbürgt mir die Richtigkeit der Kolbe'schen Ableitung. Bei dieser Gelegenheit möchte ich den ganzen betr. Abschnitt des genannten Buches von Kolbe zu genauerer Durchsicht angelegentlichst empfehlen und besonders das, was er daselbst und auch noch an anderer Stelle über die schöne, stillselige Zeit „zwischen den Jahren" sagt.

F. Riebeling, Metr.

Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Für diese Nummer ist über nicht weniger als vier Vorträge im Verein für hessische Geschichte zu berichten, die sämmtlich viel Belehrendes boten und erheblich dazu beigetragen haben werden, die Bestrebungen des Vereins in immer weitere Kreise zu tragen und demselben neue Freunde und namentlich neue Mitglieder zu gewinnen. Obgleich deren Anzahl bislang stark angewachsen ist und immer weiter zunimmt, so ist doch zu hoffen, daß dies in beschleunigtem Zeitmaß geschehen und das zweite Tausend der Vereinsmitglieder schneller vollzählig werden möge als das erste Tausend. Nur so wird der Verein für seine Zwecke zu den für deren Förderung nicht zu entbehrenden Mitteln kommen können. Drei dieser Vorträge betrafen das Gebiet der jetzt endlich mehr in den Vordergrund getretenen Bestrebungen auf Erhaltung der alten Baudenkmäler, insbesondere der Burgen. Am 19. März redete zu Kassel C. Krollmann, Herausgeber der Zeitschrift „Der Burgwart", Organ der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, über „deutsche Burgen mit besonderer Berücksichtigung der hessischen". Zu wesentlicher Erhöhung der Wirkung der an sich schon klaren und fesselnden Ausführungen des Vortragenden dienten die in deren Begleitung gebotenen Lichtbilder, die vortrefflich gelangen. Redner zerlegte die Burgen in Wasser- und Höhenburgen, welch' letztere sich in Mitteldeutschland gewöhnlich finden, und unterschied nach der Verschiedenheit der Angriffswaffen drei Perioden des Burgenbaues. Die erste um das Jahr 950 beginnend und etwa mit dem Jahre 1200 endigend ist die des Gebrauchs des Bogens und der Steinschleudermaschinen. Die zweite umfaßt die Jahre von 1200 bis 1400 und ist die der Armbrust und die der ersten auf deren Grundlage beruhenden Geschütze. Die letzte endlich findet mit der Vervollkommnung der Feuerwaffen um das Jahr 1550 ihren Abschluß, womit der Bau der Burgen als unhaltbar überhaupt aufhört. Die Hauptbestandtheile einer Burg bilden 1) der Bergfried, 2) der Palas, 3) die Kemenate, 4) die Ringmauer und 5) der Graben, doch können einzelne oder mehrere dieser Stücke ganz fehlen oder mit einander vereinigt sein. Die gegenseitige Ergänzung, welche die vorgeführten Lichtbilder und die formgewandte Darstellungsweise des Redners einander boten, sicherten dem Vortrag nachhaltigen Eindruck.

Am folgenden Abend (20. März) sprach in gemeinschaftlicher Sitzung des Niederhessischen Touristenvereins und des Geschichtsvereins Postverwalter Georg Siegel (Hess. Lichtenau), der Geschichtsschreiber seiner Vaterstadt und von deren Umgebung, die ihm ein ausgezeichnetes Werk verdankt, und der uneigennützige unermüdliche Vorkämpfer der Bestrebungen auf Erhaltung der Ueberreste der alten Burg Reichenbach, über die Geschichte derselben. In warmen Worten wies zunächst der Vorsitzende Bibliothekar Dr. Brunner, der auch am Abend zuvor den Vorsitz geführt hatte, auf die Verdienste des Herrn Siegel auf beiden Gebieten hin, und erklärte es für den Zweck der Veranstaltung des Vortrages, das Interesse, welches an vielen Orten für die Bewahrung der noch vorhandenen Bautheile des alten Schlosses Reichenbach vor dem drohenden Einsturz bestehe, neu zu beleben. Da, wo der fränkische Hessengau und die thüringische Germarmark zusammenstoßen, erhebt sich in beherrschender Lage der Reichenbacher Schloßberg. Er gehörte in das Gebiet der Grafen von Reichenbach und Ziegenhain, welche sich nach Auflösung der alten Gauverfassung dort niedergelassen hatten. Urkundlich wird ein Graf Gozmar

im Jahre 1089 zuerst erwähnt, der zugleich Schirmvogt von Fulda war. Auch ein Kloster erstand in der Gegend als Gründung der Grafen, welches im Jahre 1207 an den Deutschen Orden kam. Derselbe errichtete hier eine Komthurei. Die letzten Grafen traten im Jahre 1219 in den Orden. Burg und Gericht gingen fast gleichzeitig dem Orden verloren, da die Thüringer Landgrafen Anspruch auf Ziegenhainer Schlösser erhoben und die Burg 1225 vom Landgrafen Konrad erobert wurde; Rechtsnachfolger der Thüringer Landgrafen waren dann die Landgrafen von Hessen. Noch unter Landgraf Hermann war die Burg in vorzüglichem Zustande. Es waren nach alten Amtsrechnungen ein eigentlicher Burgring vorhanden, das landgräfliche Haus oder der Palas, die Kemenate, die Kapelle, ein Jägerhaus, Backhaus mit Küche und Stallungen, wahrscheinlich auch Gebäude für die Burgmannen und Amtsleute. Zwei Thürme erhoben sich im Osten, zwischen ihnen lag das Thor. Von dort führte eine Zugbrücke über den Burggraben nach dem Pforthause, welches durch die Werke der Vorburg gedeckt war. Da das nahe Lichtenau immer mehr aufblühte, verlor Reichenbach demgemäß an Bedeutung. Es wurde hauptsächlich als Jagdschloß benutzt. Nachdem Landgraf Ludwig II. dort plötzlich gestorben war, wurde die Burg mehr und mehr vernachlässigt. 1486 erscheint es zuletzt unter den fürstlichen Schlössern, 1499 aber als Kornmagazin. 1697 standen wenigstens noch beide Thürme. Der Appell des Redners, „helft, helft, die letzten Reste alter Herrlichkeit vor gänzlichem Verfall zu retten“, fand in der Versammlung den Worten des Vorsitzenden des Touristenvereins Landesraths Klöffler zufolge warmen Anklang, sodaß eine sofort angestellte Sammlung ein recht erfreuliches Ergebniß zeitigte.

In der letzten Sitzung des Hessischen Geschichtsvereins zu Marburg, am 23. März sprach Herr Generalmajor z. D. von Apell über die Festung Ziegenhain. Den Ausführungen, die sich auf eingehende Forschungen im Staatsarchiv gründen, entnehmen wir nach der Oberhess. Ztg. Folgendes:

Im Jahre 1537 entschloß sich Landgraf Philipp der Großmüthige, Ziegenhain zu einer starken Festung zu machen. Die Festungsbauten, die etwa 1543 beendet waren, bildeten ein unregelmäßiges Viereck, dessen Ecken durch besonders starke Bollwerke, später Löwen-, Elephanten-, Greifen- und Drachenberg genannt, befestigt waren. Auf der zwischen Wall und Graben hinlaufenden Berme (Zwinger) wurde die Streichmauer erbaut, von der aus eine erfolgreiche Beschießung des Graben-Terrains möglich war. An der Streichmauer wurden auf der Mitte der Kurbinen Quartierhäuser für die Zwingerwachtposten erbaut. Um den Hauptgraben herum lief ein Weg hinter einem breiten Glacis, die Schar genannt, vor dem ein weiterer Graben, weniger tief als der Hauptgraben, der Schar- oder Vorgraben, lag. Der einzige Zugang zur Festung führte von der Vorstadt Weichhaus aus durch das sog. Philippsthor unmittelbar zum Schloß, dem Sitz der Burggrafen und Festungskommandanten. In unmittelbarer Nähe des Schlosses standen der Renthof, die Zehntscheuer, die Kirche und verschiedenartige Wirthschaftsgebäude. Im Norden der Stadt stand das Zeughaus, im Süden das Wagen-, Brau- und das Fruchthaus. In den folgenden Jahren war es Philipp's Bestreben, das Zeughaus mit Waffen und Munition und das Fruchthaus mit ausreichenden Frucht- und Lebensmittel-Vorräthen auszufüllen. Die Bewachung der Feste versah zunächst in Friedens- und Kriegszeiten die Bürgerschaft, wie aus dem im Jahre 1543 erlassenen „Burgfrieden“ hervorgeht. Im Schmalkaldischen Kriege standen an der Spitze der Vertheidiger Johann von Hertinghausen, Heinz von Lüder u. a. Als der unglückliche Ausgang des Krieges auch die Feste Ziegenhain dem Kaiser überlieferte, soll Heinz von Lüder jenen bekannten Beweis von Mannestreue erbracht haben, die dann durch Philipp in Gestalt der goldenen Kette belohnt worden sein soll. Im Einklang mit den Ausführungen des damaligen Pfarrers, jetzigen Superintendenten Wissemann auf der zu Ziegenhain abgehaltenen Jahresversammlung des Vereins vom Jahre 1895 (s. „Hessenland“ 1895, S. 210 f.) legte der Vortragende dar, daß diese Erzählung eine Legende und dem zeitgenössischen, gutunterrichteten Chronisten Wigand Lauze nicht bekannt gewesen sei. Die genaue Inventaraufnahme in Heinzens Testament gedenkt der goldenen Kette nicht, und eine Vererbung der Kette an die von Lüder zu Loshausen ist ausgeschlossen, da eine Verwandtschaft dieser mit Heinz nicht nachzuweisen ist. Er war vermuthlich bürgerlicher Herkunft. Zum Hauptmann der Festung Ziegenhain wurde der bisherige Oberamtmann der Grafschaft Niederkatzenelnbogen Reinhard Schenck zu Schweinsberg ernannt, der zugleich Amtmann des Amts Ziegenhain war. Von nun an versahen angeworbene Knechte in Friedenszeiten den Wachtdienst. Im Jahre 1576 wurde ein neues Fruchthaus, später eine Pulvermühle erbaut, die angeworbenen Knechte durch „Soldaten“ ersetzt, d. h. eine ständige Garnison schützte die Festung, welche nun die Vorstadt Weichhaus in den Befestigungsgürtel aufgenommen hatte. Es leuchtet ein, daß die Verstärkungen der Garnison und die bautechnischen

Veränderungen an den Festungswerken große Geldopfer kosteten. Gleichwohl blieb die Festung im Verlauf des dreißigjährigen Krieges ein starkes Bollwerk. Aus jener Zeit wird uns erzählt, daß der Wachtmeister Velten Muhly bei Riebelsdorf dem gefallenen kaiserlichen General Breda das große Schwert abgenommen habe, welches noch jetzt im Ziegenhainer Rathhause gezeigt wird. Allein, dieses Schwert ist ein Schlachtschwert, wie es Reiter nie getragen haben, und dürfte aus dem Zeughause stammen, wo im 17. Jahrhundert noch zwei derartige Schlachtschwerter vorhanden waren. Die reichen Vorräthe des Zeughauses überdauerten die Stürme des Krieges, mit Mühe hielt man die Festungswerke im Stand, die von einer stattlichen Besatzungsmannschaft beschirmt wurden, die allerdings mehr und mehr eine Versorgungsanstalt für erprobte, alte Krieger darstellte. Infolge Versagung der nothdürftigsten Unterhaltungsmittel war es unmöglich die Festungswerke derart zu erneuern, daß sie den anrückenden Franzosen hätte trotzen können. Am 23. August 1759 mußte das unbezwingbare Ziegenhain dem Feind die Thore öffnen, und zwei weitere Belagerungen in den folgenden Jahren brachten die Festungswerke und die Stadt in die traurigste Verfassung. Seitdem ging es mit der Festung stetig bergab. Noch einmal machte der Ausbruch der Revolutionskriege eine Neubefestigung nothwendig. Den dringenden Bitten des letzten Gouverneurs von Schenck um Geld gab der Kurfürst Wilhelm I. insofern nach, als er eine vollkommen unzureichende Summe bewilligte, und dadurch das Schicksal Ziegenhains nur noch beschleunigte. Am 1. November 1806 mußte der Kurfürst in die Uebergabe der Festung an die Franzosen einwilligen, und im folgenden Jahre fielen die stolzen Festungswerke für immer. — Am Schlusse der Sitzung wurde auf Anregung des Vorsitzenden Geheimraths Dr. Könnecke beschlossen, bei den im kommenden Sommer zu machenden Ausflügen vor allem hessische Burgen zu berücksichtigen. Ein demnächst erscheinendes gedrucktes Zirkular wird das Nähere enthalten.

Den letzten in der stattlichen Reihe der Vorträge des Monats März bildete der von Universitätsprofessor Dr. Kleinschmidt aus Heidelberg in der letzten Kasseler Monatsversammlung dieses Winters vom 26. März gehaltene über „Baierische Gesandtschaftsberichte aus dem Königreich Westfalen“. Diese Berichte befinden sich in dem Baierischen Geheimen Haus- und Staatsarchiv, welches der Forschung erst seit kurzem zugänglich geworden ist. Baiern hat in der Rheinbundszeit darauf gehalten, in der Hauptstadt des Königsreichs Westfalen durch besonders tüchtige Persönlichkeiten vertreten zu sein, alle drei Gesandten, die das Königreich Baiern am westfälischen Hofe gehabt hat, Max von Lerchenfeld, Wilibald von Rechberg und Graf Friedrich von Luxburg, von denen der letzte nur kurze Zeit im Jahre 1813 in Thätigkeit sein konnte, brachten in ihren Berichten Dinge von allgemeinem Interesse vor. Alle drei Berichterstatter wissen die in Kassel damals namentlich in Bezug auf die Miethpreise herrschende Theuerung zu vermelden, die finanziellen Nöthe müssen damals in Kassel sehr groß gewesen sein, was vornehmlich aus der Höhe der napoleonischen Anforderungen und der Höhe der Civilliste Jérôme's zu erklären sein wird. Hatten die Gesandten geglaubt in Kassel so recht an der Neuigkeitsquelle zu sitzen, so waren sie in einem erheblichen Irrthum befangen gewesen, Jérôme wie seine Minister waren so schlecht wie möglich unterrichtet, von dem französischen Geschäftsträger aber, dem aalglatten Reinhard, war so gut wie nichts herauszubringen. Selbst bei so wichtiger Gelegenheit, wie es die Abtrennung eines Theiles von Hannover, der einem Viertel des ganzen Königreichs entsprach, sein mußte, die Napoleon am 13. Dezember 1810 verfügte, erfuhr Jérôme erst durch seinen Minister Siméon nachträglich. Dieser las das Dekret nämlich am 15. Dezember im Moniteur. Desto besser war man in Paris über die Vorgänge in Kassel unterrichtet. Der Polizeichef Bercagny und seine Beamten erfuhren durch Spione alles und verfehlten nicht, nach Paris sofort Mittheilung zu machen. Dem westfälischen Militär wandten namentlich die beiden letzten Gesandten ihre Aufmerksamkeit zu. Rechberg wunderte sich darüber, in welch' kurzer Frist Jérôme, nachdem seine Truppen in dem russischen Feldzuge so gewaltige Verluste erlitten hatten — von 28 000 Mann waren nur 2000 zurückgekehrt —, sein Heer wieder zu reorganisiren verstand. Auch Graf Luxburg erschien das westfälische Kontingent überaus kriegstüchtig und gut ausgerüstet, eine Annahme, die Napoleon selbst allerdings nicht theilte, er ließ die westfälische Armee nämlich nicht als selbstständigen Truppentheil bestehen. Einige Schlaglichter ließ der Redner auch auf die darmstädter Verhältnisse jener Tage fallen und zwar nach den Berichten des baierischen Gesandten Oberst Sulzer. Dort bestand großes Vertrauen in Napoleon's Stern und noch nach dessen Niederlage bei Leipzig bedurfte es einer nicht eben zarten Einwirkung, um Darmstadt zum Anschluß an die Sache der Verbündeten zu bewegen. Der Vortrag, welcher eine große Reihe von fesselnden Einzelheiten bot, wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und der Vorsitzende des Abends, Dr. med. Schwarzkopf, widmete dem Vortragenden warme Dankesworte.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor Dr. med. Romberg zu Leipzig hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die Universität zu Marburg angenommen.

Todesfälle. Am 6. März verstarb zu Bönstadt im Kreise Friedberg der Senior der aktiven Geistlichen des Großherzogthums Hessen, Kirchenrath Richard Möbius, der in der Kürze sein 83. Lebensjahr und im Herbst l. Js. sein 60. definitives Dienstjahr vollendet haben würde, an Influenza. Seine Vorfahren gehörten seit 200 Jahren als Geistliche der hessischen Landeskirche an und entstammen einer Bürgerfamilie zu Gemünden an der Wohra, zu der auch Eobanus in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden hat. Dies und der weitere Umstand, daß die Mutter des Verstorbenen die Tochter des Professors und luth. Konsistorialraths Joh. Andr. Benignus Bergsträßer zu Hanau, des bekannten Entomologen, und dessen Gattin, einer geborenen Cancrin, gewesen ist, dürfte vorstehende Mittheilung für diese Blätter als interessant erscheinen lassen.

Am 25. März starb zu Hannover nach langem und schwerem Leiden Maximilian Freiherr v. Ditfurth, Oberleutnant a. D. Als jüngster Sohn des bekannten Hauptmanns und Militärhistorikers Maximilian Freiherr v. Ditfurth geboren, trat er zuerst in den österreichischen, nach 1870 aber in preußischen Kriegsdienst und gehörte längere Zeit dem 73. Infanterie-Regiment zu Hannover an. Seit längerer Zeit schwer leidend, hatte er sich schon seit einigen Jahren in das Privatleben zurückgezogen. Aus dem Nachlaß seines Vaters hat der Verstorbene verschiedene Schriften aus der hessischen Kriegsgeschichte veröffentlicht, auch das „Hessenland“ hat mehrere Aufsätze seiner Feder gebracht. **O. G.**



Personalien.

Ernannt: Regierungs- und Baurath Dankwerts zu Königsberg i. Pr. zum Meliorationsbaubeamten zu Kassel; die Referendare Auth, Dietrich und Kümmel zu Gerichtsassessoren; Landgerichtsrath von Linsingen in Marburg zum Landgerichtsdirektor in Hannover.

Versetzt: Reg.-Assessor Dr. zur Nieden von Breslau an das Oberpräsidium zu Kassel; Regierungsbaumeister Sarrazin in Marburg nach Büren; Revierförster Frischkorn von Großalmerode nach Horbach.

In den **Ruhestand** tritt: Meliorationsbaubeamter Regierungs- und Geheimer Baurath Schmidt zu Kassel.

Verlobt: Postpraktikant Paul Kleinsteuber mit Fräulein Mathilde Peter (Kassel, März); Dr. phil. W. Futterer mit Fräulein Elisabeth Siebert (Marburg, März); Landwirth Ludwig Spitz zu Reichenbach mit Fräulein Hulda Suntheim, Tochter des Gutsbesitzers (Laudenbach, März); Architekt Hans Fanghänel mit Fräulein Lizzie Scheel (Kassel, März).

Vermählt: Apotheker Klostermann zu Ducherow mit Fräulein Anna Schnell (Kassel, März).

Geboren: ein Sohn: Architekt August Leu und Frau Else, geb. Scheurmann (Koblenz, 18. März); Drogist Ed. Sobbe und Frau Martha, geb. Pfaff (Kassel, 24. März); eine Tochter: Reg.-Assessor Walther Fleck und Frau Martha, geb. Freiin von Lyncker (Marburg, 17. März); Pfarrer Vincenz Hahn und Frau Emma, geb. Kolbe (Floh, 24. März); Mechaniker Otto Fennel und Frau Marie, geb. Schäfer (Kassel, 24. März).

Gestorben: Landwirth Wilhelm Metge, 86 Jahre alt (Rittergut Hübenthal bei Witzenhausen, 13. März); Frau Pfarrer Etta Herbold, geb. Thon, 23 Jahre alt (Schwarzenborn, 14. März); Fräulein Luise Sprank, 60 Jahre alt (Witzenhausen, 15. März); Frau Marie Ulrich, geb. Wolff, Wittwe des Geh. Sanitätsraths, 84 Jahre alt (Kassel, 15. März); Frau Julie Heiderich, geb. Zinn, 71 Jahre alt (Kassel, 16. März); Frau Postmeister Friderike Schönknecht, geb. Dedolph, 52 Jahre alt (Witzenhausen, 16. März); Königl. Betriebs- und Verkehrs-Kontroleur z. D. Heinrich Reiter, 65 Jahre alt (Kassel, 17. März); Frau Amalie Schenck zu Schweinsberg, geb. Freiin Schenck zu Schweinsberg, Wittwe des früheren Landraths zu Homberg, 90 Jahre alt (Darmstadt, 18. März); Frau Apotheker Pauline Fischer, geb. Hartung, 61 Jahre alt (Homberg, 18. März); Schreiblehrer a. D. Justus Jäger, 80 Jahre alt (Kassel, 18. März); Frau Elise Degenhardt, geb. Gerlach, Wittwe des Lehrers (Kassel, 18. März); Gerichtsreferendar Wilhelm Stöcke, 30 Jahre alt (Witzenhausen, 18. März); Königl. Eisenbahnsekretär Emil Kempe, 57 Jahre alt (Kassel, 19. März); Rentier Wilhelm Felden, 77 Jahre alt (Marburg, 22. März); Frau Heinemann, geb. Kochendörffer, Wittwe des Hauptkassirers, 88 Jahre alt (Kassel, 20 März); Frau Katharine Dötenbier, geb. Schneider, Wittwe, 76 Jahre alt (Kassel, 23. März); Frau Oberlandesgerichts-Senats-Präsident Elisabeth Krüger, geb. Bindewald, 51 Jahre alt (Marburg, 24. März); Frau Karoline Heuser, geb. Pfaffenbach (Witzenhausen, März).

Briefkasten.

W. K. in Kassel. Weshalb die im Briefkasten der vor. Nr. angekündigte Fortsetzung der Mittheilungen aus der Selbstbiographie von Johann Heinrich Wolff, Architekt und Professor in Kassel, nicht zum Abdruck gelangen wird, werden Sie brieflich erfahren. Besten Gruß.

O. G. in Hildesheim. Besten Dank. Die Einsendung läßt sich verwenden unter der Rubrik „Aus alter und neuer Zeit“.

B. in Berlin. Die betr. Angelegenheit wird in der nächsten Nummer wieder einmal erörtert werden. Die Fälschung des Briefes ist bereits vielfach nachgewiesen, so auch im „Hessenland“ 1895, Nr. 6. Besten Dank.

A. B. in Wilmersdorf. Streifband-Porto wird den verehrl. Abonnenten nicht berechnet.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 8. XIV. Jahrgang. Kassel, 17. April 1900.

Versunknes Paradies.

Wie weht der Wind so scharf und kühl
Von meines Vaters Garten her,
Als kennte er den Ort nicht mehr,
Da unser Kinderlachen scholl,
So sorgenlos, so frühlingstoll!

Dort oben stand die Linde einst
Und wiegte sich im Sonnenschein.
Nun ging sie längst zur Ruhe ein.
Da man den Vater trug zu Grab,
Starb auch dem Baum die Krone ab.

Ein Kleidsaum streift am Grase hin,
Und auf dem Kiese knirscht ein Schritt,
Der achtlos unsre Spur zertritt.
Mir thut's im tiefsten Herzen weh,
Daß ich hier Andre hausen seh' . . .

Ich lehne an der Gartenthür
Und halte mit der müden Hand
Die alte Klinke fest umspannt
Und weine leise für mich hin,
Weil ich im Kindheitsparadies
So fremd, so fremd geworden bin.

Anna Ritter.

Flüchtige Stunde.

Im Kreise der Genossen,
Wie ist die Stunde schnell
Vor meinem Blick zerflossen —
Und war so schön und hell!

Ist gar nichts mir geblieben,
Als der Erinnrung Schein . . .
Bald wird auch der zerstieben
Und Alles dunkel sein!

Anna Ritter.





Der Soldatenhandel in Hessen.*)

Die soeben erschienene Schrift unseres hochverehrten Herrn Mitarbeiters über den „Soldatenhandel in Hessen" wird mit um so größerer Freude zu begrüßen sein, als sie über den so oft, aber nur selten in wirklich wissenschaftlicher Weise erörterten Gegenstand neue Aufklärungen bringt und so dazu beiträgt, unsere Kenntniß einer uns Hessen so nahe berührenden Angelegenheit zu bereichern.

Immer wieder tauchen hier und da (s. Preser a. a. O. S. 1—5) hämische Angriffe gegen Landgraf Friedrich II. auf, weil er mit England einen Allianzvertrag einging, nach welchem er ein „Auxiliär"-Corps von 12000 Mann gegen entsprechende Entschädigung in englischen Dienst gab, um den Engländern zu helfen, den Aufstand in Nordamerika niederzuwerfen. Das hessische Hilfscorps stand unter dem Befehl ausschließlich hessischer Offiziere und sollte nach Möglichkeit nur als Ganzes zur Verwendung gelangen. Wir haben es mit einem in aller Form geschlossenen Allianzvertrage zu thun (s. dessen Wortlaut in deutscher Sprache bei Preser a. a. O. S. 50—56), der lediglich aus den damaligen politischen Verhältnissen heraus zu beurtheilen ist, oder wie Preser es ausdrückt (S. 56): „Was nun den Krieg anbetrifft, für welchen Großbritanien sich in diesem Vertrage die Hülfe des hessischen Landgrafen sicherte, so kommt zu dessen Beurtheilnng und somit auch zur Beurtheilung des Landgrafen der Eindruck in Betracht, unter welchem damals die politischen Anschauungen der europäischen Höfe, sowie die Mehrzahl der damaligen maßgebenden politischen Persönlichkeiten standen." Der Abschluß von Subsidienverträgen war damals etwas allenthalben übliches. Der Landgraf handelte mit dem Abschluß des Subsidienvertrages somit durchaus „im Geist seiner Zeit", wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß, wie in England selbst so auch auf dem ganzen Kontinent, auch über die Kreise der französischen Encyklopädisten hinaus die Sympathie für die nordamerikanischen Freiheitskämpfer sehr verbreitet war. Dessenungeachtet sind seitens der Gelehrten und Schriftsteller der damaligen Zeit völlig objektive Aeußerungen häufiger, als man in der Regel annimmt. Selbstverständlich scheiden die Fürsten und Staatsmänner der damals mit England verfeindeten, bezw. ihm mehr als kühl gegenüberstehenden Staaten aus der Reihe der objektiv denkenden Beurtheiler aus, vor allem König Friedrich der Große von Preußen, der, wie dies Friedrich Kapp in seinem Buche „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts", 2. Aufl., Berlin 1874, mehrfach klipp und klar auseinandergesetzt hat (s. Seite 156 ff., S. 176 f.), ganz ausschließlich sein eigenes Interesse im Auge hatte. Nichts ist ungerechtfertigter als die Annahme, daß Friedrich aus Sympathie für die „amerikanischen Rebellen dem Landgrafen von Hessen feindlich gegenübergetreten sei". (Kapp S. 159.)

Bekanntlich stellt sich Kapp im allgemeinen dennoch auf einen dem Landgrafen Friedrich und seinen Hessen ungünstigen Standpunkt, vornehmlich, weil er die in Deutschland heute allgemein gewordene Anschauung, daß die Subsidienverträge der deutschen Fürsten früherer Jahrhunderte jetzt glücklicherweise eine überwundene Erscheinung sind (s. Preser S. 49), auch schon für die Vergangenheit als maßgebend hinstellen möchte.

Immerhin beruht sein Buch, wie auch Preser (S. 84) mit Fug und Recht betont, auf wissenschaftlicher Grundlage, mithin ist von einer Gegenschrift, welche die gleiche Anerkennung für sich beansprucht, zu verlangen, daß sie Schritt für Schritt an der Hand der Quellen ihm entgegentritt. Und von Preser ist im Gegensatz zu anderen von hessischer Seite ausgehenden Veröffentlichungen zuzugestehen, daß er dementsprechend vorzugehen bestrebt ist.

So mannigfach die Angriffe auch heute noch auf unsere Väter niederhageln, die sich wie „Ochsen, Schafe und Schweine" hätten verkaufen lassen, besonders aber auf „den gewissenlosen Seelenschacher" des Landgrafen, — sorgfältige Zusammenstellungen der diesbezüglichen neuesten Auslassungen giebt Oberbibliothekar Dr. Edward Lohmeyer in seinem jährlich den Mittheilungen

*) Carl Preser. „Der Soldatenhandel in Hessen." Versuch einer Abrechnung. Marburg (N. G. Elwert) 1900. VII, 98 S. 8°.

des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde beigefügten Verzeichniß hessischer Literatur — ist doch andererseits hervorzuheben, daß die Zahl der ruhig prüfenden und auf Grund ihrer Prüfung zu für die Hessen günstigeren Ergebnissen gelangenden Beurtheiler ebenfalls wächst, wenngleich nicht in gleichem Maße. Die Stimmen, welche günstiger urtheilen, sind um so gewichtiger. Wenn Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. in seiner Kabinetsordre vom 24. Januar 1899 an das Generalkommando des XI. Armeecorps von den hessischen Truppen sagt: „An den blutigen Tagen von Wörth, Sedan, Orleans, Le Mans, St. Quentin, vor Metz und vor Paris bewährten sie die althessische Tapferkeit in neuen Großthaten, würdig der Ahnen, die in zahllosen Kämpfen auf den Schlachtfeldern von fast ganz Europa und in der neuen Welt unverwelkliche Ruhmeskränze um ihre Fahnen gewunden hatten", so sind damit unbedingt die Aufstellungen von dem „gewissenlosen Seelenschacher" kurz und bündig zurückgewiesen. Wie „Ochsen, Schafe und Schweine" verkaufte Truppen „eines Seelenschacherers" können keine Ruhmeskränze um ihre Fahnen winden. Se. Majestät hat sich mit seiner Aeußerung einfach auf den Boden der in maßgebenden preußischen Militärkreisen heute durchweg herrschenden Anschauung gestellt, wie sie sich beispielsweise in einem dem Offiziercorps gehaltenen Vortrag von J. N. äußert, der an nicht geringerer Stelle als im Beiheft zum „Militär-Wochenblatt" von 1884, Heft 8, S. 332—352 veröffentlicht ist. Von ähnlichen Gesichtspunkten geht Generalmajor Freiherr von Werthern in seiner gleichfalls lesenswerthen Schrift: „Die hessischen Hülfstruppen im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege", Kassel, 1895, aus, die ebenso auf einem einem preußischen Offiziercorps, nämlich dem des Husarenregiments Hessen-Homburg in Kassel, und zwar in diesem Falle von seinem Kommandeur gehaltenen Vortrage beruht. (Vgl. „Hessenland" 1895, S. 110 f. Besprechung von Dr. W. Lange.)

In der Schrift von J. N. faßt der Verfasser sein Urtheil über die von ihm erörterten Subsidienverträge des 17. und 18. Jahrhunderts in den Worten zusammen (S. 338): „Die Abschließung eines Subsidienvertrages mit einer auswärtigen Macht an sich war nichts Anderes, als was, wie schon dargelegt, alle deutschen Fürsten seit einem Jahrhundert gethan." Alle hatten sie es gethan, auch Brandenburg-Preußen (J. N. S. 335), das wird von preußischer Seite gar nicht mehr bestritten. Preser verbreitet sich auch hierüber ausführlich (S. 28—35).

Im ersten Theil seines Buches legt er dar, wie der Abschluß von Subsidienverträgen weder dem Reichsrechte noch der hessischen Landesverfassung widersprach, eine Beweisführung, die von ihm bereits im Jahre 1888 in einem „Ueber die angeblich nach Amerika verkauften Hessen" betitelten Aufsatze im „Hessenland" angetreten worden war, einem Aufsatze, der zum Theil der jetzigen Veröffentlichung zu Grunde gelegt ist. Aber nur zum Theil. War einst auch Preser der Ansicht, daß die Werbung in Hessen gänzlich ausgeschlossen gewesen sei, so erkennt er jetzt offen an, daß nach der hessischen Cantonverfassung vom 6. Dezember 1762 die Werbung an sich nicht aufgehoben war, verboten war allerdings die Anwendung von Zwang bei den Werbungen (S. 10 ff.), wie dies auch bereits in dem Aufsatze von v. W. „Rekrutirung und Werbung unter Landgraf Friedrich II." im „Hessenland" 1899, S. 315 ff. des Nähern dargelegt ist.

Werbungen konnten die hessischen Truppen nach Lage der Verhältnisse ebensowenig entbehren, wie die preußischen. Ueber die Frage, wie Landgraf Friedrich sich zu den Uebergriffen seiner Werber gestellt hat, läßt sich noch Manches beibringen. Das Kriegsarchiv des Großen Generalstabs in Berlin, in welchem eine stattliche Anzahl auf die Theilnahme der Hessen-Kassel'schen und Hessen-Hanauischen Truppen am nordamerikanischen Freiheitskriege bezüglicher Aktenbände vorhanden ist, birgt auch über diesen Gegenstand werthvolles Material.

War in Hessen bislang die Anschauung gang und gäbe, Landgraf Friedrich habe bei Abschluß des Vertrages vom 15. Januar 1776 lediglich den Ständen nachgegeben, so beweist Preser jetzt, daß diese auf Irrthum beruht. (S. 76.) Das ist von Wichtigkeit. Die Stände waren damals in der That garnicht versammelt. Sie haben einige Jahre später feierlich erklärt, das Hoheitsrecht ihrer Landgrafen auf Schließung von Subsidienverträgen mit anderen Mächten durchaus nicht anzweifeln zu wollen (Preser S. 25, vgl. Pfeiffer, Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen. S. 166, 168 ff.). Es ist recht erfreulich, daß Preser so offen die Mär von dem Drängen der Stände auf Abschluß des Vertrages bekämpft, das bislang immer behauptet wurde, ohne daß irgend welche Gründe dafür beizubringen waren.

Vielleicht läßt sich später noch weitere Aufklärung über die persönliche Stellung des Landgrafen zu dem Subsidientraktat gewinnen, es fehlt nicht an Anhaltspunkten, daß er von vornherein nicht besonders geneigt war, auf die englischen Vorschläge einzugehen, daß er vielmehr erst durch seinen Minister, den General von Schlieffen,

dazu beredet werden mußte, und daß niemand anders als dieser bedeutende Mann der eigentliche Urheber des Anschlusses des Landgrafen an England war. Jedenfalls hat Schlieffen seine 300 Pfund Sterling lebenslängliche Pension von England (Kapp, S. 236) nicht ohne besondere Veranlassung erhalten.

Persönliche Briefe des Landgrafen an König Georg III. von England scheinen noch nicht bekannt geworden zu sein, wohingegen ein ziemlich lebhafter Briefwechsel zwischen dem König und Friedrich's Sohn, dem Erbprinzen Wilhelm, Regenten der Grafschaft Hanau, der ein leiblicher Vetter des Königs war, aufgefunden worden ist. Die bei Kapp in seinen Beilagen (S. 243 ff.) aus diesem Briefwechsel gegebenen Stücke sind noch erheblich zu vermehren. Vergessen dürfen wir nicht, daß Landgraf Friedrich's Heirath mit König Georg's II. Tochter Maria, der Tante Georg's III., nicht seiner Schwester, wie selbst J. N. (a. a. O. S. 346) annimmt, für ihn manche bittere Stunde im Gefolge gehabt hatte, freilich nicht ohne eigne Schuld. Persönliche Vorliebe für England kann er unmöglich gehabt haben. Dementsprechend wird ein etwaiger Briefwechsel mit dem König sich auf das Nothwendigste beschränkt haben. Seine bekannten französischen Sympathien zu bemeistern hat Friedrich verstanden, er fügte sich Schlieffen's vermuthlich recht eindringlich gehaltenen Rathschlägen.

Ein anderer Punkt, den Preser mit Recht in den Vordergrund schiebt, ist die finanzielle Seite der Angelegenheit; es ist um so dankenswerther, daß er sich dazu entschlossen hat, als noch im vorigen Jahre Professor Gotthold Marseille in Pyritz in der Beilage zum Programm des dortigen Gymnasiums, die den Titel führt: „Tagebuchblätter eines hessischen Offiziers aus der Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges" (S. 5) — der 1. und 2. Theil der Arbeit sind soeben bei der Redaktion eingegangen — vermuthlich unter Bezugnahme auf Kapp (S. 51) erklärt, Landgraf Friedrich habe nach seinem Tode nahe an 60 Millionen Thaler baares Vermögen hinterlassen, und noch dazu bei seinen Bauten und großen sonstigen Aufwendungen für das Land (Preser, S. VI, 5 f., 24, 85—88), von seinen persönlichen Ausgaben völlig abgesehen. Nach den von Preser mitgetheilten genauen Zahlen, die den im Staatsarchiv zu Marburg aufbewahrten Aufzeichnungen der Kommission entnommen sind, welche auf der Grenze der Jahre 1830 und 1831 die Feststellung des landesherrlichen Vermögens sowie dessen Theilung zwischen dem regierenden Hause und dem Lande zu besorgen hatte, wurde das reine Vermögen nach Abzug der auf 8 229 986 fl. 15 Kr. berechneten Schulden des Landesherrn und des Landes insgesammt mit 28 507 434 fl. 33½ Kr. eingeschätzt. Damit ist allem Gerede von der obigen kolossalen Summe ein für alle Mal ein Ende gemacht.

Nicht überflüssig ist, daß Preser (S. 75—79) nachdrücklich die weitverbreitete Meinung bekämpft, der Landgraf habe auf Kosten seiner Soldaten sich am Rekruten-(Werbe-)geld wie an der Löhnung seiner Truppen bereichert, die von Kapp in seiner Kritik über die anonym erschienene Schrift „Friedrich II. und die neuere Geschichtsschreibung" im 42. Bande der historischen Zeitschrift vom Jahre 1879 schon wesentlich eingeschränkt ist. Dieser Punkt verdient indeß noch nähere Beleuchtung und Aufklärung. Die hier angezogene Kritik Kapp's ist in größeren Kreisen weniger bekannt, wie überhaupt der Durchschnitt der literarischen Vertreter der Schmähungen auf Landgraf Friedrich und seine Hessen sich so wenig über die Angelegenheit, über welche sie in maßgebender Weise mitreden wollen, unterrichtet hat, daß es ihnen durchaus entgangen ist, wie die alten Ladenhüter, die immer wieder vorgebracht werden, bei Kapp zum Theil längst schon widerlegt sind.

Dahin gehört neben der oben bereits erwähnten Fruktifizirung der Aeußerungen bezw. angeblichen Aeußerungen Friedrich's des Großen auch der famose Brief des Landgrafen an seinen Oberstkommandirenden in Amerika „Baron Hohendorff" (s. neben Preser, S. 89 f., auch „Hessenland" 1895, Nr. 6), von dem Bibliothekar der Landesbibliothek Dr. Hugo Brunner im vorigen Jahre in einem Unterhaltungsabende des Geschichtsvereins zu Kassel an der Hand des Buches „L'Espion dévalisé par Baudouin de Guémadeuc", Londres 1782—1783 (S. 205—209), klarlegte, wie er nichts als eine fast gleichzeitig entstandene „plaisanterie" sei. Auf diesen Brief ist noch vor einigen Tagen eine sonst gut geleitete Zeitung, die in Berlin herausgegebene „Deutsche Zeitung" (Briefkasten der Nr. 75 vom 30. März) hineingefallen, die außerdem nicht einmal zu wissen scheint, daß in England zur Zeit der Empörung der Nordamerikaner König Georg III. regierte, und nicht mehr Landgraf Friedrich's II. Schwiegervater Georg II. So schlecht ist es noch mit den studirten deutschen Literaten der Gegenwart bestellt, wo bleiben da aber erst die weniger Gebildeten. Dem Dichter Seume, dem wir hauptsächlich die gehässigen Urtheile zuzuschreiben haben, denen Landgraf Friedrich und seine Hessen in der Literatur be-

gegnen, ließ Preser am Schluß seines Buches (S. 91 ff.) eine kräftige Abfuhr zukommen, wobei die neuere einschlägige Literatur geschickt verwerthet ist. (Vgl. auch Wilhelm Schoof „Seume's Beziehungen zu Hessen". „Hessenland" 1899, S. 54 ff.)

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Buch Preser's eines zahlreichen Leserkreises nicht zu entbehren haben. Wünschen wir ihm Beachtung auch außerhalb der Grenzen des Hessenlandes, wo seine Verbreitung, wie die nicht enden wollenden unverständigen, mangelnde Kenntniß der Wahrheit bezeugenden Angriffe beweisen, höchst nöthig ist.

W. G.



Das stehende hessische Heer von 1670—1866.

Ein Abriß seiner Geschichte. Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

Der hessische Landgraf hatte sich mit seinem Kriegsvolke von dem großen Heere getrennt, dann mit den Brandenburgern und den Lüttichern sich vereinigt und rückte in das Lützelburgische ein, um den General Boufflers aufzusuchen. Der Landgraf marschirte nach Condroz, einer Landschaft, die zum Bisthum Lüttich gehörte, dann ging er bei Hatton über die Ourte, da Boufflers bei Rochefort an der Lesse, einem Seitenflusse der Sambre, Stellung genommen hatte, und beabsichtigte, den französischen Feldherrn zum Treffen zu bringen. Auch schien der Franzose eine Schlacht annehmen zu wollen, der Landgraf stellte sein Heer in Schlachtordnung, als sie der Feinde ansichtig wurden; allein Boufflers verstand sich nicht zum Kampfe und Landgraf Karl zog nun in's Lütticher Land, das er für die nächste Zeit deckte. Bald darauf endigte der Feldzug von 1691, die Heere gingen in die Winterquartiere, die Hessen in der Wetterau und im Westerwalde.

Das Jahr 1692 zeigte den Höhepunkt der französischen Macht, sie blieb fast überall zu Lande siegreich und in der Uebermacht — allein zur See wurde das Uebergewicht Ludwig's XIV. gebrochen, seine Flotte erlitt am 29. Mai neuen Stils bei la Hogue eine furchtbare Niederlage. Von dieser Katastrophe der französischen Seemacht begann die Entwickelung der Seeherrschaft Englands, die sich nun zur unerträglichen Vergewaltigung aller übrigen Nationen auf dem Meere gesteigert hat.

Der Hessenfürst führte seine Regimenter aus den Winterquartieren in der Wetterau und im Westerwalde im Frühjahre mit den Kontingenten des oberrheinischen Kreises an die Bergstraße, um hier den Rhein zu decken. Später überschritt er mit seinem Heere bei Mainz den Strom und führte es am linken Ufer gegen Worms, wo der Marschall de Lorges mit der französischen Armee stand. Ein Kapuzinerkloster bei Worms war von Franzosen besetzt, einige Kompagnien Grenadiere und Dragoner griffen an. Die Besatzung vertheidigte sich tapfer, zündete aber zuletzt das Kloster an und zog sich in die Kirche zurück. Trotz kräftiger Gegenwehr drangen aber die Hessen durch die Fenster in die Kirche ein und machten nun in der Furie an 200 Franzosen nieder, obwohl diese ein weißes Tuch aufsteckten. Der Rest mit einem Oberstleutnant wurde gefangen. Auf hessischer Seite blieb der Dragonerkapitän von Cornberg und 40 Gemeine, 30 wurden verwundet. Während des Kampfes um das Kloster war französische Reiterei sichtbar geworden und durch kaiserliche Husaren angegriffen und zurückgetrieben worden, hierbei waren 120 feindliche Reiter niedergehauen und 30 gefangen genommen worden.

Der Marschall hatte während dieser Gefechte seine Armee bis auf eine halbe Wegstunde an das hessische Lager herangeführt, und es schien nun zu einem Haupttreffen kommen zu sollen. Der Landgraf stellte sein Heer in Schlachtordnung, doch bevor dies vollendet war, zog das französische ab, um bei Pfeddersheim Stellung zu nehmen. Landgraf Karl sandte den Feldzeugmeister Grafen zur Lippe mit 2000 Reitern vor, um die französische Nachhut anzugreifen, und folgte selbst mit dem Heere. Lippe hatte kaum den Paß bei Pfeddersheim durchzogen, um auf die Höhe vorzurücken als die französische Armee in Schlachtordnung sichtbar wurde. Ihr linker Flügel ging sogleich auf Lippe los, der aber dem Angriff nicht stehen konnte, da das hessische Heer noch nicht herangekommen war, daher ging Lippe schleunig mit seinen Reitern durch den Paß zurück und nahm von Neuem Stellung. Der Landgraf kam mit dem Hauptcorps an und ordnete es in Schlachtstellung, doch fand er keinen zum Vormarsche geeigneten Weg, und so kam ein größeres Treffen wieder nicht zu Stande. Am 3. Juli Nachts passirte das Heer bei Mainz den Rhein, rückte

an die Bergstraße und vereinigte sich mit dem Heere des Markgrafen von Baireuth, und am 19./29. Juli brach die ganze Armee gegen Wiesloch auf, von wo am 1./11. August gegen Heidelberg vorgerückt wurde.

Es folgten Uebergänge über den Rhein auf Schiffbrücken in der Gegend von Mannheim, endlich am 1. September n. St. auf das linke Flußufer, worauf der Landgraf mit seinem Heere gegen Speyer rückte, während der Markgraf auf Dudenhofen zog. Am 4./14. September früh 4 Uhr bekam man den Feind bei Speyer zu Gesicht, 16—18000 Mann stark. Die Armee war die ganze Nacht durch marschirt, doch stellte Landgraf Karl sie alsbald in Schlachtordnung, den linken Flügel bei Dudenhofen, den rechten bei der Wormser Warte. Das Feuer des Geschützes wurde von beiden Seiten eröffnet, mit Musketen, fünf Stunden lang gefeuert, ohne Erfolg und nennenswerthe Verluste. Während der Nacht legten die Franzosen Verschanzungen an, und den 5. September n. St. begann wieder das Geschützfeuer, der beabsichtigte Angriff auf die Franzosen unterblieb als aussichtslos. In diesem Treffen blieben 1 Obrist, 1 Obristwachtmeister, einige Hauptleute und Leutnants sowie 2—300 Gemeine, ebensoviele wurden verwundet. Der Feind hatte viel geringeren Verlust, weil er seine Truppen und sein Geschütz vortheilhafter aufgestellt hatte.

Der Landgraf faßte nach verschiedenen Bewegungen am Rhein noch den Plan, die Ebernburg in der untern Pfalz an der Nahe zu erobern, und führte ein starkes Truppencorps von der Gegend von Worms nach der Ebernburg, nachdem er den Generalmajor von Spiegel mit 2000 Reitern und Dragonern am 21. September hatte voraus marschiren lassen, um die Ebernburg zu berennen. Am 24. wurde das Lager aufgeschlagen, und der Landgraf erkundete nun mit dem Feldzeugmeister Thüngen die Festung, und ein Theil der Truppen arbeitete an Herstellung der Laufgräben. Gegen diese Arbeiten, zu denen am 26. Batterien aufgeworfen waren, ließen die Belagerten eine Mine springen, ohne eine Wirkung hervorzurufen. Die Festung wurde am 27. aufgefordert, sich zu ergeben, doch schlug der Kommandant die Uebergabe ab. Der Franzose sandte als Erwiderung dem deutschen Generale einige Hahnen, Feldhühner sowie 20 Quart Wein in das Lager mit der Eröffnung, daß ihm dergleichen Lebensmittel noch mehr zur Verfügung ständen. Auf diesen Scherz wurden in der folgenden Nacht einige Karthaunen und andere Geschütze auf die drei fertigen Batterien gebracht, und am 28. früh kam großes Geschütz und Mörser aus Mainz an. Das Feuer wurde kräftig eröffnet, am 29. fortgesetzt, und am 30. gelang es, in dem Schlosse durch Bomben einen Brand zu entzünden, der indessen bald gelöscht wurde. Am 2. Oktober traf eine Verstärkung von Truppen aus Koblenz, Mainz und Rheinfels bei dem Belagerungscorps ein und gegen das Schloß wurden neue Batterien erbaut, auch die Laufgräben fortgesetzt. So waren am 6. Oktober die Anstalten zum Sturme bereit, die Laufgräben bis dicht an die Contrescarpe vorgerückt.

Doch in der Nacht traf ein Courier von dem Markgrafen von Baireuth ein, daß die Franzosen zum Entsatze von Ebernburg heranzögen; im Laufe des 7. Oktobers trafen Nachrichten davon von verschiedenen Seiten ein, auch zeigte sich bereits Reiterei in der Nähe. Der Landgraf berief deshalb einen Kriegsrath, worin beschlossen wurde, die Belagerung aufzuheben. Am 8. Oktober wurden noch 30 Bomben auf das Schloß geworfen, das Lager aufgehoben und ein Theil des Heeres nach Bingen und hier über den Rhein geführt, Thüngen marschirte mit 3000 Mann nach Mainz, wo er von nun an wieder den Befehl zu führen hatte. Das Geschütz und das Gepäck wurde am folgenden Tage dem Heere nachgeführt und unter dem Schutze von 2 Regimentern Fußvolk über den Rhein gesetzt.

Die deutsche Armee zog am 9. Oktober auf das rechte Rheinufer zurück, die Schiffbrücke bei Sandhofen, etwas unterhalb Mannheims am rechten Rheinufer, die seither die Verbindung der Länder des rechten und des linken Ufers in diesen Gegenden aufrecht erhalten hatte, wurde abgebrochen. Die Winterquartiere wurden vertheilt und die Kriegsvölker zogen am 12. Oktober dahin ab. Der hessische Generalwachtmeister Baron von Schlitz genannt von Görz rückte mit seinem Regimente zu Fuß und drei Kompagnieen zu Pferd in sein früheres Winterquartier zu Koblenz; die übrige hessische Reiterei wurde nach dem rechten Rheinufer, meistentheils in die hessische Grafschaft Katzenelnbogen verlegt.

Die französische Armee bezog die Winterquartiere im Ober- und Unter-Elsaß, im Hunsrück und theilweise in Lothringen. Der Generalleutnant Graf von Tallard besetzte Landau mit 6000 Mann; er war dazu ausersehen, eine Kriegsthat auszuführen, von der der französische König sich großen Erfolg versprach.

Der Landgraf von Hessen begab sich in seine Residenz Kassel, wo er in diesen Jahren viele und große Regentenobliegenheiten zu erfüllen hatte.

Durch die Aufnahme eines Theiles der von dem allerchristlichsten König aus ihrer Heimath vertriebenen Hugenotten in Hessen waren dem Landesherrn neue Aufgaben erwachsen; sowohl in seiner Hauptstadt gründete er einen neuen Stadttheil für jene in sein Land geflüchteten Franzosen, wie eine Anzahl kleinerer Kolonien derselben an verschiedenen Orten Hessens angesiedelt wurden. Die Thätigkeit des Landgrafen wurde daher in den nächsten Monaten stark in Anspruch genommen. Der Fürst entfaltete, außer den bezeichneten Werken des Friedens, kräftige Sorge für seine Heeresmacht, die in dem Feldzug von 1692 wiederum bedeutende Verluste erlitten hatte. Als Kreisobrist des oberrheinischen Kreises fühlte Landgraf Karl dem Reiche gegenüber eine besonders hohe Verantwortung, und er bemühte sich, seine in dem Wirrwarr der Reichsverfassung höchst schwierige Stellung gewissenhaft und kräftig auszufüllen.

Wir werden noch in diesem Jahre 1692 ein herrliches Beispiel kennen lernen, wie dieser Fürst und sein hessisches Kriegsvolk eine Probe von Heldenmuth gaben. —

(Fortsetzung folgt.)



Revanche für Speierbach.

Eine Soldaten-Geschichte von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

2.

Wochen waren bereits hingegangen, ohne daß Fritz von dem Werktisch vor dem kleinen Fenster der Urban'schen Werkstatt fortgekommen wäre, als der Meister ihn eines Morgens zum Schmieren der Uhren mit auf den Thurm nahm.

Wäre der Uhrmacher etwas weniger in seine handwerksmäßige Beschäftigung vertieft gewesen, so hätte ihm die Freude der beiden jungen Menschen bei dem unverhofften Wiedersehen auffallen müssen. Aber der Meister hatte zu viel das Räderwerk seiner Uhr im Auge, als daß er die glückstrahlenden Augen und die gerötheten Wangen der Kinder hätte bemerken sollen, und nun gar, als er die Beiden mit der Fritz ertheilten Weisung allein ließ: „Packe das Geschirr zusammen und warte meiner, indessen ich dem alten Merkel die Tageszeit zuspreche."

Das war der Augenblick, wo sich die Beiden ungestört unterhalten und mittheilend ihr Herz erleichtern konnten. Agathe erzählte, wie es ihr jetzt so einsam hier oben sei, und wie sie sich tagtäglich gewünscht habe, ihn einmal wiederzusehen. Der Knabe führte sie dagegen an die Brüstung der Altane, deutete hinüber auf die altersgrauen Dächer, zeigte ihr auf dem gerade gegenüber liegenden das kleine Dachfensterchen und erzählte ihr dabei, wie er fast jeden Tag in den Mittagsstunden von dort heraufgeschaut, und wie er sich jedes Mal gefreut habe, wenn durch die Zwischenräume der Geländerpfosten etwas Helles, das er für ihr Kattunkleid gehalten habe, geschimmert hätte. Wie er das gethan, wenn Abends der Mond wie ein großer Silberknopf über der Thurmspitze gestanden und die Sternlein freundlich darüber geblinkt hätten. Und er bat sie, und sie versprach ihm, zur Mittagsstunde von diesem Platze aus öfters herunterzuschauen, und er gelobte, treue Wacht zu halten auf seinem Posten und, sobald es gehen werde, wieder auf dem Thurm zu sein.

So verplauderten die Kinder die paar Minuten ihres Alleinseins, bis Meister Urban's polternder Schritt erdröhnte, und seine rauhe Stimme zum Aufbruch mahnte.

Von dieser Stunde an mußte der Lehrbube seinen Meister stets auf dessen Gängen zur Thurmuhr begleiten; denn es galt dem Alten, seinen lernbegierigen Schüler auch in diesen Theil seines Gewerbes einzuführen. Und lernbegierig war Fritz; nie hat wohl ein Meister einen eifrigeren Lehrling unterwiesen, als den Meister Urban's, den so verschrieenen Allerweltswildfang, Kantors Fritz. Auch sonst schien der Knabe wie umgewandelt. Nie sah man ihn Abends mit seinesgleichen die Gassen des Städtchens durchstreifen, wie diese es zum Leidwesen von Eltern und Lehrherrn thaten. Er hielt sich still daheim und machte zusehends Fortschritte in seinem Handwerke.

Mittlerweile kehrte der Winter in das Land und mit ihm das Zipperlein bei Meister Urban ein. Da war es bei dem Alten mit dem Thurmgehen aus, er war genöthigt, das Aufziehen, Reguliren und Schmieren der Thurmuhr seinem Lehrling allein zu überlassen. Auch hatte er das nie zu bereuen, denn keine Klage über die Uhr ward während seiner Krankheit im Städtchen laut. Dadurch stieg Fritz so in seiner Gunst, daß er ihm diesen Geschäftszweig auch nach seiner Genesung

zur alleinigen Besorgung überließ, zudem das Ersteigen des Thurmes doch jedes Mal eine Strapaze für ihn war. Gegen den Kantor war Meister Urban über seinen Zögling stets des Lobes voll, was diesen sichtlich erfreute. Dieser Umschlag in Fritzens Wesen that dem alten Soldaten wohl, aber er hätte sich noch mehr gefreut, wenn sein Sohn mehr, als es geschah, das elterliche Haus aufgesucht hätte; so kam er jedoch nur dann, wenn er reine Leibwäsche für die Woche bedurfte.

Auf diese Weise verstrichen zwei Jahre von der Lehrzeit des Knaben in tiefstem Frieden. Da sollte dieses Stillleben mit einem Male in der gewaltsamsten Weise unterbrochen werden.

Meister Urban's Küche besorgte seit Jahren eine alte Jungfer, Namens Susanne, die neugierig wie keine zweite im Städtchen war. Ihren Späherblicken und ihrem Scharfsinn war es endlich gelungen, den Grund von dem zurückgezogenen Leben des jungen Burschen in den traulichen Beziehungen zwischen Fritz und Agathe zu entdecken. Einmal aber dahinter gekommen, hatte sie auch nichts Eiligeres zu thun, als die Neuigkeit ihrem Brotherrn mitzutheilen.

Der alte Hagestolz und Weiberfeind war davon in der unangenehmsten Weise überrascht. Er eilte sofort zu dem Thürmer, ihn beschwörend, seinem Kinde allen Umgang mit seinem Lehrburschen zu untersagen. Merkel hatte bisher gegen die Annäherung der Kinder nichts einzuwenden gehabt, doch fürchtete auch er jetzt das Entstehen einer ernsten Leidenschaft wegen der Feindschaft des alten Hellwig gegen ihn und seine Familie. Er entschloß sich daher, einen Plan, dessen Verwirklichung erst später von ihm in Aussicht genommen war, schon jetzt auszuführen und seine Agathe nach Kassel zu bringen, wo sie in dem „Wilden Mann“, dem damals bevorzugtesten Gasthof der Residenz, die Feinheiten der Kochkunst erlernen sollte.

Dieser rasch zur Ausführung gebrachte Entschluß aber war das Signal zu einer durchgreifenden Veränderung des gesammten Theaters, auf dem sich unsere bisher so ruhig verlaufene Erzählung abspielt.

Am Morgen nach Agathens Abreise war auch Fritz Hellwig verschwunden — zum grenzenlosen Erstaunen Meister Urban's und zur womöglich noch größeren Wuth des alten Kantors. Der Letztere empfing noch an demselben Tage nachstehenden Brief:

„Lieber Vater!

„Bei Meister Urban ferner auszuhalten habe ich keine Lust; es ist mir auch nicht möglich. Das Warum ist meine Sache; doch wird darüber auch Meister Urban, der es so gut versteht, Geheimnisse zu verrathen, Auskunft geben können. Da Du mir aber bei der Wahl meines Berufes und Lehrherrn vordem gesagt hast, wenn ich aus der Lehre liefe, so brauchte ich Dir nicht wieder zu kommen, ich solle vielmehr nur zum Kalbfell schwören, so habe ich von Deiner Erlaubniß Gebrauch gemacht und bin unter die Grenadiere gegangen.

Indem ich Dir verspreche, Deinem ehemaligen Stande Ehre zu machen, verbleibe ich Dein gehorsamster Fritz.“

Hellwig war von diesem Briefe mehr als überrascht. Er eilte augenblicklich zum alten Urban, dessen Zorn gleichfalls unbeschreiblich war.

„Bei mir nicht aushalten können?“ schrie er, „bei Meister Urban nicht, der den Burschen gehalten hat wie seinen Augapfel? Den Vorwurf habe ich nicht zu lesen erwartet! Pfui der Lüge! Die alte Susanne hat nur zu sehr Recht! Hinter der Agathe ist der Schlingel her! Jetzt liegt alles klar!“

„Sollte mir kommen mit dem bleichsüchtigen Thürmersding; ich wollte ihn, daß er den Himmel für eine Baßgeige ansehen sollte —“ fiel ihm der Kantor hitzig in die Rede und ließ seinen Arm die Bewegungen eines Büttels bei Ausführung seiner Amtshandlungen beschreiben.

Lassen wir die beiden Alten über ihren zornigen Berathschlagungen und sehen uns nach dem Flüchtling selbst um. Um seiner Jugendgespielin nahe zu bleiben, die ihn von ihrer bevorstehenden Uebersiedelung nach der Residenz in Kenntniß gesetzt hatte, war er wirklich in Kassel Soldat geworden; Agathe hatte er von diesem Plane vorher nicht in Kenntniß gesetzt, in der Hoffnung, sie durch sein plötzliches Erscheinen in Kassel um so mehr zu erfreuen. Er hatte sich in den letzten Jahren zu einem schönen, kräftigen Burschen entwickelt, und so war er von einem der bewährten hessischen Grenadierbataillone, von denen jedes Regiment eins hatte, mit offenen Armen aufgenommen worden.

„Wie wird Agathe überrascht sein, wenn sie Dich erblickt!“ sagte er selbstgefällig zu sich, als er nach seiner Einkleidung vor das kleine Wandspiegelchen der Kasernenstube getreten war und sein Blick seine Figur musternd überflogen hatte. Doch war von freudiger Ueberraschung, wie er sie sich ausgemalt, bei dem Mädchen wenig die Rede. Wohl war es erstaunt, aber was Fritz zu hören bekam, das war ein ernster Tadel über seinen unbesonnenen Streich, ein Tadel, den er am allerwenigsten von ihrem Munde zu vernehmen erwartet hatte, weil seine Handlung ja aus reiner Zuneigung zu ihr entsprungen war. An diese Enttäuschung reihte sich zugleich die andere,

daß Agathe mit Geringschätzung seine Uniform musterte und meinte, in Kassel müsse sich ein Mädchen, das auf seinen guten Ruf halte, hüten, mit zweierlei Tuch in Berührung zu kommen; wenn er sie daher fernerhin besuchen wolle, so möge er dies ja nur in seiner bürgerlichen Kleidung thun.

Fritz hatte die seine noch in Kassel; er setzte sich also über die Enttäuschung hinweg, indem er versprach, wenn er wiederkomme, wie gewünscht, in bürgerlichem Anzug erscheinen zu wollen. Dieser reglementswidrige Vorsatz sollte jedoch nie zur Ausführung kommen; denn seine Rekrutenzeit war noch nicht um, da hieß es bei dem Regiment: „Vorwärts! Marsch an den Rhein und gegen den Franzos!" Der spanische Erbfolgekrieg war ausgebrochen, und Hessen stand auf Oesterreichs Seite gegen Frankreich.

Daß Fritz so bald Kassel verlassen mußte, war die bitterste Enttäuschung und die erste empfindliche Strafe für seine jugendliche Unbesonnenheit. Noch einmal suchte er Agathe auf. Er war ernst, mißmuthig, niedergeschlagen. Als Agathe ihren Gespielen so wiedersah, da reute es sie, daß sie bei seinem ersten Besuch so kurz angebunden gewesen war. Sie tröstete ihn deshalb und suchte ihn mit den Worten aufzumuntern: „Du hast A gesagt, sage nun auch B und verliere den Muth und die Hoffnung nicht, wenn sich Dein Himmel ein wenig trübt. Bleibe mir gut, wie ich Dir gut bleibe."

„Du wolltest, Agathe? Du wolltest wirklich?" rief Fritz entzückt.

„Ich will, Fritz; doch Eins mußt du mir versprechen: söhne Dich mit Deinem Vater aus! ‚Wer Vater und Mutter nicht gehorcht, der muß dem Kalbfell gehorchen!' sagt mein Vater, und daß er Recht hat, siehst Du an Dir selber. Darum mache Deine Schuld geringer, gieb nach und versöhne Deinen Vater! Willst Du mir das versprechen?"

„Ich will, Agathe; doch bleibe mir gut!" versprach und bat Fritz mit festem und doch zugleich flehendem Tone.

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich will, und daß ich halte, was ich verspreche, das weißt Du. Doch nun lebe wohl; mir wird es schwer um's Herz und — wir werden beobachtet! Lebe wohl!!"

„Lebe wohl, Agathe!"

3.

Der Kantor Hellwig war vollständig mit seinem Sohne ausgesöhnt. Letzterer hatte ihm von Rheinfels aus geschrieben und sich an sein väterliches Herz gewandt, indem er ihn um Verzeihung für sein früheres Benehmen, in Sonderheit aber für den letzten unbesonnenen Streich anflehte. Dabei hatte er betont, daß er hoffe, in dem Stande, in dem sein Vater sein Glück gemacht, auch das seine zu finden, und daß er Soldat sein werde mit Leib und Seele. Damit hatte er die rechte Saite in dem väterlichen Herzen angeschlagen. Lust und Liebe zum Soldatenstande, althessische Treue gegen die Fahne des angestammten Kriegsherrn und Gehorsam gegen die Offiziere, das waren bei diesem ehemaligen Soldaten die Haupttugenden eines Menschen. Es währte zwar eine geraume Zeit, bis er sich anschickte, den Brief zu beantworten; aber schließlich that er es doch, und niemand war glücklicher auf Erden, als Fritz, da er die verzeihende Antwort empfing.

Rasch ging ein Jahr des Feldlebens hin, ohne daß Fritz die Gelegenheit gehabt hätte, die Heimath wieder zu sehen. Was er an Neuigkeiten aus ihr erfuhr, brachten die Briefe seines Vaters, mit dem er fortan in schriftlichem Verkehr blieb. Zumeist aber hatte diese Art von Neuigkeiten wenig Werth für ihn; über das, was ihn erfreut haben würde, schwiegen sie. So konnte es geschehen, daß in dem bunten, aufregenden Zelt- und Lagerleben dem jungen Grenadier die Bilder der Heimath mehr und mehr in den Hintergrund traten, und auch die Erinnerung an Agathe allmählich verblaßte.

Da traf ihn plötzlich ganz unerwartet die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung seiner Mutter und erwirkte ihm einen vierzehntägigen Urlaub. So sehr er aber auch eilte, so fand er seine Mutter doch nicht mehr unter den Lebenden und konnte nur ihren frischbraunen Grabhügel mit seinen heißen Thränen benetzen. Der Empfang von Seiten seines Vaters war rückhaltslos liebevoll, wie überhaupt sein Benehmen gegen früher in das Gegentheil umgeschlagen zu sein schien, so daß es den Anschein gewann, als sei ein vollständiger Einklang zwischen Vater und Sohn für alle Zeiten gesichert. Dazu trug nicht wenig bei, daß das Auge des alten Soldaten den schmucken und tadellosen Grenadier in dem Sohne erkannt hatte. Bald jedoch sollte ein kleiner Mißton dazwischen kommen.

Fritz war bereits seit zwei Tagen in seiner Vaterstadt und noch wenig vor die Thür gekommen, als er am Morgen des dritten Tages seine Uniform gehörig unter die Bürste nahm, das kleine Bärtchen auf der Oberlippe in kunstgerechten Spitzen aufwärts drehte, kurz, sich zu einem Ausgange rüstete.

„Wohin, Fritz?" fragte sein Vater.

„Eine alte Schuld abtragen, Vater. Merkel's Agathe will ich danken, daß sie mir den Vater wiedergegeben hat!" antwortete Fritz.

„Der Thurmgesellschaft willst Du einen Besuch machen, den Todfeinden Deines Vaters?" fragte der Kantor, und der Ton seiner Stimme klang rauh und herb, während sich eine tiefe Querfalte über die Nasenwurzel auf seine Stirne lagerte; dann setzte er hinzu: „Und das hochnasige Ding Dir den

Vater wiedergegeben? Ha ha! Der Katzen-Urban hat also doch Recht gehabt!"

Fritz überraschten die Worte des Vaters nicht; er hatte sie vorausgesehen. Ruhig entgegnete er deshalb: „Ich weiß nicht, Vater, was Du mit dem Rechthaben des Katzen-Urban sagen willst; aber es ist so, wie ich Dir sagte, und wenn Du mich nur einen Augenblick anhören willst, so will ich Dir auch kurz erzählen, wie das zugegangen ist." Fritz wartete einen Augenblick, ehe er weiter redete, dann, als sein Vater schwieg, griff er seine Rede wieder auf und erzählte ihm ohne Rückhalt seine letzte Unterredung mit Agathe.

„Das hätte die Agathe gethan?" fragte gedehnt der Kantor. „Es hört sich ja schön und gut an; aber ich kann es nicht glauben und möchte nicht, daß Du auf den Thurm gingest."

„Aber ich muß hinauf. Ich muß ihr meinen Dank bringen; denn ohne sie wäre ich jetzt nicht hier."

„Gehe nicht hinauf, Fritz! Ich bitte Dich!"

„Es thut mir leid, Vater; aber ich muß hinauf. Ein langes Jahr habe ich mich mit dem Gedanken an diesen Augenblick getragen, und nun sollte ich als Agathens Schuldner wieder fortgehen? Das wäre nicht recht!"

„So gehe!" sagte der Vater bestimmt, legte die Rechte auf seine Stirn, als wolle er dort einen Gedanken festhalten, und trat dann, dem Sohne den Rücken kehrend, in das anstoßende Zimmer. Fritz dagegen nahm den ihm wohlbekannten Schlüsselbund von der Wand und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Ein alter Spruch.

Es ist ein alter Spruch,
Ich hört' als Kind ihn schon,
Er steht in manchem Buch
Und kündet Spott und Hohn:
„Im Lande zu Hessen
Giebt's hohe Berg' und nichts zu essen,
Giebt's große Krüg' und sauren Wein,
Wer möcht' gern im Lande zu Hessen sein!"

Jedoch der Tilly meint,
Das sei die Wahrheit nicht.
„In Hessen gut mir's scheint",
Der wilde Feldherr spricht.
Wenn Lob ward dem Lande
Vom Feind gespendet im Kriegesbrande,
Wie muß es erst in des Friedens Schein
Gar lieb und theuer als Heimath sein.

Wenn nicht den Wein im Krug,
Der Sang die Berge preist,
Um die im kühnen Flug
Der Weih und Habicht kreist.
Und wachsen nicht Reben,
Die Tannen und Eichen sich stolz erheben,
Mag anderwärts blüh'n die Lust und der Wein,
In Hessen die Treu' und das Eisen gedeih'n.

W. Bennecke.



Aus alter und neuer Zeit.

Bauliches aus alter Zeit. Die Handhabung der Baupolizei ist noch heute eine Hauptaufgabe der Verwaltung. Nachfolgende Beispiele lassen erkennen, wie auch bereits im Mittelalter wenigstens Ansätze zur Handhabung derselben vorhanden waren.

Es liegen zwei Urkundenabschriften vor, die sich im Besitz der ständischen Landesbibliothek befinden. Die eine — nach Bemerkung des Abschreibers [Georg Landau] dem Hofarchiv entnommen — vom 21. September (St. Matthäitag) 1366, die andere vom 9. Mai (Freitag nach dem Sonntag Jubilate) 1376. Beide beziehen sich auf etwas ganz Aehnliches und ergänzen sich. In der ersten bekennt Osprecht von Münchhausen, daß Landgraf Heinrich von Hessen ihm gestattet habe, in der Stadt Frankenberg bei der Mauer bei dem Garten der Mengoz Rüdinger das Gadem

(Gaden = einstöckiges Wohnhaus, Gemach) und das Gartenfleckchen zu bauen, unbeschadet der daran bestehenden Rechte des Landgrafen oder anderer.

In der zweiten Urkunde erfahren wir, daß die Brüder Heinrich, Konrad und Konrad von Uffhausen, genannt Am Ende, vom Abt Konrad zu Fulda die Erlaubniß erlangt haben, auf ihrem Gute zu Oberuffhausen, an dem Wege nach Fürsteneck (beides zwischen Eiterfeld und Geisa) hinauf ein Gaden mit einem steinernen Fuße zu bauen. Die Besitzer des Gutes durften aber keineswegs bei dem Bau nach ihrem Belieben verfahren, vielmehr wurde ihnen auferlegt, den Fuß mit Steinen und mit Lehm (leymen) auszumauern und untersagt, höher als 8 Fuß zu bauen, es sei denn mit Wissen und Willen des Abtes und seiner Nachfolger.

Vermuthlich handelte es sich in beiden Dokumenten um Lehngut. Die Art der auferlegten Verpflichtung aber beweist, namentlich im letzten Falle, wie doch schon damals auf Innehaltung bestimmter obrigkeitlicherseits festgestellter Normen gesehen wurde.

Die Wasserversorgung der Residenzstadt Kassel unter Landgraf Moritz. Vor mir liegt ein altes Heft (Original) mit Aufzeichnungen über damals auf Veranlassung des Landgrafen Moritz gemachte „Ausgabe und Arbeit, so vom 1. Januarii auf den 24. Februarii Anno 1605 in 8 Wochen geschehen ist". Die im Ganzen nicht weniger als 1244 fl. 14 Albus 2 Heller betragenden Unkosten beziehen sich größtentheils auf bauliche Aenderungen im fürstlichen Residenzschloß, in welchem eine Kindtaufe abgehalten werden sollte. Es kann dies nur die Taufe des Prinzen Philipp, des ältesten Sohnes aus des Landgrafen zweiter Ehe, gewesen sein, der bei Lutter am Barenberge aus mehreren Wunden blutend in feindliche Gefangenschaft gerieth und in dieser meuchlerisch ermordet wurde.

Ist das Aktenstück schon deshalb interessant, weil verschiedene Theile des alten, im Jahre 1811 leider durch Brand vernichteten Schloßbaues darin genannt werden, so ist darin die Thatsache besonders bemerkenswerth, daß damals schon eine künstliche Wasserleitung bestanden haben muß. Es heißt nämlich unter der Ueberschrift „Brunnenleiter" folgendermaßen:

12 fl. 3 Albus. Dieser hat dafür wie sein Amt und Beruf fordert, wöchentlich wie auch alle Tage und Stunde zu Einführung Wassers in die Stadt, ins Schloß und Aue an den Gängen, Röhren und Zeiten flicken, bessern und reinigen müßen, welche dann hie, dann da durch Stauden, Wurzelgewächs und andere Materien verstopft oder [in welchen] Mangel der Röhren ausgebrochen.

Aus Heimath und Fremde.

Geschichtsverein zu Hanau. Am 27. März sprach in der Monatsversammlung des Hanauer Geschichtsvereins Professor Dr. Suchier über den Münzfund von Marköbel. Dort sind im Herbst 1899 gelegentlich der Schachtarbeiten eines Neubaues des Besitzers Wolf 48 Stück römische Münzen gefunden worden, die dem Verein von demselben zur Verfügung gestellt sind. Der Vortragende legte die Münzen vor, erläuterte an der Tafel die darauf befindlichen Inschriften und gab überhaupt werthvolle Aufschlüsse über das römische Münzwesen.

---

25 Jahre Intendant der Königlichen Schauspiele. Im Jahre 1875 übernahm der einem althessischen Adelsgeschlechte entsprossene Major z. D. Adolf Freiherr von und zu Gilsa (geboren 1838 zu Idstein) die durch den Tod des bisherigen Intendanten von Carlshausen erledigte Stelle des Intendanten der Königlichen Schauspiele in der Residenzstadt Kassel, sodaß er als solcher am 1. April auf eine an schönen Erfolgen reiche 25 jährige Dienstzeit zurückblicken konnte. Es ist unter Herrn von Gilsa stets das vornehmste Streben der Bühnenleitung gewesen, der klassischen wie der modernen Kunst gleich gerecht zu werden, es gilt dies von der Oper wie dem Schauspiel. Den historischen Opernabenden, dem Mozartzyklus einerseits reihte sich andererseits würdig die Aufführung der Shakespeare'schen Königsdramen wie der bedeutendsten Schöpfungen unserer deutschen Dichterheroen an. Wie auf dem Gebiete der modernen Kunst in der Oper durch die sorgsame, Richard Wagner gewidmete Pflege Hochbedeutendes geleistet wird, so läßt auch die abgerundete, vortreffliche Darstellung, welche den dramatischen Werken der Gegenwart, sobald sie auf der Königlichen Bühne erscheinen, ausnahmslos zu Theil wird, von der künstlerischen Befähigung und Durchbildung der Bühnenleitung das günstigste Urtheil gewinnen. Auf besonders hoher Stufe befindet sich am Königlichen Theater alles, was auf die Ausstattung und Einstudirung der Stücke Bezug hat.

Oberbürgermeisterwahl in Kassel. Zum Oberbürgermeister der Königlichen Residenzstadt Kassel wurde am 10. April an Stelle des erkrankten und infolgedessen in den Ruhestand getretenen Oberbürgermeisters Westerburg unter den sechs zur engeren Wahl gestellten Bewerbern der Oberbürgermeister Müller zu Eisenach mit 45 von 61 abgegebenen Stimmen gewählt. Das neue Stadtoberhaupt, welches erst im 45. Lebensjahre steht, ein geborener Westfale aus Dortmund, ist ein erprobter Verwaltungsbeamter, der sich als solcher nach Absolvirung des juristischen Vorbereitungsdienstes in Marburg und Uelzen zunächst im Großherzoglich Weimarischen Staatsdienst (von 1883—1893), hernach aber als Leiter des aufblühenden Gemeinwesens der Stadt Eisenach nach den von den städtischen Körperschaften eingezogenen Nachrichten bestens bewährt hat. Möge seine Wahl sich für die Stadt Kassel als ein Segen erweisen!

Universitätsnachrichten. Professor Dr. Nebelthau zu Marburg wird einem Rufe als Direktor der Poliklinik nach Halle Folge leisten. — Professor Dr. Rathgen zu Marburg, Dozent der Staatswissenschaften, erhielt einen Ruf an die Universität zu Heidelberg. — Dem Landrichter Weizsäcker zu Marburg ist die Stelle eines Universitätsrichters nebenamtlich übertragen worden.

Todesfälle. In der Nacht vom 29. auf den 30. März starb in Meerholz nach kurzem Leiden Graf Karl von Ysenburg und Büdingen, Erlaucht, geboren am 26. Oktober 1819. Der Verblichene war erbliches Mitglied des Herrenhauses sowie der ersten Kammer der Stände im Großherzogthum Hessen. Nachfolger ist der von den Söhnen des Verstorbenen allein am Leben gebliebene bisherige Erbgraf Gustav, geboren am 18. Februar 1863, seit 1896 vermählt mit Thekla Gräfin von Schönburg.

Am 31. März verschied zu Waldau im 70. Lebensjahre der Metropolitan Karl Schuchard, ehedem Lehrer und Erzieher der Kinder des letzten Kurfürsten von Hessen. Der Verstorbene hat lange Jahre als Seelsorger seiner Gemeinde segensreich gewirkt.

Personalien.

Verliehen: dem Regierungs- und Geheimen Medizinalrath Weiß zu Kassel der Kronenorden 2. Klasse; dem Garnisonverwaltungs-Direktor a. D. Rechnungsrath Reichel zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse; dem Forstmeister Fuchs zu Hombressen der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Gymnasialoberlehrer a. D. Professor Dr. Auth zu Kassel der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Justizrath Rieß zu Kassel der Charakter als Geheimer Justizrath; dem Rechnungssekretär Braunhof, den Stadtsekretären Matthieu und Dieterich sowie dem Stadtbauamtssekretär Heyne zu Kassel die Amtsbezeichnung Stadtobersekretär.

Ernannt: Salinendirektor Bergrath Gutdeutsch zu Sooden (Werra) zum Mitglied der Bergwerksdirektion zu Saarbrücken; Regierungsreferendar Dr. Paehler zum Regierungsassessor; die Referendare Kümmel, Schott und Dr. Vigelius zu Gerichtsassessoren; Oberförster Kranold zu Germerode zum Regierungs- und Forstrath in Königsberg i. P.; Oberförster Kieke in Heydtwalde zum Regierungs- und Forstrath zu Kassel; Forstassessor Bonse zum Oberförster zu Germerode; Gerichtsassessor Dr. Pfefferkorn zum Staatsanwalt in Trier; Steuereinnehmer Zirn in Frankenberg zum Rentmeister; Buchhalter Beckmann zu Kassel zum Landessekretär zu Kassel; Inspektor Paulus zu Merxhausen zum Buchhalter zu Kassel.

Versetzt: Bergwerksdirektor Walther zu Zellerfeld als Salinendirektor nach Sooden (Werra); Oberregierungsrath Müller zu Frankfurt a. O. nach Kassel; Regierungs- und Landesökonomierath Rasch in Frankfurt a. O. nach Münster i. W.; Regierungs- und Landesökonomierath Reuße in Münster nach Frankfurt a. O.; Pfarrer Voormann an der Strafanstalt zu Kassel-Wehlheiden nach Werden a. d. Ruhr; Regierungsrath Grieben zu Kassel nach Hannover; Regierungsrath Wentz zu Sigmaringen nach Kassel, Amtsrichter Dr. Frohwann zu Gleiwitz als Landrichter an das Landgericht daselbst; die Kreisbauinspektoren Bauräthe Seelhorst zu Fulda nach Graudenz, Tophoff von Wollstein nach Fulda; Landesrentmeister Heidelbach zu Hanau nach Kassel.

Uebertragen: dem Geschäftsführer Junge die kommissarische Verwaltung der Stelle eines Garteninspektors in der Karlsaue; dem Regierungssupernumerar Hartmann die Wahrnehmung der Geschäfte eines Kreissekretärs zu Gersfeld.

In den **Ruhestand** tritt: Oberregierungsrath Pinder zu Kassel.

Verlobt: Landwirth August Lohmann zu Wilhelmshöhe mit Fräulein Anna Jahns, Tochter des Amtsraths (Wiebrechtshausen, 28. März).

Vermählt: Referendar Karl Eduard Lüdorff mit Frau Paula Wachenheimer, Wittwe des Arztes, geb. Weiler (Kassel, April); Oberlehrer Drüner zu Köln mit Fräulein von Schmidt (Marburg, April); Amtsgerichtsrath Maempel zu Arnstadt mit Fräulein Hilde Petri (Kassel, 7. April).

Geboren: ein Sohn: Professor Wrede und Frau (Marburg, 28. März); Professor Dr. G. Heinrici und Frau Paula, geb. Eck (Leipzig, 28. März); eine Tochter: Pfarrer Heermann und Frau (Marburg, März); Direktor des Landkrankenhauses Professor Dr. Otto von Büngner und Frau Gertrud, geb. Enneccerus (Hanau, 29. März); Amtsgerichtsrath Karl Groß und Frau (Kassel, April); Lic. Hans Vollmer und Frau Lies, geb. Ahlfeld (Hamburg, 13. April).

Gestorben: Frau Pfarrer Dorette Paulus, geb. Hunrath, Wittwe, 82 Jahre alt (Kassel, 31. März); Metropolitan Karl Schuchard, 69 Jahre alt (Waldau, 31. März); Pfarrer Ludwig Schweinsberg, 60 Jahre alt (Crumbach, 1. April); Regierungssekretär Adolf Vespermann, 55 Jahre alt (Kassel, 5. April); Frau Philippine Wentzell, geb. Knetsch (Kassel, 12. April); Frau Dr. Emilie Kersting, Wittwe (Marburg, 12. April); Frau Martha Elisabeth Traisbach, geb. Gonnermann, Wittwe (Kassel, 13. April).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 9. XIV. Jahrgang. Kassel, 1. Mai 1900.

Des Lenzes Einkehrfest.

Herbei, herbei mit Sang und Klang:
Der Lenz giebt Fest und Schmaus!
Still hielt er sich gerüstet lang,
Heut' öffnet er sein Haus.

Den Blumen spann er Sonnengold
Zu zartem Farbenglüh'n,
Zahlt blinken Himmelsthau als Sold
Für eifrig süßes Blüh'n.

Den Vöglein hat er wohlbedacht
Ein köstlich Mahl bestellt,
In Heroldschmuck und bunter Pracht
Durchwandern sie die Welt.

Das Bächlein findet lustig Spiel
Mit Stein und sanftem Moos,
Es kost und küßt und plaudert viel:
Sein Glück ist gar so groß!

Was kreisend in den Lüften schwebt,
Was schlemmt im feuchten Gras,
Was in der Erde dunkel webt —
Der Frühling nichts vergaß.

In's Herz dir schau', eh' Lenz entweicht
Und Maienglanz verlischt, —
Der Gute hat für dich vielleicht
Auch etwas aufgetischt!

Franz M. Litterscheid.





Freiherr Karl Rivalier von Meysenbug,

kurfürstlich hessischer Staatsminister.

Von Hermann Freiherrn von Meysenbug=Lauenau.

Als die nachfolgenden Aufzeichnungen, zu welchen ich durch die Lektüre des Werkes „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ von Heinrich von Treitschke angeregt wurde, entstanden, war Herr von Treitschke noch am Leben.

Ich beabsichtigte, die Aufzeichnungen dem großen Historiker mit dem weiter unten ebenfalls folgenden Anschreiben zu übersenden.

Während ich zunächst das Niedergeschriebene bei einigen Mitgliedern meiner Familie zirkuliren ließ, erkrankte Herr von Treitschke.

Ich wollte nun mit der Uebersendung der Aufzeichnungen an ihn bis zu seiner Wiederherstellung, der man nach mir zugekommenen Nachrichten sicher entgegensehen konnte, warten.

Das Gegentheil des Erwarteten trat ein und wurde durch das Ableben Treitschke's meine Absicht, mich mit ihm in Verbindung zu setzen, und ihn mindestens zu einer Berichtigung seiner meinen Großvater, den ehemals kurfürstlich hessischen Staatsminister Freiherrn Karl Rivalier von Meysenbug, betreffenden Aeußerungen in späteren Auflagen seines obengenannten Werkes zu veranlassen, vereitelt. Jetzt ließ ich vorläufig die Angelegenheit ganz ruhen, bis das Lesen einiger anderer Werke über hessische Geschichte, in welchen der Persönlichkeit meines Großvaters auch durchaus nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfuhr, wenngleich sie sich nicht in der mit den Thatsachen schroff in Widerspruch stehenden Weise der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ über ihn äußerten, von Neuem in mir den Wunsch rege machte, meine Aufzeichnungen durch deren Veröffentlichung in die Wagschale zu werfen.

Allen denen, die sich für die Geschichte des Kurfürstenthums Hessen interessiren, werden sie dadurch hoffentlich im Laufe der Zeit einmal vor die Augen kommen und dem rechtlich Denkenden Veranlassung geben, sich der Nothwendigkeit des „audiatur et altera pars“ auch in diesem Falle bewußt zu werden.

Dadurch, so hoffe ich weiter, werden meine Mittheilungen bewirken, daß in Zukunft entstehende Geschichtswerke über das Kurfürstenthum Hessen das Charakterbild meines Großvaters in würdigerer und mehr der Wahrheit entsprechender Weise wiederspiegeln werden.

Ehe ich meinen Brief an Herrn von Treitschke und die an dessen Adresse gerichtete Widerlegung der Auslassungen der „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ bringe, will ich in Nachfolgendem zu besserem Verständnisse einen kurzen Lebensabriß meines Großvaters vorausschicken, der in den später folgenden, ursprünglich an Treitschke's Adresse gerichteten Mittheilungen eine Ergänzung finden wird.

Geboren am 2. Oktober 1779 zu Kassel, der Haupt= und Residenzstadt der damaligen Landgrafschaft Hessen=Kassel, verlor er beide Eltern schon im zarten Kindesalter.

Seine Erziehung wurde, soweit es sich um sein körperliches Wohl handelte, von einer Schwester seiner Mutter, die das Hauswesen in seinem eigenen, von den Eltern ererbten, in der Schloßstraße in Kassel gelegenen Hause nach dem Tode der Mutter übernahm, weiter geleitet.

Im Uebrigen war dieselbe in die Hände vortrefflicher Männer gelegt und sprechen hinterlassene Aufzeichnungen voll Dankbarkeit und Rührung von der väterlichen Fürsorge und Freundschaft der Herren Oberappellationsgerichts=Rath Laers und Regierungsrath Kopp, sowie von den schönen Stunden, welche dem Knaben in Riede, dem Landsitze der letzten Sprossen der alten Meysenbug'schen Familie, Landrath Heinrich von Meysenbug, zu verleben vergönnt war.

Den ersten Unterricht ertheilte ihm eine alte Französin, doch wurde dieser Unterricht sehr bald als nicht ausreichend aufgegeben und der Knabe trat in die von dem französischen Prediger und Professor Klingender geleitete Pension als Zögling ein.

Dort blieb er bis zum Jahre 1791, in welchem Jahre er in das Lyceum in Kassel übergeführt wurde. Viele heitere Tage verlebte der heranwachsende Jüngling in der gräflich Waldeck'schen Familie in Bergheim; mit dem später leider erblindeten Grafen Karl verband ihn eine treue Freundschaft.

Die Schulzeugnisse sprechen alle von dem Fleiße und der Führung des Knaben gleich lobend; in seinem Abgangszeugnisse heißt es:

„Er konnte allen Schülern wegen seiner Aufmerksamkeit und seines Fleißes, sowie seiner rühmlichen Aufführung zum Muster dienen."

Mit 17 Jahren bezog er die Universität Göttingen, wo er die ersten juristischen Vorlesungen bei dem damals einen großen Ruf als Universitätslehrer genießenden Professor Hugo hörte. Doch sagte ihm das juristische Studium nicht zu, und da er bei reiflicher Prüfung von sich selbst annehmen zu müssen glaubte, daß er für das öffentliche Leben eines Beamten weniger geschaffen sei, als für das stille, unabhängigere eines Landwirthes, so entschloß er sich, den Beruf eines solchen zu ergreifen und den Rechtswissenschaften Valet zu sagen. Er hörte deshalb bei dem Professor der Landwirthschaft Beckmann in Göttingen Landwirthschaft, Polizei- und Kameral-Wissenschaft sowie Technologie und besuchte zu seiner Belehrung die Fabriken in Einbeck und Münden. Außerdem hörte er Botanik bei dem später nach Rußland berufenen Professor Hoffmann, Naturgeschichte bei Blumenbach und geschichtliche Vorlesungen bei Heeren. Unter den vielen Freunden, die er sich während dieser Göttinger Zeit erwarb, trat er besonders einem Herrn von Lepel sehr nahe. Dem Einflusse dieses Freundes war es zuzuschreiben, daß er am Schlusse der Göttinger Zeit sich wieder der Göttin Themis zuwandte. Er hörte deshalb auch noch in Göttingen juristische Encyclopädie bei Professor Hoppenstedt und Institutionen bei Professor Waldeck. Nach einem Aufenthalt von drei Semestern verließ er Göttingen, um die vaterländische Universität Marburg zu beziehen. Dort war nun wieder die Rechtswissenschaft sein Hauptstudium. Er hörte dort die Professoren Erxleben, Weis, Robert und Bauer und verehrte besonders die letzteren beiden, mit welchen ihn bis in's spätere Leben dauernde Freundschaft verband.

Von den vielen Freunden, die er sich in Göttingen und Marburg erwarb und von denen seine Aufzeichnungen reden, will ich hier die Namen v. Hanstein, Murhard, v. Eschwege, Voelkel, Rademacher, v. Lepel, v. d. Malsburg, v. Bülow, v. Maltzahn, Neufville, Dietz, Schlettwein, Rommel, Rieß, v. Schmerfeld, Appelius, Graf Wittgenstein, Grandidier, Graf v. Luxburg, Gundlach, Braun, Nettelbladt, Heinecke, Römhild, Steinfeld, Meier, Gräbe, Graf Georg v. Waldeck nennen. Daß er kein sogenannter „Musterknabe" war, sondern die Freuden der Jugend mit seinen Freunden frisch genoß, geht daraus hervor, daß er in seinen im Alter gemachten Aufzeichnungen aus der Studentenzeit mit Vergnügen von den vielen tollen gemeinsam mit den Kommilitonen ausgeführten Streichen spricht. Er fügt allerdings an, daß er sich derselben in der Erinnerung nicht zu schämen brauche. Ein Zeugniß für die Beliebtheit, deren er sich bei seinen Freunden erfreute, legt der von ihm mit dankbarer Erinnerung in seinen Aufzeichnungen erwähnte Vorgang ab, daß am Vorabende seines Scheidens aus Marburg die Studiengenossen einen Fackelzug und eine musikalische Serenade ihm zu Ehren veranstaltet hätten. Die lobendsten Zeugnisse seiner Universitätslehrer begleiteten ihn in's Leben. Alle Professoren anerkennen mit „dem größten Vergnügen durch ihre ebenso rühmlichen, wie pflichtmäßigen Zeugnisse die auszeichnende Aufmerksamkeit und den rühmenswerthen Fleiß, mit welchen ihre Vorlesungen besucht worden seien". Ein Professor führt aus, „der Studiosus habe solche glückliche Fortschritte in den Wissenschaften, in Sonderheit in der Theorie und Praxi der Rechte, bewiesen, daß sich das Vaterland von dem hoffnungsvollen Jünglinge demnächst die nützlichsten Dienste versprechen könne". Nach der nun folgenden Staatsprüfung schreibt einer der Examinatoren, der den jungen Mann von Jugend auf gekannt hatte: „Daß derselbe, von dessen Fleiß und Fähigkeiten die beigefügten Zeugnisse reden, von einer untadelhaften Aufführung ist, so daß ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut werden können, kann ich um so eher bezeugen, als ich bereit bin, für seine Treue und Verschwiegenheit mit meiner eigenen Reputation Bürgschaft zu leisten, und nur innigst bedaure, daß sein Vaterland diesen jungen Mann zu verlieren scheint."

Der Schlußsatz wurde durch die Thatsache diktirt, daß infolge der auf der Universität Göttingen angeknüpften Bekanntschaft mit einer in höherer preußischer Staatsstellung befindlichen Persönlichkeit dem jungen Juristen der Eintritt in die preußische diplomatische Carriere angeboten und ihm eine sofortige Anstellung als Legationssekretär in Aussicht gestellt worden war. Hätte er dies Anerbieten nur angenommen! Wie viel angenehmer und dornenloser würde sich aller

Wahrscheinlichkeit nach seine Zukunft gestaltet haben! Aber die damals bei den großen Verkehrsschwierigkeiten noch viel mächtiger wirkenden, ihn an seine engere Heimath fesselnden Verbindungen und Beziehungen ließen ihn dem Drängen seiner Freunde, in kurhessische Dienste zu treten, nachgeben. Ich führe dies alles so breit aus, um dadurch den Nachweis zu geben, daß bei seinem Eintritte in den Staatsdienst schon die Basis, auf welcher eine rasche Carriere sich aufbauen kann, bestand. Nach den Schilderungen in den Werken über die Geschichte der damaligen Zeit muß man den Eindruck gewinnen, daß sein rasches Emporsteigen das eines von persönlicher Gunst emporgetragenen Höflings gewesen sei.

Im Januar 1800 erhielt er seine erste Anstellung als Kanzleisekretär. Bald erfolgte seine fernerweite Ernennung zum Regierungsassessor unter Beibehaltung der ersten Stellung. Mit dankbarer Verehrung spricht er in seinen Aufzeichnungen aus dieser Zeit von dem Präsidenten der Regierung von Baumbach, trotzdem dieser ihm persönlich nicht besonders wohlwollend gesinnt gewesen zu sein scheint. Es ist dies so bezeichnend für seine Denkungsart, daß ich hierüber seine eigenen Worte anführen will.

Er schreibt: „Der Präsident von Baumbach, ein in der Verwaltung und Landesverfassung durchaus erfahrener, sehr thätiger und tüchtiger Mann, übte seine Autorität mit großer Strenge aus, besonders gegen die jüngeren Mitglieder der Regierung, welche aber jetzt, im späteren Leben, es mit mir einsehen und es ihm herzlich danken werden, daß wir dadurch an Ordnung und Pünktlichkeit im Dienste und an die zur Erhaltung eines regelmäßigen Geschäftsganges unumgänglich nöthige Subordination gewöhnt wurden. Mir war derselbe, wohl nicht um meiner Person willen, sondern weil er mich als Freund des mit ihm nicht in freundlichen Verhältnissen stehenden Geheimen Referendarius Kopp betrachtete, nicht besonders günstig. Da ich jedoch in keinem Stücke meinen Dienst versäumte, so war er mir auch nicht entgegen.“

Mit wahrer Anhänglichkeit spricht er von anderen Vorgesetzten, besonders von dem damaligen Vicekanzler, späteren Präsidenten Kunkell von Löwenstern, und erwähnt unter den ihm im Laufe der Jahre in Freundschaft näher getretenen Persönlichkeiten die älteren Mitglieder der Regierung Ledderhose, von Porbeck, Richter, von Motz und Wittich; ferner die mehr in gleichem Alter stehenden von Wille, von Kruse, Krafft, von dem weiter unten noch die Rede sein wird, Rommel, von Schmerfeld, dessen Sohn in den 1880er Jahren Eisenbahndirektionspräsident in Hannover war und dem Schreiber dieses gegenüber mit großer Anhänglichkeit von der Familie desselben sprach; ferner Grandidier, von Dörnberg und von Baumbach.

Diese ersten Dienstjahre in Kassel zählte er stets zu den heitersten seines Lebens. Kassel war damals reich an guter Gesellschaft, in der ein harmlos-lebenslustiger Ton herrschte.

Im Winter von 1801 zu 1802 lernte er seine spätere Frau, welche als Pflegetochter der verwittweten Erbmarschallin von Riedesel von dieser in die Kasseler Gesellschaft eingeführt wurde, kennen. Sie war als Tochter des Oberamtmannes Hausel, durch den Tod beider Eltern als kleines Kind verwaist, in die Riedesel'sche Familie aufgenommen worden. Dort wuchs sie in Gemeinschaft mit der gleichaltrigen Amerika von Riedesel auf. Diese letztere verdankte ihren ungewöhnlichen Taufnamen dem Umstande, daß sie, während ihre Eltern in Amerika, wo ihr Vater mit auf englischer Seite gegen die Amerikaner kämpfte, weilten, geboren wurde. Durch die Freundschaft, welche die beiden jungen Mädchen mit einem Fräulein von Apell, späteren Frau von Raet, verband, in deren Familie der junge Assessor sehr viel verkehrte, wurde bald eine nähere Bekanntschaft angebahnt. Nach Jahresfrist schlossen sie den Bund für's Leben.

(Fortsetzung folgt.)



Das stehende hessische Heer von 1670—1866.

Ein Abriß seiner Geschichte. Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

Die Vertheidigung von Rheinfels durch die Hessen.

I. Bis 16./26. Dezember 1692.

Das Jahr 1692 sollte nicht zu Ende gehen, ohne hessische Regimenter noch zu hohem Ruhme gelangen zu lassen. Die Heere waren sämmtlich in die Winterquartiere abgezogen, die Schauplätze des Krieges waren unsicherer Ruhe hingegeben, die Landschaften am Rheine besonders in beständiger Gefahr, von französischen Parteien über-

fallen und mit Mord und Brand heimgesucht zu werden.

Das Haus Hessen=Kassel besaß die Niedergrafschaft Katzenelnbogen, die sich zu beiden Seiten des Stromes, hauptsächlich am rechten Ufer bis zur Lahn erstreckte, und deren Hauptort das Städtchen St. Goar war. Das gräfliche Haus Katzenelnbogen war mit Dietrich im Jahr 1479 ausgestorben und die reiche Erbschaft — die Obergrafschaft mit der Hauptstadt Darmstadt und die obengenannte Niedergrafschaft nebst der Grafschaft Diez — an den Eidam Graf Dietrich's, den Landgrafen Heinrich III. von Hessen zu Marburg, gefallen. Als Heinrich's Sohn und Nachfolger, Wilhelm der Jüngere, im Jahre 1500 auf der Jagd den Tod fand, kamen, da er kinderlos verstorben war, sämmtliche hessischen Lande in der Hand des zu Kassel regierenden Wilhelm des Mittleren zusammen, dann an dessen Sohn Philipp den Großmüthigen. Philipp's Herrschaft reichte von der Entstehung der Weser bis an den Neckar, das Gebiet der Stammesvorfahren der Hessen, der Chatten, ziemlich vollständig umfassend. Durch sein unseliges letztes Testament zerstörte er freilich den in einem so ausgedehnten Lande gegebenen Keim, Hessen unter seinem Fürstenhause zur Größe geführt zu sehen.

Des großmüthigen Landgrafen Enkel, Moritz der Gelehrte, wiederholte die Verstümmelung des schon so verkleinerten Landes, indem er für die Nachkommenschaft seiner zweiten Gemahlin, Juliane von Nassau, ein Viertheil der von ihm beherrschten hessischen Lande bestimmte. Erst unter dem letzten Fürsten der Hauptlinie in Hessen, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., ist nach Aussterben der Linie Hessen=Rotenburg im Jahre 1834 das Land Hessen=Kassel wieder vereinigt worden.

In der hier betrachteten Zeit besaß die Niedergrafschaft und einige Gebietstheile in Niederhessen Landgraf Ernst, der am Leben gebliebene Sohn zweiter Ehe des Landgrafen Moritz. Durch einen 1649 zu Kassel errichteten Vertrag der Landgräfin Amelia Elisabeth mit Landgraf Ernst war das bezeichnete Gebiet an ihn abgetreten, unter der Oberherrlichkeit der zu Kassel regierenden Hauptlinie und Vorbehalt der Oeffnung der Festungen für den zu Kassel regierenden Landgrafen zu jeder Zeit.

Die staatskluge Fürstin hatte außerdem eine Bestimmung in jenem Vertrage aufgenommen, nach welcher „der Kommandant der Festung Rheinfels deren Schlüssel dem zu Kassel regierenden Herrn zu übergeben hatte, falls der Besitzer von Rheinfels sich in widrige Kriegsdienste begeben sollte“. Die Landgräfin mißtraute ersichtlich dem Landgrafen Ernst, dieser trat zum Ueberflusse noch im Jahre 1649 zum Katholizismus über, damit auf die Seite der Gegner Hessen=Kassels. Das Streben Ernst's ging dahin, die Oberherrlichkeit der Hauptlinie abzuschütteln, er spielte den Souverän. Zwar arbeitete er eifrig daran, seine Residenz Rheinfels, die bei der Belagerung von 1647 durch die Hessen Amelia Elisabeth's große Beschädigungen erlitten hatte, wiederherzustellen, und es gelang ihm mit großen Opfern, die Festung bedeutend zu vergrößern und zu verstärken. Aber die erreichte Möglichkeit, die Rheinfeste als eine hohe Hüterin des vaterländischen Stromes zu bewahren, hatte in dem Besitzer nicht auch das fürstliche Pflichtgefühl erzeugt, die Stirn drohend gegen Westen zu richten, nein, er scheint durch die allerdings großen für die Festungswerke und die Residenz verwendeten Geldsummen* auf den Gedanken gekommen zu sein, die letzteren wieder einzubringen.

Der Urenkel des großen Landgrafen übte niederträchtigen Hoch= und Reichsverrath. Bereits im Jahre 1667 hat Landgraf Ernst dem Könige Ludwig XIV. die Auslieferung der Festung Rheinfels gegen eine Geldsumme angeboten. Ein Zufall hat es verhindert, daß das Bubenstück zu Stande kam. Alexander Grebel, Friedensrichter zu St. Goar, hat das Verdienst, den Verrath des Landgrafen aktenmäßig nachgewiesen zu haben. In Kassel war man von der Gesinnung des Vetters am Rheine unterrichtet und auf der Hut; als im Mai 1692 dem Landgrafen Karl eine Nachricht zuging, daß die Franzosen Absichten auf Rheinfels hätten, war er ernstlich bedacht, dem entgegenzuwirken. Doch erst als die Heere in die Winterquartiere abgezogen, als scheinbare Ruhe eingetreten und das Gelingen des halb oder ganz auf Verrath gegründeten französischen Planes nun gesichert erschien, gingen dem wieder nach Kassel zurückgekehrten Landgrafen Mittheilungen zu, die ihn veranlaßten, schleunig zu handeln.

Er sandte seinen Generaladjutanten, den Obristen Albrecht von Tettau, am 12./22. November von Kassel ab, den Generalmajor Bernd Simon von Kärßenbruch zu Marburg anzuweisen, die in der Gegend stehenden Regimenter sich marschfähig machen zu lassen, um auf Erfordern des Generalmajors von Görz zu Frankfurt an den Rhein nach Rheinfels marschiren zu können. An Görz brachte Tettau den Befehl, sich alsbald nach Rheinfels zu verfügen und eine Instruktion für sein Verhalten, am 16./26. traf

Tettau in Kassel wieder ein. Görz war durch Krankheit verhindert zu reisen und wartete noch einige Tage zu Frankfurt guter Besserung ab, wie es in dem geführten Tagebuche dieser Zeit heißt. Der Schreiber des Tagebuchs scheint ein Adjutant des Generals gewesen zu sein, vielleicht ein Kapitän von Donop, doch ist es nicht festgestellt. Ich werde die Hauptzüge der Vertheidigung von Rheinfels einer in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. XXIV der Neuen Folge, veröffentlichten Arbeit entnehmen.

Der von dem Landgrafen zur Vertheidigung auserfehene Mann war Georg Ludwig Sittich Freiherr von Schlitz genannt von Görz, im kräftigsten Mannesalter von 42 Jahren stehend, der indessen bei den Feldzügen von 1685—88 in Ungarn an der Spitze des Oberrheinischen Kreisregiments zu Fuß ernsten Schaden an der Gesundheit genommen hatte. Der General empfing noch zu Frankfurt einen Erlaß seines Fürsten vom 17./27. November, er befand sich also am 18./28. noch in Frankfurt, wird aber nun seine Reise beeilt haben, sodaß er St. Goar zu Ende des Novembers neuen Stils erreichte. Nach dem Tagebuche erlitt Görz am 2./12. Dezember einen neuen Anfall seines Leidens, sodaß er zu Bette liegen mußte, doch ertheilte er alsbald Befehle und Anordnungen, zunächst auch für die Vertheidigung der Stadt, die nur nothdürftig mit einigen Erdwerken und Palissadirung hergestellt wurde.

Alsbald hatte der General dem Landgrafen Ernst seine Ankunft und daß er wichtige Aufträge des Landgrafen Karl an ihn auszurichten habe, gemeldet. Der Erstere ließ den Vertheidiger der wichtigen Rheinfeste mit seinem Fürstensitze einige Tage harren, ehe er ihm Gehör gewährte, dann ließ er ihn aber nicht auf die Höhe des Schlosses zu, sondern empfing ihn in der Kanzlei auf dem Purpel am linken Ufer des Rheins zu Füßen des Schlosses. Hier trug Görz dem Fürsten vor, „wie hoch den gesammten des heiligen römischen Reiches Ständen und sonderlich denen so an den Rheinstrom grenzen, daran gelegen sei, daß zu des Platzes Defension wegen der andringenden Gefahr die höchstnöthige Verfassung gemacht und vor allem die Garnison mit mehreren Truppen, so Se. Hochf. Durchl. der Landgraf Karl offerire, verstärkt werden möge“. Herrn Landgraf Ernstens Durchlaucht aber baten, anstatt der Resolution, Sie mit solchem Antrag zu verschonen, berichtet Görz; dieser stellte aber die Gefahr auf das Eindringlichste vor und ersuchte den Landgrafen Ernst, daß er wenigstens dies verstatten wolle, noch etliche Kompagnien in die „Schanz“ einzulegen (von dem Landgrafen 1683—86 erbautes Hauptwerk), dann hätte Landgraf Ernst dennoch das corps de la place mit dero Garnison zu besetzen. Aber auch dies wurde rund abgeschlagen, „weiln J. D., wie sie sagten, zu denen hessischen Völkern kein Vertrauen habe, noch ihnen außer dem äußersten Nothfall etwas einräumen könnten. Die französischen Entreprisen auf Rheinfels seien nur ein bloßes Spargement, welches wie zuvorn mehr geschehen, mit Fleis ausgebracht wurde, um unter solchem Schein des Orts sich zu impatroniren. Sie (Landgraf Ernst) wollten davor gut sein, weil Sie von hoher und höherer Hand gute Correspondenz hätten . .“

Der Landgraf ließ auch demzufolge die Festung dergestalt verwahrt und verschlossen halten, daß schwerlich hätte etwas erreicht werden können, wenn man auch Gewalt hätte anwenden wollen. Man versuche es, diesen Auftritt sich vorzustellen: auf der einen Seite ein tapferer Ehrenmann, der von seinem Landes- und Kriegsherrn den hochernsten Auftrag hat, Blut und Leben für die Vertheidigung der Festung einzusetzen und diese Aufgabe mit ganzer Seele erfaßt hat, — ihm gegenüber der fürstliche Schurke, der seit vielen Jahren bereits das Ehrgefühl in seiner Brust erstickt hatte, in dieser Unterredung aber dem Vertreter des souveränen Herrn gegenüber die Frechheit soweit trieb, auszusprechen, „er habe kein Vertrauen zu den hessischen Kriegern“, er, dem später der Hoch- und Reichsverrath aktenmäßig nachgewiesen worden ist, beschimpfte an diesem Dezembertage 1692 den General und seine hessischen Kameraden auf das Furchtbarste, unter dem Deckmantel seiner fürstlichen Stellung.

Doch wer würde Görz einen Vorwurf machen, wenn er im Zorne über die leichtfertige bösartige Beschuldigung den Degen gegen den wahren Uebelthäter gezückt und ihn niedergestoßen hätte! Der General beherrschte sich, er machte in der Folge noch einige Versuche, durch die ernstesten Vorstellungen der hochgefährlichen Lage wie durch inständige Bitten den Fürsten, der die Schlüssel der Festung in Händen hatte, zu ihrer Oeffnung zu bewegen: alles blieb vergebens, der Landgraf taub gegen die Forderungen von Ehre und Pflicht und der General handelte vor allem im Sinne seiner Instruktion die ihm vorschrieb . . . „solle sich bemühen soviel er von unserer dortigen Soldateska nöthig hat, doch vorerst mit gueter Manier aufs Schloß zu bekommen . . .“

Er berichtete seinem Fürsten, entfaltete aber noch leidend angespannte Thätigkeit, außer von den bereits in St. Goar anwesenden Offizieren von dem

Rath und Reservaten-Kommissar Debel und von den Behörden der Stadt kräftig unterstützt; letztere erkannten, was für ihre Gemeinde auf dem Spiele stehe, wenn nicht den Franzosen der Besitz von Rheinfels verwehrt würde.

An Truppen waren bei der Ankunft des Generals in St. Goar hier anwesend 4 Kompagnien des Regiments z. F. Prinz Karl unter dem Kommandeur Oberst Du Mont, der zum Stellvertreter von Görz bestimmt war. Die ersten Nachrichten vom Feinde langten am 3./13. Dezember an, hiernach zogen sich zu Meisenheim südlich des Hunsrücks Fußvolk, Reiterei und Geschütz zusammen, doch war die Stärke nicht anzugeben, da beständig aus den Festungen Zuzug stattfand. Am folgenden Tage trafen nähere Nachrichten ein, daß die Artillerie 18 Stück und 10 Mörser umfasse, das Landvolk aufgeboten würde, in der Gegend von Meisenheim ihrer 3000 zusammengebracht würden, von denen ⅓ mit Schippen, ⅓ mit Spaten, ⅓ mit Aexten versehen sei; auch sollten die Leute alle vier Tage durch andere abgelöst werden. Man durfte nun täglich dem Eintreffen der Franzosen vor der Festung entgegensehen.

(Fortsetzung folgt.)



Revanche für Speierbach.

Eine Soldaten-Geschichte von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Auf welcher Seite wohl die Ueberraschung am größten war, ob auf Seiten des jungen Soldaten, als er plötzlich, aus dem Wendelgang des Thurmes tretend, vor der inzwischen zur bildschönen Jungfrau aufgeblühten Gespielin stand, die züchtig erröthend den Blick ihres dunkelen Auges in holder Verwirrung zu Boden senkte, oder auf Seiten der Jungfrau, der der schmucke Soldat, wie man in Hessen zu sagen pflegt, vollständig aus den Augen gewachsen war? Kaum wagte Fritz der Jugendgespielin die Hand zu Willkommen zu bieten, so sehr bemächtigte sich seiner eine nicht zu bewältigende Schüchternheit, und sein Gruß wollte kaum über seine Lippen. Agathe bemeisterte zuerst ihre augenblickliche Beklommenheit, und indem sie Fritzens Hand herzlich schüttelte, sagte sie lachend: „Schau' Einer, thut der Mensch, als sei er nie auf dem Thurm gewesen! Tritt ein in unsere Wohnung; der Vater wird sich freuen, wenn er Dich sieht. Er hat schon unten in der Stadt erfahren, daß Du angekommen seist und gesagt, daß er Dich zu gern einmal sehen möchte.“ Fritz folgte dem Mädchen. Der Thürmer war in rosigster Laune, empfing den Burschen wie einen Zeltkameraden, und seine Laune wurde noch rosiger, als Fritz von seinen Kriegsfahrten erzählte. Wenn auf diese Weise auch der Vater die größte Zeit von dem Aufenthalte des jungen Grenadiers auf dem Thurme in Anspruch nahm, und Fritz wenig Gelegenheit hatte, ein Wort an die Tochter zu richten, so nahm er doch beim Abschiede die freundliche Einladung Merkel's mit auf den Weg, ja recht bald seinen Besuch zu erneuern, und es hätte wahrlich nicht bedurft, daß ihn Agathe am Eingang zur Wendelstiege noch einmal an sein gegebenes Wort, bald wieder zu kommen, erinnerte.

Fritz betrat das väterliche Haus in der Erwartung wieder, daß es zwischen seinem Vater und ihm zu unliebsamen Erörterungen kommen werde. Aber dieses Mal hatte er sich getäuscht. Hellwig blieb freundlich, wie er es zuvor gewesen war, erwähnte jedoch mit keinem Worte seinen Besuch. Dieser Besuch aber war entscheidend für Fritzens ganzes Leben. Bisher hatte er kindliche Zuneigung zu der Gespielin das genannt, was er heute als mächtige Leidenschaft in seinem Herzen erkannte. Der Eindruck, den das zur Jungfrau erblühte Mädchen auf ihn gemacht hatte, war ein zu gewaltiger, und der Wunsch, sie als die Seinige zu erringen, erfüllte von der Stunde an ganz seine Seele. — Er wiederholte daher seinen Besuch in der Thürmerwohnung öfter und schließlich an jedem Tage seines Urlaubs.

Agathe benahm sich bei diesen Besuchen stets freundlich; aber es lag in ihrem ganzen Wesen etwas Gemessenes und eine auffallende Zurückhaltung, die um so größer, wenn ihr Vater gegenwärtig war, was den feurigen Liebhaber verdutzte und fast wahnwitzig machte. „Morgen!“ so sagte er am Abend, wenn er sich schlafen legte, „morgen spreche ich ganz gewiß mit Agathe, morgen muß ich Gewißheit haben.“ Und wenn er dann am andern Morgen den Thurm bestieg, und in Gedanken die Wendeltreppe hinauf den wohlgesetzten Antrag, mit dem er sich Gewißheit verschaffen wollte, sich noch einmal vorsagte und er trat ihr unter die Augen, dann war er so schüchtern, daß

kaum der Tagesgruß über seine Lippen wollte, und so blieb es beim Alten.

Der alte Kantor merkte die Veränderung, die mit seinem Sohne vorgegangen war, wohl, auch ahnte er genau die Ursache. Wenn er sich nun auch den Besuchen, die Fritz auf dem Thurme machte, nicht mehr widersetzte, so konnte er sich doch nicht mit dem Gedanken einer Verbindung seines Sohnes mit der Tochter seines Todfeindes befreunden. Aber er, der jetzt nach dem Tode seiner Frau allein, so ganz allein stand, wollte sich andererseits nicht wieder mit dem einzigen Kinde verfeinden. Er schwieg deshalb; hoffte aber, wie einst Merkel, alles von einer Trennung: „Fort aus den Augen! fort aus dem Sinn!“ Das war ja ein altes Soldatenwort und sein Trost der Gedanke, daß vierzehn Tage Urlaub keine Ewigkeit währen würden.

Sie gingen freilich vorüber, und der junge Grenadier schied. Aber wie schied er? Mit einer Leidenschaft, die seine ganze Seele füllte und mit der Ungewißheit, ob seine Neigung je Erhörung finden werde.

Infolgedessen kehrte Fritz, unzufrieden mit sich selbst und der ganzen Welt, zu seinem Regimente zurück, das damals in der Nähe von Speier lag. Seine soldatische Munterkeit und kräftige Lebenslust war gebrochen, die Spannkraft seiner Seele erlahmt. Er litt am Heimweh; sein Herz krankte an ungestillter Sehnsucht nach dem schönen Thürmerskinde.

So kam der Spätherbst des Jahres 1703 heran. Ein kalter, dunkler Novemberabend hüllte die Erde ein. Nur an dem Horizonte blinkten wie leuchtende Glühwürmchen die Lagerfeuer der verbündeten Regimenter. Fritz stand auf Vorposten. — Sehnsüchtige Gedanken an Agathe durchwogten sein Innerstes. Der Nachtwind umpfiff schneidend seine hohe Bärenmütze. „O könnte ich doch mit dir ziehen, flüchtiger Geselle, über Höhen und Thäler, hin bis zu ihr!“ schrie er plötzlich wild auf. „Was hindert mich, daß ich den Kuhfuß“ — bei diesen Worten stieß er sein Gewehr auf den Boden — „an die knorrige Weide stelle oder in den Speierbach werfe?!“

So weit kam es freilich noch nicht; aber erlaube einer dem Versucher, Platz auf dem Ohrzäpfchen zu nehmen, flugs nimmt er Besitz vom ganzen Ohre. Fritz gefiel sich in dem Gedanken und hing ihm während der übrigen Zeit seiner Wache nach. Er malte es sich aus, wie es zu machen sei, daß er unerkannt durch die Armee komme. Er sah sich auf der Altane des Kirchthurms zu Homberg, er plauderte mit Agathe und flehte und beschwor sie um Erwiderung seiner Neigung, und tausend Schmeichelworte flossen für sie von seinen Lippen.

So wurde er abgelöst; aber den Versucher löste niemand ab — den bösen, verlockenden Gedanken. —

Am andern Tage saß Fritz auf einer Anhöhe, von der aus er einen weiten Ausblick in der Richtung nach seiner Heimath hatte. „Was hindert Dich zu gehen?“ flüsterte es ihm unablässig zu, „was kann es schaden, Du kehrst ja wieder!“ „Aber fahnenflüchtig!“ sagte sein Gewissen mit warnender Stimme, und sich wie ein Fieberkranker schüttelnd verließ er den Hügel, um den Gedanken los zu werden, und wandte sich der Landstraße zu. Da stand an dem Kreuzwege der alte Wegweiser. Lange betrachtete er sinnend die Aufschriften an den ausgestreckten Armen. Plötzlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, denn kurz entschlossen wandte er sich links und schritt auf der Landstraße weiter, bis er um die vorspringende Waldecke verschwand.

Bei der Retraite am Abend fehlte der Grenadier Fritz Hellwig.

4.

Im Rathskeller zu Homberg ging es munter her. Die beiden Todfeinde, der Kantor Hellwig und der Stadtmusikus Merkel hatten sich ausgesöhnt. Der Kantor hatte die Versöhnung gesucht, und dem lebenslustigen Merkel kam nichts erwünschter als das.

„Um die Geschichte bei Negroponte und das Denkzeichen am seidenen Bändchen also ist der ganze Hader gekommen!“ sagte der Thurmmann zu seinem versöhnten Nachbar. „Nein, Herzbruder, das ist denn doch das Dings da nicht werth! Hier! Du hast die Auszeichnung eher verdient, als ich. Auf Deine Brust gehört sie; ich werde dem Regimente Anzeige davon machen!“ Indem er noch sprach, hatte er das Ehrenzeichen, das er zur Feier des Versöhnungstages auf seiner Brust trug, abgenestelt und dem Kantor angesteckt. Das waren lebendige Kohlen auf das Haupt des Alten; er fiel gerührt dem Musikus um den Hals, bat ihn um Verzeihung und beschwor ihn, alles, was auch vorgekommen sei, zu vergessen. Und der Musikus sagte: „Schon gut, Herzbruder; es bedarf der Worte keine weiter. Aber Wirthschaft, eine Kanne noch! Für jeden eine Kanne! Laß uns thun, alter Junge, als wären wir noch auf Morea und säßen dem Hallunken Türke auf dem Nacken!“ Und sie tranken.

„Herzbruder!“ fing plötzlich der Kantor zu sprechen an, „es thut mir wirklich leid, daß Du bald fort mußt; es wird nicht mehr weit von

zehn Uhr sein. Ich hätte gern noch ein Stündchen mit Dir verplaudert!"

„Bah, laß es zehn, laß es elf Uhr sein; dem Glücklichen schlägt keine Stunde!"

„Aber Dein Dienst?"

„Heute Dienst hin, Dienst her; den versieht, wenn ich nicht oben bin, meine Agathe!"

„Die Agathe und die Uhr abblasen?"

„Ist das auch was für ein Musikantenkind? Sie versieht ihn, und wie! Du wirst es schon hören, wenn es zehn Uhr geschlagen hat."

Und sie tranken und plauderten weiter. Da schlug es vom Thurm zehn Uhr. Ihr Gespräch stockte, und sie lauschten in die Nacht hinaus. Der Wirth, welcher bislang zugehört hatte, that dasselbe, als jedoch das Wächterhorn vom Thurm ertönte, da begleitete er den Wächterruf mit dem Ortsverschen:

„Was kocht denn die Frau Merkelen? —
Klös — Klös — Klös — Klös — Klös — Klös —
Klös — Klös — Klös — Klö ö ö ö s —"

„Wahrhaftig, Alter, das Blitzmädel hat einen Zungenschlag, wie wir ihn uns nie besser gewünscht haben!" sagte beifällig der Kantor, als der Ruf verklungen war.

Merkel erhob das Glas, hielt es prüfend gegen das Licht und betrachtete es mit echter Zechermiene. „Gelt?" sagte er dann geschmeichelt und forderte Hellwig durch ein Nicken des Kopfes zum Weitertrinken auf.

Wiederum ging Viertelstunde auf Viertelstunde hin, und der große Zeiger der Schwarzwälderuhr eilte mit Schnelligkeit der Mitternacht zu. Vom Thurm mußte der Vollschlag der elften Stunde bald ertönen.

Da brummten die langgezogenen Baßschläge der Glocke — mit dem letzten Schlage ertönte das Wächterhorn, und wiederum begleitete der schmunzelnde Wirth seinen Ruf mit dem oben mitgetheilten Verschen.

Mit dem letzten Tone jedoch, der schrill gegen die andern und abgebrochen zu den Ohren der Lauschenden klang, zuckte es merklich über das Angesicht des Thurmmannes, und der Kantor setzte die Kanne, die er soeben an die Lippen gebracht hatte, ab und fragte verwundert: „Was war das, Merkel?"

„Das ist bei der Agathe zum ersten Male vorgekommen!" entgegnete dieser mißmuthig, „und ich kann mir nicht erklären, wie das zugegangen ist!" Und wie, um seinen Unmuth abzuschütteln, nahm er das Glas und stieß mit seinem Nachbar an.

Während dies in dem Rathskeller vorging, saß Agathe in dem alten, lederüberzogenen Lehnstuhl in der Ecke neben dem riesigen Kachelofen, den Kopf in die hohle Hand, ihren Ellenbogen auf das Seitenkissen des Polsterstuhls gestützt. Trüb flammte die Oellampe vor ihr auf dem Tische. Seitwärts knarrte und knatterte das Räderwerk der Thurmuhr herüber. Noch nie war dem Mädchen unheimlich zu Muthe gewesen, heute jedoch fühlte es sich beängstigt, und es wünschte mit ganzer Seele, daß doch der Vater kommen möchte. Schon mehrere Male war es aufgesprungen und an das Fenster getreten; denn es war ihm gewesen, als habe es deutlich ein Geräusch an ihm vernommen, ähnlich dem, als ob jemand leise daran herumtaste. Wenn es jedoch an das Fenster herantrat, so sah es nichts, konnte auch nichts sehen, denn von außen war es durch einen hölzernen Laden geschlossen, und wäre es auch das nicht gewesen, so war es doch draußen so stockfinster, wie es nur in einer mondlosen, wolkendunkelen Novembernacht um die elfte Stunde der Nacht sein kann.

Jetzt rüstete sich Agathe, den Dienst ihres Vaters zu versehen, warf den alten Pelzmantel, der auf einem Holzschemel bereit gelegen hatte, über ihre Schultern, nahm aus dem Wandschrank das lange Horn und trat, des Vollschlags der Uhr gewärtig, hinaus auf die Ostseite der Altane. Das unheimliche Gefühl, das sie bisher verfolgt hatte, schien sich auf dem Gang dorthin zu verdoppeln, und ängstlich ließ sie ihren Blick bald rechts, bald links in das nächtliche Dunkel schweifen, ohne daß er etwas Verdächtigem begegnet wäre, und so kehrte denn ihr ganzer Muth wieder, so daß sie, an Ort und Stelle angekommen, ruhig des Vollschlags wartete. Der verzog auch nicht lang, und mit dem letzten Schlage setzte sie, wie immer, mit größter Sicherheit das Horn an die Lippen und blies das Stücklein, das im Rathskeller der Wirth in diesem Augenblicke mit den Worten begleitete:

„Was kocht denn die Frau Merkelen? —
Klös — Klös — Klös — Klös — Klös — Klös —
Klös — Klös — Klös — Klös — Kl — — —"

Doch was war das? Der letzte Ton, der sonst gezogen, fast viermal länger als die übrigen, erklang, erstarb schrill abgebrochen bereits im Horn. Dieses entsank beinah ihren Händen, und ein krampfhaftes Zittern flog über ihren Körper. Aus einer Seitennische des Thurmes war eine Gestalt getreten, langsam, groß, gespenstig. Das herrschende Dunkel ließ sie nicht erkennen; aber sie war da. — Agathe hatte sie gesehen und sich nicht geirrt. Sprachlos starrte sie nach dort — da war sie jedoch schon da, stürzte ihr zu Füßen, und sie vernahm mit noch größerem Schrecken die Worte: „Vergieb, Agathe, diese Ueberraschung und den Schrecken, den ich Dir verursacht habe!"

„Fritz! Fritz!“ rief das Mädchen, dessen Lebensgeister wiederkehrten, „was für ein Entsetzen hast Du mir verursacht! Sage, wo kommst Du her? Was soll Deine Anwesenheit in dieser Stunde und an diesem Orte bedeuten?“

„Verzeihe mir Deinen Schrecken, und Du sollst alles wissen! Alles, und das ist nicht viel! Die Sehnsucht, Dich zu sehen, hat mich hergetrieben; ohne Deinen Anblick konnte ich es dort nicht mehr aushalten! Das ist alles! Ich muß Dir gestehen — ich muß wissen — meine Gedanken verwirren sich — das ist alles!“

„Und wie bist Du heraufgekommen? Hat Dein Vater Dir die Schlüssel gegeben?“

„Bewahre, ich kam zufällig, als ich die Stadt betreten, an dem Rathskeller vorüber, ich sah durch das Fenster meinen Vater und Deinen bei voller Kanne. Das habe ich benutzt, bin durch die Hinterthür in die elterliche Wohnung geschlichen, und da ich den Ort kenne, an dem mein Vater seine Schlüssel verwahrt, bin ich ohne viele Umstände in ihren Besitz gekommen, und so siehst Du mich hier.“

„So wirst Du Dich auch sofort wieder zurück bemühen und sie wieder an ihren Platz bringen. Im Uebrigen habe ich in dem Wahn gelebt, mein guter Ruf liege Dir am Herzen — ich sehe, daß ich mich irrte! Was werden die Leute sagen, wenn sie erfahren sollten, daß Du mir um Mitternacht und zudem in Abwesenheit meines Vaters einen Besuch auf dem Thurm gemacht hast! Gehe! Gehe sofort, und laß mich in Ruhe meine Obliegenheiten besorgen!“ Damit wandte sie ihm den Rücken und schritt der Nordseite des Thurmes zu, die Uhr weiter abzublasen.

Indessen horchten die beiden Väter im Rathskeller, nachdem sie angestoßen hatten, auf, wie Agathe ihre Sache auf der Nordseite des Thurmes machen würde. Es währte über Erwarten lang, und der Thurmmann fing an, verlegen darein zu sehen. Endlich erklang der Ruf. Derselbe befriedigte ihn jedoch immer weniger, ja die Zeichen der Unzufriedenheit mehrten sich auf seinem Angesicht, als sich der Ruf auf der West- und Südseite wiederholte.

„Herzbruder,“ sagte er, als die letzten Töne verklungen waren, „dem Mädchen muß etwas zugestoßen sein; ich werde aufbrechen müssen, so unlieb mir das im gegenwärtigen Augenblicke auch ist.“

„Und ich begleite Dich, sofern Du nichts dagegen hast.“

Rasch leerten sie die Gläser und eilten davon. Im tiefsten Schweigen langten sie auf der Altane an. Merkel schritt voran. Am Eingang zu seiner Wohnung hielt er in seinem Gang an und bedeutete seinen Begleiter, ein Gleiches zu thun; denn sein Ohr hatte im Zimmer die leidenschaftliche Stimme Fritzens erkannt: „Stoße mich nicht von Dir, Agathe! Gewähre mir ein Versteck — nur für diese Nacht — ich habe es ohne Bedacht gethan! Erst in diesem Augenblicke komme ich zu Sinnen! Du schweigst? Du stößest mich von Dir! Wo soll ich hin? Meinem Vater unter die Augen treten kann ich nicht und zurück zum Regimente, wo auf den Fahnenflüchtigen der Tod oder die Spießruthen warten — o Gott, wo soll das hinaus?!“

„Laß mich!“ donnerte in diesem Augenblicke die Stimme Hellwig's, der seinen Begleiter beiseite schob, die Thür aufriß und nun vor dem niedergeschmetterten Sohne stand. „Wo das hinaus soll, Pflichtvergessener?! Das wird Dir Dein Vater sagen, dessen Soldatenehre, die trotz fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit jungfräulich dagestanden, durch Deine Fahnenflucht zum Spotte der Buben wird! — — Merkel! Merkel!!“ wandte er sich dann an den inzwischen auch Eingetretenen, „daß ich diese Schande erleben muß! Aber bei Himmel und Hölle! ich tilge sie, und sollte ich darüber zu Grunde gehen. Lebe wohl, Herzbruder! . . . Marsch, Ungerathener!“

(Fortsetzung folgt.)

In den Tag.

Getröstet tret' ich in den Tag hinein,
Als brächte jeder neuen Sonnenschein.
. . . Wie junge Falter noch im Fluge schwanken,
Tasten zwar die Morgengedanken
In's keusche Licht, in den jungen Tag,
Lauschend, was alles kommen mag.
. . . Doch glaubt die Seele und sorgt sich nicht:
Sie schaut voll Vertrau'n in das steigende Licht —
Und aus dem Vertrauen fließt ein Segen,
Der liegt wie Sonne auf allen Wegen.

Ober-Klingen. **Karl Ernst Knodt.**

Aus alter und neuer Zeit.

Die Liebesquelle von Spangenberg. Im Jahre 1885 erschien im Verlage von Alexander Duncker in Berlin eine Erzählung von Alberta von Freydorf, geb. Freiin von Cornberg, welche den Titel führt: „Die Liebesquelle von Spangenberg“. Die Verfasserin behandelt in sinniger Weise die alte Sage vom „Liebenbach“, freilich abweichend von der Ueberlieferung, wie sie von Karl Lyncker in seinem sehr werthvollen, aber heute nur wenig mehr gelesenen Buche: „Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen“ (Kassel, 1854), S. 170, Nr. 244, wiedergegeben ist. Nach beiden Erzählungen will der reiche Spangenberger Bürger die Vereinigung seiner einzigen Tochter mit dem von ihr innig geliebten Manne nicht gestatten, es sei denn, daß Braut und Bräutigam das Wasser eines Quelles, welcher eine halbe Stunde von Spangenberg hervorsprudelt, bis in die Stadt leiten und dieser so zu dem bislang entbehrten guten Trinkwasser verhelfen. Nach beiden gelingt es in wunderbarer Weise die schwere Bedingung des harten Vaters zu erfüllen. Die Folgen des geglückten schweren Unterfangens werden jedoch verschieden geschildert. Nach Lyncker erliegen Braut und Bräutigam den übermäßigen Anstrengungen, welche sie, von Hoffnung und Liebe gestählt, bis dahin glücklich überwunden hatten, in dem Augenblicke, als sie vor den Altar treten, um den Segen des Priesters zu empfangen. Alberta von Freydorf läßt die von tiefer Ohnmacht umfangene Else durch Wasser aus dem neu geweihten Quellgrund und einen Kuß ihres treuen Kuno wieder zum Leben erweckt werden und die beiden Liebenden ihre Vereinigung erreichen, eine Lösung, die unseren verehrten Leserinnen vermuthlich mehr zusagen wird.

Schon vor Lyncker ist die Sage vom Liebenbach behandelt worden und zwar in poetischer Form, nämlich im Jahre 1844. Vom Namen des Dichters sind nur die Anfangsbuchstaben **C. N.** bekannt und daß er sich damals auf der Fürstenschule St. Afra zu Meißen befand. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammte er aus Spangenberg.

Das nachstehend abgedruckte Gedicht läßt erkennen, daß Lyncker wirklich der alten Ueberlieferung gemäß berichtet hat, wie von ihm auch nicht anders zu erwarten war.

Der Liebenbach.

(Nach einer hessischen Volkserzählung.)

Zu Spangenberg im Hessenland
Lebt einst ein liebend Pärchen,
Und ihrer zarten Liebe schwand
Schon manches lange Jährchen.

Wohl wünschten beide heiß den Tag,
Vereint sich zu umfangen,
Doch an des Vaters Willen brach
Der Liebe süß' Verlangen.

Verboten hat auf immerdar
Dem Jüngling er die Schwelle,
Doch droben auf dem Berge war
Noch eine kühle Quelle.

Und über'm Quell am stillen Ort
Stand schattig eine Linde,
Dort haben beid' manch' selig Wort
Vertraut dem Abendwinde;

Dort ist beim Küssen manche Stund'
Den Liebenden entschwunden,
Bis einstmals also, Mund an Mund,
Der Vater sie gefunden.

Und wie er so voll Innigkeit
Die beiden hat gesehen,
Da sah er ein, die Zärtlichkeit
Sie würd' wohl nie vergehen.

„Fürwahr“, sprach er, „ich will fortan
Nicht auf mein Wort mehr dringen,
Doch einen Preis stell' ich voran,
Den müßt ihr erst erringen.

Das Städtlein unten in dem Thal,
Das ihr vor Augen habet,
Entbehrt der Brunnen allzumal,
Kein Quell den Durst'gen labet.

Weil heimlich Schutz nun dieser Quell
Zum Küssen gab euch beiden,
Sollt ihr als Bach ihn klar und hell
Zur Stadt hinunterleiten.

Habt ihr den Dienst als Probestück
Der Vaterstadt erwiesen,
So mögt das lang ersehnte Glück
Als Gatten ihr genießen.“

Und wie das hoffnungsreiche Wort
Die Liebenden vernommen,
Da haben sie das Werk sofort
Mit Eifer unternommen.

Und haben beid' ein ganzes Jahr
Geschafft wie sich's gebühret;
Da erst nach schwerer Mühe war
Der Quell zur Stadt geführet. —

Zu Spangenberg im Hessenland
Am Markt fließt eine Quelle,
Der Liebenbach wird sie genannt,
Zwei Grabstein' sind zur Stelle.

Als beide Liebenden zur Stund'
Den schweren Preis erworben,
Sind sie vereinigt, Mund an Mund,
An einem Tag gestorben.

Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Marburg gab am 24. April Archivar Dr. Theuner vor zahlreichen Zuhörern durch einen sehr ansprechenden Vortrag über mittelalterliche Burgenkunde eine Einleitung zu den vom dortigen Zweigverein des Geschichtsvereins für diesen Sommer geplanten Besuchen hessischer Burgen. Daran schloß sich, obwohl die Zeit bereits vorgerückt war, noch eine Darlegung der Geschichte der Burg Marburg durch den Bezirks-Konservator Dr. Bickell. Namentlich kam es dem Vortragenden darauf an, auf Grund der von ihm seit dem Ende der sechziger Jahre gemachten Beobachtungen ein Bild der Anlage der mittelalterlichen Burg zu entwerfen, indem er diese Anlage aus den vielen späteren Veränderungen, welche die Befestigungswerke im Laufe des 16. bis 18. Jahrhunderts erlitten, zu rekonstruiren versuchte. Die hochinteressanten Ausführungen erfuhren durch eine nähere Besichtigung einzelner Theile des alten Landgrafenhauses noch willkommene Erläuterungen.

Historische Kommission für Hessen und Waldeck. Die historische Kommission für Hessen und Waldeck wird am 12. Mai, Nachmittags 4 Uhr, in der Universität ihre diesjährige Versammlung abhalten.

Universitätsnachrichten. Professor Dr. Heß, Leiter der Augenklinik zu Marburg, wird einem Rufe an die Universität zu Würzburg Folge leisten. — Am 24. April hielt Lic. theol. Knopf seine Antrittsvorlesung als Privatdozent in Marburg über die soziale Zusammensetzung der ältesten heidenchristlichen Gemeinden.



Personalien.

Verliehen: dem Oberpräsidialrath a. D. Freiherrn von Poten der rothe Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub; dem Regierungs- und Forstrath a. D. Krause zu Kassel sowie dem Gutsbesitzer von Deines zu Hanau der Kronenorden 2. Klasse; dem Amtsgerichtsrath z. D. Scheffer zu Eschwege der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Gerichtssekretär a. D. Kanzleirath von Schutzbar gen. Milchling zu Fulda der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Bürgermeister a. D. Stuhlmann zu Wetter der Kronenorden 4. Klasse; dem Oberbibliothekar der Landesbibliothek Dr. Lohmeyer zu Kassel der Titel Direktor; dem Amtsrichter Diehls zu Fulda der Charakter als Amtsgerichtsrath; desgl. dem Amtsrichter Drießen zu Schenklengsfeld; dem Staatsanwalt Greffrath zu Kassel der Charakter als Staatsanwaltschaftsrath.

Ernannt: die Gerichtsassessoren Knauff und Dr. jur. Freiherr von Stein zu Amtsrichtern in Sontra bezw. Birstein; Hilfspfarrer Eisenberg zum 4. Pfarrer der Freiheiter Gemeinde zu Kassel; außerordentlicher Pfarrer Reese zum Pfarrer zu Basdorf-Oberwerba; Regierungsbaumeister Behrendt zu Eschwege zum Kreisbauinspektor; Oberlandmesser Führer zu Düsseldorf zum Vermessungsinspektor zu Kassel; Titularoberlehrer Kunze zu Kassel zum Oberlehrer; Regierungssupernumerar Herbst zum Sekretär des Königlichen Theaters zu Kassel.

Versetzt: Regierungs- und Medizinalrath Dr. Siedamgrotzky zu Bromberg nach Kassel; Sekretär des königlichen Theaters Behrens zu Kassel nach Hannover.

Ausgeschieden: Gerichtsassessor Mogk infolge seiner Uebernahme in die Staatseisenbahn-Verwaltung.

In den **Ruhestand** werden treten: Regierungs- und Geheimer Medizinalrath Dr. Weiß, Oberlehrer Dr. Stehlich und Rechnungsrath Paape zu Kassel; Gymnasialdirektor Dr. Buchenau zu Marburg.

Verlobt: wissenschaftlicher Hilfslehrer Dr. phil. Ernst Gerland mit Fräulein Helene Will, Tochter des Sanitätsraths (Homburg v. d. H., April).

Vermählt: praktischer Arzt Dr. Müller zu Gevelsberg mit Fräulein Feist (Marburg, April); Architekt Herfurth mit Fräulein Weidemeyer (Kassel, 18. April); Oberleutnant Riemann zu Heilbronn mit Fräulein Emma von Petersdorff (Kassel, 18. April); Oberleutnant Otto Liman mit Fräulein Hannah von Poten (Kassel, 18. April); Kaufmann Willy Scheel mit Fräulein Lotte Hahn (Kassel, 23. April); Apothekenbesitzer Münch zu Böfingfeld mit Fräulein Kumpe (Kassel, April).

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Emil Junghenn und Frau Dora, geb. Artmann (Kassel, 13. April); Medizinalrath Professor Dr. Franz Tuczek und Frau (Marburg, 25. April); eine Tochter: Pfarrer August Heilmann und Frau (Göttingen, 29. März).

Gestorben: Kaufmann Theodor Benderoth aus Ermschwerd auf der Reise von Valdivia (Chile), 44 Jahre alt; Frau Auguste Wöstendiek, geb. Gundelach (Wolkenroda, 11. April); Frau Karoline Rocholl, geb. Wille, Wittwe des Appellationsgerichtsraths, 89 Jahre alt (Kassel, 13. April); Frau Wilhelmine Latwesen, Wittwe, 70 Jahre alt (Kassel, 19. April); Frau Oberlehrer Paula Armbröster, geb. Israel, 29 Jahre alt (Mainz, 23. April); Frau Sophie Marseille, geb. Zülch, 74 Jahre alt (Altenrode, 23. April); Direktor Friedrich August Röhrle, 72 Jahre alt (Kassel, 27. April); Frau Kathinka Auth, geb. Kepler, Wittwe des Kreisgerichtsraths, 66 Jahre alt (Marburg, 27. April).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 10. XIV. Jahrgang. Kassel, 16. Mai 1900.

Der Alte.

(Valentin Traudt und Christian Schmidt gewidmet.)

Zwei junge Sänger aus Nord und West
Jüngst kamen herab von der Rhön,
Es freute am Weg, aus dem Buchengeäst,
Sie lenziges Sangesgetön.

Und als in heiterem Sängersinn
Sie kamen in's Kinzigthal,
Da zeigten am Wald auf mein Heim sie hin,
Umflossen von Frühroths-Strahl.

„Dir, Alter, Dir gilt unser Sängergruß
Und unsere Spielmannsfahrt!"
„„Dann heiligt die Schwelle durch Euren Fuß,
Willkommen, nach Sängerart!""

Rings grüßte des Thales wallender Duft,
Im Rauschen von Wald und Ried,
Rings grüßte mit mir sie aus goldiger Luft
Der Lerchen schmetterndes Lied.

Und in der Liedes-Begeisterung
Verging der herrliche Tag,
Die Jugend ward fröhlich, der Alte ward jung,
Wer fragt wohl, woran das lag!

Doch als am Abend der Abschied kam
Und stahl sich in's Herz hinein,
Mich stille Wehmuth gefangen nahm,
Trotz schäumendem, perlendem Wein.

Da sprach ich: „Gesellen, zwar geb' ich zu Lehn
Mein Herz Euch, der Freundschaft Preis,
Doch ob wir im Leben uns wieder sehn, — —
Wer weiß, wer weiß, — wer weiß!

Indessen, wenn auch der Alte starb
Und stumm sein Mund wird sein,
Gedenket, daß er ein Recht sich erwarb,
Ihm still einen Becher zu weihn!"

Carl Preser.





Das stehende hessische Heer von 1670—1866.

Ein Abriß seiner Geschichte. Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

Rheinfels war nur von 200 Mann im Dienste des Landgrafen Ernst besetzt, die gerade genügten, durch den Verschluß der Feste das Einrücken der Krieger des Landgrafen Karl zu verhindern. General von Görz mußte sich in einer verzweifelten Stimmung befinden, so machte er am 5./15. Dezember noch einen Versuch, den Landgrafen Ernst zur Einnahme der Besatzung zu bewegen. Doch hartnäckig bestritt dieser eine jede Absicht der Franzosen auf Rheinfels, lehnte dementsprechend auch die Aufnahme von Truppen ab, sprach sogar die Ansicht aus, daß das französische Unternehmen gegen Boppard gerichtet sei, und trieb seine ebenso lächerliche wie verbrecherische Heuchelei soweit, daß er einen Boten an den Kommandanten von Boppard, Major v. d. Fels, sendete, um ihn von dem Anmarsch der Franzosen in Kenntniß zu setzen.

Görz sah, daß es höchste Zeit war, die vorbereiteten Maßregeln auszuführen, wollte man nicht Gefahr laufen, daß die nur von einer Wache besetzte Festung überfallen werde und schimpflicher Weise in Feindes Hand fallen solle; er befahl, daß die am nächsten stehenden Kompagnien des Leibregiments zu Fuß, von Korff, von Berlepsch und von Bülow, unverzüglich herbeieilen und Tag und Nacht marschiren sollten. Für die schon am rechten Ufer des Rheins angelangten 4 Kompagnien des Regiments Prinz Karl wurden 3 Losungsschüsse von den Wällen der Festung bestimmt, als Zeichen über den Strom zu setzen und hinauf zu marschiren. Man wußte am 5./15. vom Feinde, daß er zu Pfalzfeld stand, 3 Wegstunden von Rheinfels, seine Vortruppen mußten demnach am selben oder am folgenden Tage angesichts der Festung erwartet werden.

Nun war das schändliche Gaukelspiel nicht länger durchzuführen, durch das Landgraf Ernst es verhindert hatte, daß der berufene Vertheidiger die Wälle von Rheinfels besetzte. Wir lesen im Tagebuche:

„Mit Tagesanbruch des 6./16. Dezembers machten Landgraf Ernstens Hochfürstl. Durchlaucht Anstalten zu ihrer Abreise und ließen dem Herrn Generalmajor die Defension der Stadt und Schlosses über. Kurz hernach ließen sich die feindlichen Vortruppen sehen und geschahen die 3 Losungsschüsse. Dabei sprang das größte von unsern Stücken und blessirte einen Constable tödlich.“ Das war kein gutes Zeichen.

Aber nun eilten, von den durch das Rheinthal donnernden Schüssen gerufen, die sprungbereiten Krieger herbei. Noch am Morgen zogen sie durch das Festungsthor, zuerst 4 Kompagnien Prinz Karl, dessen andere 4 Kompagnien in St. Goar die Vertheidigung der Stadt zu übernehmen hatten; ihnen folgten 2 Kompagnien des Regiments von Derenthal, unter den Kapitäns Johann Hielmar von Donop und Schripp, während diejenige des Obersten Johann Gottfried Thomas von Derenthal in St. Goarshausen stehen blieb. Das Regiment Prinz Karl war kürzlich aus dem Felde gekommen und schwach an Mannschaft, zählte außerdem viele Kranke, sodaß eine Kompagnie nicht stärker als 70 Köpfe anzusetzen ist; eine Kompagnie von Derenthal zählte 60 Mann, sodaß die Festungswerke an diesem ersten Tage von etwa 270 Mann Prinz Karl, 120 Mann Derenthal und 200 Mann Haustruppe des Landgrafen Ernst besetzt wurden. Der Dienst war sehr anstrengend, Major Friedrich von Boyneburg, blieb in der „Schanz“ bis in den vierten Tag, die Mannschaft die drei ersten Tage unabgelöst in den Werken, bis Verstärkungen eintrafen.

General von Görz befand sich seit drei Tagen bettlägerig, er sandte nun den Obersten du Mont zur Festung hinauf, um die Posten austheilen und besetzen zu lassen; er selbst wollte ihm folgen. Als er aber zu Pferde steigen wollte, erscholl von Westen her Feuergefecht; die Franzosen machten vom Wackenberge her einen Angriff auf die Stadt, wurden aber mit Verlust zurückgetrieben. Görz ordnete Besetzung der Zugänge von dem ziemlich steil abfallenden Wackenberge zur Stadt an, worauf er zur Festung ritt und

von ihr Besitz nahm. Als er vom Pferde gestiegen war, zwang ihn sein Unwohlsein sich alsbald wieder zu Bette zu legen, doch behielt er die Oberleitung, ließ sich über alles Meldung machen und ertheilte dann die Befehle. Das Gefecht des ersten Tages ging aus einer Erkundung hervor, die der französische Oberbefehlshaber unternahm; General Tallard, ein tapferer feuriger Mann näherte sich der Stadtbefestigung bis auf etwa 300 Schritte, ein Bürgerschütze, der mit anderen die hessischen Kriegsleute bei Vertheidigung der Vaterstadt unterstützte, erblickte vom Thurme der evangelischen Kirche aus inmitten des Gefolges einen durch glänzende Tracht und Federhut ausgezeichneten Reiter, nahm mit Recht an, daß dieser von Bedeutung sei, und sandte ihm aus seinem Doppelhaken eine Kugel zu. Sie durchbohrte die Brust und fuhr an der Seite wieder heraus; die Thätigkeit des Feldherrn fand gleich im Beginne ihr Ende, er mußte sich aus dem Lager fortschaffen lassen. Der Schütze, welcher durch den verhängnißvollen Schuß seiner Vaterstadt einen großen Dienst leistete, war der Drechslermeister Johannes Kretsch.

Die Thätigkeit des Belagerungsheeres war zunächst gelähmt, dagegen rückten in der Nacht zum 7./17. die Grenadierkompagnie des Hauptmanns Karl Ludwig von Bülow und die Kompagnie des Hauptmanns Johann Christoph von Berlepsch, beide vom Leibregiment zu Fuß, in Rheinfels ein, eine Verstärkung von 160 Mann.

Im französischen Lager traf der General de Choisy ein, Ingenieur von Ruf, um den Befehl zu führen. Sofort begann am 7./17. die Vorbereitung des Erdangriffs; Abends gegen 7 Uhr rückte ein starkes Corps bis auf 300 Schritt von der Contrescarpe vor, unter dessen Schutze Arbeiterabtheilungen die Aushebung der ersten Parallele begannen. Den heranmarschirenden Regimentern wurde Befehl nach St. Goarshausen geschickt: sie sollten, wenn bei ihrer Ankunft der Feind sich der Stadt St. Goar noch nicht bemächtigt habe, sogleich zur Neustadt sich übersetzen lassen und recta auf's Schloß marschiren; habe der Feind aber St. Goar genommen, was ihnen durch eine Rackete angezeigt werden würde, so hätten sie in der Nähe von St. Goarshausen stehen zu bleiben. Görz wollte also St. Goar nicht gegen einen kräftigen französischen Angriff vertheidigen, sondern im Falle eines solchen seine geringen Streitkräfte in der Feste vereinigen. Allein der Feind unternahm nichts auf die Stadt; du Mont blieb mit seinen 4 Kompagnien in derselben. Am Nachmittage des 8./18. traf ein Fähnrich vom Regimente Görz mit der Meldung ein, daß dieses am Abende Rastetten erreichen werde. Major de Copes rückte bereits mit 2 Kompagnien Abends auf Rheinfels ein, Major von Sacken mit seiner Kompagnie des Leibregiments zu Fuß noch in der Nacht, dank den Gewaltmärschen der Truppen.

Während der Nacht zum 9./19. wurde aus der Festung unabläßig in das vorliegende Gelände gefeuert, um den Feind an den Arbeiten zu hindern; doch vollendete er die erste Parallele und erbaute in dieser die 1. Batterie für 6 halbe Karthaunen (24 Pfünder-Kanonen) gegenüber der Schanze „Speyfeuer". Am 9./19. Abends trafen 2 Kompagnien vom Regiment Görz und zwei vom Leibregiment zu Fuß ein und „nunmehro begunte man sich nach und nach in bessern Defensionsstand zu setzen, die Posten zulänglich zu besetzen, die Officiers, auch zum Theil die Gemeinen, wechselsweis abzulösen, jedoch incommodirte der Tag und Nacht anhaltende Regen überaus sehr, weiln dadurch das Gewehr über und über naß wurde und den Leuten kein trockener Faden am Leibe bliebe", heißt es. Die Lage der Franzosen in dem knietiefen Morast der Approchen war aber fast schlimmer als die der Hessen.

Durch äußerste Anstrengungen war es dem Feinde gelungen, seine 1. Batterie mit 6 halben Karthaunen zu bewaffnen und früh am 11./21. das Feuer zu eröffnen; das Ziel war hauptsächlich der große Schloßthurm, auch wurden Leute der Besatzung verwundet. Eingebrachte Gefangene sagten aber aus, daß ihnen schon 400 Mann getödtet oder verwundet seien, die Stärke ihres Heeres gaben sie zu 18000 Mann an.

Görz hatte die Krankheit soweit überstanden, daß er die Werke in Augenschein nehmen konnte, sodaß er dem Obersten von Tettau, der im Auftrage des Landgrafen am 11./21. erschien, über die Lage und die Aussichten der Vertheidigung persönlich Aufklärung zu geben vermochte. Der Feind begann die 2. Batterie für 4 halbe Karthaunen und einen Kessel für 2 Mörser, beide in der ersten Parallele. Gegen die von den Bomben drohenden Gefahren wurden nun die Dächer herabgeworfen, das Pflaster aufgenommen, die Magazin- und Pulverhäuser mit Mist beschüttet.

Die Hessen in St. Goarshausen warfen auf dem Patersberge am rechten Rheinufer eine Batterie für 6 Stück auf, in welche die von dem Kurfürsten von Trier gesendeten Karthaunen gebracht wurden und von da auf die französischen Linien feuerten, ihr Fortschreiten erschwerend.

Doch trieb der Feind seine Arbeiten kräftig vorwärts und baute auf dem Werlauer Berge — nördlich gegenüber dem Schlosse — eine Batterie, von welcher aus dann jenes beschossen wurde.

Durch das anhaltende Feuer des Feindes war von dem großen Ravelin die Brustwehr fast ganz abgekämmt und der Thurm an dem Meisenkasten so schwer beschädigt, daß er zu hangen begann, als ob er bald stürzen würde. General Görz befahl, daß die Mannschaft aus dem Thurme sich herauszöge, um nach dem Sturze des Thurmes sich wieder darauf zu postiren. Die französische Batterie zerstörte die Schießscharte unter dem Schloßthore und machte das hier stehende Geschütz kampfunfähig. Das mächtige feindliche Feuer brachte den Thurm zum Sturze, ohne einen der Vertheidiger zu verletzen; die stürzenden Steinmassen füllten aber den Graben vor dem großen Ravelin an dieser Seite großentheils aus, die Besatzung erwartete nun, daß der Feind diesen Umstand zum Sturme benutzen werde. In der That bildeten auch die Franzosen auf den Laufgräben Sturmkolonnen, allein die schleunige Wiederbesetzung des Meisenkastens durch die Hessen, nachdem die Trümmer und der Staub zur Ruhe gekommen waren, verleidete zunächst den Franzosen die Neigung zum Stürmen.

Der Nachmittag des 14./24. führte eine hohe Aufmunterung für die Besatzung herbei: Landgraf Karl kam auf einer Höhe jenseits des Rheins an, „von der Sie mit großer animositet der Soldaten ersehen wurden“. Welch' ein Augenblick für die tapferen, treuen Krieger, als sie das Auge ihres Landesfürsten auf sich ruhend wußten, von dem ihnen gesagt war, daß er sich bemühe, ein Heer zu sammeln, um sie aus ihrer Noth zu erretten. Der Kriegsherr hatte die Absicht gehabt, Rheinfels zu besuchen und persönlich seinen Hessen Anerkennung zu bringen, sie dadurch für weiteres Ausharren zu stärken. Der Fürst hielt sich in diesen Tagen auf dem in den Bergen gelegenen festen Schlosse Reichenberg auf, unweit von St. Goarshausen. Da er in Rheinfels hätte eingeschlossen werden können, so mag seine Umgebung wohl von dem Besuch der Festung abgerathen haben; der Landgraf vermochte auch außerhalb derselben besser für die kämpfende Besatzung zu wirken, als im Bereiche der Festungswälle.

Selbigen Tages sandte der Kriegsherr dem Kommandanten den Befehl, die ihm untergebenen Obersten, Oberstleutnants und Majore zu versammeln und ihnen vier Fragen vorzulegen. Den 15./25. fand dieser Kriegsrath statt, dessen Abstimmung alsbald dem Landgrafen übersandt wurde. Die Hauptpunkte desselben waren: man solle den gedeckten Weg nicht bis auf's äußerste vertheidigen, keinen Ausfall unternehmen, sowie die Stadt St. Goar festhalten. Der Landgraf bestätigte dieses auch.

Nachmittags des 15./25. bemerkte man viel Bewegung in den französischen Linien, Herbeischleppen vieler Faschinen und erwartete daher baldigen Sturm; die Laufgräben hatten sich den Festungswerken so weit genähert, daß die hessischen Mörser die Spitzen der feindlichen Linie mit Erfolg bewerfen konnten. Das unausgesetzte Feuer der französischen Batterien und die mächtigen auf die Werke fallenden Bomben hatten den Meisenkasten und das große Ravelin fast zerstört — die Belagerten legten vor beiden Werken in der Nacht zum 16./26. im Graben einen Abschnitt an, um sich dahinter vertheidigen zu können. Die Besatzung arbeitete angestrengt an den Werken, um die vielen Schäden herzustellen.

Am Morgen des 16./26. landete ein Schiff von Frankfurt zu St. Goar, auf dem sich 400 von dem Landgrafen aus Kassel übersandte Flinten befanden. Sie wurden baldigst zur Festung hinaufgeschafft und sind höchstwahrscheinlich zum Ersatze für die Piken bestimmt gewesen, mit denen das hessische Fußvolk noch zu einem Dritttheil bewaffnet war, um hier hinter den Wällen zu dienen. Furchtbares Feuer krachte heute von den feindlichen Kanonen, die der Festung erwiderten es in betäubendem Wettstreite; nachdem die Werke, gegen die der Angriff sich richtete, eine Zeit lang bearbeitet worden waren, erdröhnten um 2 Uhr nach Mittag zwei Schüsse, das Zeichen für den Sturm.

(Fortsetzung folgt.)

Landgraf Moritz und die Handhabung der Baupolizei in der Residenzstadt Kassel.

Nach einer im Original vorliegenden Eingabe an Landgraf Moritz vom 23. Juni 1625, die unterzeichnet ist von Johann Seeger oder Senger und J. Metziger, in denen, wie sich unten ergeben wird, vermuthlich Schultheiß und Rentmeister als zur Handhabung der Baupolizei in der Residenzstadt Kassel verordnete Beamte zu sehen sind, wurden damals alljährlich am

Rügegericht, zu dem jeder Bürger bei Strafe zu erscheinen gehalten war, unter anderen die Bestimmungen, nach welchen die Baupolizei gehandhabt wurde, neu verkündigt.

Eine dieser Bestimmungen besagte, daß unmittelbar an der Straße nur gestattet war, mit Steinen zu bauen, selbst diese Bauten sollten aber nur mit Vorwissen und auf Anordnung des Baumeisters und seiner Mitbeamten vorgenommen werden dürfen, den Zimmermeistern war es überhaupt untersagt, Holzbaue vorzulegen, es sei denn, daß besondere Erlaubniß dazu ertheilt wäre.

Gegen diese Bestimmung hatte nun der Schmied Hektor Simon vor dem Neuen Thor*) gefehlt. Er hatte von einem Zimmermann in Quentel bei Hess. Lichtenau einen Holzbau gekauft und denselben von dort nach Kassel bringen lassen, wo er alsbald aufgeschlagen wurde, ohne daß vor der Aufstellung von dessen Vorhaben etwas bekannt geworden war. Simon saß mit seinen Zimmerleuten gerade beim Hebebier, als ein Bote der Obrigkeit erschien. Diesem erklärte Simon, daß er nicht bewußt sei, gegen die fürstliche Ordnung gefehlt zu haben, und wies ihm die Thür. Tags darauf schickte er dann seine Frau, um sein Benehmen gegen den Boten zu entschuldigen, sie mußte dasselbe auf starke Trunkenheit ihres Mannes zurückführen und stellte dessen persönliches Erscheinen für den nächsten Tag in Aussicht. Er kam jedoch auch jetzt nicht selbst, sondern ließ nur durch seine Nachbarn zu seiner Entschuldigung sagen, er habe geglaubt, es sei nicht der Ordnung zuwider an der Mauer einen derartigen Bau zu errichten, brachte also die Mauer im Gegensatz zu der Straße (s. oben).

Die über den Fall berichtenden Beamten der Baupolizei betrachteten den Fall auch nur im milden Lichte, indem sie dem Landgrafen schrieben: „Wir können ihn (Simon) wegen begangenen Exceß der Strafe halben nit unschuldig halten, ob er aber mit dem Bauen also fortfahren solle, steht zu Euer Fürstlichen Gnaden Verordnung.“

Simon selbst wandte sich unmittelbar an den Landgrafen. Aus dem Inhalt dieser demüthig gehaltenen Bittschrifft sei hier Einiges mitgetheilt, da sie uns einen Blick in die damaligen Verhältnisse in Kassel thun läßt. Es heißt da, nachdem Simon hervorgehoben hat, sein Häuschen sei völlig baufällig gewesen, folgendermaßen: „Ich habe dann keinen andern Verdienst, damit ich mich und die Meinigen in diesen geschwinden Zeiten erhalten möge, als was ich täglich mit meiner saueren Handarbeit erlange. Mit solcher aber dermaßen jetzo darniederliege, daß ich darzu mein Häuslein nicht vollends accommodiren noch [die Arbeit] bei anderen, da ich mich auf einen Tag oder etliche eingebeten, verrichten kann, sondern mit meinem darauf gedingten Gesinde ganz ledig sitzen und darben muß. Als bitte ich ganz underthänig, um Gotteswillen, Eure Fürstliche Gnaden wollen mir als einem armen Laien („Leihen“ schreibt Simon) meine Unvorsichtigkeit zu Gute halten und in gnädiger Betrachtung meines Armuths mich mit der Strafe übersehen und mir in Gnaden erstatten, daß ich doch das aufgerichtete Bäulein vollends unter Dach bringen und mein Handwerk darin continuiren möchte, will ich mich befleißigen und sehen, ob ich es erschwinden möge, daß ich davon von Jahren zu Jahren, weil es doch etwas so kurz auf die Stelle etwas von Steinen bauen könne.“

Der Landgraf entschied nicht sofort, sondern beauftragte seinen Generalaudienzirer Dr. Wolfgang Günther, über den auf den Aufsatz im Jahrgang 1898 dieser Zeitschrift (Nr. 18, 20, 21—23) verwiesen sei, wie aus der Eingabe der oben erwähnten Beamten beigefügter fürstlicher Bemerkung zu ersehen ist, dieselben zu vernehmen und sich namentlich darüber Klarheit zu verschaffen, ob sie etwa Neigung verriethen, die Strafe auf den Zimmermeister und andere zu treiben. Beide scheinen bei ihm, wie wir bald sehen werden, schon Einiges auf dem Kerbholz gehabt zu haben. Auch den Schmied Simon zu vernehmen, dürfte Günther beauftragt sein.

Wolfgang Günther entledigte sich seiner Aufträge umgehend und erstattete dem Landgrafen am 26. Juni Bericht. Von den Beamten ist nur kurz die Rede, dagegen geht Günther auf die von Simon zu seiner Vertheidigung vorgebrachten Entschuldigungsgründe, sechs an der Zahl, näher ein.

Außer mit dem bereits Vorgebrachten entschuldigte Simon sich damit, daß keine Steine zu haben gewesen wären, wegen der Baufälligkeit seines Hauses sofortige Abhilfe äußerst dringend erforderlich gewesen, das neue Bäulein um ein „Liederliches“ erstanden sei und er selbst dieses Geld noch habe borgen müssen.

Darüber hinaus legte Günther dem Landgrafen die milde Bestrafung des Schmiedes nahe. Es heißt in seinem Bericht: „Weil dieses ein armer Mann, so sich doch gerne ehrlich nähren wollte, und von der Stätte Grundzinsen aufs Rathhaus jährlich 5 fl. entrichten muß, so sein ihm doch auf E. F. Gn. gnädige Ratifikation

*) Zwischen dem Druselthurm und dem Zwehrenthurm, etwa in der Gegend der heutigen Garnisonkirche.

10 fl. Strafe gefordert.“ Von den in Betracht kommenden Beamten hatte sich „bei noch vorhandener des Schultheißen Schwachheit“ nur der Rentmeister geäußert, der sich mit der Schnelligkeit, mit der die Sache vorgegangen sei, herauszuhelfen suchte.

In des Landgrafen eigenhändigem Bescheid, der auf der Rückseite des Günther'schen Berichts vom 28. Juni eingetragen ist, wird den Herrn Beamten gehörig der Text gelesen: „wegen ihres groben Unfleißes und zumahl vielfältigen Connivenz seien sie ernstlich darum anzusehen und, wofern sie nicht der Strafe sich submittiren wollen, als ungehorsam mit und neben der Strafe zu cassiren und abzuschaffen, angesehen uns mit ihrem Heucheln und Conniviren nichts gedienet, sondern jedermenniglich nur zu Ungehorsam und Verachtung der hohen Obrigkeit Anleitung gegeben wird.“ Eine Sprache, deren Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Auch in dem vorliegenden Falle dürfte der Landgraf beiden einen besonderen Vorwurf daraus gemacht haben, daß sie nicht verstanden hatten, das vorschriftswidrige Vorgehen des Schmiedes zu verhindern.

In Bezug auf den Schmied verlangte der Landgraf, der dessen Entschuldigung für nichtig erklärte, daß der erzeigte Ungehorsam „billig und ernster“ bestraft werden müsse, als in Günther's Berichte angegeben sei.

Damit wäre der Inhalt der in der Landesbibliothek erhaltenen, hierauf bezüglichen Aktenstücke erschöpft, die nicht nur für die Uebung der Baupolizei in Hessen zur Zeit des 30jährigen Krieges Aufschluß liefern, sondern auch Schlüsse auf die persönlichen Eigenschaften des Landgrafen, seines treuen Generalaudienzirers Dr. Wolfgang Günther und der angesehensten Beamten der Residenzstadt Kassel in jenen Tagen zulassen. Die Verordnung, daß nur mit Steinen gebaut werden durfte, war gewiß im öffentlichen Interesse, da die Straßen der Stadt infolge derselben nur ein günstigeres Aussehen gewinnen konnten und die Feuersgefahr verringert wurde. Daß der Landgraf von seinen Beamten Straffheit und gerades Durchgreifen im Dienste verlangte und Achselträgerei nicht duldete, wird jedermann begreiflich finden. Eine andere Frage ist es, ob das Vorgehen des Landgrafen gegen den armen Schmied nicht über das Ziel hinausschoß; mit einer Strafe von 5 fl., einem Betrage, dessen Verlust bei damaligen Verhältnissen weit empfindlicher fühlbar war, als er es heute sein würde, hätte er es wohl bewenden lassen dürfen. Der Vorwurf des Starrsinnes und Ueberspannens des Bogens, der gegen Moritz nicht selten erhoben ist, wird nicht unbegründet erscheinen.

Die Aeußerungen des Schmiedes sind nicht ohne kulturhistorischen Werth, da sie die Ausdrucks- und Denkweise eines Mannes aus dem Volke der damaligen Zeit veranschaulichen, solche Aeußerungen aber nicht in allzu großer Zahl auf uns gekommen sind. Möglich wäre ja freilich, daß die Eingabe des Schmiedes einem Rechtskonsulenten ihre Entstehung verdankte. Der letztere dürfte jedoch, wenn es an dem gewesen wäre, gesellschaftlich kaum über den Kreisen des schlichten Handwerksmeisters gestanden haben.

W. G.



Freiherr Karl Rivalier von Meysenbug,

kurfürstlich hessischer Staatsminister.

Von Hermann Freiherrn von Meysenbug-Lauenau.

(Fortsetzung.)

Einige Jahre später wurde Hessen von den Franzosen besetzt und dem Königreiche Westfalen, zu dessen Haupt- und Residenzstadt Napoleon Kassel bestimmte, einverleibt. Die Familie begab sich nun zunächst nach Darmstadt, dann nach Fulda und später nach Liebenstein, da ihr Haupt es zu vermeiden wünschte, unter der Fremdherrschaft eine Dienststellung anzunehmen. Nachdem aber den in rascher Reihenfolge geborenen vier Kindern ein fünftes gefolgt war, hielt der Vater es in Rücksicht auf diese Kinderschaar für seine Pflicht, wieder eine feste Stellung auch in den veränderten Verhältnissen zu gewinnen. Er erklärte sich daher auf eine an ihn ergangene Anfrage zum Wiedereintritt in den Justizdienst bereit und erhielt eine Anstellung als Tribunalrichter. Nebenher wurde er während der französischen Zeit dann noch zum Direktor des reformirten Waisenhauses und der Prinz Georg-Stiftung sowie zum Municipalrath ernannt.

Nach der Wiederherstellung der alten Verhältnisse blieb er als Justizrath im Justizdienste und

wurde später zum Kriegsrath, Geheimen Referendarius und Geheimen Sekretarius bei der Kriegs-Kanzlei befördert. Im Laufe der Jahre gewann er sich durch seine Dienstleistungen und seine Charaktereigenschaften die besondere Gunst des Kurfürsten Wilhelm I., der ihn im Jahre 1818 zum Geheimen Kabinetsrath ernannte und ihn mehr und mehr an seine Person heranzog.

Ich will hier besonders hervorheben, daß es Kurfürst Wilhelm der Erste war, welcher ihn mit dem verantwortungsreichen und im Hinblicke auf die Charaktere der beiden Kurfürsten, unter welchen er diente, außergewöhnlich schwierigen und dornenvollen Amte eines Geheimen Kabinetsrathes betraute. Fast alle Darstellungen der hessischen Geschichte der damaligen Zeit lassen die Vermuthung zu, daß er seine schnelle Karrière und einflußreiche Stellung der Gunst der Gräfin Reichenbach, der Geliebten und nachmaligen zweiten Gemahlin des Kurfürsten Wilhelm II., verdankt habe. Demgegenüber möchte ich nicht unterlassen, hier zu betonen, daß ihm bereits Kurfürst Wilhelm I. rücksichtlich seiner Amtsführung und seiner Charaktereigenschaften ein besonderes Vertrauen und Wohlwollen entgegenbrachte.

Dies und die seinem Vater geleisteten Dienste anerkannte Kurfürst Wilhelm II. dadurch, daß er ihn unter Zulegung des kurz vorher mit dem Landrath Heinrich von Meysenbug ausgestorbenen althessischen Meysenbug'schen Namens in den Adelstand erhob, welchem Vorgange bald die Verleihung des Freiherrnstandes durch den Kaiser Franz I. von Oesterreich folgte.

Ganz nebenbei sei hier bemerkt, daß eine Tradition der Rivalier'schen Familie zufolge diese in Frankreich bereits das Adelsprädikat besessen hat.

Nach der Ernennung zum Geheimen Kabinetsrath war die Familie zu ihrem großen Kummer gezwungen, das schöne eigene, in der Bellevuestraße in Kassel gelegene Haus aufzugeben und in die dem Kurfürstlichen Palais gegenüber liegende Dienstwohnung zu ziehen.

Es bestand diese in dem Hause, in welchem Seine Majestät unser jetziger Kaiser und Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich während der Zeit, in welcher sie das Kasseler Gymnasium besuchten, wohnten. Vor diesem Hause spielten sich auch die Krawalle des Jahres 1831 ab.

Die Stellung als Geheimer Kabinetsrath muß zu damaliger Zeit einen großen Wirkungskreis geboten haben. Ein Schreiben des Senates der freien Stadt Frankfurt spricht Meysenbug „den lebhaftesten Dank aus für die thätige und eifrige Mitwirkung, welcher wir das Zustandekommen des Handelsvertrages verdanken, eines Vertrages, dessen segensreiche Folgen mit jedem Tage sichtbarer werden und deren jede uns Ihr Andenken auf das lebhafteste in's Gedächtniß rufen wird". Einen gleichen Dank für die „rege und förderliche Thätigkeit, mit welcher Sie an dem Zustandekommen des mitteldeutschen Handelsvereins Theil genommen haben", spricht das die Verleihung des Kommandeurkreuzes erster Klasse des weißen Falkenordens begleitende Schreiben des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach aus.

Meysenbug hatte sieben Söhne und vier Töchter, von welcher Kinderschaar nur noch die als Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" weitesten Kreisen bekannt gewordene, unverheirathet gebliebene Tochter, Malwida von Meysenbug, in Rom lebt.

Anfang des Jahres 1831 wurde Meysenbug zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und bald darauf zum Minister in außerordentlichen Diensten und kurhessischen Gesandten in Wien ernannt.

Nachdem er letzteren Posten nur kurze Zeit bekleidet hatte, blieb er dann bis an sein Lebensende als Minister in außerordentlichen Diensten an der Seite des Kurfürsten Wilhelm II., der, nachdem er den Kurprinzen zum Mitregenten ernannt hatte, sich ganz von der Regierung zurückzog. Meysenbug starb am 30. Dezember 1847 in Frankfurt am Main.

Nähere Mittheilungen aus der späteren Zeit seines Lebens und seiner Thätigkeit enthalten die folgenden, zur Widerlegung der Angaben der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" gemachten Aufzeichnungen, die ich mit dem meinerseits an die Adresse des Herrn von Treitschke gerichteten Briefe einleiten werde.

Schreiben
an den Verfasser der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert",
Herrn von Treitschke in Berlin.

Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich, folgende Mittheilung ergebenst zu unterbreiten.

In dem Vorworte des vierten Theiles Ihrer „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" sagen Sie:

„Die Vorwürfe, die mir in zahlreichen Briefen zukommen, habe ich ernstlich erwogen, ohne sie immer beherzigen zu können."

Ich gedenke, Ew. Hochwohlgeboren in diesem Briefe keine Vorwürfe zu machen.

Dagegen wünsche ich, an den Gerechtigkeitssinn Ew. Hochwohlgeboren zu appelliren und die ernstlichste Beherzigung meiner anbei folgenden Darlegungen nachdrücklichst zu empfehlen.

Durchdrungen von herzlicher Verehrung für einen Mann, von dessen edler Denkungsart und reinem Herzen

und Charakter ich unwiderlegliche Beweise habe, fühle ich die Verpflichtung, das Meinige zu thun, damit sein Namen nicht in der Beleuchtung auf die Nachwelt kommt, in welche er durch Ihr Werk gerückt worden ist.

Denn diese Beleuchtung wird nicht durch das reine Licht der Wahrheit und Unparteilichkeit bewerkstelligt, sondern durch den Schein des Lichtes, welches durch die von ungerechtem Hasse und böswilliger Verläumdung getrübten Scheiben der Quellen, die Ihnen bei Abfassung Ihres Werkes zu Gebote gestanden haben, dringt.

Ich befürworte, daß ich meine nachfolgenden Auseinandersetzungen jedem, wer immer es auch sei, gegenüber auf das Nachdrücklichste zu vertreten bereit und Willens bin, und zeichne mit dem Ausdrucke vollkommener Hochachtung als

Ew. Hochwohlgeboren

ergebener

Frhr. von Meysenbug-Lauenau.

Im zweiten Abschnitte des vierten Theils der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ finden sich bei Besprechung der „Verfassung und Mitregentschaft in Kurhessen“ folgende Sätze, die auf den weiland kurfürstlich hessischen Staatsminister Freiherrn von Meysenbug Bezug haben:

1. auf Seite 136—137. „In den nächsten Tagen mußte er (Kurfürst Wilhelm II.) noch, halb gezwungen durch drohende Schreiben der Bürgerschaft, ein konstitutionelles Ministerium berufen, dessen Leitung Frhr. Schenk von Schweinsberg übernahm, und den Vertrauten der Reichenbach, Meysenbug, mit dem unpolitischen Amte des Hausministers abfinden.“

2. „Sobald der Landtag geschlossen war, am 10. März, verschwand der Kurfürst mit seinem Meysenbug aus Wilhelmshöhe und fuhr nach seinen Schlössern im Hanauerlande, wo er mit seiner Geliebten zusammentraf.“

3. „Während die Minister in Kassel redlich an den neuen organischen Gesetzen arbeiteten, bildete der Kurfürst mit der Gräfin und ihrem Meysenbug eine geheimnißvolle, absolutistische Gegenregierung im schönen Schlosse Philippsruhe am Main; die Bürgerfeste der Kasseler wurden durch allerhand rohen Muthwillen gestört. Jedermann argwöhnte, daß die Unruhestifter ihre Weisungen von der Reichenbach empfingen.“

In dem 3. Theile des 26. Bandes steht Seite 534: „Die beiden ehrenwerthen Minister Witzleben und Krafft forderten endlich angeekelt ihre Entlassung. Nun blieben nur noch Minister Schminke, ein bequemer Schlemmer, und der zum Freiherrn von Meysenbug erhobene Kabinetsrath Rivalier, der zuweilen einmal eine Gewaltthat verhinderte, aber auch nur ein gefügiger Hofmann war.“

Diese Ausführungen charakterisiren die Persönlichkeit Meysenbug's als eines Mannes, der als Minister eines Staates und als Geheimer Kabinetsrath des Staatsoberhauptes nicht etwa den Interessen dieses Staates und seines Oberhauptes gedient habe, sondern der als Werkzeug in der Hand einer fürstlichen Maitresse nur beflissen und bereit gewesen sei, den auf die Durchführung der ehrgeizigen Pläne dieser Maitresse angezettelten, gegen den Frieden des fürstlichen Hauses und des Landes gerichteten Intriguen Vorschub und Hilfe zu leisten.

Der menschliche Gesichtskreis hat sich, wie in jeder Beziehung, so auch in der Politik geweitet. Der Blick ist ein größerer geworden; alles Kleinliche verschwindet mehr und mehr. Daher muß es um so nothwendiger erscheinen, ein Werk, welches sich mit den Entwicklungsphasen Deutschlands in dem nach den Freiheitskriegen folgenden Abschnitte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und mit den derzeit in den einzelnen deutschen Staaten sich abspielenden Vorgängen beschäftigt, mit der peinlichsten Genauigkeit zu verfassen und, wo es nöthig ist, das Verfaßte richtig zu stellen. — Es bleibt möglicherweise das einzige, — es wird Geschichte.

Ich würde es mir nie verzeihen können, wenn ich nicht den Versuch unternähme, zu verhindern, daß die Persönlichkeit meines Großvaters in der oben geschilderten Form der Geschichte überliefert wird.

Seine Persönlichkeit ist — besonders für unsre Augen und unsern Maßstab — nicht von bedeutender Wichtigkeit für den Gang der geschichtlichen Ereignisse. Wohl aber ist es von großer Wichtigkeit für alle die, welche seinen Namen tragen, daß seine Persönlichkeit nicht entstellt, sein Name nicht beschimpft der Nachwelt überliefert wird. Von allem, was aus dem oben bezeichneten Werke angeführt wurde, kann ich nur den zweiten Satz als der Wirklichkeit entsprechend anerkennen, den Satz, welcher besagt, daß der Kurfürst mit „seinem Meysenbug“ aus Wilhelmshöhe abgefahren sei. Meysenbug war nicht allein Geheimer Kabinetsrath des Kurfürsten Wilhelm II., nicht allein sein treu ergebener, redlicher Diener. Er war auch, wie der Kurfürst noch auf seinem Sterbebette selbst äußerte, sein treuester Freund, von Jugend auf ihm nahe stehend, Zeit seines Lebens beflissen, so viel in seinen Kräften stand, alles zum wahren Besten seines Herrn zu lenken. — Das war bei einem so eigenwilligen, starren, trotzigen Charakter, wie ihn der Kurfürst, gleich seinem Vater und seinem Sohne besaß, eine schwere Aufgabe. — Daß es Meysenbug nicht gelang, dieser Aufgabe in befriedigender Weise gerecht zu werden, war traurig sowohl für den

Fürsten, den die Schuld dafür trifft, wie für das Hessenland. Meysenbug ein Verbrechen daraus machen und ihn als Kreatur der Gräfin Reichenbach hinstellen zu wollen, ist ebenso falsch, wie im höchsten Grade ungerecht!

Meysenbug war in der Zeit, welche den Wirren der Jahre 1830 und 1831 vorausging, Geheimer Kabinetsrath des Kurfürsten. Nur in der letzten Zeit der Regierung desselben bekleidete er das Amt eines Ministers der äußeren Angelegenheiten.

Als Geheimer Kabinetsrath hatte Meysenbug sich naturgemäß mit den persönlichen Angelegenheiten seines Herrn zu befassen. Daß er auf diesem Gebiete häufig der von dem Kurfürsten über alles geliebten Gräfin Reichenbach begegnete, daß er dieser und den Verhältnissen, welche die Verbindung der Gräfin mit dem Fürsten nach sich zog, nicht auszuweichen vermochte, ja, daß er — den Befehlen seines Herrn folgend — wohl gar in den Schriftstücken, welche er zu verfassen hatte, ihrer Sache das Wort reden mußte, das brachte seine Stellung als Geheimer Kabinetsrath mit sich. — Es läßt sich da jetzt leicht moralisiren und der Stab über derartige Verhältnisse brechen. Man sollte aber nicht vergessen, die Zeit und die Anschauungen, in welchen die damalige Generation groß geworden war, in Betracht zu ziehen, ehe man ein Urtheil fällt.

Dem Kurfürsten Wilhelm II. war das Glück nicht zu Theil geworden, als auf den Thron Berufener eine Herzens-Heirath schließen zu können. Seine Herzensneigung war die Gräfin Reichenbach und daß er, seinem starren Eigenwillen folgend und allen äußeren Rücksichten Trotz bietend, diese offen bekennen und ihr ungescheut sich überlassen wollte, war das Unglück seines Lebens, kostete ihm den Thron und den Frieden mit seinem Volke.

Abgesehen von dieser Neigung und seinem durch das auf heftigsten Widerstand stoßende Festhalten an derselben im höchsten Grade ausgebildeten Eigensinne und Trotze wäre Wilhelm II. nicht der schlechteste Regent gewesen. Er besaß manche gute Eigenschaften und überragte in mancher Beziehung seinen Vorgänger sowohl wie seinen Nachfolger bei Weitem.

Es liegt mir fern, die Handlungsweise des Kurfürsten in Bezug auf sein Verhältniß zur Gräfin Reichenbach vertheidigen zu wollen; nur möchte ich denjenigen, die ihn deswegen als „empörend liederlich und gewissenlos" verdammen und verdammt haben, die Sache auch in einer anderen, und zwar der richtigen, Beleuchtung zeigen.

(Fortsetzung folgt.)



Revanche für Speierbach.

Eine Soldaten-Geschichte von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

5.

Der fünfzehnte November des Jahres 1703, der Tag nach dem Verschwinden des Grenadiers Hellwig, war ein heißer, ein schrecklicher Tag für die braven hessischen Grenadierbataillone. An diesem Tage nämlich entbrannte am Speierbach eine der heftigsten Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges. Tallard, der französische Marschall, griff in gewaltigem Andrange die Verbündeten an, und das Kriegsglück war mit ihm. Der Erbprinz Friedrich von Hessen, bekannt als späterer Landgraf und König von Schweden, ein wegen seiner ritterlichen Tapferkeit und glänzenden Feldherrntalente hochgefeierter Kriegsheld, führte den rechten Flügel der befreundeten Armee; er ward geworfen. Die ganze Armee schien verloren! Da stellte sich der Prinz an die Spitze seiner Grenadierbataillone und stemmte sich Tallard's Andrang entgegen. Wie eine Granitmauer stand die schlachtenerprobte Linie ihrer Kolonnen, keinen Fuß breit wichen sie zurück. Nie hielt der Tod ehrenvollere Ernte! In Reihe und Glied lagen die Kämpfer von Morea und dem Rhein, selbst für die Gegner ein Anblick sprachloser Bewunderung.— Die Bataillone wurden fast gänzlich aufgerieben; aber der Zweck war erreicht — die Armee gerettet.

Acht Tage nach dieser Schlacht finden wir den Erbprinzen in einer Bauernstube eines Dorfes nahe der französischen Grenze und vor ihm einen Mann, der sich tief gebückt auf seinen Stab stützte.

„Er ist also der Vater des Grenadiers Hellwig, der am Vorabend der Schlacht am Speierbach seine Fahne aus Feigheit verließ?"

„Erlauben, Durchlaucht, nicht aus Feigheit; Gott, dieser Schimpf wäre für mich alten Mann um so größer; nein, aus blinder Leidenschaft zu der Tochter meines Freundes", antwortete der Angeredete, der

Kantor Hellwig von Homberg, der in der kurzen Zeit, seitdem wir ihm nicht begegneten, um zwanzig Jahr gealtert schien.

„Welche Bürgschaft hat Er dafür zu bieten, daß dem so ist?“ fragte gedehnt der Prinz.

„Keine, Durchlaucht, als das Wort des Mannes, der seinen leiblichen Sohn — sein einziges Kind — der Fahne wieder zuführt, um seine Soldatenehre rein zu waschen, indem er gleichzeitig das Kriegsrecht für ihn fordert!“

„Weiß Er auch, daß Er damit den Tod für Seinen Sohn verlangt, der, wie Er sagt, Sein einziges Kind ist?!“

„Ich weiß es, Durchlaucht, denn ich war Soldat! Ich würde meinem Kinde die heißesten Thränen nachweinen, wüßte ich es unter den am Speierbach in Ehren gefallenen braven Grenadieren; so aber werde ich mit gebrochenem Herzen, jedoch thränenlosem Auge, dem Vollzug des Kriegsgerichts entgegensehen!“

Als Hellwig geendet, trat der Generaladjutant des Prinzen in das Zimmer.

„Wie fanden Sie den Burschen?“ fragte der Prinz.

„Er weist entschieden die Beschuldigung von sich, die Fahne aus Furcht verlassen zu haben, Durchlaucht. Sehnsucht nach der Heimath habe seine Seele erfaßt, ihm die Sinne umnebelt und ihn wie mit eisernen Armen von dannen gezogen. Er fordert das Kriegsgericht und Sühnung der Kriegsgesetze durch den Tod!“

Der Prinz durchmaß ein paar Mal mit großen Schritten das Zimmer, dann vor Hellwig stehen bleibend, fragte er: „Wie lange hat er gedient?“

„Fünfundzwanzig Jahre, Durchlaucht!“

„Wie ist er zu dem Ehrenzeichen gekommen?“

Jetzt erst erinnerte sich Hellwig, daß er immer noch Merkel's Auszeichnung auf der Brust trage, und er erzählte kurz die Vorgänge vom Sturme auf den Marabut bis zu seiner Aussöhnung mit Merkel im Rathskeller zu Homberg, indem er sich schließlich entschuldigte, daß er infolge der sich jagenden Ereignisse nicht mehr daran gedacht habe, daß er ein Ehrenzeichen trage, das ihm zu tragen nicht gebühre.

Der Prinz bewunderte im Stillen den soldatischen Geist dieses Mannes, der so zu Fleisch und Blut geworden war, daß er selbst über dem natürlichen Gefühle der Kindesliebe stand, und beschloß, dem alten Soldaten den dem Kriegsrechte verfallenen Sohn zu erhalten Aus diesem Grunde fragte er Hellwig: „Eine Auszeichnung für Seine That ist ihm also noch nie geworden?“

„Nie eine, Durchlaucht!“ antwortete der Kantor.

„Nun, so ist es Unsere Pflicht, das, was von Unserm Vater und Uns versäumt wurde, nachzuholen. Erbitte Er sich eine Gnade!“

„Eine Gnade?“ sagte Hellwig und wurde nachdenklich. „Eine Gnade?“ wiederholte er. Man sah es ihm an, daß er in seinem Herzen einen schweren Kampf kämpfte. Plötzlich aber warf er sich in die Brust, stolz erhob er den Kopf und zum Erstaunen des Prinzgenerals sagte er: „Ich war hessischer Soldat, Durchlaucht. Ich bitte um Herstellung meiner Soldatenehre; ich fordere das Kriegsrecht für den Fahnenflüchtigen!“

Der Prinz konnte eine tiefe Bewegung nicht verbergen. Sein ernstes Auge leuchtete in feuchtem Schimmer, und er brach in die Worte aus: „Wahrlich, so Uns künftig Einer über den Geist Unserer hessischen Truppen etwas Uebeles sagt, werden Wir ihm diesen Spartaner an den Hals schicken“, und sich noch einmal an Hellwig wendend „Ist das alles, was Er von Uns erbittet?“

„Alles!“ sagte dieser; aber seine Stimme bebte, seine Lippen entfärbten sich, seine Knie zitterten, er fing an zu straucheln und sank ohnmächtig zu Boden.

Die Liebe des Vaters zu seinem Kinde hatte ihre Rechte verlangt.

6.

Das unerbittliche Kriegsgericht hatte gesprochen.

Angesichts der heldenmüthigen Todten am Speierbache konnte das Urtheil, trotzdem es nicht unbekannt geblieben war, daß der Prinzgeneral Milde wünschte, nicht anders fallen. Es lautete auf Tod durch Pulver und Blei; doch ward der Verurtheilte der Gnade des Prinzen empfohlen.

Lautlos hörte der Grenadier in seinem Gefängniß die Verlesung des Urtheils an, und als man ihn schließlich bedeutete, die Gnade des Prinzen anzuflehen, da forderte er in wildem Trotze, ohne Aufschub Vollstreckung des Spruches seiner Kameraden.

Damit aber hatte es gute Wege; denn gerade der Prinz war es, der die Ausführung des Spruches hinhielt, und in der ganzen Armee ging es von Mund zu Munde, Durchlaucht warte auf Gelegenheit, den Grenadier begnadigen zu können.

So ging ein Monat vorüber, und die Winterquartiere wurden bezogen. Um etwas Leben in das Hauptquartier zu bringen, hatte der Prinzgeneral einst seine Offiziere in froher Gesellschaft um sich versammelt. Er selbst hatte die rosenfarbenste Laune von der Welt und riß durch sein heiteres Wesen seine Gäste mit sich fort, so daß ein immer munterer Pulsschlag alle beseelte. Da, als die Stimmung am heitersten war, wurde dem Prinzen gemeldet, daß sich draußen ein Mädchen befinde, das ihn durchaus zu sprechen verlange und sich nicht abweisen lasse.

Friedrich befahl, es vorzulassen, und bald darauf erschien ein schwarzgekleidetes Frauenzimmer bürgerlichen Standes, eine feine liebliche Gestalt, über deren bleiche, zartgeschnittene Züge tiefes Seelenleid einen besonderen Reiz breitete, und aus deren dunklen Augen allgewaltiger Zauber sprach.

„Was ist Ihr Begehr, schönes Kind?“ fragte der Prinz leutselig.

„Gnade!“ lispelte das Mädchen und sank vor dem Prinzen in die Kniee. „Gnade, Durchlaucht, für den Grenadier Hellwig!“

„Wer ist Sie, die es wagt, für den Fahnenflüchtigen zu bitten?“ fragte der Prinz, und der Ton seiner Stimme schien ein noch wohlwollenderes Interesse zu verrathen.

„Ich bin die Agathe Merkel, um derentwillen der Unglückselige davon gegangen war, Durchlaucht!“ seufzte Agathe und schlug vor dem durchdringenden Blicke des Prinzen die Augen nieder. Diese Verwirrung verlieh ihren Zügen neue Anmuth, so daß der Prinz, der das arme Kind mit steigendem Wohlwollen betrachtete, dem neben ihm stehenden Oberstleutnant von der Boyneburg, den seine Soldaten nur den „alten Bemelburg“ nannten, zuflüsterte: „Gelt, Alterchen, so ein Gesichtchen könnte Ihn auch schon einmal auf einige Tage fahnenflüchtig machen?“

„Durchlaucht“, antwortete der alte Haudegen, „lassen wir lieber die Probe! Bomben und Granaten! jetzt erst begreife ich den Burschen!“

„Boyneburg, was meint Er, wenn Wir den Burschen begnadigten?“

Der greise Haudegen schmunzelte, indem er mit Gönnermiene zu dem Mädchen hinüberblickte; der Prinz aber fuhr in seiner Rede fort: „Aber Strafe muß sein, eine recht empfindliche Strafe. Haha, Wir haben es! Unser Spruch soll dem Urtheil weiland König Salomo's nicht allzuviel nachstehen!“ Ein jovialer Anflug erheiterte bei den letzten Worten die schönen Züge des Prinzen; dann sprach er, zu der Kleinen gewandt, weiter: „Stehe Sie auf, Jungfer, und höre Sie Uns an. Wir haben beschlossen, den Maleficanten zu begnadigen, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Strafe umgewandelt wird. Ihr schönes Gesichtchen hat den Soldaten zur Fahnenflucht verleitet, Sie ist also die Mitschuldige des Grenadiers und als solche ebenfalls strafbar. Sie wird also die Strafe zur Hälfte zu tragen haben. Wir ändern daher den Spruch des Kriegsgerichts dahin ab, daß Sie als Mitschuldige mitgestraft wird; demgemäß sprechen Wir den Grenadier Hellwig unter der Bedingung frei und los, daß Sie ihm noch in diesem Augenblicke als Ehefrau die Hand reicht! Will Sie das?“

Agathe erröthete bis zur Halskrause. Sie wollte sprechen, sie stammelte und brachte doch keine zusammenhängenden zwei Worte über die Lippen. Das war etwas für die prinzliche Laune. Einen Augenblick noch weidete der Prinz sich an der Verwirrung des Mädchens, dann schnitt er jedes Weitere mit den Worten ab: „Nun, will Sie, Mademoiselle, oder will Sie nicht? Es bedarf blos des Wörtchens Ja oder Nein, und in Ihrer Hand liegt nur noch einen Augenblick lang Leben oder Tod des Verurtheilten!“

Da hauchte ein leises „Ja“ über die bebenden Lippen des Mädchens, und noch tiefer neigte es das hocherröthete Köpfchen.

„Bravo! So ist es recht! — He, Boyneburg, wer hätte vor vier Wochen gedacht, daß dieses Trauerspiel heute so wunderlich mit einer Hochzeit schließen werde?! Aber noch sind wir nicht am Ende, die Ueberraschung kommt noch. Lassen Sie den Feldgeistlichen herbitten und alle sonst nöthigen Vorbereitungen zur Trauung sofort treffen, auch den Grenadier Hellwig Uns vorführen!“

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Die ältesten Beziehungen der Landgrafen von Hessen zu den Hohenzollern fallen in die Zeit, in welcher die letzteren noch einfache Burggrafen von Nürnberg waren. Johann VI. von Nürnberg, Friedrich's III. Sohn, welcher im Jahre 1300 kinderlos starb, war mit Agnes, der Tochter Landgraf Heinrich's I. von Hessen vermählt; Margarethe von Hohenzollern, Friedrich's V. von Nürnberg Tochter und Friedrich's VI. Schwester, wurde 1383 die Gemahlin Landgraf Hermann's des Gelehrten, des Nachfolgers seines Oheims Heinrich II. des Eisernen. Friedrich V. hielt auf seinen Schwiegersohn so große Stücke, daß er in einem Hausgesetze von 1387 verfügte, daß in seinem Lande ohne die Einwilligung des Landgrafen keine territorialen Veränderungen vorgenommen werden sollten. Besonders nahe schlossen sich aber die beiden Schwäger Hermann der Gelehrte und Friedrich VI. an einander an. Sie reisten gemeinschaftlich auf die Fürstentage, welche der Absetzung des Königs Wenzel vorausgingen, sie wohnten beide den Beschlüssen der Fürsten vom 1. Februar 1400 zu Frankfurt a. M. bei, wonach der zu wählende

neue König aus den Häusern Baiern, Sachsen, Meißen, Hessen, Nürnberg oder Würtemberg sein sollte; sie hatten endlich beide die Freude ihren Schwager Ruprecht von der Pfalz gewählt zu sehen. Als sich dieser aber seiner großen Aufgabe nicht gewachsen zeigte, schloß sich Burggraf Friedrich dem Ungarnkönig Sigismund an und bewirkte nach Ruprecht's Tode in Begleitung seines Schwagers Hermann von Hessen unter großen Schwierigkeiten Sigismund's Königswahl (1410).

Die verwandt- und freundschaftlichen Beziehungen der Hohenzollern zum Hause Hessen wurden nach der Erhebung Friedrich's VI. zum Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg von der Pegnitz an die Spree übertragen und waren nicht ohne Einfluß auf die territoriale Politik.

Nachdem der Kurfürst Friedrich I. im Jahre 1427 zwischen dem Landgrafen Ludwig I. dem Friedsamen und dem Erzbischofe Konrad von Mainz den wichtigen Friedensschluß vermittelt hatte, der den Einfällen des Erzbischofs in das niederhessische Gebiet ein Ziel setzte, stiftete zum Dank für diesen Freundschaftsdienst Landgraf Ludwig am 1. Juni 1439 zwischen Kurbrandenburg und Kursachsen den Vergleich zu Lichtenfels und vermittelte ein Gelöbniß zwischen dem brandenburgischen Kurprinzen Friedrich und der sächsischen Prinzessin Katharina, einer Schwester des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen von Sachsen und der Landgräfin Anna. Bald darauf, am 2. Februar 1440 schlug der Kurfürst Friedrich I. in Gemeinschaft mit dem böhmischen Abgesandten auf dem Wahltage zu Frankfurt den Kurfürsten den Landgrafen Ludwig zum römischen König vor, welche Ehre dieser aber ablehnte.

Am 25. Juli 1445 schlichteten die Fürsten von Sachsen, Brandenburg und Hessen einen Streit zwischen den Grafen von Henneberg, kurz vor Ausbruch des mit so großer Erbitterung geführten Bruderkriegs zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und dem Herzog Wilhelm von Sachsen, an welchem Krieg im Jahre 1449 auch Brandenburg gegen Kursachsen theilnahm. Im Jahre 1451 wurde dieser Krieg beendigt, als Vermittler wird der Landgraf genannt. Bald sehen wir Sachsen, Brandenburg und Hessen noch fester geeinigt. Im Jahre 1457 kam am 29. April in Naumburg a. d. Saale zwischen diesen drei Fürstenhäusern eine Erbverbrüderung zustande, durch welche Brandenburg als neues Mitglied in die alte, seit 1373 bestehende und von den Kaisern Karl IV. und Sigismund bestätigte Erbverbrüderung eintrat. Daraus erklärt es sich, daß nach diesem Vertrage, während nach dem Aussterben des männlichen Fürstenstammes Sachsen und Hessen sich gegenseitig beerben sollten, Brandenburg erst nach dem Aussterben der beiden anderen Fürstenhäuser erbberechtigt werden würde.

Kaiserliche Bestätigung der Naumburger Festsetzungen von 1457 ist niemals erfolgt, obgleich die Vertragsurkunde in der Einleitung die Worte enthält: „mit sonderlicher Erlaubniß und Gunst des allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Fürsten und Herrn Friedrich's römischen Kaisers und unsers gnädigsten lieben Herrn". Darüber kann nach den zwingenden Beweisen, die E. Löning in seiner Schrift: „Die Erbverbrüderungen zwischen den Häusern Sachsen und Hessen und Sachsen, Brandenburg und Hessen", Frankfurt a. M. 1867, Gustav Wachenfeld in der Beilage zum Hersfelder Gymnasialprogramm von 1884 über „die politischen Beziehungen zwischen den Fürsten von Brandenburg und Hessen-Kassel bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges" (S. 4—5) und Fritz Alexander Pagenstecher ganz neuerdings in seiner Gießener Inauguraldissertation über „die Thronfolge im Großherzogthum Hessen" (S. 91 ff.) erbracht haben, nicht mehr die Rede sein. Die angestellten Nachforschungen nach der Bestätigungsurkunde blieb ohne Erfolg, sodaß die betheiligten Fürstenhäuser zu der Ueberzeugung gelangten, die Bestätigung sei niemals gegeben worden. Darnach war die Erbverbrüderung ungültig, die Lehnsträger konnten nicht selbstständig über das Lehn verfügen. In rechtsgültiger Weise anerkannt wurde und blieb nur die alte sächsisch-hessische Erbverbrüderung.

Im Jahre 1537 erneuerten die drei Häuser zu Zeitz die alte Erbvereinigung dessen ungeachtet, doch mußte man die Sache infolge der damaligen politischen Verhältnisse vorerst ruhen lassen. Von Neuem verhandelte man im März 1555 zu Naumburg, doch ging man auf den Vorschlag Brandenburgs, in die Erbverbrüderung einzutreten nicht ein, nur die Erbeinigung der drei Häuser wurde am 9. März erneuert, ebenso am 12. März die sächsisch-hessische Brüderschaft. Weitere Verhandlungen führten im Jahre 1571 zu dem Beschluß, Brandenburg in die Brüderschaft derart aufzunehmen, daß es beim Aussterben Hessens oder Sachsens ein Drittel erben solle. Doch solle erst die Zustimmung der Kurfürsten erwirkt werden, ehe man sich zur Erlangung der Bestätigung an den Kaiser wende. Schon an dem Versuche, die Zustimmung der geistlichen Kurfürsten zu erwirken, scheiterten die Bemühungen der evangelischen Fürsten. Der Kaiser antwortete ausweichend.

Abermalige Verhandlungen zu Naumburg im März 1614 hatten am 30. d. M. die Unter-

zeichnung einer brandenburgisch-hessisch-sächsischen Erbverbrüderung im Gefolge, nach welcher beim Aussterben des sächsischen Fürstenhauses Brandenburg ein Drittel, Hessen zwei Drittel, bei dem Aussterben der brandenburgischen Familie Hessen und Sachsen je die Hälfte, Hessen aber in jedem Falle die Kurwürde, bei dem Aussterben Hessens Brandenburg ein Drittel, Sachsen zwei Drittel, beim Aussterben zweier Häuser das dritte alles erben solle. Die kaiserliche Bestätigung, deren Einholung ausdrücklich zur Bedingung gemacht war, ist unbestrittener Weise niemals ertheilt worden.

Der erste ernstliche Mißklang kam in die hessisch-brandenburgischen Beziehungeu durch die verschiedene Stellung, welche die Fürsten im Schmalkaldischen Kriege einnahmen, die Brandenburger schlossen sich an den Kaiser an. Die herrschende Mißstimmung wurde erst nach der Befreiung Landgraf Philipp's aus der Gefangenschaft des Kaisers wieder beseitigt. Auf dem Reichstage zu Augsburg, auf welchem der heißersehnte Religionsfriede geschlossen wurde, gingen Hessen und Brandenburg als Schützer der Evangelischen wieder Hand in Hand.

E gahnz Naues. [1])

(Wetterau'sche Mundart.)

Mir singe eweil [2]) ds Froijohrschläid,
— Froijohr eaß schihn; 's glaabt's Kahns näit. —
„Kiwitt, Kiwitt",
's hott Leawe kritt;
Die Gahst [3]) däi eaß gesprunge,
Die Legkgahns brengt ihr Junge.

Bahl bloie die huuche Leannebehm [4])
— Wäi ohngenehm, wäi ohngenehm!
E fruh Gemoit
Wer naut bereut!
Dr Schnäjil [5]) mächt etzt met sei'm Haus
Schuhnd Moarjets off die Strooße erraus.

Saftspeife kloppe all die Keann [6])
Eamm gahnze Oartt ohn alle Enn. [7])
„Diri dada, diri dada",
— Wäi stolz peift haut die Wearrera! —
Dr Stoargk kimmt grabbedetsch gegange,
Hott ferr sein Keann enn Fräsch gefange.

Wer Siemetskappe [8]) kann gemache,
Eann Katzestoil [9]), der kann gelache.
„Kiwitt, Kiwitt,
De Pluck [10]) zoum Schmidt!"
Die Gainsercher, däi boarweß gihn,
Däi seanne aach die Welt so schihn.

Verr alle Dinge e fruh Gemoit
Schankt Goitt de Mensche eann hott's behoit;
Oab varm, oab reich,
Doas stiht sich gleich.

Die Welt, däi wärr [11]) eamm Zahm [12]) gehahn [13]),
Dr läib Goitt, der moah weirrer wahn. [14])

Dr Schefer laat sein Schoof zoum Wäsche,
Die Weibsleu koache Goarn met Äsche,
— Genätzt, gepläzzt
Eann als geschwätzt. —
E Schälche Kaffi — Seligkaat,
Fort eaß ds bessi Herzelaad.

Ds Froijohr loackt, aich hun kan Rouh,
Aich singe — hoabbt [15]) die Uhrn uch zou,
Weam's nait bewehm [16])
Eann ohngenehm.
Aach, wann's gedröckt [17]) ds Froijohrschläid,
Zoum Lease wärt genihrigt [18]) näit.

Mir singe emohl off däi Gefohr
Vo „Himmilblo" eann „Sonneklohr".
„Kiwitt, Kiwitt,
Wäi eaß, Fra Schmitt?"
Mir hun die Wearrera so gern
Eann deazz Johr soll se glecklich wärrn.

Friedrich von Trais. (F. Möbius.)

---

[1]) Ein ganz Neues; [2]) einstweilen; [3]) Geis; [4]) Lindenbäume; [5]) Schnecke; [6]) Kinder; [7]) Enden; [8]) Binsenkappen; [9]) künstliches Geflecht aus den Stengeln des Wegerichs in Form kleiner Stühle, sog. Katzenstühlchen; [10]) Pflug; [11]) wird; [12]) Zaum; [13]) gehalten; [14]) walten; [15]) haltet; [16]) bequem; [17]) gedruckt; [18]) genöthigt.

Aus Heimath und Fremde.

Historische Kommission für Hessen und Waldeck. Die diesjährige Jahresversammlung der „Historischen Kommission für Hessen und Waldeck" fand am 12. Mai Nachmittags 4 Uhr im Senatssaal der Universität zu Marburg statt. Der Vorsitzende, Professor Frhr. von der Ropp, begrüßte die Erschienenen, unter denen sich auch eine Anzahl auswärtiger Patrone und Mitglieder befand, und gedachte zunächst der im verflossenen Berichtsjahre verstorbenen Mitglieder, der Herren Oberkonsistorialrath Rohde in Kassel, Gymnasialdirektor Dr. Goldmann in Friedberg und Archivar Dr. Ribbeck in Breslau. Zu ihren Ehren erhob sich die Versammlung von den Sitzen. Sodann theilte der Vorsitzende mit, daß die Herren Oberlandesgerichtsrath Dr. Brandt, Oberbibliothekar Dr. Kochendörffer, Bibliothekar Dr. Scherer und Oberbürgermeister Westerburg zufolge Verlassens

des Arbeitsgebiets oder wegen persönlicher Verhältnisse aus dem Vorstande ausgeschieden seien und daß die Geschichtsvereine zu Kassel und Hanau die Herren Direktorialassistent Dr. Böhlau und Akademielehrer Zimmermann in den Vorstand delegirt haben. — Die Versammlung wählte hierauf die Herren Obervorsteher und Oberregierungsrath a. D. v. Baumbach zu Kassel und Archivar Dr. Küch zu Marburg zu neuen Vorstandsmitgliedern und außerdem die Herren Bibliothekassistent Dr. Ebel zu Gießen, Gymnasialdirektor Dr. Loebell zu Friedberg und Archivar Dr. Theuner in Marburg zu Mitgliedern der Kommission. Als neuen Patron hat die Kommission Se. Exz. Frhrn. von Stumm-Holzhausen gewonnen, während der Kreis Wetzlar einen jährlichen Beitrag von 20 Mark bewilligt hat. — Die Abrechnung des Schatzmeisters, Geh. Archivraths Dr. Koennecke, dem die Versammlung die Entlastung für seine Rechnungsführung ertheilte, ergab eine Einnahme von 14 714 Mark, gegenüber einer Ausgabe von 5 003 Mark. Der Ueberschuß wird durch die Druck-, Honorar- und sonstigen Unkosten der wissenschaftlichen Unternehmungen voraussichtlich bald zur Verwendung gelangen. Veröffentlicht hat die Kommission die erste Lieferung des Hessischen Trachtenbuchs von Geh.-Rath Professor Dr. Justi und außerdem ihren Stiftern und Patronen je ein Exemplar der Schrift von Dr. Hans Glagau „Anna von Hessen", die in gewissem Sinne als Einleitung zu den Landtagsakten zu betrachten ist, zugestellt. Begonnen hat der Druck der Landtagsakten, von welchen die ersten Bogen der Versammlung vorgelegt wurden. Außerdem steht für das nächste Jahr, neben der Fortsetzung des Trachtenbuches, der Druck je eines Bandes des Fuldaer Urkundenbuches und der Hessischen Chroniken bevor. Die übrigen Arbeiten sind zum größten Theil rüstig gefördert worden. Das Nähere hierüber sowie über verschiedene neu geplante Unternehmungen wird der demnächst erscheinende Jahresbericht enthalten.

Geschichtsverein. Am 10. Mai hielt der Verein für Geschichte Hanaus unter Vorsitz von Professor Dr. Suchier seine Jahresversammlung. Aus dem erstatteten Jahresbericht ist hervorzuheben, daß die verstorbene Frau Pedro Jung dem Verein ein Legat von 10000 Mark vermacht hat und das stilgerecht restaurirte Altstädter Rathhaus dem Verein überwiesen wurde. In den Vorstand wurde für den nach Kiel versetzten Oberlandesgerichtsrath Dr. Brandt Stadtbaurath Thyriot gewählt. Z.

Am 14. Mai Nachmittags unternahmen eine Reihe Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte zu Marburg unter Führung des Vorsitzenden Geheimen Archivraths Dr. Könnecke, Direktors des dortigen Staatsarchivs, einen Ausflug nach den schön gelegenen Ruinen Gleiberg und Vetzberg bei Gießen. Ueber die Geschichte beider Burgen gab im Kaisersaal auf Gleiberg Dr. Dersch Aufschluß, während Archivar Dr. Theuner die noch vorhandenen architektonischen Bestandtheile der Burgen in interessanter Weise erläuterte. Zwar wehte ein kühler Wind, doch ließen sich die Theilnehmer des Ausflugs dadurch nicht abhalten, auch die sehr luftige Höhe der Ruine Vetzberg zu erklimmen und die prächtige Aussicht von dort zu genießen. Die Steilheit des Pfades beeinträchtigte den Eindruck nicht im geringsten. Höchst befriedigt traf man 8 ¾ Uhr Abends in Marburg wieder ein.

Der hessische Geschichtsverein zu Kassel veranstaltet am 24. Mai einen Ausflug nach der Altenburg bei Felsberg, über welche an Ort und Stelle Dr. med. Schwarzkopf-Kassel vortragen wird.

Universitätsnachrichten. Der Professor der Staatswissenschaften Dr. Rathgen zu Marburg wird dem an ihn ergangenen Ruf nach Heidelberg Folge leisten. — Dem Universitätsmusikdirektor Jenner ist der Titel Professor verliehen worden.

Hessisches in der Zeitschrift „Der Burgwart". Die neueste Nummer 10 dieser lesenswerthen Zeitschrift bringt wieder mehrfach Hessisches. In einem Aufsatz über die Burg in der Landschaft bespricht der Herausgeber E. Krollmann u. A. die in der in der Landesbibliothek zu Kassel aufbewahrten Handschrift der Chronik des Wiegand Gerstenberg beliebte Wiedergabe der Abbildungen von Burgen, er stellt sie hin als sehr anachronistisch, aber wenig künstlerisch. Weit höher schätzt er in dieser Hinsicht das Talent des um mehr als 100 Jahre jüngeren hessischen Chronisten Wilhelm Dilich ein; dem er eine bewußte Empfindung für die schöne Landschaft und den malerischen Reiz der Burgen und Schlösser in der Landschaft beimißt. Die Bilder waren ihm die Hauptsache, nicht der historische Text. Man möchte fast sagen, erst wurden die Bilder angefertigt, dann, weil das Publikum es verlangte, oder anders die Unterstützung der Fürsten nicht zu haben war, ein Text dazu geschrieben. Mehrfach betont Dilich ausdrücklich das malerische Ansehen der Schlösser und Burgen von außen, d. h. in der Landschaft. Dilich blieb für 100 Jahre in der malerischen Charakteristik der Landschaft maßgebend. In Merian's Topographia Hassiae sind seine Bilder nicht nur be-

nutzt, sondern meistens sogar unmittelbar abgezeichnet, während sich der noch spätere Chronist Winkelmann ebenso unbefangen die ästhetischen Ausführungen Dilich's aneignet.

An Krollmann's Aufsatz schließt sich Friedrich Hoffmann's, des unsern Lesern wohlbekannten Bauraths zu Fulda, Artikel „Zum Neidkopf", der auf die Neidköpfe auf Ludwigstein und Hanstein Bezug hat und gleichzeitig davor warnt, auch anderwärts befindliche ähnliche menschliche Fratzen mit heraushängender Zunge ohne Weiteres als Neidköpfe anzusprechen. Ferner bringt die vorliegende Nummer einen Grundriß des Schlosses zu Steinau an der Straße. In einigen beigegebenen Bemerkungen wird mahnend darauf hingewiesen, wie, nachdem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an den künstlerischen Einzelheiten des Schlosses bereits mehrfach schwer gefrevelt ist, jetzt die Gesammtanlage dieses malerischen alten Hanauer Grafensitzes bedroht ist. Auf der vorletzten Seite (79) des Blattes erblicken wir eine Abbildung des Bergfrieds von Reichenbach, auf dessen in Angriff genommene Wiederherstellung auch im „Hessenland" mehrfach Bezug genommen ist.

Hessische Bücherschau.

Das älteste Fuldaer Kartular im Staatsarchive zu Marburg, das umfangreichste Denkmal in angelsächsischer Schrift auf deutschem Boden. Ein Beitrag zur Paläographie und Diplomatik sowie zur Geschichte des Hochstifts Fulda von Prof. Dr. Eduard Heydenreich. Mit 2 Faksimile-Tafeln. Leipzig (B. G. Teubner) 1899. 4°. 59 S. Preis Mk. 5.

Als Vorarbeit zu dem im Auftrage der „Historischen Kommission für Hessen und Waldeck" von Professor Dr. Tangl herauszugebenden Fuldaer Urkundenbuche, dessen erster Theil wohl in nächster Zeit erscheinen wird, will die vorliegende Untersuchung der ältesten im Marburger Staatsarchiv verwahrten urkundlichen Aufzeichnungen über Kloster Fulda dienen. Diese Arbeit, welche der Anregung und den Marburger Seminarübungen des genannten Professors entstammt, verfolgt zunächst den Zweck, in das Studium der Fuldaer Traditionen (= Schenkungen für das Kloster Fulda) und die Geschichte des Hochstifts einzuführen, und bringt ihren Zweck in sieben Abschnitten zur Ausführung.

Der erste Abschnitt behandelt dementsprechend das Kloster Fulda und seinen Güterbesitz im Mittelalter, den Quellenwerth der Fuldaer Traditionen und des ältesten Fuldaer Kartulars. Im folgenden Abschnitt wird die Verwerthung des Kartulars in der Literatur von Eberhard von Fulda (nach 1150) bis zur Gegenwart verfolgt. Sodann wird eine Beschreibung des Kartulars gegeben. Die verschiedenen Hände, die an dessen Abfassung betheiligt sind, werden in scharfsinnigen kritischen Ausführungen ihrem Charakter nach chronologisch geschieden, und es wird die Entstehung desselben um das Jahr 828 nachgewiesen. Ein besonderes Kapitel ist der Charakteristik der hauptsächlich betheiligten angelsächsischen Hand gewidmet. Es folgen lehrreiche Darlegungen über die Anordnung des Kartulars, über den Zustand des Fuldaer Archivs im 9. Jahrhundert sowie speziell für fachmännische Kreise berechnete Erörterungen über Doppel- und Neuausfertigungen. Den Schluß bilden mehrere Urkundenbeilagen (5).

So Manches in der vorliegenden Schrift ist allerdings auf Leser aus Kreisen berechnet, die das Studium der Paläographie und Diplomatik mittelalterlicher Urkunden wissenschaftlich zu betreiben gewillt sind, trotzdem hat der Verfasser nicht vergessen, seine Ausdrucksweise dem allgemeinen Verständniß anzupassen, namentlich der erste Abschnitt (S. 1—8) ist in dieser Hinsicht hervorzuheben. Der Leser wird daraus reiche Belehrung über die Bedeutung und Wichtigkeit der Aufzeichnungen klösterlicher Besitzurkunden für die Wirthschaftsgeschichte, die Landschaftsgeschichte und die Germanistik schöpfen können. Für Geschichte, Geographie und Philologie sind auf diesem Gebiete reiche Schätze zu heben. Die vornehme Ausstattung des Ganzen seitens der Verlagsfirma Teubner verdient lebhaft anerkannt zu werden.

Deutsche Baukunst im Mittelalter von Prof. Dr. Adelbert Matthaei. Leipzig (B. G. Teubner) 1899. IV. 155 S. Preis in farbigem Umschlag 0,90 Mk., gebunden 1,15 Mk.

In einer Zeit, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, den ehrwürdigen Denkmälern unserer Vorzeit wieder gerecht zu werden, ist einem derartigen Buche wie dem vorliegenden um so größere Anerkennung zu spenden, als der Verfasser die ihm gestellte Aufgabe, den Laien in das Gebiet der mittelalterlichen Baukunst einzuführen, in sehr

glücklicher Weise gelöst hat. Diese Einführung ist bei aller Gedrungenheit und Kürze doch gründlich.

Die ganze Abhandlung zerfällt in vier Abschnitte. Im ersten Abschnitt wird gezeigt, wie sich die Germanen mit der antik-christlichen Erbschaft abfanden, der zweite ist der romanischen Baukunst gewidmet, der dritte befaßt sich mit der kurzen, aber höchst interessanten Uebergangszeit zur Gothik, der vierte endlich behandelt die Gothik.

Innerhalb der einzelnen Abschnitte wird jedesmal zunächst die historische Grundlage gegeben, aus der erst die Art der Raumvorstellung, die Höhe des technischen Könnens und die Eigenartigkeit der Aufgaben, die zur Bethätigung des Kunstsinnes führten, verständlich werden. Dann wird Wesen und System der Bauweise nach Grundriß, Aufriß, Außenbau, Formenschatz und Bauverfahren entwickelt. Den Beschluß bildet ein kurzer Ueberblick über die Geschichte des Baustiles mit verschiedenen charakteristischen Beispielen. In wünschenswerther Weise sind Grundrisse und sonst erforderliche Abbildungen beigegeben. Wenn des trefflichen Buches von Matthaei an dieser Stelle gedacht wird, so geschieht es nicht nur wegen des behandelten Themas, sondern vornehmlich auch, weil Hessen über mittelalterliche Bauten ersten Ranges verfügt, die darin nach Gebühr gewürdigt werden; so die Marienkirche zu Gelnhausen (S. 94—96), die Arnsburg in der Wetterau (S. 102), die Kaiserpfalz zu Gelnhausen (S. 105, 106) und die Elisabethkirche in Marburg (S. 133—136).

Die Arbeit des Verfassers folgt im Wesentlichen dem Werke von Dehio und von Bezold über „Die kirchliche Baukunst des Abendlandes", beschränkt sich aber keineswegs auf einen Auszug aus demselben, sondern läßt zahlreiche Spuren eigenen Denkens und eigener Untersuchungen nicht verkennen. Das Buch ist das 8. Bändchen der von der rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung unter dem Titel „Aus Natur und Geisteswelt" herausgegebenen Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens, die wir unsern Lesern glauben mit Fug und Recht empfehlen zu können, zumal die Namen der Bearbeiter der einzelnen Bände eine erschöpfende, allgemein verständliche Behandlung des Stoffes auf wissenschaftlicher Grundlage verbürgen. Der Förderung einer oberflächlichen Halbbildung, die für unsere Zeit so schwere Gefahren im Gefolge hat, wird durch so gediegene Darstellungen am wirksamsten entgegengetreten. Die Ausstattung der Einzelbände ist trotz des geringen Preises, der für alle gleichgestellt ist, eine recht sorgfältige zu nennen.

Personalien.

Bestätigt: die Wahl des Landesdirektors Riedesel Freiherrn zu Eisenbach in Kassel zum Landesdirektor der Provinz Hessen-Nassau auf eine weitere zwölfjährige Amtsdauer unter gleichzeitiger Genehmigung der Führung des Titels Landeshauptmann.

Verliehen: dem Kreisdeputirten und Großherzogl. Hessischen Kammerherrn Freiherrn Schenck zu Schweinsberg in Schweinsberg das Großherzogl. Hessische Dienstehrenzeichen in Gold; dem Revierförster Heß zu Horbach der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Regierungsbaumeister Gronewald zu Marburg der Kronenorden 4. Klasse; den Lehrern Braun zu Geismar im Kreise Frankenberg und Schmidt zu Harle der Titel Kantor.

Ernannt: der Hilfspfarrer Schäfer zum Pfarrer in Cruspis; Forstassessor Schwecht zum Oberförster in Lautenhausen; die Referendare Ruhl und Göbel zu Gerichtsassessoren; wissenschaftlicher Hilfslehrer Wagner zu Marburg zum Oberlehrer in Burgsteinfurt; Regierungssekretär Reinhardt zum Domänenrentmeister zu Hanau; Postsekretär Wunderlich zu Kassel zum Oberpostsekretär in Braunschweig; Steuersupernumerar Badenhausen zu Kassel zum Zollpraktikanten.

Versetzt: Gerichtsassessor Dr. Vigelius in den Bezirk des Oberlandesgerichts zu Köln; Revierförster Tackmann zu Weidenhausen nach Großalmerode; Postmeister Viesohn von Remilly nach Fritzlar.

In den **Ruhestand** treten: Domänenrath Bell zu Hanau; Postmeister von Fischer zu Fritzlar.

Verlobt: Kaufmann Alexander Jacobsohn mit Fräulein Amalie Oettinger (Kassel, April).

Vermählt: Kaufmann Ernst Brünighaus zu Werdohl mit Fräulein Toni Oppermann (Kassel, 2. Mai); Kaufmann Ernst Timaeus mit Fräulein Auguste Rocholl (Kassel, 5. Mai); Kaufmann Fritz Schäffer mit Fräulein Emma Mahlau (Frankfurt a. M., 5. Mai).

Geboren: ein Sohn: Zahnarzt Friedrich Grau und Frau, geb. Gerhardt (Kassel, 26. April); Pfarrer Eisenberg und Frau Amalie, geb. Baum (Renda bei Netra, Mai); eine Tochter: Zahnarzt Adolf Scheele und Frau, geb. Müller (Kassel, 23. April); Fabrikant Wilhelm Lühr und Frau (Kassel, 30. April); Lehrer C. Buchenau und Frau Bertha, geb. Peter (Kassel, 3. Mai).

Gestorben: Frau Rahn, geb. Roch, Wittwe des Oberlehrers (Marburg, 29. April); Frau Klara Auguste Ohldach, geb. Niemeyer, 53 Jahre alt (Kassel, 30. April); Frau Bernhardine Auguste Werner, geb. Spilner, 61 Jahre alt (Marburg, 8. Mai); Privatmann Johannes Heß, 71 Jahre alt (Kassel, 9. Mai); Gutsbesitzer Friedrich Wilhelm Neuße (Niedermeiser, 10. Mai); Oberpostdirektor Otto Frank, 60 Jahre alt (Kassel, 12. Mai); Frau Clementine Doerr, geb. von Eschwege, 76 Jahre alt (Kassel, 13. Mai).

Briefkasten.

Der Herr Einsender der auf W. Roser bezüglichen Notiz wird um freundliche Angabe seiner leider abhanden gekommenen Adresse ersucht.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 11. XIV. Jahrgang. Kassel, 1. Juni 1900.

Waldesrast.

Gleich fern dem Himmel und der Erdenwelt,
In einer Dämm'rung trunkener Gefühle,
Lieg' ich auf grünem, moosgeschwelltem Pfühle,
Bis mich der Schlummer heimlich überfällt.

Es ist ein holdes Schlafen, wenn der Tag
Um's Lager schreitet und der Vögel Lieder
Wie Blumen fallen auf den Schläfer nieder
Und über seinem Haupte rauscht der Hag.

Ein schöner Traum tritt aus dem Wald hervor,
In einem weiten, himmelblauen Kleide,
Setzt sich vertraulich an des Schläfers Seite
Und raunt ein klingend Märchen ihm in's Ohr.

Und wenn er aufwacht, hegt er im Gemüthe
Noch einen Schatz von wunderlichen Dingen,
Er kann verstehen, was die Vöglein singen,
Und was im Kelch der Blume heimlich blüht.

Die ihr dem Träumer freundlich seid gesinnt —
O wollt auch mir so holde Weisheit geben,
Ihr Waldesseelen, daß mein täglich Leben
Die Poesie mit goldnem Netz umspinnt.

Anna Ritter.

Vor dem Thore.

Ich bin heut' früh durch die Stadt gegangen
Und habe zu suchen angefangen,
Die Straßen lief ich wohl auf und ab
Und fand doch Keinen, der Antwort gab,
Wo all meine Lieben
Geblieben. —

Da hab' ich all' meine stummen Klagen
Zum alten Stadtthor hinaus getragen —
Und draußen lagen sie, Grab an Grab,
Die ich vor Jahren besessen hab' . . .
Tief unter den Steinen,
Die Meinen.

Anna Ritter.



Beiträge zur hessischen Familienkunde.

Von Gustav Freiherrn Schenk zu Schweinsberg.

I.

Die Abstammung des Geschlechts von Bischoffshausen zu Bischhausen a. d. Werra.

In dem kleinen hessischen Gebiet rechts der Werra, gegenüber Witzenhausen, das einst zum sächsischen Leinegau gehörte, sind heute noch drei Familien der althessischen Ritterschaft angesessen. Für die Grafen v. Berlepsch und die Freiherrn v. Bodenhausen war der niedersächsische Ursprung außerhalb Hessens nicht zweifelhaft; mißlicher stand es seither mit unserer Kenntniß der älteren Genealogie der v. Bischoffshausen. Das lag daran, daß zu Bischhausen eine, erst 1299 urkundlich vorkommende, landesherrliche Burg bestand, die, bis sie im Jahre 1379 den v. Bischoffshausen zu Lehen gegeben wurde, gewöhnlich verpfändet war. Man konnte also annehmen, daß das Geschlecht seinen Namen von einem dortigen landesherrlichen Burglehen angenommen habe, das es veranlaßt hatte, seinen Wohnsitz seitdem dort zu wählen. Die Frage seiner Herkunft blieb dabei ganz offen. Das Wappenbild des Geschlechts, ein schwarzer Adlersrumpf im goldenen Feld, kommt in der Gegend nicht weiter vor. Auch der das Wappenbild wiederholende Helmschmuck gibt, aus heraldischen Gründen, die Gewähr, daß es sich nicht etwa um eine Abzweigung von einer anderen Familie handelt. Was das Stammbuch der althessischen Ritterschaft über die Abstammungsfrage vermuthungsweise beibringt — es möchte die v. Bischofshausen an der Schwalm, die heutigen Herrn v. Löwenstein, mit unserer Familie in Verbindung bringen — verdient keinerlei Rücksicht. Es gab sehr viele Dörfer dieses Namens! Dagegen macht die in diesem Werke, meines Wissens, zuerst veröffentlichte Nachricht, daß im Jahre 1297 ein Hans v. Bischofshausen das Kirchlehen daselbst von Hermann Herrn v. Treffurt zu Lehen erhalte habe, einen zuverlässigen Eindruck. Es ist nämlich bekannt, daß Friedrich v. Treffurt im Jahre 1217 dieses Patronatrecht von dem dort stark begüterten Kloster Lippoldsberg ertauschte (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, IX, S. 149).

Die Lösung der Abstammungsfrage ist mir kürzlich gelungen: die v. Bischoffshausen sind die Nachkommen eines bekannten tapferen Kriegsmannes, des herzoglich braunschweigischen Vogtes Willekin zu Göttingen (1255—84), des Siegers von Bollstedt. Der Vorname Willekin (Wilke), eine Koseform von Wilhelm, war noch bis zum 17. Jahrhundert bei den v. Bischoffshausen im Gebrauch. Vogt Willekin führte auch dasselbe Schildwappen wie die v. Bischoffshausen (E. Frhr. v. Uslar-Gleichen, Beiträge zu einer Familiengeschichte der Freiherrn v. Uslar-Gleichen, S. 29, Anm. 5). Ritter Willekin stammte aus einer von Göttingen weit entlegenen Gegend Niedersachsens; sein Geschlecht nannte sich nach Alhausen (Aledehusen), südöstlich von Hoya a. d. Weser; er war in dem benachbarten Orte Hassel angesessen (Frhr. v. Uslar a. a. O.).

Die beweiskräftigen urkundlichen Unterlagen dafür sind bereits im Jahre 1858 veröffentlicht worden (W. v. Hodenberg, Calenberger Urkundenbuch, 3. Abtheilung, Archiv des Stifts Loccum).

Am 8. Oktober 1312 bevollmächtigte der Knappe Hermann v. Bischofshausen oder v. Woldendorp — er führte also einen Doppelnamen — seinen väterlichen Oheim (patruus) Willikin, Mönch zu Loccum, zum Verkaufe seiner Güter an der Aller, Weser und Leine. Die Urkunde ist auf der Burg Gleichen bei Göttingen ausgestellt, und von seinen mütterlichen Oheimen, Hermann und Ernst v. Uslar besiegelt (Hodenberg a. a. O. Nr. 638). Am 25. April 1314 bezeugen dann dieselben Herren v. Uslar zu Gleichen ihrem treuesten Freunde, dem Herrn Willekin, Mönch zu Loccum, daß er über die Güter seines Brudersohnes (fratruelis) Hermann v. Bischopeshusen, ihres Schwestersohnes (consobrini), getreue Rechnung gelegt habe. Er habe alle Einnahmen für die Kinder — Hermann hatte also noch Geschwister — verwendet, und den Erlös für die verkauften Güter dem Hermann voll bezahlt (Hodenberg a. a. O. Nr. 650).

Ritter Hermann VI. v. Uslar (1295—1314, † vor 1318) und sein Bruder, der Knappe Ernst VI. (1295—1322, † vor 1323 *) waren die Söhne des Ritters Hermann IV. v. Uslar (1257—1281). Sie selbst hatten 1318 und 1323 bereits erwachsene Söhne. Man darf annehmen, daß ihre Schwester, die Mutter des Hermann v. Bischoffshausen, in der Zeit zwischen den Jahren 1250 und 1260 geboren war. Die Geburtszeit des Hermann wird also nicht vor den Zeitraum von 1270 bis 1280 fallen. Er war sogar im Jahre 1312 wohl noch nicht lange handlungsfähig, und deshalb von seinen Oheimen verbeistandet.

Auch über die Lage einiger, zu den verkauften Gütern gehöriger, Zehnten geben von Hodenberg veröffentlichte Urkunden aus dem Jahre 1313 Auskunft (a. a. O. Nr. 640, 641, 643, 644). Sie lagen bei Nienburg a. d. Weser und bei Neustadt a. R., und waren Lehen seitens der Grafen v. Schaumburg und v. Hoya. Hermann v. Bischoffshausen war übrigens nicht alleiniger Eigenthümer, sondern besaß sie gemeinsam mit den Gebrüdern Willekin und Johann v. Woldendorp. Diese Gebrüder stellen dann eine bezügliche Urkunde zu Friedland, zwischen Göttingen und Witzenhausen, aus, die sie von ihrem mütterlichen Oheim Hugo von Stockhausen besiegeln lassen. Im Jahre 1315 endlich werden diese Gebrüder v. Woldendorp als von Nienburg (a. d. Weser) bezeichnet, als Söhne des verstorbenen Heinrich von Nienburg. Die Urkunde bezieht sich auf dieselben Zehnten und dasselbe Geschäft. An ihrer Identität ist nicht zu zweifeln (Scheidt, Hist. u. diplom. Nachrichten von dem hohen und niederen Adel in Teutschland, S. 533, Nr. 168; Hodenberg a. a. O. Nr. 644, Anm. 2). Diese Gebrüder halten sich also auch in der Nachbarschaft von Bischhausen auf, wo ihr, ein Mal auch, wie sie, als v. Woldendorp bezeichneter Mitbesitzer Hermann v. Bischoffshausen gewohnt haben muß; ihre Mutter gehörte einer bekannten Familie aus dem Göttingischen an. Ich halte sie für die richtigen Vettern des Hermann; ihren Vater Heinrich v. Woldendorp — Nienburg für einen Bruder des Johann v. Bischoffshausen—Woldendorp, des Vaters des Hermann. Der dritte Bruder war offenbar der Mönch Willekin zu Loccum, der auch ein Mal mit seinem Geschlechtsnamen, als de Aldehusen, bezeichnet wird (Hodenberg a. a. O. Nr. 698). Für hannöversche Genealogen wird es nicht schwierig sein, diese v. Nienburg benannte Linie weiter zu verfolgen.

Woldendorp ist Wohlendorf a. d. Aller, unweit der Heimath des Geschlechts von Alhausen. Ein Ritter Ulrich v. W., der im Jahre 1266 für den Vogt Willekin den Verkauf des Hauses zu Hassel vermittelt hatte und sich für ihn verbürgte, kann etwa der Schwiegervater, oder Schwager Willekin's gewesen sein. Seine Erbschaft und sein Name mag an die Söhne oder Enkel des Vogts gelangt sein.

Hermann v. Bischoffshausen ist offenbar derselbe, den das r. Stammbuch im Jahre 1334 mit zwei Schwestern erwähnt. Er hatte 4 Söhne (Segeband, Willekin, Hermann und Konrad), die im Jahre 1357 das hessische Dorf Almerode (wohl die Wüstung Elmerode beim Arnstein) in Pfand hatten. Sie lebten noch längere Zeit. Hermann erwarb dann, mit den Söhnen seines Bruders Segeband (Segeband und Hermann), im Jahre 1379 die der Familie bis dahin nur pfandweise zustehende Burg Bischhausen. — Auch die spätere Genealogie des Geschlechts, wie sie im ritterschaftlichen Stammbuche geliefert worden ist, bedarf, nach den Repertorien des ehemaligen Ziegenhainer Samt-Archivs zu schließen, der Revision. Die Auszüge Landau's in der Kasseler Landesbibliothek werden das wohl leicht ermöglichen.

Die Art der Zusammensetzung unserer hessischen Bevölkerung, aus hessischen und rheinischen Franken, Thüringen und Niedersachsen, gilt auch für die Ritterschaft. Von den noch blühenden 34 einheimischen alten Rittergeschlechtern sind 10 sächsischen Ursprungs, 6 sind Thüringe, 6 stammen aus dem Lahngau, eins (die v. Buttlar) aus dem ostfränkischen Grabfeld, und also nur 11 aus dem eigentlichen fränkischen Hessengau.

*) Ich weiche hier bewußt von der Darstellung des Frhrn. v. Uslar-Gleichen ab.

(Fortsetzung folgt.)

Das stehende hessische Heer von 1670—1866.

Ein Abriß seiner Geschichte. Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

In der vordersten Parallele waren 10 Kompagnien aufgestellt; sie stürzten sich jetzt in wildem Ausrufe vor, auf die Contrescarpe vor den Basteien Speyfeuer und Fuchsloch „unter faveur der Kanonen und Bomben", wie es im Tagebuche heißt, „so furioes, daß unsere Soldaten anfänglich retiriren mußten". Doch schleunigst sammelten die Hessen sich wieder. In

der ersten Ueberraschung der Besatzung hatten die Franzosen sich in der Spitze der Contrescarpe eingegraben, allein trotz der heldenmüthigsten Anstrengungen vermochten die Grenadiere nicht, von hier aus weiter in den Werken vorzudringen. General von Görz leitete die Vertheidigung von der Schanze aus, von wo er mit dem Degen in der Faust nach besonders bedrohten Punkten eilte. Der furchtbare Kampf währte gegen 3 Stunden, kostete den Franzosen ungeheure Opfer und fügte auch den Hessen schwere Verluste zu. Dunkelheit und Erschöpfung setzten endlich dem Morden ein Ziel, das den Hessen 9 Offiziere und 60 Gemeine an Todten und zahlreiche Verwundete kostete. Oberstleutnant Goclenius, der in dem angegriffenen Posten kommandirte, hatte schon zwei Feinde mit seiner Sturmsense erlegt, als ihm eine Kanonenkugel beide Beine wegriß; da rief der Sterbende seine zurückgedrängten Leute an auszuharren, da der Landgraf ja mit Entsatz heranrücke! Das Zeughaus von Rheinfels bewahrte auch Waffen aus dem Mittelalter auf, wie Morgensterne und dergleichen, die heute gute Dienste leisteten.

Die Grenadierkompagnien, die den ersten Anfall thaten, waren fast aufgerieben, ihre Offiziere beinahe sämmtlich todt oder verwundet. Ein Deserteur sagte aus, es seien 100 Wagen voll Verwundeter nach Montroyal geschafft worden. Aber mit höchster Anstrengung und Tapferkeit arbeiteten Ingenieurs, Artillerieoffiziere und Soldaten des Feindes weiter, sich in dem Boden der Festung fortwühlend, während die Hessen ebenso sich wehrten. Graf Augustus zur Lippe erschien Mittags des 18./28., um die Lage der Festung zu prüfen und dem Landgrafen zu berichten. Der 19./29. zeigte neu entstandene Batterien, das Feuer der Franzosen hatte nun auch das große Ravelin hinter dem fast zerstörten Fuchsloche stark mitgenommen, und man erwartete auf jenes Werk einen neuen Sturm. General Görz ließ daher durch Mineurs, die der Kurfürst von Trier auf seine Bitte gesandt hatte, unter dem großen Ravelin eine Mine anlegen, die der Sturmkolonne der Franzosen das Grab bereitet haben würde.

Deserteurs sagten am 20./30. auch aus, daß ein neuer Sturm vorbereitet werde, ferner bemerkte man von der Festung aus im Bereiche der Belagerungsarbeiten vermehrte Thätigkeit, die auf die Absicht eines Sturmes deutete. Im Tagebuche liest man nach Bericht über die Thätigkeit des Feindes: „dagegen ware unsere Soldateska sehr courageux und wünschten alle, auch die vom Kreisregiment, welche in voriger action noch nicht gewesen, daß es nur bald los gehn möchte." Die hier Erwähnten vom Kreisregiment waren erst am 19./29. aus Koblenz eingetroffen; die Kampflust der Krieger wurde nicht gestillt, es fand kein weiterer Sturm statt, wir hören aber, daß am Morgen des 21./31. der Feind seine letzten Linien mit einander verbunden und eine neue Batterie gegen das große Ravelin aufgeworfen hatte. 2 Geschütze, die am 21./31. von der Stadt Frankfurt anlangten, sollten gegen die französische Batterie auf dem Werlauer Berge in Thätigkeit kommen; allein es war unmöglich, die sehr ungefügen Kolosse auf den vom Regen erweichten Bergabhängen und in den hohlen Wegen an die Stelle ihrer Bestimmung zu schaffen.

In der folgenden Nacht sah man im französischen Lager viele Feuer und hörte viel Rufen, Fahren von Fuhrwerken, sodaß in der Frühe Kundschafter ausgingen, um zu erkunden, ob der Feind seinen Abzug vorbereite, oder ob es nur ombrage sei. Doch das französische Geschütz feuerte heftiger als je und in der Nacht waren mehrere Sappen vorgetrieben; da die Kundschafter nicht entdeckten, was die Unruhe der Nacht im Lager bedeutet hatte, so hielt sich die Besatzung noch auf einen Sturm gefaßt.

Der 22. Dezember (1. Januar 1693) verging unter unaufhörlichem Donner des Geschützes beider Gegner, General de Choisy hatte seine wahre Absicht auf das Beste verborgen. Als das Licht des Tages des 23. Dezembers graute, waren die beobachtenden Posten der Festung überrascht, die Karthaunen von den feindlichen Batterien weggeführt, die Laufgräben und Werke vom Fußvolk verlassen zu sehen. Die Flammen des angezündeten Lagers und des benachbarten Dorfes Biebernheim, das die Franzosen nach ihrer barbarischen Weise dem Feuer übergaben, beleuchteten ihren ruhmlosen Abzug.

Mit um so stolzerem Bewußtsein durfte General von Görz hinter dem seither für unwiderstehlich angesehenen Gegner herblicken! Er sandte alsbald den Oberstleutnant von Buttlar mit seinen 300 Mann des Kreisregiments auf die Spur des Feindes, um die erste Parallele zu besetzen und die Laufgräben zu zerstören.

Landgraf Karl hatte mit allem Eifer und Mühe Truppen für den Entsatz außer dem Reste seiner eigenen nicht zusammenbringen können; nun war er mit einem Truppencorps unweit der Festung angelangt, — aber nun hatte diese selbst ihre Erlösung erfochten, wobei nicht zu übersehen ist, daß der französische Heerführer Kenntniß von der Näherung des deutschen Heerhaufens

hatte und sich dessen Angriffe von der Seite entziehen wollte.

Der hessische Fürst erschien am 24. Dezember (3. Januar) spät Abends auf Rheinfels in dem Drange, die tapfere Besatzung baldigst zu sehen und ihrem heldenmüthigen Führer Anerkennung auszusprechen. Der folgende Tag war ein Sonntag, der Landgraf und seine Krieger gaben Gott die Ehre, in der Stadtkirche zu St. Goar erklang das Te deum laudamus, von den Wällen der Festung gaben alle Geschütze und die ganze Musketerie drei Freudensalven ab. Darnach besichtigte der Fürst alle Werke, deren mehrere in Schutt und Trümmern lagen. Alsbald begann er auch die Herstellung der Festung in Angriff nehmen zu lassen. Den 26. Dezember verließ Landgraf Karl Rheinfels und St. Goar.

Die Kriegsgeschichte des kleinen hessischen Heeres war um ein leuchtendes, herrliches Beispiel reicher. —

(Wird fortgesetzt.)



Freiherr Karl Rivalier von Meysenbug,

kurfürstlich hessischer Staatsminister.

Von Hermann Freiherrn von Meysenbug-Lauenau.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon wiederholt auf den starren, eigenwilligen Charakter des Kurfürsten hingewiesen. Mit diesem hatte Meysenbug täglich, stündlich, ja, jede Minute seines Lebens zu rechnen.

Diesem Trotze, diesem im höchsten Grade autokratischen Wesen des Kurfürsten gegenüber erhob sich das Frühlingswehen der auf freiheitlichere Gestaltung des Staatswesens gerichteten Wünsche seines Volkes. — Nach den Auslassungen der „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ erscheint Meysenbug als erbitterter Gegner und Nichtachter solcher Wünsche. Denn es heißt dort: „Während die Minister in Kassel redlich an den neuen organischen Gesetzen arbeiteten, bildeten der Kurfürst mit der Gräfin und ihrem Meysenbug eine geheimnißvolle, absolutistische Gegenregierung im schönen Schlosse Philippsruhe am Main.“

Gewiß war Meysenbug ein Mann von streng konservativen Grundsätzen nach den Anschauungen der damaligen Zeit. Er war aber zugleich ein streng rechtlich denkender Mensch und stets beflissen, die Erfüllung aller berechtigten Wünsche des Volkes mit Nachdruck zu vertreten. Daß er das, soweit er dies seiner Stellung und dem schwer zur Nachgiebigkeit zu bestimmenden Charakter des Kurfürsten nach vermochte, gethan hat, ist sicher. Es ist mir dies von mehreren Personen, welche in damaliger Zeit in Kassel gelebt haben und über diese Vorgänge unterrichtet sein konnten, mitgetheilt und zugleich versichert worden, es sei als ein Akt der Gerechtigkeit anzusehen, daß die kurhessische Verfassung neben dem Namen des Kurfürsten nur den Meysenbug's als einzigen kontrasignirenden Ministers trage.

Meysenbug hatte nie nach Erlangung von äußeren Ehren getrachtet. Er war stolz auf seinen Namen „Rivalier“ und auf seine Vorfahren dieses Namens, welche Reichthum und Ansehen, die sie in ihrer alten Heimath im südlichen Frankreich besaßen, ihrer Ueberzeugungstreue zum Opfer gebracht hatten, indem sie als Protestanten nach der im Jahre 1685 erfolgten Aufhebung des Ediktes von Nantes auswanderten. Daß ihm bei seiner Nobilitirung der Meysenbug'sche Name zu Theil wurde, hatte seinen Grund in der väterlichen Freundschaft, welche ihm, der als kleines Kind verwaist war, der letzte treffliche Sproß eines alten hessischen Geschlechtes, der am Anfange dieses Jahrhunderts verstorbene Landrath von Meysenbug gewidmet hatte.

Ebenso wie Meysenbug nicht nach Erlangung äußerer Ehren strebte, so war er auch weit entfernt davon, sich die enge Verbindung des Kurfürsten mit dem Rothschild'schen Hause zu Nutze zu machen zu eigener Bereicherung. Seine strenge Rechtlichkeit und die völlige Unzugänglichkeit bezüglich aller auch nur entfernt nach einem Vortheil oder einer Begünstigung hinweisenden Winke entlockten dem alten A. v. Rothschild einst den für beide Theile charakteristischen Ausruf: „Gott, was ist das für ein Mann! Von dem Manne nehme ich lieber eine Ohrfeige, wie von einem andern einen Kuß!“

Meysenbug trat als vermögender Mann in den Staatsdienst und starb, trotzdem er ein vorzüglicher Haushalter gewesen war, wofür seine zum großen Theil dem Schreiber dieses aus seinen Kontobüchern bekannt gewordene Geschäftsführung Zeugniß ablegt, arm. Was er besessen, hatte er seiner Stellung und der Erziehung seiner zahlreichen Kinder zum Opfer gebracht. Mit seinen sieben heranwachsenden Söhnen und später mit deren Familien, sowie auch mit denen der ver-

heiratheten Töchter blieb er fortwährend in enger geistiger Verbindung. Die zahllosen noch vorhandenen Briefe, die er, aller Entwicklung auch in der Ferne mit treuester Fürsorge überwachend, mit ihnen wechselte, legen Zeugniß dafür ab.

Diese Fürsorge und das leuchtende Vorbild, welches der Vater gab, trugen ihre Früchte.

Alle Söhne, mit der einzigen Ausnahme eines, welcher noch im jungen Alter verstarb, leisteten sehr Tüchtiges auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wirkens.

Im Folgenden gebe ich einige Belege für meine Angaben. — Diese Angaben, die ich ohne Wahl den Stößen von Familienbriefen, die noch in meinem Besitz sind, entnehme, gewähren einen Einblick in das Familienleben des Mannes, einen Einblick in sein inneres Fühlen und Denken, der wohl einen Rückschluß auf seinen Charakter erlaubt.

1. Brief Meysenbug's an seinen ältesten Sohn, als derselbe die Universität bezog:

„Unsre innigsten Wünsche, mein herzlicher väterlicher Seegen, lieber Fritz, folgen Dir nach. Reise mit Gott! halte Dich fest an Religion und Tugend, bleibe offen und bieder, fleißig und ordnungsliebend, wie bisher, und Du wirst, wie bis jetzt in geringerem Maaße, einst in höherem Grade Deiner Eltern Freude und Stolz werden.

Ja, mein guter Sohn, wie ich Dir schon mündlich äußerte, jetzt oder nie mußt Du den Grund legen zu Deinem künftigen Glück; ist diese kostbare Jugendzeit ungenutzt verstrichen, ist sie wohl gar misbraucht, dann ist es zu spät. Tausendfache Reue, die bittersten Vorwürfe des eignen Gewissens und anderer Menschen können das Verlorene, das unwiederbringlich Verlorene, nicht ersetzen. —

Doch Du hast bereits gezeigt, daß man hoffen kann, einen brauchbaren Mann einst in Dir zu finden; wandle den Weg fort, den Du bisher betratest, bedenke, daß hierdurch Deiner Eltern mancherley Sorgen um vieles erleichtert und Dir selbst frohe Tage bereitet werden. Menschlichem Ansehen nach kann ich zwar noch mehrere Jahre mit Dir, mit Deinen Geschwistern hier zubringen, kann Dir vielleicht manchen Beistand geben, welchen andre nicht haben. — Doch verlasse Dich darauf nicht, lieber Fritz, wie ich Dir schon sagte: Die beste Stütze ist das eigene Wissen; Kenntnisse mit einem redlichen Charakter verbunden führen unter allen Umständen sicher durch die Welt. —

Und sollte — was ich noch abzuwenden die Vorsehung bitte — mein Ziel etwa früher gesteckt seyn, dann, guter Fritz, bist Du ja Deiner theuern Mutter sicherste Hoffnung, Deiner Geschwister erste Stütze. —

Ich hoffe, daß Du immer gute Gesellschaft finden, alle böse fliehen wirst; diese können auch den besten jungen Mann verderben, besonders bey einem weichen, gefühlvollen Herzen, wie das Deinige ist. Darum gieb Dich nicht zu leicht hin, prüfe erst die Menschen, ehe Du Dich ihnen näher anschließest; auf der andern Seite aber sey auch nicht zu mistrauisch; besonders, wenn Du einen bewährten Freund gefunden, sey ihm auch ganz Freund! — denn die Jugendfreundschaft erhält sich durch das ganze Leben und gewährt uns auch in den späteren Jahren noch manche frohe Genüsse.

Gute Gesellschaften, besonders auch gute gemischte Gesellschaften, d. h. solche, an denen auch gebildete, sittsame Frauenzimmer Theil nehmen, fliehe nicht; sie geben dem jungen Manne die Regeln des Benehmens in der Welt, welche wir nicht unbeachtet lassen dürfen, wenn wir demnächst mit Beifall unter Menschen auftreten wollen.

Sey bescheiden, wie es jungen Leuten vorzugsweise geziemt; dagegen sey aber auch nicht schüchtern und blöde; wisse Deinen eignen Werth zu achten, ohne jedoch durch Eigendünkel Dich lächerlich zu machen.

Ordnung und Pünktlichkeit ziemt vorzüglich dem Mann! In dieser Hinsicht hat es mich gefreut, daß Du heute zur Abreise pünktlich Dich einfandest; halte es immer so, bey der Arbeit, wie bey der Erholung; dann kannst Du Deine Zeit gehörig eintheilen und Du erweckst dadurch bey anderen ein gutes Vorurtheil für Dich. — Glaube mir, daß mir die Befolgung des Grundsatzes ‚nie zu spät zu kommen' schon manches Lob, manche Zufriedenheit gebracht hat. Es ist dieses anscheinend eine Kleinigkeit; oft sind aber die Folgen wichtig. —

Alles Gesagte kommt aus dem Herzen Deines Dich zärtlich liebenden Vaters, mein guter Fritz; des Vaters, der nur auf Dein Wohl sinnt und dem es eine der herrlichsten Aussichten gewährt, wenn er Dich im Geiste neben sich wirken sieht zum Besten des Vaterlandes, geachtet vom Fürsten und von seinen Mitbürgern.

Guter Saamen ward ausgestreuet, lasse gute Früchte aufgehen! —

Bleibe gesund und denke, daß wir uns bald wieder umarmen werden, einen Augenblick, den niemand sehnlicher herbeywünscht als Dein treuer, Dich liebender Vater."

(Fortsetzung folgt.)

Revanche für Speierbach.

Eine Soldaten-Geschichte von Ludwig Mohr.

(Schluß.)

Nach kurzer Zeit erschien Fritz. Bei seinem Anblicke stieß Agathe einen lauten Schrei aus; denn kaum erkannte sie ihn wieder. Sein Haupthaar hing verwildert um den Kopf, die Gesichtsfarbe, sonst so frisch, war unter dem Einfluß der Kerkerluft fahl geworden, und die Augen lagen tief in den Höhlungen. Nicht so bald hatte er die Gespielin gehört und erkannt, als er in seinem Gang einhielt und mit beiden Händen das Gesicht bedeckte.

Da endete der Prinz das Peinliche des Augenblicks. „Wir haben Ihn herführen lassen," so begann er in strengem Tone, „um Ihm seine Begnadigung zu verkündigen, die jene Person, die Er ja wohl kennt, für Ihn erbeten hat, und die Wir unter dem ausdrücklichen Vorbehalt gewährt haben, daß sie Ihn auf der Stelle heirathe. Da aber Strafe sein muß, so befehlen Wir, daß nach der Trauung die junge Frau sich nach Hause begiebt, und daß Er sie in dem Zeitraum eines Jahres, von heute ab gerechnet, nicht wiedersehen soll! Herr Feldprediger!" wendete er sich dann an den mittlerweile erschienenen Geistlichen, „Wir bürgen für die nachträgliche Dispensation von den übrigen vorbereitenden Formalitäten; thun Sie so rasch als möglich jetzt das Ihrige."

Und so geschah es. Nach zehn Minuten waren Fritz und Agathe Mann und Frau. Kaum aber hatte der Pastor den Segen gesprochen, kaum war sein Amen verhallt, so ertönte auch schon des Prinzen Kommandostimme: „Rechtsumkehrt! Vorwärts marsch!" und ohne Abschied, ohne Kuß und Händedruck mußte der verblüffte Ehemann abmarschiren.

7.

Der Frühjahrs- und Sommerfeldzug des Jahres 1704 ging ohne besondere Ereignisse vorüber. Da kam der Tag von Hochstädt, der dreizehnte August 1704, der den reichen Siegeskranz der hessischen Waffen um ein frisches, unvergängliches Lorbeerreis bereicherte. Der Erbprinz Friedrich durchbrach an der Spitze der Reiterei des linken Flügels die Schlachtlinie der Franzosen, und als er diese Waffenthat vollbracht hatte, sah er den Marschall Tallard, der sich dem Oberstleutnant von der Boyneburg ergeben hatte, als Gefangenen vor sich.

Am besten hatten sich von den hessischen Truppen wiederum die Grenadiere gehalten und den alten Ruhm der Waffe bewährt. An einer steilen Böschung, die von ihnen erstürmt war, lagen ihre Todten dicht geschaart.

Friedrich, der das Schlachtfeld beritt, sah es und war der Bewunderung voll. Als er noch so staunend hinüberschaute, da richtete sich bei den Vordersten der Gefallenen ein von Blut überströmter Verwundeter auf, hob den linken Arm in die Höhe und die Bärenmütze schwenkend rief er laut mit der letzten Kraft seiner brechenden Stimme: „Vivat Fridericus! Revanche für Speierbach!" Dann sank der Todmüde wieder auf das Häuflein der gefallenen, todten Kameraden zurück.

Friedrich hatte den Grenadier auf den ersten Blick erkannt und gab Befehl, den Verwundeten sofort nach dem nahen Verbandsplatz zu schaffen. Es war Fritz Hellwig, den, als Vordersten der Vorderen, beim Sturme auf die Höhe sechs feindliche Kugeln ereilt und zu Boden geworfen hatten. Seine Bravheit aber hatte zündend auf die Kameraden gewirkt, die Höhe wurde erstürmt und siegreich behauptet. — Von den Verwundungen des Gefallenen zeigten sich vier als unwesentlich, die beiden anderen aber verlangten die Abnahme des linken Unterschenkels! Fritz ertrug die Schmerzen der Amputation mit frischem Muthe. Man schaffte ihn nach einem der besten Lazarethe, und auf die besondere Weisung des Prinzen ward ihm die ausgesuchteste Pflege zu Theil, so daß seine Genesung verhältnißmäßig rasch von statten ging.

Der Prinz aber leitete den Siegesbericht an seinen Vater in Kassel mit den Worten des Grenadiers ein: „Revanche für Speierbach!" die seitdem eine stehende Redensart in Hessen und seinen Nachbarländern geblieben sind bis auf den heutigen Tag.

Es war Mitte November und in der Dämmerung eines Sonntagabends, als durch das Stadtthor von Homberg ein junger Stelzfuß gehumpelt kam und schnurstracks seinen Weg zur Stadtkirche nahm. Er besaß offenbar genaue Ortskenntniß; denn er trat an den Thurm heran, wo sich die Thür zum Aufgang befand und zog den Ring der danebenhängenden Glockenschnur. Noch einige Augenblicke ungeduldigen Wartens, und — in den Armen lagen sich die beiden Ehegatten, die vor einem Jahre die Gnade des Prinzgenerals geschaffen hatte.

Wir könnten die Beiden nunmehr dem Vollgenusse des Glückes, sich wieder zu sehen, überlassen, hätten wir nicht noch hinzuzufügen, daß der Prinz

auch für die zukünftige Lebensstellung des jungen Ehepaares insofern gesorgt hatte, als durch seine Vermittlung Fritz Hellwig die Bestallung als Kastellan des Schlosses zu Wabern, das der Vater des Prinzen, der Landgraf Karl, erst kürzlich erbaut hatte, erhielt.

Das war Glück über Glück, und die junge Frau meinte, wenn Fritz auf seine Verstümmelung anspielte: „O Fritz, und wärest Du mir mit gar keinem Beine wiedergebracht worden, ich hätte Dich, Du lieber Wildfang, doch mit offenen Armen empfangen."

Auch mit seinem Vater war Fritz ausgesöhnt, nachdem er zu ihm hinüber gegangen, an sein Holzbein geschlagen und gesagt hatte: „Revanche für Speierbach!"



Mein Glück.

In meine eigen Einsamkeit,
Von Bergen rings umschlossen,
Ist aus der wirren Welt und Zeit
Noch keine Fluth geflossen.

Mit ganzer Andacht schweift mein Gang
Durch's sich're Grün der Buchen.
Nicht frag' ich mehr, wie And're, lang:
Wo ist das Glück zu suchen?

Die treuen Berge, wie ein Wall,
Sie haben's festgehalten;
Nun wandelt hier allüberall
Das Glück in Lichtgestalten.

Ober-Klingen. **Karl Ernst Knodt.**



Aus alter und neuer Zeit.

Programm der ältesten Zeitung Kassels. Am Montag den 5. Februar 1731 erschien die erste Nummer der Casselischen Zeitung, Von Policey, Commercien und anderen dem Publico nützlichen Sachen Mit Ihro Königl. Maj. in Schweden ꝛc. ꝛc. und Landgraffen von Hessen Allergnädigstem Privilegio und Befehl. Cassel. Gedruckt und zu finden bey Justus Johann Heinrich Hampen, am Steinwege in Herr Estienne Behausung.

Dieser Nummer ist eine „Notification" vorgedruckt, die deren Programm folgendermaßen zur allgemeinen Kenntniß brachte. „Nachdem auf erhaltene Kgl. und Landesfürstliche Allergnädigste Erlaubniß und Befehl Justus Johann Heinrich Hampe, hierzu privilegirter Buchdrucker sich entschlossen, wochentlich eine Policey- und Commercien-Zeitung in Cassel außzugeben: so hat derselbe nicht nur allen und jeden nach Stands-Gebühr dieses kund und zu wissen machen, sondern auch die vorgeschriebene Haupt-Rubriquen zugleich mit anfügen wollen, welche nach jedesmahligen Umständen in dieser Zeitung werden zum Vorschein kommen.

Articul I.
Citationes Publicae Creditorum, Debitorum, echappirter Arrestanten, Deserteurs, Proclamationes &c.

Art. II.
Herreschafftliche und Privat-Sachen, so in und bey Cassel zu verkauffen oder zu vermiehten seyn.

Art. III.
Dito ausserhalb Cassel in Adelichen Gerichten, Städten und Dörfern.

Art. IV.
Sachen, so in Lombard oder bey Privatis an Büchern, Meubles &c. zu verauctioniren, item zu verspielen seyn.

Art. V.
Personen, so Capitalien auslehnen wollen.

Art. VI.
Personen, so Capitalien auffzunehmen gesonnen seyn.

Art. VII.
Personen, so Bediente verlangen.

Art. VIII.
Personen, so Dienste suchen.

Art. IX.
Notification aller im Land publicirten Ordnungen, item Promotionen, Disputationen, Orationen zu Marburg, Rinteln, Cassel und Hirschfeld.

Art. X.
Notification von gestohlenen oder verlohrnen Sachen.

Art. XI.
Frembde, so zu Cassel ankommen.

Art. XII.
Abgehende Fuhrleute und Schiffer.

Art. XIII.
Copulirte Personen zu Cassel.

Art. XIV.
Gebohrene und Getauffte daselbst.

Art. XV.
Gestorbene, und woran jeder laboriret.

Art. XVI.
Preiß=Courant von allerhand Fein= und groben Wahren ins groß und klein, in und um Cassel.

Art. XVII.
Marckgängiger Preiß von allerhand Früchten in Cassel.

Art. XVIII.
Frucht=Preiß im Land und der Nachbarschafft.

Art. XIX.
Wochentliche Taxe von Fleisch, Brod, Wecke und andern Eß=Wahren, so da pflegen geschätzt zu werden. Item Wildprets Taxa von Roth, Schwartz, Kleinen (!) und Flügel Wildpret.

Art. XX.
Wechsel=Cours auf Franckfurt, Bremen, Hamburg, Leipzig, Holl= und Engeland ꝛc.

Art. XXI.
Allerhand zufällige Nachrichten von Glück und Unglücksfällen, Natur und anderen Merkwürdigkeiten.

Gleichwie nun diese Courant zu Beförderung des Policey- und Commercien-Wesens fürnehmblich abzielet: alß hat der Verleger derselben zu allen und jeden Hohen und Niedern, Geist= und Weltlichen Obrigkeiten, Gelehrten, Kauff= und Handels=Leuten, Künstlern und Handwerckern, wie auch allen andern curieusen Liebhabern von dergleichen Sachen das unterthänige, gehorsamste, dienstfreundlichste und zuversichtliche Vertrauen, dieselben werden zu desto besserer Befolgung der allergnädigsten Intention von Jhro Königl. Majestät und schleunigster Beforderung dieser löblichen, dem Publico aber nöthigen und nützlichen Arbeit von selbst die Substantialia zu jedem Articul, worunter sie etwas in diese Zeitung zu inseriren haben, jedes mahl zeitig einschicken.

Jndem aber der Verleger leicht zum voraus siehet, daß die Nachrichten anfänglich sparsam einlauffen werden, ehe und bevor die Sache im Gange und ein jeder davon Notiz hat, alß wird er bey solchen Umbständen mit einem halben Bogen anfangen, hernach aber einen gantzen Bogen, auch bei Anwachs der Materie einen Anhang wochentlich lieffern.

Würde jemand zu desto mehrerer Perfectionirung dieses Desseins etwas nöthiges und nützliches zu erinnern haben, der beliebe solches mündlich oder schrifftlich an vorgedachten Verleger zu thun, welches derselbe mit gebührenden (!) Dank auffzunehmen wissen wird.

So auch ein oder ander etwas in diese Zeitung zur publiquen Notiz will eingedruckt haben, es seye in oder ausserhalb Landes, der kann solches franco nebst einer proportionirten kleinen Erkäntlichkeit an dem (!) Verleger addressiren.

Zu desto mehrerer Commodität der Außwärtigen sollen auff allen Post=Stationen, wie auch in allen Hessischen und benachbarten Städten Exemplarien von dieser Zeitung um einen raisonablen Preiß Stücks und Jahresweise zu haben seyn.

Weilen aber jeden Montag Vortmittag diese Courant wird ausgegeben werden, so ersucht der Verleger resp. alle und jede, die sich dieser Gelegenheit bedienen wollen, ihre Nachrichten jedesmahl vor dem Freytag einzuschicken, wiedrigenfalls gar leicht geschehen kann, daß dieselben erst in der folgenden Gazette werden publicirt werden; es seye dann, daß man wegen Menge der eingelauffenen Nachrichten noch einen Anhang wochentlich auslieffern müsse."

Soweit der Verleger der anscheinend amtlichen Zeitung, dessen Darlegungen kulturhistorisches Jnteresse haben, schon weil aus ihnen der Zustand des deutschen Zeitungswesens in seinen Kinderschuhen zu ersehen ist. Zunächst war die neue Zeitung lediglich ein Annoncenblatt.



Aus Heimath und Fremde.

3. Jahresbericht der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck. Der 3. Jahresbericht dieser Kommission, welcher soeben ausgegeben ist, beginnt mit einem Referat über den Verlauf der am 12. Mai in Marburg abgehaltenen Jahresversammlung (s. S. 129 f. unseres vorigen Heftes). Daran schließt sich ein Bericht über die wissenschaftlichen Unternehmungen der Kommission, ein Verzeichniß der Vorstandsmitglieder und ein solches der Stifter, Patrone und Mitglieder nach dem Stande vom 12. Mai d. J. Aus dem Abschnitt über die wissenschaftlichen Unternehmungen sei hier Einiges ausgehoben:

Im verflossenen Jahre gelangte zur Ausgabe die erste Lieferung des Hessischen Trachtenbuches von Geh. Rath Prof. Justi. Außerdem hat der Vorstand den Stiftern und Patronen die im zweiten Jahresbericht angekündigte Schrift des Dr. Glagau: „Anna von Hessen, die Mutter Philipp's des Großmüthigen. Eine Vorkämpferin landesherrlicher Macht"

(Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1899) zugehen lassen. Eine Frucht der von Dr. Glagau im Auftrage der Kommission unternommenen archivalischen Studien, ist sie zugleich in gewissem Sinne als Einleitung zu den Landtagsakten zu betrachten.

Fuldaer Urkundenbuch. Herr Prof. Tangl ist auch im abgelaufenen Jahre durch die von ihm für die Monumenta Germaniae historica übernommenen Arbeiten verhindert worden, das Manuskript für den ersten Band zum Abschluß zu bringen. Doch erklärt er bestimmt, mit dem Druck des Bandes im Laufe des Jahres beginnen zu können. Andererseits hat insbesondere die ihm überwiesene schwierige und zeitraubende Entzifferung von Texten in noch ungelösten tironischen Noten dem Fuldaer Urkundenbuch eine bisher unbekannte Freilassungsurkunde Karl's des Großen eingetragen.

Landtagsakten. Herr Dr. Glagau hat die Arbeiten für den ersten Band soweit gefördert, daß der Druck hat beginnen und ohne Unterbrechung wird fortgesetzt werden können. Der Band wird im Laufe des Jahres ausgegeben werden.

Chroniken von Hessen und Waldeck. Der Schwerpunkt der Bearbeitung der beiden Chroniken von Gerstenberg, welche Privatdozent Dr. Diemar zu Marburg übertragen ist, liegt in der Quellenuntersuchung, die lohnende Ergebnisse geliefert hat. Werthvoll war u. A. die Feststellung der Beziehungen Gerstenberg's zu Johann Emmerich's Frankenberger Stadtrecht. Herr Dr. Diemar hat eine vollständige Handschrift dieser wichtigen Rechtsquelle aufgefunden. Er stellt die Einlieferung des druckfertigen Manuskriptes für Weihnachten 1900 bestimmt in Aussicht. — Die Bearbeitung der Waldeckischen Chroniken hat eine schwere Verzögerung dadurch erlitten, daß Herrn Oberlehrer Dr. Pistor auf seine Bitte wegen Ueberlastung mit Lehramtsgeschäften der Auftrag zur Bearbeitung wieder abgenommen werden mußte. An seiner Stelle ist seit Beginn des Jahres 1900 Herr Dr. P. Jürges, Hilfsbibliothekar an der Marburger Universitätsbibliothek, gewonnen worden.

Landgrafenregesten. Herr Geh. Archivrath Dr. Koennecke hat seine Sammlungen, welche sich über den ganzen in Aussicht genommenen Zeitraum von 1247—1509 gleichmäßig erstrecken, auch im vergangenen Jahre erheblich bereichert; für den Abschluß kann indessen eine Frist noch nicht bestimmt werden.

Ortslexikon. Im Herbst 1899 beschloß die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichtsvereine in Straßburg die Einsetzung einer Kommission, welche ein Programm für eine einheitliche Bearbeitung von historischen Ortsverzeichnissen ausarbeiten und der diesjährigen Generalversammlung in Dresden vorlegen soll. Herr Archivrath Dr. Reimer, welcher in diese Kommission gewählt worden ist, hat unter diesen Umständen sich darauf beschränkt, die wichtigen hessischen Saalbücher durchzuarbeiten und das Material für fuldaische Ortsbeschreibung zu sammeln. Er hofft, daß die Arbeit nach Feststellung des Programms einen schnelleren Fortgang gewinnen wird.

Urkundenbuch der wetterauer Reichsstädte. Wie im letzten Jahresbericht erwähnt, ist zunächst das Urkundenbuch von Friedberg in Angriff genommen und Herr Dr. Foltz seit dem 1. Mai 1899 mit der Bearbeitung betraut worden. Nachdem der Gemeinderath von Friedberg die Benutzung der im Darmstädter Staatsarchiv deponirten Archivalien in Marburg gestattet, hat die Direktion des Staatsarchivs in liebenswürdigster Weise Urkunden und Stadtbücher zur Verfügung gestellt, sodaß Dr. Foltz die Arbeit rüstig fördern konnte. Er hat sich über die Darmstädter Bestände, zum Theil in Gemeinschaft mit Prof. von der Ropp, an Ort und Stelle unterrichtet und sie im Wesentlichen bis in das 15. Jahrhundert hinein erledigt. Wie bisher so werden auch im weiteren Fortgange der Arbeit und speziell bei dem nothwendigen Besuch einer größeren Anzahl von Archiven die für Wetzlar und Gelnhausen in Betracht kommenden Archivalien gleichfalls verzeichnet oder bearbeitet.

Hessisches Trachtenbuch. Die zweite Lieferung hat Herr Geh. Rath Prof. Justi so weit vorbereitet, daß der Druck von Abbildungen und Text sofort beginnen kann. Ihr soll sich, wenn es die Mittel gestatten, die Fortsetzung gleich anschließen.

Zu diesen im Gange befindlichen Unternehmungen gesellt sich auf Beschluß des Vorstandes als neue die Herausgabe eines Münzwerkes bis zum Tode Philipp's des Großmüthigen. Die Bearbeitung hat Her Oberlehrer Dr. Buchenau in Weimar übernommen, der seit Langem auf dem Gebiete des hessischen Münzwesens bewährte Herausgeber der „Blätter für Münzfreunde" (Leipzig, C. G. Thieme). Das Werk soll die Abbildungen der Erzeugnisse sämmtlicher Münzstätten des Arbeitsgebietes mit genauen Beschreibungen, Gewichtsbestimmungen u. s. w. enthalten, doch werden die Einzelheiten des Programms erst durch einen Ausschuß, bestehend aus den Herren Boehlau, Küch und Suchier, gemeinsam mit Dr. Buchenau festzustellen sein. Der Abschluß der Arbeit, die noch mancherlei Reisen erfordert, ist bei der be-

schränkten Arbeitszeit des Dr. Buchenau nicht so bald zu erwarten.

Der Vorsitzende beschließt die Berichte mit der Bemerkung, daß die Unternehmungen der Kommission fast durchweg in gutem Stande seien und für das neue Geschäftsjahr ein stärkeres öffentliches Hervortreten erwartet werden dürfe. Es liege in der Natur der Sache, daß gelehrte Arbeit längere Zeit bedürfe, um zu reifen.

Ausflug des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde unternahm am 26. Mai seinen ersten diesjährigen Sommerausflug und zwar nach der Altenburg bei Felsberg, an welchem sich 60—70 Herren und Damen betheiligten. Leider nöthigte das unfreundliche Wetter zunächst zur Einkehr im „Schwan" zu Gensungen, wo Dr. med. Carl Schwarzkopf seinen angekündigten Vortrag über die „Geschichte der Altenburg" hielt. In seiner fesselnden Weise erläuterte Redner die Bauart nnd Einrichtung dieses alten Rittersitzes, um sodann auf die älteste Vergangenheit des im Bauernkriege 1525 zerstörten Schlosses einzugehen, das er zu den ältesten des Hessenlandes zählt. Schon für die Zeit der römischen Kaiser vermuthet er dort Befestigungen der alten Chatten gegen Germanicus, auch erblickt er in der Altenburg den Stammsitz der Grafen von Felsberg, welche schon im 13. Jahrhundert verschwinden. Im Jahre 1322 wird die Altenburg zuerst genannt und zwar als im Besitze der Familie von Besse befindlich, die sich nach ihrem Sitz auf Schloß Felsberg auch von Felsberg nannte. Landgraf Otto erwarb damals von der Wittwe des Ritters Werner von Besse und dessen Söhnen die Altenburg nebst Mühle an der Eder. Später waren die von Elben, von Holzheim und von Linne im Mitbesitz der Burg als landgräfliches Lehn. Nach der Eroberung der Burg und deren Vernichtung, abgesehen vom Thurm und Ringmauern, durch die aufständischen Bauern gab Landgraf Philipp die Anwartschaft auf die Burg dem ehemaligen Landhofmeister und Regenten von Hessen Ludwig von Boineburg unter der Bedingung, daß er dieselbe wieder herstelle. Nach dem Aussterben des Mannesstammes des Geschlechts von Holzheim im Jahre 1537 und dem Tode des Ludwig von Boineburg fiel sie dann dessen Söhnen zu, von denen sie wieder aufgebaut wurde. Auch diese und ihre Nachkommen weilten jedoch nur vorübergehend daselbst. Im 30 jährigen Kriege erlebte sie nochmalige Verwüstung durch Tilly's Scharen. Friedrich von Boineburg, der Schwiegersohn des berühmten hessischen Generals von Geyso, sorgte für Wiederaufbau. Sein Sohn Urban war der erste seiner Familie, welcher seinen Wohnsitz ständig auf der Altenburg nahm und auch auf derselben starb (1721). Ihm ist die Entstehung des Herrenhauses am Fuße des Burgberges zuzuschreiben, das er zum Wittwensitze bestimmte. Infolge eines weitläufigen Rechtsstreites in der Familie blieb die Altenburg um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts unbewohnt. Die Gebäude zerfielen und das Schloßgebäude wurde 1811 niedergelegt.

Nach Beendigung des mit reichem Beifall aufgenommenen Vortrags, für den der Vorsitzende Bibliothekar der Landesbibliothek Dr. Brunner dem Redner den Dank des Vereins aussprach, ermöglichte die inzwischen eingetretene Besserung des Wetters noch den Besuch der alten Burgstätten Altenburg und Felsberg.

Die XI. Versammlung des Hessischen Städtetags wird am 15. und 16. Juni in Schmalkalden stattfinden. Auf der Tagesordnung stehen u. a. folgende Fragen: „Einführung von Gemeindegrundsteuern nach dem gemeinen Werth der Grundstücke" (Berichterstatter Bürgermeister Jochmus-Kassel), „Einführung einer Ruhegehaltskasse für Gemeindebeamte, in Verbindung mit einer Kasse zur Versorgung der Wittwen und Waisen derselben im Regierungsbezirk Kassel" (Berichterstatter Oberbürgermeister Dr. Antoni-Fulda und Stadt- und Kassenrath Bödicker-Kassel), „Verbesserung der Verkehrs- und gesundheitlichen Verhältnisse in Städten durch Niederlegung alter Stadttheile" (Berichterstatter Stadtbaurath Höpfner-Kassel).

Universitätsnachrichten. Dem Direktor der Universitätsbibliothek Dr. Roediger zu Marburg ist der Charakter als Geheimer Regierungsrath verliehen worden. — Der Assistent am Gesammtkatalog der preußischen Bibliotheken Dr. Philipp Losch zu Berlin ist zum Hülfsbibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Greifswald ernannt worden. — Vom 7.—8. Juni tagt in Marburg die Versammlung Deutscher Bibliothekare.

Todesfälle. Am 24. Mai verschied zu Darmstadt, 54 Jahre alt, Prinz Wilhelm von Hessen, Bruder des verstorbenen Großherzogs Ludwig IV. von Hessen und bei Rhein, großherzoglich hessischer General der Infanterie. Ohne in der Oeffentlichkeit hervorzutreten, war der Verstorbene, der morganatisch vermählt war, wegen seines schlichten Wesens in Darmstadt sehr beliebt.

Am 4. Mai starb auf seinem Gute bei Horheim im Wutachthale (Baden) der Freiburger Professor der Chemie Dr. **Adolf Claus**, einer der hervorragendsten Vertreter seiner Wissenschaft in Deutschland. Geboren am 6. Juni 1838 in **Kassel**, studirte Claus unter Kolbe in Marburg und unter Wöhler in Göttingen, wo er 1861 promovirte. Er wurde dann Assistent in Freiburg i. B., wo er sich 1863 als Privatdozent für Chemie habilitirte. 1867 erhielt er den Charakter als außerordentlicher Professor und wurde 1875 zum ordentlichen Professor der Chemie und Technologie ernannt. Er war Ritter des Zähringer Löwenordens I. Klasse. Claus' bedeutendste Leistung auf wissenschaftlichem Gebiete war die Aufstellung der Diagonalformel für das Benzol (1866). Von technischer Bedeutung als Jodoformersatz wurde das Loretin. Von selbstständigen Werken veröffentlichte er: Theoretische Betrachtungen und deren Anwendungen zur Systematik der organischen Chemie, Freiburg 1866, worin er zum ersten Male alle Konsequenzen aus der Strukturchemie zog, zu deren eifrigsten Verfechtern er zählte; ferner: Die Grundzüge der modernen Theorie in der organischen Chemie. Claus arbeitete auf zahlreichen Gebieten der organischen Chemie, u. A. suchte er die Kenntnisse über die Substitutionsfolge bei aromatischen Verbindungen zu fördern; ferner arbeitete er über Cyanverbindungen, Ketone und Oxime, über Alkaloide, über Phenazin (wurde von Claus und Rasenack 1871 entdeckt) und vor allem über Chinolin und seine Derivate, von denen er sehr viele in Gemeinschaft mit seinen Schülern neu dargestellt hat. Die Zahl der Arbeiten, welche er in Verbindung mit letzteren veröffentlicht hat, beträgt mehrere Hundert. Er lebte ganz seiner Wissenschaft und widmete seine ganze Thätigkeit seinen Praktikanten. Infolge eines ungewöhnlich starken Gedächtnisses besaß er eine außerordentliche Literaturkenntniß. (Chemiker-Ztg.)

Am 21. Mai starb zu Kassel der Kaufmann **Hermann Breiding**, Inhaber der Papiergroßhandlung Hermann & Breiding, im 58. Lebensjahre, ein in weiten Kreisen wegen seiner trefflichen Charaktereigenschaften und seines kernigen Humors beliebter und hoch geachteter Mann.



Personalien.

Verliehen: dem Inspektor des herzoglichen Museums Dr. **Christian Scherer** zu Braunschweig der Titel Professor; dem Landesbankrath **Osius** zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse; dem Gymnasialdirektor a. D. Dr. **Beneke** zu Marburg der rothe Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: Referendar **Neff** zum Gerichtsassessor.

Versetzt: Landgerichtsrath **Droste** zu Altona nach Marburg.

Verlobt: Bankier **Otto Bartels** zu Hannover mit Fräulein **Anny von Buttlar** (Kassel, Mai); Oberleutnant **Reuß** zu Jüterbogk mit Fräulein **Helena von Petersdorff** (Kassel, Mai); Oberleutnant **Waldeyer** zu Berlin mit Fräulein **Helene von Wild** (Kassel, Mai); Stadtmissionar **August Dallmeyer** mit Fräulein **Natalie Möller** (Kassel, Mai).

Vermählt: Landrichter **Walter Frohwann** zu Kiel mit Fräulein **Margarethe Lauenstein** (Kiel, 17. Mai); Verlagsbuchhändler **Gottlieb Braun** mit Fräulein **Körner** (Marburg, 19. Mai); Oberleutnant **Max Langenbeck** zu Hannover mit Fräulein **Paula Francke** (Kassel, 26. Mai); Architekt **Albert Rath** zu Berlin mit Fräulein **Auguste Scheurmann** (Kassel, 26. Mai).

Geboren: ein **Sohn:** Eisenbahnsekretär **Georg Walter** und Frau **Anna**, geb. **Kothe** (Kassel, 19. Mai); Regierungsassessor **Krause** und Frau **Cilli**, geb. **von Schnehen** (Franzburg-Kassel, 20. Mai); Oberlehrer **Dithmar** und Frau **Frieda**, geb. **Zuschlag** (Kassel, 25. Mai); prakt. Arzt Dr. **Möhring** und Frau (Kassel, 30. Mai); eine **Tochter:** Pfarrer **Steinmetz** und Frau **Doris**, geb. **Hurttig** (Raboldshausen, 15. Mai); Hofbuchdruckereibesitzer **Theodor Gotthelft** und Frau (Kassel, 26. Mai).

Gestorben: Rechtsanwalt Justizrath **H. Scheuch**, 79 Jahre alt (Ahl b. Salmünster, 10. Mai); Major a. D. **Emil Rock**, 70 Jahre alt (Frankfurt a. M., 14. Mai); Postmeister a. D. **Konrad von Fischer**, 59 Jahre alt (Kassel-Wehlheiden, 15. Mai); prakt. Arzt Dr. med. **Karl Ludwig Grau**, 87 Jahre alt (Kassel, 16. Mai); Privatmann **Karl Wilke**, 75 Jahre alt (Kassel, 16. Mai); Fräulein **Henriette Weißenborn**, 83 Jahre alt (Kassel, 16. Mai); Landrath **Karl von Marcard**, 42 Jahre alt (Gersfeld, 16. Mai); Frau **Helene Leister**, geb. **Berthel**, 77 Jahre alt (Kassel, 18. Mai); Frau **Luise Steindecker**, geb. **Windecker**, Wittwe des Postsekretärs, 59 Jahre alt (Kassel, 18. Mai); Fabrikant **Julius Zeisse**, 63 Jahre alt (Neustadt M.-W.-B., 20. Mai); Kaufmann **Hermann Breiding**, 58 Jahre alt (Kassel, 21. Mai); Frau **Martha Beyer**, geb. **Lucan**, Wittwe des Eisenbahnsekretärs, 35 Jahre alt (Kassel, 21. Mai); Frau **Luise von Schütz**, geb. **Klingelhöffer**, (Kassel, 24. Mai); Kaufmann **Friedrich Wiele**, 47 Jahre alt (Kassel, 28. Mai); Oberregierungsrath **Karl von Bremer**, 62 Jahre alt (Kassel, 28. Mai); Guts- und Mühlenbesitzer **Hermann Sinning**, 56 Jahre alt (Grifte, 30. Mai).

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau rc. Nr. 11 des VIII. Jahrg. (Mai 1900) enthält: Wanfried (mit Abbildung); Auf lippischem Boden, von Emil Becker; Ausflug in den Bramwald; Allerlei Humor aus den Fremdenbüchern der Rhön, von Fr. Henze; Aus den Vereinsgebieten; Weserlied.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 12. XIV. Jahrgang. Kassel, 16. Juni 1900.

Sommerabend.

Es steigt aus märchenstillem Thale
Geheimnißvoll die Nacht herauf,
Löst auf den Bergen ihre Schleier
Und schlägt die milden Augen auf.

Stolz zieht sie weltverlor'ne Straßen,
Mondgold als Kron' und Halsgeschmeid',
Traumsterne in den schwarzen Locken, . . .
Als Königin der Einsamkeit.

Ein letzter Duft entschwebt der Haide,
Ein letzter Ton bebt durch das Feld
Und ahnungsreich klingt durch die Stille
Das Lied von einer höhern Welt . . .

Rauschenberg. **Valentin Traudt.**

Ein rauher Wettertag.

War das ein rauher Wettertag
Mit Wirbelsturm und Hagelschlag!
Zerfetzt auf thränenfeuchter Hald'
Liegt Frühlings maiend Blüthenkleid.

Doch Frühlings Blut quillt jung und stark,
Noch spannt die Lebenskraft sein Mark.
Er lacht im Leid ganz frohgemuth:
„Geduld! Es wird noch alles gut!“

— „Geduld, Geduld!“ das Herz oft spricht, —
Verwund'nes Leid vergißt sich nicht.
— Als Sonne reifend zog durch's Land,
Die Frühlingssaat verkümmert stand.

Marburg. **Franz M. Litterscheidt.**

Die Sterbende.

„Was klingt doch durch die Nacht so leise?
Ich höre eine eigne Weise
Wie Glocken“ . . . — Glocken sind das nicht!
Die tönen nicht zu dieser Stunde
Der tiefen, tiefen Mitternacht,
Wo alles schweigt in weiter Runde. —
„Ich meine auch, ich seh' ein Licht
Dort durch's verhang'ne Fenster funkeln“ . . . .
Nein, Mutter! Wir sind ganz im Dunkeln. —
„Sag', träum' ich? . . . Ich bin doch erwacht . .
Und horch! wer ist's, der aus der Luft
So herzlich mir nach Hause ruft?“ . . .
Nicht Glocken, Sterne, Stimmen sind's;
's ist, Mutter, nur das Wehn des Winds. —
„Nein, Kind . . . Ein And'res . . . Leben . . .
Tod . . .
Gut' Nacht, lieb' Kind . . . Ich geh' in's
Morgenroth“ . . .

Ober=Klingen. **Karl Ernst Knodt.**





Die ältesten Buchdrucker im ehemaligen Kurhessen.

Die Welt schickt sich an, die 500jährige Wiederkehr des dem Datum nach freilich unbekannten Geburtstags Johannes Gutenberg's, des Erfinders der Buchdruckerkunst, feierlich zu begehen. Mancher unserer Landsleute dürfte wohl Gelegenheit haben, den für den 24. Juni d. J. im großen Maßstabe geplanten Veranstaltungen in Gutenberg's Geburtsstadt, der heute zum großherzoglichen Hessen gehörigen alten Bischofsstadt Mainz, beizuwohnen.

Die bevorstehende Gutenbergfeier bietet dem „Hessenland" Veranlassung darzulegen, wann in unsere engere Heimath, das ehemalige Kurhessen, die Buchdruckerkunst ihren Einzug gehalten hat, bezw. welche Männer es gewesen sind, die daselbst zuerst als Buchdrucker thätig waren.

Der zu einer derartigen Zusammenstellung erforderliche Stoff findet sich in zwei sehr verdienstlichen Werken, die vor wenigen Jahren in Hessen entstanden sind, in der klassischen Arbeit von A. von Dommer, „Die ältesten Drucke aus Hessen 1527—1566. Marburg (N. G. Elwert) 1892" und in dem mustergültigen, hoffentlich für andere Gegenden des deutschen Vaterlandes vorbildlich gewordenen „Hessischen Buchdruckerbuch, enthaltend Nachweis aller bisher bekannt gewordenen Buchdruckereien des jetzigen Regierungsbezirks Kassel und des Kreises Biedenkopf. Im Auftrage des Marburger Geschichtsvereins bearbeitet und herausgegeben von dessen zeitigem Vorsitzenden Dr. Gustav Könnecke. Mit Abbildung von 96 Buchdruckerzeichen. Marburg i. H. (Druck von Joh. Aug. Koch) 1894".

Stellen wir zunächst die Orte fest, welche für uns in Betracht kommen, so sind es die folgenden: Marburg, Schmalkalden, Hanau, Kassel, Rinteln, Fulda, Hersfeld, Grebenstein und Hofgeismar. Damit ist die Reihe der hessischen Städte, in welchen während des 16. und 17. Jahrhunderts Druckereien bestanden, erschöpft; man könnte noch Eschwege hinzufügen, weil dort im Jahre 1680 von Salomon Kürßner gedruckt ist, doch war dies nur ganz vorübergehend, schon 1681 finden wir den Genannten in Kassel (Könnecke S. 86).

Druckwerke aus ehemals kurhessischen Städten sind für das 15. Jahrhundert nicht bekannt geworden. Der älteste erhaltene hessische Druck entstammt vielmehr erst dem Jahre 1527. Es ist eine Schrift des unsern Lesern wohlbekannten Dichters und Professors der Medizin Euricius Cordus und bezieht sich auf die Gründung bezw. Einrichtung der neuen Universität und des damit verbundenen Gymnasiums (Pädagogium). Sie ist betitelt: Ad invictissimum Imperatorem Carolum quintum . . . reliquosque Germaniae proceres pro agnoscenda uera religione Paraeneticon per Euricium Cordum Medicum . . . Marpurgi MDXXVII. Sie umfaßt 50 Blatt in 4° und hat auf dem letzten Blatte die Druckzeile: Cudebat Joahnnes Loersfelt in inclita Marpurgensi Academia Anno XXVII.

Johannes Loersfeld ließ sich infolge der Gründung der Universität in Marburg nieder. Er kam von Erfurt, wo er seit 1525 mit der Druckerei, welche der bekannte Drucker der Halberstädter niederdeutschen Bibel von 1522, Ludwig Trutebul, 1520 in Halberstadt gegründet und 1523 nach Erfurt verlegt hatte, druckte; vor seinem Erfurter Aufenthalte muß er zeitweise in Paris thätig gewesen sein. Er druckte in Marburg nur etwa bis zur Mitte des Jahres 1528. A. von Dommer beschreibt neun Drucke von ihm. Sein umfassendstes Druckwerk ist der 146 Blatt in Folio starke Nachdruck der zuerst 1527 in Wittenberg erschienenen Festpostille Luther's: „Auslegung der Evangelien an den fürnemisten Festen ym gantzen Jar". Was aus Loersfeld geworden, nachdem er in Marburg zu drucken aufhörte, war nicht festzustellen.

Sein Nachfolger war Franciscus Rhode (1528—1534), der aus Stegern in Flandern stammen soll. Rhode druckte 1538 in Hamburg, von 1538 bis 1559 in Danzig, wo er in diesem Jahre starb. Seine Druckerei war in Danzig noch lange Zeit im Besitze von Buchdruckern seines Namens, jedenfalls seiner Nachkommen, bis sie 1619 in andere Hände überging, noch 1840 bestand sie. Rhode war ein Mann von gelehrter Bildung, Verfasser lateinischer und deutscher Ge-

dichte. Rhode wohnte in Marburg, wenigstens in den Jahren 1533 und 1534, im großen Eckhause am Markte, „wenn man in die Wettergasse gehen will“ (jetzt Markt Nr. 9), welches zum Paradies, in campo elysio hieß. Seine Drucke waren meist gut und sauber hergestellt; er hatte auch griechische und hebräische Lettern. A. von Dommer weiß 57 Erzeugnisse seiner Werkstatt zu beschreiben oder anzuführen; darunter das Neue Testament 1529, Luther's Katechismus 1529, die erste lateinische Uebersetzung des großen lutherischen Katechismus, der kleine Katechismus . . . Mart. Luther . . . 1529, einer der ersten Nachdrucke desselben, der verlorene Urdruck der Artikel des Marburger Religionsgespräches 1529, Euricii Cordi epigrammatum libri IX 1529.

Auf Rhode folgte (1535—1538) Eucharius Cervicornus (Hirtzhorn, Eucharius Agrippinas, Eucharius), welcher von Köln aus, wo er von 1517—1542 ein sehr bedeutendes Geschäft hatte, auf Veranlassung der Universität oder der Regierung in Marburg eine Filiale seiner Druckerei anlegte. Man war aber mit Cervicornus, obgleich er recht gut druckte, nicht zufrieden, mit Landgraf Philipp's Genehmigung wurde vielmehr schon im September 1538 mit Egenolff in Frankfurt wegen Errichtung einer Druckerei verhandelt. Zu den 58 oder 59 Erzeugnissen seiner Marburger Filiale gehört des Erasmus Epicedion auf Eobanus Hessus von 1537, in welchem sich das Bildniß des Eobanus in Holzschnitt von Brosamer befindet.

Christian Egenolff, geboren 1502 in Hadamar, gestorben 1555, betrieb in Marburg von 1538—1543 ebenfalls nur eine Filiale, sein Hauptgeschäft war in Frankfurt, wo er selbst weiter druckte, während die Marburger Filiale durch seinen Faktor Andreas Kolbe besorgt wurde. Seit 1543 fing Egenolff allmählich an, dem letzteren den Betrieb der Marburger Filiale allein zu überlassen, da er sein Frankfurter Geschäft erweiterte. Noch 1544 bezog er den Gehalt als Universitätsbuchdrucker. Auf typographische Schönheit können nur wenige seiner Drucke Anspruch erheben.

Andreas Kolbe aus Heyda bei Bamberg ist von 1543—1566 in Marburg nachzuweisen. Leider wurden seine Drucke immer schlechter, die Druckerei, welche sich vor 1547 im Hause „zum Kleeblatt“ (apud trifolium) unter der Schule befand, kam mehr und mehr herunter. Er starb 1568 an der Pest. Aus der Zeit, in welcher er Universitätsbuchdrucker war, sind die ältesten Nachrichten über die Pflichten eines solchen erhalten, die nach Könnecke, S. 227, hier wiedergegeben seien. Nach Anordnung des Statthalters in Kassel vom 24. Mai 1548 war darauf zu sehen, daß der Buchdrucker 1) seine Druckerei mit guten Lettern, (gutem) Papier und (gutem) Firniß (Druckerschwärze) zu versehen habe, 2) daß er nichts drucken dürfe, was nicht vorher vom Vizekanzler und dem Rektor sowie einem Professor der Fakultät, in welche das zu druckende Scriptum gehöre, übersehen und zugelassen sei, 3) daß er für den Landgrafen (die Regierung) alles, was nicht stärker als ein Bogen sei, umsonst zu drucken habe. Ist nun solcher Druck stärker als ein Bogen, so soll ihm das Papier bezahlt und den Gesellen eine Verehrung gereicht werden.

Angehörige der Familie Kolbe kamen als Marburger Drucker noch bis 1585 vor. Das 16. Jahrhundert schließt ab mit Paul Egenolff, einem Neffen des vorhin genannten Christian Egenolff.

Die Stadt in Hessen, welche, abgesehen von Marburg, am frühesten in ihren Mauern eine Druckerei barg, ist Schmalkalden. Schmalkaldens erster Buchdrucker war Michael Schmuck, geboren 1535 im nahen Suhl. Er lernte in Nürnberg bei Valten Geißler und kam 1557 nach Wittenberg, wo er sich auf das Studium legte und auch Melanchthon hörte. 1563 wurde er wieder Buchdrucker und zwar bei Johann Rhambau, dem er die Druckerei abkaufte, um sich damit 1563 in seine Vaterstadt Suhl zu begeben, von wo er, vom letzten Fürsten Georg Ernst von Henneberg mit einem Privileg ausgestattet, 1564 nach Schmalkalden zog, wo er bis an sein Lebensende (1606) druckte. Schmuck hatte am Töpfenmarkte Nr. 393 (neben Curt Hollander's Hause „Zur Hofung“?) ein eigenes Haus, die spätere Apotheke zum goldenen Engel. Er war nicht nur Schmalkaldens erster, er war auch dieser Stadt bedeutendster Drucker, und seine Offizin gehörte jedenfalls zu den bedeutendsten damaligen Druckereien Deutschlands (Könnecke, S. 324). Unter den zahlreichen Werken, welche aus seiner Druckerei hervorgingen, ist in erster Linie das auch durch zwei Holzschnitte illustrirte Werk zu nennen: „Cyriaci Spangenberg's Adelsspiegel“ (Fol. 1591—1594. 2 Bände), ferner des Landgrafen Moritz von Hessen Psalterium (1590, 4°), ferner Hans Wilhelm Kirchhoff, Epicedion auf Landgraf Wilhelm IV. von Hessen. Während Schmuck zu hennebergischer Zeit von seinem Privilegium nur 3½ Gulden jährliche Einnahme bezog, wofür er jedenfalls die üblichen Arbeiten unentgeltlich zu liefern

hatte, wurde er von Landgraf Wilhelm IV., so lange er die Buchdruckerei betrieb, von allen bürgerlichen Lasten und Bürden befreit, also in seinem Gewerbe wesentlich gefördert.

An dritter Stelle ist noch immer nicht Kassel zu nennen, sondern Hanau, dem sich ersterer Ort jedoch fast gleichzeitig anschließt. Der erste Hanauer Buchdrucker Wilhelm Antonius, vermuthlich aus Frankfurt a. M., richtete zu Anfang des Jahres 1593 seine Offizin in Hanau ein und zwar in der Altstadt, mußte es aber ungeachtet des ihm verliehenen Privilegium exclusivum leiden, daß sich in Neuhanau neben ihm noch eine Reihe anderer Drucker niederließ. Er muß schon gleich im Anfang seiner Thätigkeit in Hanau fleißig gedruckt haben, denn der Katalog der Frankfurter Fastenmesse dieses Jahres bringt drei von ihm gedruckte Bücher.

Seit dem Jahre 1601 wird Antonius als Hausbesitzer in Althanau genannt; unter dem 5. September 1601 erhielt er auf wiederholtes Ansuchen vom Grafen Philipp Ludwig ein Privileg, worin ihm, abgesehen von der Freiheit von bürgerlichen Lasten, noch jährliche Lieferung von Holz, von 6 Achteln Korn und ein Gehalt von jährlich 20 Gulden zugesichert wurde. Er war auch Althanauer Bürger und heirathete als Wittwer im Juli 1605 die Tochter des verstorbenen Hanauer Rathsherrn M. Georgius Rhoner. Diese Heirath beweist, daß er eine sehr geachtete Stellung in Althanau einnahm.

Wilhelm Antonius besaß auch gelehrte Bildung, wie seine lateinischen und deutschen Briefe beweisen. Er starb im Jahre 1614. Er besaß eine größere mit deutschen, lateinischen, griechischen und hebräischen Typen wohl eingerichtete leistungsfähige Druckerei. Die Meßkataloge führen aus seiner Druckzeit von 1593—1614 mehr als 250 Werkdrucke auf, welche fast ausschließlich für seinen eigenen Verlag gedruckt sind. Seine Erben setzten die Druckerei fort, bis sie sein ältester Sohn aus erster Ehe Wilhelm Antonius, ein Zögling der Schlüchterner Schule, im Jahre 1615 übernahm, er ist bis zum Jahre 1624 nachzuweisen.

Wilhelm Antonius der Aeltere war aus der bekannten Druckerei von Wechel in Frankfurt hervorgegangen, wo er acht Jahre Korrektor gewesen war. Diese Wechel'sche Druckerei ging dann auf die beiden Schwiegersöhne des Inhabers, Claude de Marne und Jean Aubry, über, von denen der letzte in Angliers geboren, 1584 Frankfurter Bürger geworden war.

Da die Wechel'schen Erben, wie alle nach Frankfurt geflüchteten Niederländer und Franzosen, Kalvinisten waren, Frankfurt aber streng lutherisch und unduldsam, wandten sie sich von dort nach dem neugegründeten Neuhanau, welches bekanntlich der religiösen Unduldsamkeit der Frankfurter seine Entstehung verdankt. Im Jahre 1597 erwarb Jean Aubry in Neuhanau ein Grundstück, auf welchem u. a. das Haus Langgasse 86 steht, welches heute noch nach dem Buchdruckerzeichen der Wechel-Aubry Das fliegende Pferd heißt, und ein solches noch heute über seinem Thore führt. Die vollständige Einrichtung der Druckerei erlebte Aubry nicht mehr, er starb zwischen der Herbstmesse 1600 und der Herbstmesse 1601. Im Jahre 1602 war die Druckerei vollständig eingerichtet. Leiter war Claude de Marne (Claudius Marnius), Aubry's Schwager. Besitzer waren neben ihm die Erben seines Schwagers, dessen Wittwe Margaretha, geb. Wechel und deren Kinder.

Bald nach Eröffnung der Druckerei in Neuhanau wurde für die Arbeiter der Aubry'schen Erben eine Druckordnung erlassen, welche aber nur für ihre eigene Druckerei Geltung erlangte. (Wortlaut s. Könnecke S. 130—134.)

Der Betrieb der Druckerei in der neuen Heimstätte machte der alten Firma alle Ehre. Gegen 150 umfangreiche, meist wissenschaftliche Werke brachten die Wechel-Aubry in der Zeit von 1602 bis 1610 als Neuheiten auf die Frankfurter Messe. Claude de Marne schied im Jahre 1610 aus der Firma aus, zog wieder nach Frankfurt und starb dort kurz vor dem 5. April 1610. Die Firma Aubry aber blühte noch weiter, bis sie mit dem Jahre 1738 verschwindet, nachdem sie die letzten Jahrzehnte hindurch nur noch kümmerlich bestanden hatte.

Der älteste dem heutigen Regierungsbezirk Kassel entstammende Buchdrucker war Johannes Halbey aus Gelnhausen, der in den Jahren 1606—1610 in Alt-Hanau druckte. Auch sein Geschäft muß ziemlich bedeutend gewesen sein, da er in den Jahren von 1608 bis 1610 recht starke Folianten (Werke von Melchior Goldast) druckte. Seine Druckerei hatte er sich wahrscheinlich 1598 mit der Wittwe des Frankfurter Buchdruckers Wilhelm Harnisch erheirathet. Von Hanau zog er sich wieder nach Frankfurt zurück, wo er mit Frankfurter Drucken noch in den Jahren 1613—1616 nachweisbar ist. Er war aber an dem Fettmilch'schen Aufstande in Frankfurt betheiligt und wurde im Februar 1616 deshalb proskribirt.

Der erste Buchdrucker Kassels, Wilhelm Wessel, stammte vielleicht aus Bremen; zu bestimmen ist aber über den Geburtsort nichts.

Den gelehrten Neigungen des Landgrafen Moritz entspricht es durchaus, daß er auch eine Druckerei in Kassel haben wollte. Schon 1593 hatte er, wie wir sahen, selbst ein Werk drucken lassen, aber er war genöthigt den Druck in Schmalkalden herstellen zu lassen. Wilhelm Wessel erhielt von ihm die Bestallung als Buchdrucker und Formenschneider unter dem 10. Oktober 1594. Es ist das erste erhaltene hessische Druckerprivileg (Wortlaut s. Könnecke S. 11—12). Es muß zunächst in Kassel aber wenig Bedarf nach einer Druckerei gewesen sein; denn erst das Jahr 1597 bringt zwei Drucke, und auch diese sind nur von geringem Umfange. Das erste umfangreichere aus der Wessel'schen Druckerei hervorgegangene Werk ist des Jodokus Jungmann, des Rektors des Kasseler Pädagogiums und gelehrten Freundes und Berathers des Landgrafen Moritz, Trium logicarum artium praxis (42 Bogen in 8°), welches 1598 erschienen ist.

Die erste Kasseler Druckerei gehörte übrigens eigentlich überhaupt nicht Wessel selbst, sondern dem Rektor Jungmann, der die Mittel zu der Einrichtung der Druckerei vorschoß (Könnecke, S. 14, 15).

Wessel's Druckthätigkeit war in der Zeit von 1598 bis zu seinem im August 1626 im 62. Lebensjahre erfolgten Tode eine sehr umfassende, und es ist nicht recht zu begreifen, wie er bei dieser starken Beschäftigung seiner Pressen doch stets in mißlichen finanziellen Verhältnissen lebte. Er hat mehrere Hunderte von Druckschriften hergestellt, außer Schulbüchern druckte er namentlich für das Collegium Mauritianum und ihm vom Landgrafen Moritz aufgetragene gelehrte Schriften und Deduktionen. Unter den von ihm gedruckten Werken sind folgende allgemein bekannte zu nennen: 1) Dilich, Ritterspiel, 1601 (Prachtkupferwerk); 2) Landgraf Moritz, Psalmen David's (Lobwasser) 1607; 3) Landgraf Moritz, Christlich Gesangbuch, 1612; 4) Dillich, Kriegsbuch, 1607; 5) Dillich, Hessische Chronica, 1605, 1606, 1608, 1617, das für Hessen wichtigste Buch der Wessel'schen Offizin, und 6) Hessisches Wappenbuch; 1621, 1625.

Wessel's Buchdruckerei befand sich Anfangs in einem von Wilhelm IV. erbauten Lusthause. Später hatte Wessel in der Herrengasse (jetzt Wildemannsgasse) ein eigenes Haus, in welchem (wahrscheinlich) von ihm und seinen Nachfolgern die Buchdruckerei betrieben wurde. Lehren Könnecke's Ausführungen, daß der Graf Philipp Luwig von Hanau seinen Aubry sehr wenig förderte (S. 126), so ist von Landgraf Moritz in Bezug auf Wessel gerade das Gegentheil zu berichten, der seinen typographus auch mit Geld zu unterstützen nicht müde wurde (Könnecke, S. 15) und so dafür Sorge trug, daß die Druckerei über Wasser gehalten wurde. Das soll ihm unvergessen sein.

Rinteln erhielt noch als gräflich schaumburgische Stadt im Jahre 1621 seine Universität, deren Einweihung dann, wie nicht anders zu erwarten war, die Eröffnung einer Buchdruckerei dort im Gefolge hatte. Der erste Buchdrucker, von dem sicher zu beweisen ist, daß er in Rinteln ansässig war, ist Petrus Lucius, geboren am 14. August 1590 in Altenstädten in der Wetterau, ein Lehrling des Marburger Buchdruckers Paul Egenolff. Nach längerem Aufenthalt in Kopenhagen und Stockholm kam er im Jahre 1618 nach Gießen, wo er eine eigene Druckerei errichtete. Von dort kam er auf Anregung verschiedener Rinteler Professoren am 5. Oktober 1621 nach Rinteln, wo er vom Grafen Ernst zu Holstein-Schaumburg alsbald die Bestallung als akademischer Buchdrucker erhielt, die ihm auch nach der Einverleibung in Hessen erneuert wurde. Im folgenden Jahre ließ er sich mit seiner Druckerei in Rinteln ständig nieder. Zu den Frankfurter Messen brachte er in der Zeit von 1622 bis 1653 im ganzen 77 Werke. Seine Druckerei war gut eingerichtet. Noch im Jahre 1652 ließ er seine Typen renoviren. Trotz der schweren Kriegszeit, die er durchzumachen hatte, muß er in guten Verhältnissen gelebt haben. Er starb am 5. September 1656.

Fuldas erster dem Namen nach bekannter Drucker ist der zuerst im Jahre 1670 dort nachweisbare Markus Bloß, doch ist aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in den Jahren 1618 bis 1629 eine Druckerei vorhanden gewesen, da an der Existenz einer Zeitung „Fuldaer Postreuter" in jenen Jahren kaum zu zweifeln ist (Könnecke S. 95, 96).

Ueber die noch zu erwähnenden Orte dürfen wir uns kurz fassen. Hersfelds erster Buchdrucker ist Wolfgang Ketzel, der nach Geisthirt's Chronik im Jahre 1627 von Schmalkalden nach Hersfeld gekommen sein soll. Vordem war er in Lich in der Grafschaft Solms. Erzeugnisse seiner Hersfelder Druckthätigkeit sind bisher aus dem Jahre 1631 nachzuweisen gewesen. Seine Wittwe wird nur im Jahre 1636 mit einem Druckwerk genannt; der nächste Hersfelder Drucker erscheint erst im Jahre 1670 (Johann Andreas Fleischauer aus Schmalkalden).

Ein Sohn des Wolfgang Ketzel ist der erste Buchdrucker in Grebenstein, Johann Dietrich Ketzel, geboren vermuthlich um das Jahr 1600

in Lich in der Grafschaft Solms. Nach Grebenstein gelangte Ketzel wohl durch seine Braut, spätere Frau, die dort ansässig und begütert war. Seine Druckerei in Grebenstein hat jedenfalls in den Jahren 1630 und 1632 bestanden. In den folgenden Jahren druckte er in Kassel, vermuthlich, weil Grebenstein für ihn kein geeignetes Arbeitsfeld war, zumal dort noch eine zweite Druckerei bestand. In Kassel starb er 1635. Seine Wittwe zog wieder nach Grebenstein, wo sie 1636 wieder druckte. Sie wohnte dort mindestens bis 1644, aber nicht als Inhaberin einer Druckerei, sondern als Buchhändlerin (Buchbinderin). Es druckte für sie Salomon Schadewitz aus Wittenberg, der in Grebenstein von 1631 bis 1644 sein Geschäft betrieb. Er zeichnete sich dadurch aus, daß er viel unerlaubten Nachdruck trieb. Er verzog von Grebenstein nach dem nahen Hofgeismar, blieb dort aber nur bis 1650, um dann nach Kassel überzusiedeln. Seine Druckthätigkeit war schon in Hofgeismar eine bedeutende. Bald nach ihr druckten dort Friedrich Hertzog und Hans Mathias Hedewig, die 1665 von Rinteln dorthin übersiedelten. Sie hatten in Rinteln die Druckerei der Anfang März 1665 verstorbenen Wittwe Lucius erworben, mußten aber alsbald die Stadt verlassen. Auch in Hofgeismar scheint ihres Bleibens nicht gewesen zu sein, denn seit dem Jahre 1666 ist wenigstens Friedrich Hertzog in Kassel als Bürger ansässig.

In Grebenstein ist seit dem 17. Jahrhundert niemals wieder eine Druckerei erstanden, in Hofgeismar erst im Jahre 1838.

Dieser kurze Abriß über die ältesten Drucker in Hessen lehrt, daß auch früher nur da leistungsfähige Druckereien mit Aussicht auf Erfolg entstehen konnten, wo andauernd geistiges oder wirthschaftliches Leben blühte. Marburg, Kassel und Hanau stehen dementsprechend auch jetzt wieder oben an. W. G.



Anna Ritter's „Befreiung".*)

Eine Hauptaufgabe der modernen Lyrik ist es, nach neuen Ausdrücken zu suchen, neue dichterische Werthe zu prägen, weil die alten Formeln und Wortverbindungen abgebraucht und geschmacklos geworden sind, weil die alten Instrumente keinen rechten Klang mehr haben. Die deutsche Sprache ist im Laufe der Jahrhunderte so schmieg- und biegsam geworden, daß heute ziemlich jeder mit etwas Sprachsinn begabte Mensch im Stande ist, einigermaßen leidliche Reime im Fahrwasser althergebrachter, dichterischer Anschauungen zu Stande zu bringen. Die meisten dieser Durchschnittsdichter sehen sich alle daher so verzweifelt ähnlich. In gleichen Bildern, die sie oft aus dritter und vierter Hand entlehnt haben, jammern sie über ihre Liebesschmerzen und ihre getäuschten Hoffnungen. Sie vermögen wohl zu ergreifen mit einem oder dem andern Liede, oft auch zu blenden, aber nachhaltigen Einfluß auf die Mitwelt und Nachwelt auszuüben sind sie nicht im Stande. Ihre Empfindungen sind nicht stark genug, um selbstständig wirken zu können, sie müssen sich ihre Kunst erborgen. Sie kommen und gehen in der Literatur wie die Eintagsfliegen. Oft vermag ihr Name kaum das Erscheinungsjahr ihres Buches zu überdauern. Wer nach des Tages Last und Arbeit sich in den Zaubergärten der Poesie ergehen will, bei diesen Dichtern findet er selten Erholung und Freude. Nicht unberechtigt ist daher vielfach die Gleichgültigkeit gegen alles, was Lyrik heißt.

Seit Anna Ritter's Auftreten fangen die Zeiten für die Lyrik an besser zu werden. Ihre Kunst geht in's Volk. Wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein! Es sind eigene Töne, die sie anschlägt, keine abgelauschten, nachempfundenen. Da ist kein ängstliches Tasten und Suchen nach fremden Mustern, nichts Gemachtes und Angequältes. Keck und frisch, wie sie dem Innern entsteigen, singt sie ihre Lieder, unbekümmert darum, ob sie modern sind oder nicht. Sie singt, weil sie muß, weil es in ihrem Busen quillt und rauscht und nach Gestaltung drängt. Der große, heilige Schmerz hat ihr die Zunge gelöst, hat sie zur Künstlerin geweiht. Sie selbst schreibt darüber in einem Briefe: „Ich habe, so lange ich im Glück lebte, nie eine Zeile geschrieben. Erst der Schmerz, der mich durchwühlte, erst der Zusammenbruch alles dessen, worauf ich meine Zukunft gebaut, hat das Samenkorn, das wohl lange in meiner Seele schlief, an's Tageslicht gefördert."

Alle echte Kunst läutert und befreit. So hat Anna Richter ihr neues Gedichtbuch, das sie ihrem Volke geschenkt, sehr feinsinnig „Befreiung" genannt. In einem ihrer schönsten Gedichte „Künstlerberuf" sagt sie darüber:

*) Befreiung. Neue Gedichte von Anna Ritter. 1. u. 2. Aufl. Stuttgart (Cotta) 1900.

„Mir aber gabest Du des Liedes Kraft,
Mich zu befrei'n von allzu heißen Gluthen,
Von wilder Noth und sel'ger Leidenschaft,
Die uns'res Leibes schwachen Bau durchfluthen."

Es ist ein bescheidener, einfacher Titel, den sie ihren neuen Liedern gegeben hat. Aber welche Fülle von Schönheit umschließt der Name. Es ist ein Buch voll weicher, inniger Melodik, ein Buch von unsagbarer Schöne. Da sind Perlen, die selten sind, Lieder, die sofort in uns wirken, die den Leser berauschen, sich leise, ob man will oder nicht, in's Herz einschmeicheln, die in uns klingen und singen, noch lange nachher, als ob wir sie eben erst gehört hätten. Wohllautende, flüssige Musik steckt in allen ihren Liedern, und ich bin überzeugt, daß manche direkt zu Volksliedern würden, wenn sie in die richtigen Hände fielen. Einige darin sind so wunderbar fein und abgetönt, daß ich sie immer vor mich hinsagen möchte.

Ein gottbegnadetes lyrisches Talent verrieth schon der erste Band ihrer Gedichte (Leipzig, 1898; 7. Aufl. 1900). In noch hervorragenderem Maße zeigen es ihre neuen Gedichte. Ein erhebliches Fortschreiten ist unverkennbar. Zwar von einer eigentlichen Entwicklung kann keine Rede bei ihr sein. Sie trat als ausgereifte Dichterin auf den Plan, nachdem sie ihre frühesten Erzeugnisse, etwa 150 an Zahl, vernichtet hatte. Nur in der noch hier und da ungeübten Form ließ sich ein Entwicklungsgang bei ihr konstatiren. Hingegen ist in ihrer neuen Sammlung das Stoffgebiet erheblich erweitert, die Gedankenfolge ist stetiger, die Diktion abgeklärter, reiner geworden. Ihre ganze Poesie gemahnt mich an einen seltenen Herbsttag: mild, sonnig, klar, tiefes Glücksgefühl in uns weckend, und doch liegt schon eine leise Ahnung des Winters, des Todes darüber. Die sonnigen Sommertage sind vorüber mit ihrem leuchtenden Glück; die Dichterin hat einen großen Schmerz hinter sich, er ist zwar noch nicht ganz verwunden, aber er hat sie stärker und reifer gemacht.

Ganz besonders ist an ihrem neuen Buch die geradezu staunenswerthe Glätte und Sauberkeit der Form zu rühmen. Auf 273 Seiten ist mir kein einziger das Ohr beleidigender Reim oder eine sonstige Härte im Ausdruck aufgefallen. Nur in einem Punkt theile ich nicht ihren Geschmack. Das sind die sich sehr häufenden Diminutiva: „Wölkchen", „Bäckchen", „Nestchen", „Röckchen" und ähnliche „Kosewörtchen". Besonders in den sonst so grandios durchgeführten Naturstimmungsbildern verfehlen sie völlig ihre Wirkung, und gar im Reim sie anzuwenden, wie es sich einmal findet (S. 134), scheint mir nicht sehr geschmackvoll. Den Rhythmus beherrscht die Künstlerin mit einer Meisterschaft, wie ich sie außer bei Goethe nirgends in solchem Maße erreicht finde. In Gedichten wie „Sieg der Lust", „Wanderer im Nebel", „Die Windsbraut", „Sturmnacht", „Schlittenfahrt" versteht sie es trefflich, den freien, natürlichen Rhythmus des augenblicklichen Affekts zu binden, ohne ihn irgend zu zwingen. Nur vollendete Sprachbeherrschung und feinstes musikalisches Empfinden ermöglichen eine solche Technik. Zweifellos ist sie in dieser Beziehung formell von ihrem großen Vorbild Goethe inspirirt. Auch inhaltlich ist sie von ihm nicht ganz unabhängig. Die Situation in „Sieg der Lust" und „Erlösung" erinnert leise an die Hexenküche im „Faust", in ersterem Gedicht klingt auch „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" ziemlich deutlich herein:

„Spürst Du der Flammen verzehrenden Hauch?
Balde, ach, balde packt sie Dich auch."

Das sind unbewußte Anklänge, für die sie nichts kann, vielmehr beweist die Abhängigkeit gerade von Goethe, daß sie ihm wesensverwandt ist. Kleine Dichter haben ihn nie nachgeahmt, weil sie dem Fluge seines Genius nicht folgen konnten. Anna Ritter ist eine große Goetheverehrerin, sie beschäftigt sich täglich mit ihm, und sie liest ihn mit immer wachsendem Interesse. In einem Gespräche beklagte sie einmal, daß das Leben so kurz sei, allein um Goethe eindringender kennen und verstehen zu lernen, wünsche sie, daß ihr Leben noch mal so lang sei. Das ist charakteristisch für sie. Auch hat sie in einem ihrer Gedichte „Auf dem Goetheweg zum Torfhaus" dem Altmeister ein herrliches Denkmal gesetzt:

„Weit hinter mir, von Nebeln eingehüllt,
Liegt nun der Gipfel, der auch Dich empfangen!
Dieselben Wege, die Du einst gegangen,
Befreiung suchend, fern der lauten Welt,
Beschreit' ich nun, und meinen Pfad erhellt
Dieselbe Sonne, die Dein Haupt umfangen.
Du bist mir nah', ein still' Gedenken füllt
Das Herz mir aus: Durch dieses Waldes Schweigen
Seh' ich Dich einsam, kraftvoll aufwärts steigen:
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — aus weiß verbrämten Bogen
Trittst Du hervor, ein dunkler Mantel wallt
Um Deines Leibes blühende Gestalt.
Du hast den Hut tief in die Stirn gezogen,
Als wolltest Du, ganz in Dich selbst versenkt,
Von keinem Bild der Erde abgelenkt,
Hinunter steigen in Dein eigen Leben,
Den Räthselschatz der Tiefe aufzuheben." —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Anna Ritter ist eine Dichterin, die alle Stimmungen, selbst die feinsten und flüchtigsten, zu haschen und zu halten weiß. Für alle, auch die unbedeutendsten Empfindungen findet sie den rechten Ton. Unter den 183 Gedichten findet

sich manches Gedicht, das dem Inhalt nach vielleicht unbedeutend zu nennen ist, das aber jedenfalls durch die Art der Behandlung reizvoll wird. Die werthvollsten Gedichte enthält meiner Meinung nach der zweite Abschnitt: „Es grub der Tod ein Kämmerlein." „Das tiefe Kämmerlein", „Gefaltete Hände", „Ich träumte heut'", „Autodafé", vor allen aber „Dein Sessel am Kamin" sind unvergleichlich tief und schön. Auch die übrigen Abtheilungen enthalten wahre Perlen der Lyrik. Gedichte wie „Brautring", „Am See", „Der graue Gast", „Abschied von Berlin", „Schlittenfahrt", „Enge Gasse", „Philisterglück", „Ueberraschende Bekanntschaft", „Beim Weine", „In Sturmes Reich", „Sturmhymnus", um nur einige herauszugreifen, gehören zum Besten, was wir in der deutschen Lyrik aufzuweisen haben. Wohl sind einige schwächere in der Sammlung, etwas rasch gereimter Durchschnitt von weniger tiefgehender Wirkung, doch kaum eins, das mir gar nichts gegeben hätte.

Anna Ritter's Lyrik hat einen starken Zug zum Symbolischen, zur Naturbeseelung. Besonders in ihren Naturbildern herrscht grandiose Anschauung und üppiges Phantasieleben. Es sind Visionen von großer Erhabenheit. So läßt sie die Sonne am Himmel einschlafen, der Erde den Flammenmantel um die Glieder schlagen, oder dem Tag ihr leuchtendes Roth um seinen Sarg streuen. Die Mondenfee schreitet mit leisem, schleppendem Gang an den Büschen des Parks entlang und streut weiße Rosen über den Weg; die Nacht kommt als eine blinde Bettlerin herbeigeschlichen und wartet unter grünen Zweigen, bis des Tages Glanz verblichen ist, oder sie sitzt am Ufer, senkt das Nebelnetz in des Tages klare Fluthen und singt ein wunderliches Lied, um die gold'nen Sonnenfische zu erhaschen; der Nebelmann spinnt aus seinem flächsernen Bart schimmernde Fäden, wie Seide zart, und hängt sie heimlich von Baum zu Baum, oder die Nebelfrauen binden im Tann zarte, wehende Tüchlein an; die Büsche haben eine grüne Schürze vor, einen Blüthenstrauß hinter'm Ohr; die Tannen stehen graubärtig am Weg; die Kiefern ducken sich, und gebückte Erlen umdrängen den Weg. In immer neuen Variationen weiß sie den Sturm symbolisch darzustellen: er hat eine gute Lunge, er johlt und stöhnt, er jauchzt und pfeift wie ein wilder Gassenjunge, er eilt in tollem Lauf den Bergeshang hinauf und reißt an den zitternden Bäumen, die Linden winden sich unter seiner knorrigen Faust und die Blumen erschrecken und verstecken ihre schönen Kinderaugen unter dem grünen Gras; der Frühlingssturm klopft an die Fenster und tropft die Winternebel von den Scheiben, oder steckt sich des Frühlings schimmernde Blüthe an die Erdenbrust. Ganz allerliebst erscheint der Frühling als Knabe in dem entzückenden „Abschied von Berlin":

„Sie haben mir heute den Frühling gezeigt.
Er stand verdrossen am Leipziger Platz,
Trug einen seidenen Busenlatz,
Ein Sträußchen Treibhausblüthen darin
Und sah so übernächtig aus,
Als käm' er grade verschwärmt nach Haus. —
Ich wollt's nicht glauben, daß er es wär'!
Da sah ich, wie über das Häusermeer
Sein blaues Auge in's Weite strich,
Bis aus den Zügen die Starrheit wich
Und eine große, brennende Thräne
Ihm heimlich über die Wangen schlich." —

Das Gegenstück dazu bildet „Ueberraschende Bekanntschaft". In beiden Gedichten, die unbestritten zu den schönsten des Buches gehören, wird der Frühling sogar redend eingeführt.

Auch sonst begegnen uns seltene Allegorien und Vergleiche. Die Jugend trägt in ihren goldnen Haaren ein Kränzlein grün und roth und singt ein Lied, das Glück schlägt die blauen Augen auf, die Ewigkeit steht im Strahlenkleid hinter räthselvollen Thüren, Jahrhunderte schauen aus alten Fenstern heraus, die Sorgen hocken am Wege in keuchender Noth, der Tod erscheint nicht in dem abgedroschenen Bild eines Sensenmanns, sondern im langwallenden Kleid, das schwarz wie die Nacht ist, um seinen Mund gräbt sich die Schwermuth ein, und Amor vollends erscheint in einem ganz neuen Bilde:

„Fein und sittsam wie ein Engel
Schreitet er, die gold'nen Locken
Glatt gescheitelt, voll Pomade.
Sammt'ne Pluderhosen decken
Tugendhaft des Bübchens Blöße,
Und die kleinen Füße stecken
Bis zur rundlich festen Wade
Ehrbar in gestrickten Socken."

Gleich schön ist das Bild von der Königin „Herzeleid":

„Einen Kranz von weißen Narzissen
Und ein weißes, schleppendes Kleid
Trägt die Königin Herzeleid. —
Sie kommt aus schweigenden Gärten her,
Da schimmern die Rosen wie Blut,
Da fließt im Grase der Thränenbach,
Der weiß eine alte Mär:
Von der Hoffnung, die mitten im Spiel
In böse Träume zerfiel,
Und keiner bekommt sie wach . . .
Von Blumen, die immer im Schatten gestanden,
Von Seelen, die nie eine Heimath fanden,
Und von einem hölzernen Schrein,
Darinnen die selige Liebe ruht.
Der Bach, der wandert tagaus, tagein,
Trägt tausend Wellen in's Meer hinein
Und wird doch niemals leer."

Mit den einfachsten Mitteln werden hier die größten Wirkungen erzielt. Nirgends ein Wort zuviel, nirgends ein unnöthiger Aufputz mit Wortbrocken in der Beschreibung von Scenen und Personen, kein unschönes oder unmögliches Bild, kein schiefer oder schielender Ausdruck zerstören den Eindruck. Und dabei eine Plastik und Ursprünglichkeit, die bewundernswerth ist.

Neben großartigen Natur- und Sturmliedern, die eine Königsseele athmen, finden wir reizende kleine Liebeslieder von einer Anmuth und Innigkeit, die ihres gleichen suchen. Dies tritt gleich in einem der ersten, „Brautring", hervor:

„Als über den Flieder das Mondlicht rann,
Da steckt' er mir heimlich ein Ringlein an,
Und küßte den Ring und die Hand dazu
Und lauschte selig dem ersten ‚Du'.

Das Mondenlicht sah in den Ring hinein,
Das gab einen fröhlichen, hellen Schein,
Der Fliederbaum neigte die Blüthen stumm,
Die Gräser raunten: Das Glück geht um."

Auch hier wieder mit einfachsten Mitteln die größten Wirkungen. Man ist berückt von dem Wohllaut und der Schlichtheit der Sprache und Reime. Besonders der Schluß ist lauter Musik. Ueberhaupt gelingt ihr jenes stimmungsvolle Ausklingen des Liedes großartig, zumal hier zu feiner Empfindung die souveräne Herrschaft über die Sprache, den Rhythmus und den Reim kommt. Als Muster in dieser Art möchte ich das Gedicht „Schlittenfahrt" bezeichnen, das schon durch den Rhythmus äußerst fein die ganze Stimmung und Beweglichkeit einer Schlittenpartie wiedergiebt, und dann meisterhaft die Weihnachtsstimmung wiedergebend ausklingt:

„Zu Thale geht's, es stäubt der Schnee,
Die Silberschellen klingen,
Am Wege blitzen Lichter auf,
Der Lärm der Stadt wacht brausend auf
Und kleine Buben singen:
Morgen kommt der Weihnachtsmann . . ."

Der übrige Theil der Sammlung enthält gemüthvolle Heimathlieder, unter denen ich dem Zyklus „Heimath" den Preis zuerkennen möchte, ferner schöne Wanderlieder über ihre vorjährige Harzwanderung, anmuthende, oft unbedeutende Episoden aus dem Familienleben („Ferien", „Boerenschlacht", „Mein Kadet", „Einsegnung", „Geburtstag", „Nesthäkchen"), humoristische Perlen („Papa", „Verschiedene Wirkung", „Unglücksrabe", „Philisterglück", „Der lahme Franz", „Entwerthete Ideale"), auch tiefernste Betrachtungen, die aber nie des Gedankens Blässe tragen, sondern aufgelöst sind in die Gluth der Empfindung, in die Plastik und Bildlichkeit der Anschauung („Vom Schmerz", „Höhenwege", „An die Schönheit", „Vom Tode", „Räthsel", „Künstlerberuf"). Gleichsam als Grundakkord durchklingt die Sammlung das schöne Gedicht „Bekenntniß":

„Was zerrt ihr mich hinein in Kampf und Streit!
Ich hab' so viel des Glückes schon begraben —
Wollt ihr den letzten, schönen Rest noch haben,
Die lieben Träume meiner Einsamkeit?

Es dringt ein dumpf verworrenes Geschrei
Von außen her in meine stille Kammer —
Ich kenn' euch nicht und euren blinden Jammer,
Und dennoch wird mir seltsam weh dabei.

Ihr drückt mir wild die Laute in die Hand,
Mit meinem Liede soll ich euch begleiten,
Ich aber finde auf den gold'nen Saiten
Die Töne nicht, die Haß und Streit verwandt

Wohl trag' auch ich ein Leiden im Gemüth,
So tief wie eures; doch ein Gott verklärte
Die Flamme, die mich ruhelos verzehrte,
Daß sie nun sanft in meinen Liedern glüht

Wir werben beide um des Lebens Preis:
Ihr draußen, im Gewühl und Lärm der Menge,
Und ich in eines Dichterstübchens Enge,
In selbstgezog'ner Schranken engem Kreis."

— — — — — — — — — — — — — —

Anna Ritter geht ihre eignen Wege. Sie gehört keiner „Schule" an. Am ehesten möchte ich sie mit Goethe vergleichen. Ihre Gedichte werden nach hundert Jahren genau so ursprünglich und frisch wirken wie noch heute die Goethe's. Darin liegt ihre Bedeutung, daß sie nicht nur in der Literaturgeschichte, daß sie auch in dem Volke fortleben werden. Wir Hessen aber haben ganz besondere Ursache, auf die Dichterin stolz zu sein und ihre Lieder schätzen und würdigen zu lernen. Ich wünsche einem jeden, daß er Anna Ritter's neue Lieder einmal zu lesen bekommt, und daß sie ihn nach des Tages Arbeit in jene Zaubergärten tragen,

„Wo auf den Müden sich die Schönheit neigt,
Wo tausend Rosen der Erinn'rung steh'n,
Wo sich die Sehnsucht wiegt auf gold'nen Flügeln
Und von des Abends lichtumglänzten Hügeln
Des Jenseits Winde kühl herüberweh'n . . ."

Wie ein erquickender Regen in diesen heißen, sommerschwülen Tagen, so werden die Lieder Anna Ritter's erfrischend und labend auf jedes Gemüth wirken und tausendfältigen Widerklang im Volke wecken und ihren Namen unsterblich machen.

Dr. Wilhelm Schoof.

Dr. Otto Braun †.

Nach mehrwöchentlichem Krankenlager starb zu München, in der Nacht vom 11. auf den 12. Juni, unser allverehrter hessischer Landsmann Dr. Otto Braun. Am 1. August 1824 zu Kassel geboren, hat er in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit ein Alter von nahezu 76 Jahren erreicht. Die Trauer um den verehrten Mann, der nahezu 30 Jahre in Augsburg und München wirkte, ist in der hiesigen literarischen Welt eine aufrichtige und allgemeine.

Nachdem Otto Braun in Kassel das Gymnasium absolvirt hatte, studirte er in Bonn, Heidelberg und Marburg. Anfänglich hatte er sich der Rechtswissenschaft zugewandt, vertauschte dann aber dieselbe mit Geschichte und neueren Sprachen. In der dunkeln Zeit, die dem Jahre 1848 vorausging, hatte sich Otto Braun, wie er selbst oft erzählte, dem Kurfürsten von Hessen zuerst dadurch unliebsam gemacht, daß er bei einer Studentendeputation, die um des gefangenen Sylvester Jordan's Freiheit bat, das Wort führte. Wenige Tage später sei ihm der Kurfürst, von seiner freien Gesinnung offenbar unliebsam berührt, auf einem Spaziergang begegnet und habe ihm, heftig, wie er sein konnte, zugerufen, „daß er in Hessen niemals Stellung finden würde“. Diesem Umstand verdankte er es, daß er sein elterliches Haus verließ, sich literarischer Thätigkeit widmete und theilweise in Paris, Madrid und München niederließ. Er studirte dabei gründlich die französische und namentlich die spanische Sprache und machte sich mit der Literatur dieser Länder vertraut. Seine Uebersetzungen spanischer Poesien, die er, in Verbindung mit eigenen Gedichten, vor einigen Jahren bei Cotta Nachfolger erscheinen ließ, legen davon Zeugniß ab. Im Jahre 1860 trat Otto Braun in die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ ein, deren Chefredaktion er dann übernahm und bis zum Schlusse des Jahres 1889 behielt, nachdem Altenhöfer dieselbe niedergelegt hatte. Die großen Verdienste, die er sich dabei durch sein gediegenes Wissen, sein feines lyrisches Urtheil und seine ehrlichen politischen Ansichten erwarb, sind hinlänglich bekannt und gerühmt. Auf Anregung Carrière's wurde er zum Ehrendoktor der Philosophie an der hiesigen Universität ernannt; auch war er Ehrenmitglied des Philologikos Syllogos in Konstantinopel und der Akademie von Granada. Nachdem die Allgemeine Zeitung aus dem Cotta'schen Verlag in den Besitz der Brüder Kröner in Stuttgart übergegangen war, schied Braun aus der Redaktion aus, blieb indessen mit dem Verlage in Verbindung und übernahm die Herausgabe des in demselben erscheinenden „Musenalmanachs“; ein Unternehmen, das der erprobte Lyriker mit Geschmack und bestem Erfolg leitete.

Das Privatleben des verehrten Verblichenen blieb nicht von Sorgen frei. Vor sechs Jahren verlor er seine einzige Tochter nach schweren Leiden und im Juli des letzten Jahres seine Gattin. Allein zurückgeblieben vermachte er seine reizvolle Villa in Schwabing der Schillerstiftung in Weimar. Es war das seine letzte hochherzige That. Die schönen Rosen des Gartens, die er eigenhändig gepflegt und geliebkost, sollte er nicht mehr genießen, sie blühten und dufteten, während er in düster verhülltem Zimmer einsam ohne die Seinen, langsam dem Tode entgegenging.

München. **H. Keller-Jordan.**



Freiherr Karl Rivalier von Meysenbug,

kurfürstlich hessischer Staatsminister.

Von Hermann Freiherrn von Meysenbug-Lauenau.

(Fortsetzung.)

Ich habe diesen Brief fast vollständig wiedergegeben; bei den folgenden werde ich mehr auszugsweise verfahren und ganz unwesentlich Erscheinendes fortlassen.

Im Folgenden gebe ich Briefe an den dritten Sohn Meysenbug's, welcher zunächst nach Frankfurt a. M. zum Besuche des dortigen Gymnasiums bei einem Meysenbug befreundeten Herrn von Barckhaus in Pension gegeben war und später die Universität Göttingen bezog.

„Mein lieber Carl! Daß Herr Hoffmann glücklich angekommen ist und Beifall erhalten hat, ist mir sehr angenehm und hoffe ich, daß Du, lieber Carl, ihm und den Lehrern am Gymnasium Dich stets so beweisen wirst, wie ich es bisher von Dir gewohnt war. Benutze jede gute Gelegenheit, die sich Dir darbietet, ein nützlicher Mann zu werden und bedenke, daß ein Schatz von Kenntnissen Dein einziges Erbtheil seyn wird, welches Dir aber

auch kein Zeitereigniß rauben kann. — Bedenke überdem, daß Du durch Fortgehen auf dem bisherigen Wege mir unaussprechliche Freude machen wirst. — Doch ich bin davon überzeugt, daß Du es daran nicht wirst fehlen lassen und ich schätze mich glücklich, solche Kinder zu haben.

Denn nicht blos von Dir erhalte ich so gute Nachrichten; auch Fritz ist jetzt mit guten Zeugnissen hier angekommen, und von Otto, dessen Examen gestern beendigt ist, sagt mir Major Rieß, daß er der vorzüglichste unter allen Kadetten und ein ausgezeichneter junger Mann sey. Gewiß wird es Dir doch Vergnügen machen, dies zu hören. — Und auch von den Dir nachfolgenden Geschwistern kann ich Dir nichts als Gutes sagen; Emil wird jetzt recht gesetzt und sogar die kleine, dicke Malwida schreibt und liest fleißig.

Wie steht es um Dein Taschengeld? Vermuthlich hat die Messe Dir etwas gekostet; darum bemerke ich Dir, daß ich Dir als Taschengeld vierteljährlich eine Karolin zu geben bestimmt habe und Dir deshalb für das nächste Quartal beikommenden Coupon von 12½ fl. zur Erhebung schicke, welcher freilich etwas mehr ausmacht, als eine Karolin; indessen ist dieses der kürzeste Weg der Uebermachung. Du wirst nun, wie ich hoffe, über diesen Betrag vernünftig disponiren und Rechnung führen, damit ich ermessen kann, in wiefern Du mehr bedarfst, was ich Dir nicht versagen werde, wenn es nöthig ist. Es versteht sich, daß Du mir schreibst, wenn Du Bücher bedarfst und daß ich Dir diese besonders zahle."

— „Wie könnte ich den 1. Mai sich nähern sehen, mein lieber Carl, ohne Deiner mit der herzlichsten Theilnahme zu gedenken! Wenn gleich weit von Dir entfernt, sind meine Gedanken, meine wärmsten Segenswünsche Dir nahe! — Abermals ein Jahr Deines Lebens dahin; — es kehrt nie wieder. Mehrere, immer schneller und schneller, werden Dir dahin schwinden, und wehe Dir, wenn Du bey dem Rückblicke auf dieselben Dir sagen müßtest, sie gingen unbenutzt vorüber. —

Doch das ist bey Dir, das ist bei Deinen Geschwistern der Fall nicht; und ich fühle tief das Glück, welches mir die Vorsehung in Eurem Besitze beschieden hat.

Bald, lieber Carl, tritt für Dich eine sehr wichtige Lebens-Periode ein; denn, wenn gleich der Schulunterricht die Grundlage aller weiteren Ausbildung ist, so beginnst Du doch mit dem Eintritt in das academische Leben die Laufbahn, welche Deiner ganzen Zukunft eine feste Richtung geben muß. Sammle Dir nicht blos die nöthigen Kenntnisse — und das wirst Du bey dem bisher bewiesenen Eifer gewiß — sondern bewahre auch Dein Herz und Deinen Charakter unbefleckt. Das ist ja das beste Erbtheil der Rivaliers! Deine ältern Brüder bewähren es. Bleibe auch Du, wie Du jetzt bist, mein guter Sohn, und Du wirst immer einen treuen Freund finden in Deinem Dich ewig liebenden Vater." —

„Hoffentlich bist Du noch immer mit Deiner dortigen Lage so zufrieden, wie bisher; hoffentlich gefallen Dir die Collegia täglich besser und Du gewinnst immer mehr Geschmack daran; — denn je tiefer man in die Wissenschaften eindringt, um so lieber gewinnt man sie und Deine guten Anlagen, Dein Eifer, etwas Ordentliches zu lernen, werden Dich ohne Zweifel bald tiefer in Deine Studien eindringen lassen. — Die jetzige Jahreszeit und besonders das anhaltende Regenwetter, welches uns heimsucht, ist zum Studium ganz gemacht; benutze es dazu und richte es so ein, daß Du die Weihnachtsferien uns widmen kannst — eine Zeit, auf welche wir uns alle herzlichst freuen, da wir alsdann hoffentlich alle wieder vereint sein werden.

Denn Fritz wird ohne Zweifel in der Kürze zurückkehren, da die Beamtenstelle, welche er bis jetzt versieht, dem vormaligen Oberbaurath Windemuth übertragen wurde, welcher seinen Posten bald beziehen wird. Fritz scheint zufrieden zu sein. Er schreibt mir, daß er zwar Viel zu thun, aber doch in den Mußestunden auch Unterhaltung habe; indessen wird es ihm doch nicht unangenehm seyn, wieder zurückzukehren und theils bey uns, theils bey seinen hiesigen Bekannten zu verweilen. Er kann auch noch einen Theil der Wintervergnügungen, zu welchen ich hauptsächlich die Oper zähle, die manchen Genuß gewährt, mitmachen. Wir haben eine sehr gute Darstellung des Wasserträgers gesehen und erwarten in diesen Tagen den Othello, worin Wild besonders glänzt. Dlle. Schweizer hat im Credit des Publikums sehr verloren, seitdem Herr von Haenlein (Anm. des Verf.: der preußische Gesandte!) ihr so auffallend den Hof macht."

„Es war mir sehr erfreulich, lieber Carl, durch Deinen Brief vom 30. v. Ms. einmal wieder ein unmittelbares Zeichen von Deinem und Emil's Leben und Befinden zu erhalten; doppelt erfreulich, da er mich von Deinem fortdauernden Eifer in Deinen Studien und von

Emil's Lust und Liebe zur Rechtswissenschaft unterrichtet. Uebrigens habe ich an beiden nie gezweifelt, da ich gut weiß, wie solid und ernst Ihr über Eure zukünftige Bestimmung denkt. Ich habe daher auch wohl nicht nöthig, zu versichern, daß alle mir zu Gebote stehenden Mittel zur Beförderung Eurer lobenswerthen Absicht willig und gern von mir angewendet werden sollen; und Du insbesondere, lieber Carl, magst nicht zweifeln, daß ich zu Deiner weiteren öconomischen Ausbildung nach beendigtem Aufenthalte in Göttingen mit Freuden die Hände bieten werde.

Suche deshalb ja durch Hofrath Hansmann genaue Nachricht über die Einrichtung in Hohenheim*) einzuziehen, damit wir wo möglich bey Deiner nächsten hiesigen Anwesenheit darüber reden können.

Daß Emil Geschmack an Hugo's**) Vorträgen findet, ist mir sehr begreiflich, da sie ganz für den gelehrten oder wenigstens sich dazu bildenden Juristen geeignet sind; ich wünsche, daß Emil ihn einst ersetzen könnte! Von unserem hiesigen Familienkreise kann ich Dir nur Gutes sagen. Alle sind wohl und zufrieden." — — —

— — — — — — — — — — — —

„Deinen Brief vom 2. d. Ms. habe ich richtig erhalten, jedoch wünschte ich um des Ueberbringers willen, durch diesen ihn nicht erhalten zu haben. Denn, wenn ich gleich nach Allem, was ich höre, annehmen muß, daß er grob beleidigt worden ist; so sind doch alle solche Vorfälle (Anm. d. V. ein Duell) höchst unangenehm und nicht nur als Unterbrechung der Studien, sondern auch in ihren Folgen bey demnächstiger Anstellungsbewerbung sehr nachtheilig. Möglichste Vermeidung der Gelegenheiten zu dergleichen Streitigkeiten, mithin der Wirthshäuser, wo, wie ich höre, auch jener Vorfall sich ereignet haben soll, ist also das rathsamste und von den Eltern den Söhnen in jeder Hinsicht sehr zu empfehlende Mittel dagegen.

Ich hoffe, daß es bey Dir und Emil einer solchen Warnung nicht bedarf!

Denn, wenn man, wie bey Euch beiden der Fall ist, den Studien fleißig obliegt, um in möglichst kurzer Zeit seinen in das Leben so tief eingreifenden Zweck vollständig zu erreichen, so fällt jener Anlaß schon von selbst hinweg. Daß Du, lieber Carl, aber mit Ernst an Deine Bestimmung denkst, davon giebt mir Dein Brief einen lebhaften Beweis, wofür ich Dir herzlich danke. Es ist mir sehr angenehm gewesen, die Notiz über die Anstalt in Hohenheim zu erhalten, und bin ich es vollkommen zufrieden, daß Du Deinen Plan darauf bauest, nächsten Herbst auf ein Jahr dorthin zu gehen.

Hernach werden wir dann weiter sehen, wie es geht. Nur fleißig gelernt, was zu lernen ist; dann wird der Höchste weiter helfen!

Emil giebt zwar Nichts von sich zu hören; doch grade aus diesem Stillschweigen schließe ich, daß ihm die Institutionen und die Encyclopädie so viel zu thun machen, daß er über die alten Römer und deren Gesetze hinweg zu dem Vaterlande und den Seinigen nicht einmal mit seinen Gedanken gelangen kann. Wenn dem so ist, so will ich es gern entschuldigen, daß er nicht schreibt, und ich verlasse mich darauf, daß kein anderer Grund seines Stillschweigens vorhanden ist, vielmehr er seinem Plan, g a n z Rechtsgelehrter zu werden, getreu, sich alle Mühe giebt, die erforderlichen Kenntnisse dazu sich zu erwerben. Ich sehe diesen Plan stets als den besten an, welchen er sich machen konnte. Wie unabhängig macht nicht diese Laufbahn den, welcher ihr ganz gewachsen ist! Die nöthigen Vorkenntnisse dazu hat Emil nach Göttingen mitgebracht; bauet er auf diesen fort, so kann es nicht fehlen, daß wir in der Kürze von dem doctore juris celeberrimo a Meysenbug hören werden. (Der betreffende Sohn bestand kurz darauf sein Examen „summa cum laude".) Krönt ein solcher Erfolg Eure Studien, so werde ich auch kein Opfer scheuen, welches deshalb aufgewendet werden müßte, und g e r n Euch geben, was Ihr bedürft.

Daß Ihr unnöthige Ausgaben vermeiden werdet, unterstelle ich, da Ihr beide zu vernünftig denkt, als daß Ihr nicht einsehen solltet, wie schwer es mir wird, für so Viele zu sorgen und wie manche Mühseeligkeit und manches Widerwärtige in meinem Dienste ich ertrage, um jenes zu können; da Ihr auch selbst erkennen werdet, daß Euer Erbtheil einst nicht bedeutend seyn kann; nur das, was Ihr Euch durch Bildung des Geistes und Sammlung von Kenntnissen erworben habt, wird Euch bleiben und Euch Unterhalt und Wohlstand gewähren, wenn ich einst nicht mehr bin und das Vaterhaus dem Heimkehrenden keine Zufluchtsstätte mehr darbietet. Darum ist auch jetzt mein täglicher Wunsch, meine Sorge in mir oft zu Theil werdenden schlaflosen Nacht-

*) Landwirthschaftliche Akademie in Würtemberg.
**) Professor der Rechtswissenschaft in Göttingen.

stunden dahin gerichtet, daß es mir beschieden seyn möge, Euch allen noch eine gute Erziehung zu geben, wenn es mir nicht glücken sollte, wenigstens die Aeltesten auch noch versorgt und in ihnen eine Stütze für die Anderen zu sehen. —“

(Fortsetzung folgt.)



Kassel und sein französisches Theater unter Landgraf Friedrich II.

In dem Aufsatze von Josef Wolter über „das Kasseler Theater zur Zeit des Theaterdirektors Großmann“ ist bereits darauf hingewiesen, wie Landgraf Friedrich II. als echter Sohn seiner Zeit bei seiner großen Vorliebe für französisches Wesen auch dafür Sorge getragen hat, daß alles, was zum Theater gehörte, aus Franzosen bestand („Hessenland“ 1898, S. 166). Nur die höchst vollkommene Kapelle machte eine Ausnahme. Ueber die damaligen Kasseler Theaterverhältnisse erhalten wir aber ausführlicher Auskunft aus von nicht genannter Hand stammenden Briefen aus Kassel im „Deutschen Museum“, Bd. I, von 1784 (S. 77 ff.), die also als völlig gleichzeitig gelten können. Da heißt es in Bezug auf die Schauspiele: „An Händen fehlt es zwar auch nicht, aber in hohem Grade an Köpfen. Da läßt sich leicht begreifen, daß ein wirklich guter großer Schauspieler sein Vaterland und das geliebte Paris nicht verlassen wird, um nach Kassel zu gehen. Aber der Landgraf hat sich einmal in den Kopf gesetzt alles französisch zu machen und glaubt seinen Zweck am ersten durch ein französisches Theater zu erreichen . . . Seit einiger Zeit wird nichts mehr gegeben als Opern, Operetten und Ballets. Aus Ersparniß, wie man sagt, wurden die übrigen Schauspieler abgeschafft . . . Die jetzigen französischen Schauspieler (soll wohl heißen Sänger?) sind größtentheils wirklich erbärmlich. Mlle. Saunier hat zwar eine feine, sanfte Stimme, aber sie scheint nicht immer biegsam genug; und ihr Spiel ist todt. Sie ist auch auf dem Theater nur Konzertsängerin. Die vollkommenste ist eine Mlle. Rousselois, welche mit einer reinen ziemlich biegsamen Stimme viel naive Handlung verbindet. In artigen muntern Bauernmädchen u. dergl. ist ihr Spiel recht angenehm, und ihr Auge so ausdrucksvoll, als wenn sie ihre eigene Rolle spielte. Naivetät scheint ihr Charakter. Sie hat übrigens einen sehr langen Athem, welches sie bei jeder Fermate dem Ohre des Zuhörers zu beweisen nicht ermangelt, ohne die entsetzliche Unnatürlichkeit darin zu fühlen. Madame Brabant kann sich mit manchem deutschen Bettelmädchen im Singen messen, spielt aber alte zänkische plauderhafte Weiber sehr natürlich.

Mr. Suin ist zu niedrig komischen Rollen gut, die er aber doch leicht übertreibt, und hat keine üble Baßstimme. Mr. de Lille singt einen ziemlich reinen, aber schwachen Tenor und spielt meistens zärtliche Rollen. Seine Empfindurg sitzt ihm im Unterleibe, denn er äußert den Schmerz der Liebe, als wenn es Bauchgrimmen wäre . . . Von dem übrigen Troß will ich nichts sagen, nur einen Sänger muß ich noch erwähnen, der erst neulich von Mr. le Marquis de Luchet, Surintendant des spectacles, empfohlen und für 500 Thaler auf ein halbes Jahr angenommen worden ist. Dieser hat in der That seines Gleichen nicht. Er ist in Kassel unter dem Namen des Eseltreibers bekannt. Das mag gelten, so lange man ihn sieht; wenn man ihn nur hört, sollte man ihn für den Esel selbst halten. Seiner ganz unglaublichen Erbärmlichkeit kommt nichts gleich als die rasende Frechheit, mit welcher man ihn dem Landgrafen empfehlen und dem Publikum aufdringen konnte. Eine unerträglichere Stimme habe ich nie gehört . . .

Eine Ursache des elenden Zustandes des Kasseler Theaters ist auch wohl mit, daß es ganz und gar nicht vom Publikum abhängig ist. Der Landgraf bezahlt die Schauspieler, und sie spielen. Ist es ihm recht, wie sie spielen, wem dürfte es nicht recht sein? Und was würde es helfen?

So ein Theater hat seine Vorzüge, es kann mehr unternehmen und ausrichten; aber es hat auch ansehnliche Mängel. Der Eifer in der Kunst geht ganz verloren. Hier lebt man vom Brod allein; das Wort des Beifalls ist entbehrlich; es ist sogar verboten. Niemand darf Beifall klatschen oder Tadel pfeifen, wenn der Landgraf im Schauspiel ist. Das wäre um desto mehr zu verwundern, weil diese Kritik doch in Paris erlaubt ist, wenn es der einzige Fall wäre, da wir Deutsche das Gute der Franzosen unverletzt lassen, um ihre Thorheiten desto emsiger nachzuahmen.

Wie es auf einem solchen Theater um das Costume aussieht, können Sie sich leicht vorstellen. Fremde Kleider giebt es genug, voll Seide und Gold und Silber, aber vernünftige Beurtheilung des Schicklichen suchen Sie vergebens. Das habe ich bisher auf allen Theatern gefunden, daß die

Mannspersonen darin noch erträglicher sind als die Frauenzimmer. Jene kleiden sich doch einigermaßen nach ihrer Rolle, ob man gleich einen Bauer in schwarzatlassenen Hosen, weißen seidenen Strümpfen und schönen neumodischen Steinschnallen unter den Bandrosen nicht eben erfreulich finden kann. Aber bei den Frauenzimmern ist es vollends ganz toll. Die legten die Reifchen und Poschen nicht ab, und wenn sie den Sündenfall vorzustellen hätten. Können Sie denken, ich komme einmal in la belle Arsène, worin die Bildsäule eines Mädchens, welches vor mehr als 100 Jahren in Stein verwandelt worden war, wieder lebendig wird; stand nicht die Bildsäule im Reifrock da? Wahrhaftig im Reifrock unter einem weißen taffeten Kleide mit Perlen garnirt, Frisur à la coeur (oder wie sie sonst heißt) mit Blumen darauf, geschminkt wie die Morgenröthe, geschnürt zum Umspannen, genau in der dritten Position, die eine Hand nachlässig auf eine Säule gestützt, in der andern bedeutungsvoll einen Fächer. Solche Bildsäulen sollte unser Oeser arbeiten, und dann nach 1000 Jahren die alten Perikles, Abcibiades u. s. w. wieder kommen und unsere Meisterstücke ausgraben, wie diese dann die herrliche deutsche Menschengestalt bewundern würden!

Aus allem bisher Erzählten läßt sich von selbst abnehmen, was für ein Geschmack in der Musik herrscht. Von der großen Oper zum kleinsten Bierhaus tönt alles französisch. Gluck kennt man noch, weil er französische Opern gesetzt hat, aber Bach's Name ist ihnen barbarisch. Es ist mir widerfahren, daß man auf meine bewundernde Erwähnung des großen Bach's mit einem gewissen hohen mitleidigen Wesen, für welches die Sprache keine Worte hat, ob es gleich den Herren Kasselern bei dem, was ihnen angehört, eigen zu sein scheint, antwortete: Bach's Werk ist Organistenwerk, steif und ungelenksam wie ein Choral. Man könne ihn nur schön finden, so lange man keine französische Musik gehört habe. Die Herren glaubten vermuthlich, man könne nur in Kassel französische Musik hören. Aber überhaupt kann die Gallomanie schwerlich weiter getrieben werden als hier. Glauben Sie wohl, daß man die ersten deutschen Schriftsteller, z. B. Wieland, nur aus französischen Uebersetzungen kennt und ihn wässericht findet, wie sich's gehört?" Soviel vom Theater.

Es fragt sich bei all der Bestimmtheit, mit welcher unser Briefschreiber seine absprechenden Urtheile von sich giebt, ob sie nicht doch in Einzelheiten mindestens einigermaßen übertrieben sind. Auch heute noch werden selbst über die am höchsten stehenden, den weitesten Ansprüchen genügenden Kunstinstitute von nörgelnden oder in ihrer Eitelkeit sich verletzt fühlenden Kritikern Urtheile gefällt, die in einem ähnlichen Ton gehalten sind. Die Geschichte des Kasseler Hoftheaters weiß davon auch zu erzählen.

Daß wie die größten Regenten seiner Zeit so auch Landgraf Friedrich II. für französisches Wesen schwärmte, ist zu bekannt, um es leugnen zu wollen oder zu können. Der Schreiber dürfte aber doch von Vorurtheilen gegen Kassel nicht freizusprechen sein, das läßt sich u. A. aus folgenden Stellen seiner Briefe schließen. So sagt er z. B.: „Ueberhaupt scheint schöne Literatur für Hessen, einige wenige Literatoren von Profession ausgenommen, noch ein wahres unentdecktes Land. Ich weiß nicht, ob ich sehr irre, wenn ich das schon aus dem äußern Anblicke des Volkes schließen zu können glaube. Ohne Zweifel haben Aufklärung und Verfeinerung der Empfindungen und des Geschmacks einen beträchtlichen Einfluß auf Gesichtsbildung, Kleidung, kurz auf das Aeußerliche überhaupt. . . . Man kann sich keine rohern, eckigtern, plumbern Züge, keine unförmlichern Körper und keine häßlichere Kleidung denken als des gemeinen Volks in Hessen und selbst in Kassel, wie auch der Verfasser der vortrefflichen Briefe eines Franzosen über Deutschland angemerkt hat. (Unser so kritisch veranlagter Freund scheint die oben angegebenen Briefe, die bislang nicht bekannt geworden sind, kritiklos ausgeschrieben zu haben. D. Red.) Man darf also wohl ohne Ungerechtigkeit vermuthen, daß *Hessen im Ganzen noch ziemlich weit* in der Verfeinerung zurück ist. Und da der Unterschied selbst in der Hauptstadt nicht eben merklich ist, so wird man die Vermuthung noch immer mit Recht auch auf die höheren Stände ausdehnen können. Dieses bestätigt sich durch die Erfahrung. In den besten Gesellschaften (wenige ausgenommen) besteht die Unterhaltung noch aus Familienanekdoten und Stadtneuigkeiten; es ist schon sehr viel, wenn sich der Dialog auf kurze Zwischenzeiten zur Zeitungspolitik oder zum heutigen Schauspiel erhebt. . . ."

Kassel findet in den Augen unseres Kritikers überhaupt in keiner Beziehung Gnade. Auch das Aeußere der Stadt gefällt ihm nicht.

Das Urtheil des Briefschreibers über die Theilnahme der hessischen Truppen an dem Feldzuge nach Amerika und das Verhalten des Landgrafen ihnen gegenüber ist, den bisher mitgetheilten Beispielen entsprechend, ebenfalls aus Wahrheit und Dichtung gemischt. Davon vielleicht in anderem Zusammenhange.

W. G.

Aus Heimath und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein zu Marburg. Das Ziel der zweiten Burgenfahrt des Vereins, welche am 5. Juni unter zahlreicher Betheiligung stattfand, bildete Hohensolms. Von Station Bieber aus ging der Marsch durch das schöne Bieberthal nach Königsberg, von dort aber nach Hohensolms, wo unter Führung des Archivars Dr. Theuner die Burganlagen in Augenschein genommen wurden. Auch wurden die inneren Räume des Schlosses besichtigt. Das Wetter begünstigte die Fahrt sehr, wenigstens war dieses Mal über kalte Winde nicht zu klagen, eher über zu hohe Temperaturgrade.

Bibliothekarversammlung. In den Tagen vom 6. bis 8. Juni beherbergte das alte Marburg die erste Versammlung deutscher Bibliothekare. Auf dem vorjährigen Philologentage in Bremen war in der dortigen Sektion für Bibliothekswesen der Beschluß gefaßt worden, fortan regelmäßige Bibliothekarversammlungen abzuhalten, mit anderen Worten, sich selbständig zu konstituiren. Marburg hatte die Ehre, in seinen Mauern diesen Akt sich vollziehen zu sehen. Zahlreich waren die Fachgenossen erschienen, unter ihnen besondere Autoritäten ihres Faches; so z. B. die Direktoren Geh. Rath Dziatzko=Göttingen, Schwenke und Erman=Berlin, Geh. Rath von Laubmann=München, die Oberbibliothekare von Gebhardt und Professor Schulz=Leipzig, Geiger=Tübingen. Auch die Schweiz und Oesterreich waren vertreten. Die Verhandlungen fanden im Lesesaal der neuen Universitätsbibliothek statt und zwar unter Vorsitz des Direktors derselben Geh. Regierungsraths Dr. Roediger, dem Direktor Dr. Schwenke=Berlin, der Herausgeber des Adreßbuches deutscher Bibliotheken, als 2. Vorsitzender zur Seite stand. Der 1. Vorsitzende hielt einen Vortrag über das neue Bibliotheksgebäude, welches unter seiner Führung dann eingehend besichtigt wurde. Die Einrichtungen der Bibliothek fanden dabei gebührende Würdigung. Auf der Tagesordnung des 8. Juni stand die Berathung der Satzungen des neuen Vereins der deutschen Bibliothekare. Nach der dem § 1 gegebenen Fassung hat der Verein den Zweck, den Zusammenhang unter den deutschen Bibliothekaren zu pflegen und Interessen des Bibliothekswesens zu fördern. Die Versammlungen des Vereins werden jährlich stattfinden. Die Annahme der Satzungen erfolgte mit großer Mehrheit. Zum Vorsitzenden des Vereins wurde im zweiten Wahlgang Direktor Schwenke=Berlin gewählt, nachdem Geh. Regierungsrath Dziatzko=Göttingen die bereits auf ihn gefallene Wahl abgelehnt hatte. Dem weiteren Ausschuß gehören u. a. an Geheimrath Roediger=Marburg und Hofbibliothekar Schmidt=Darmstadt, sowie Direktor Professor Ebrard=Frankfurt a. M. Letzterer hatte es übernommen dem Vorsitzenden für seine umsichtige und erfolgreiche Leitung zu danken.

Daß die Sehenswürdigkeiten Marburgs von den Theilnehmern der Versammlung fleißig in Augenschein genommen wurden, braucht kaum erwähnt zu werden.

Theater in Kassel. Mit dem Ende der Spielzeit scheiden zwei verdiente Mitglieder aus dem Verbande des Hoftheaters in Kassel, nämlich Fräulein Turba, die allgemein beliebte langjährige komische Alte desselben, und Frau Wetzestein, die viele Jahre als Solotänzerin und Balletmeisterin Hervorragendes geleistet hat; beide treten in den Ruhestand. Das Publikum wird ihnen ein dankbares Andenken bewahren.

Universitätsnachrichten. Die Gesammtzahl der im laufenden Sommersemester der Universität zu Marburg immatrikulirten Studenten beträgt 1184 gegenüber 1030 im letzten Wintersemester und 1209 im vorigen Sommersemester. Von den jetzt Immatrikulirten entfallen auf die theologische Fakultät 113, auf die juristische 371, die medizinische Fakultät 239 und die philosophische Fakultät 461. Die letztere hat gegenüber dem vorigen Sommersemester einen Zuwachs von 12 Studenten aufzuweisen. Mit Erlaubniß des Rektors hören Vorlesungen 53 Personen, darunter 8 Damen. Die Gesammtzahl aller Berechtigten beträgt somit 1237.

Zur Ableitung des Idiotismus „Scherzen". Erwiederung. — In Nr. 7, S. 88—89, dieser Zeitschrift*) hat Herr Metr. F. Riebeling die Ableitung des Wortes „Scherzen" vom jetzigen Worte „scherzen" (jocari), welche Vilmar und Hainebach (im von mir angezeigten Oberhessischen Wörterbuche) in Verwerfung der Auffassung Schmeller's geben, als „an sich ganz unwahrscheinlich" bezeichnet, und zwar aus dem von mir angegebenen Grunde (dem Vokalismus und dem Begriffe nach). Gleichzeitig aber erscheint ihm die Ableitung des Wortes von „schürzen" nicht

*) Durch ein (allerdings entschuldbares) Versehen der Post habe ich diese Nr. 7 des Hessenlandes erst im Mai erhalten, weshalb diese Erwiederung etwas verspätet erscheint. —

zutreffend zu sein. „Ungleich überzeugender ist für Herrn Metr. Riebeling die Ausführung, die W. Kolbe in seiner Schrift über die hessischen Volkssitten und Gebräuche giebt, wo die Ableitung aus der Wurzel scēr, im ahd. scerōn vertreten wird. Gerade die transitive Bedeutung*) des Wortes „verbürgt Herrn Metr. F. Riebeling die Richtigkeit der Kolbe'schen Ableitung". Ich bitte die Leser des Hessenlandes S. 9 Aufl. 2 von Kolbe's „Hessischen Volkssitten" und Bd. II, S. 567, Aufl. 4, von Weigand's deutschem Wörterbuche zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß Kolbe seine Ausführungen wörtlich dem Werke Weigand's entnommen hat, der eben scherzen (jocari) von scerôn ableitet. Hieraus ergiebt sich, daß sich Herr Metr. F. Riebeling selbst völlig widerspricht, wenn er die Ableitung Vilmar's und Hainebach's ablehnt, sich aber gleichzeitig der Auffassung Weigand's und Kolbe's anschließt.

Laubach, 19. Mai 1900. Dr. August Roeschen.

Zusatz zur Aeußerung des Herrn Prof. Dr. Roeschen über Ableitung des Idiotismus „Scherzen". Für unmöglich habe ich die Abstammung des Wortes „scherzen", das von dem aus dem Dienst gehenden Gesinde gebraucht wird, von „schürzen" nicht erklärt. Diese Ableitung würde sogar begrifflich sehr gerechtfertigt erscheinen, stände dem nur nicht die transitive Bedeutung des Wortes entgegen, die ich sehr oft im Schwalmgrund vernommen. „Der Müller scherzt die Mühle" — darin liegt doch unbedingt die Bedeutung des Stillestehens, Ruhens und Feierns, nicht die des Weggehens. So habe ich auch immer den deutlichen Eindruck gehabt, daß der Begriff der „Feiertage" im Volksausdruck „Scherztage" enthalten sei. Was ich aber — und zwar in Uebereinstimmung mit Herrn Dr. Roeschen — gänzlich verwerfe, das ist die Ableitung des „Scherzen" von Scherz und Spiel (jocus), weil die Volkssprache diesen Ausdruck kaum kennt und weil vollends in alter Zeit das aus dem Dienst gehende Gesinde, wie ich vor 50 Jahren schon beobachten konnte, beim Abschied von der Herrschaft Thränen genug vergoß, aber für Scherz und Freude nicht die geringste Empfindung hatte. Daß dieses „scherzen" (= jocari) von „scēr" abzuleiten sei, behaupte ich keineswegs, halte es aber nicht für unmöglich, daß das Schmeller'sche „Schürzen" und das „Scherzen" als Feiern und Ruhen, welches Kolbe aus der Wurzel scēr ableitet, sich sinngemäß vereinigen lassen.

F. Riebeling, Metr.

Mit den vorstehenden Erörterungen halten wir die Angelegenheit im „Hessenland" für abgethan.

D. Red.

*) Die transitive Bedeutung des Wortes ist übrigens ebenfalls von mir hervorgehoben worden. Als Grundbegriff von „scherzen" erscheint mir wegziehen. Also: Die Arbeit beenden, abbrechen, oder den Bündel schürzen, schnüren, oder das Gewand zum Wegziehen schürzen. Die Ableitung von scherzen (jocari) aus der Wurzel scēr, aus ahd. scerôn ist sehr zweifelhaft. —

Personalien.

Verliehen: dem Bibliothekar an der Ständischen Landesbibliothek Dr. Brunner zu Kassel der Titel Oberbibliothekar; dem Amtsrichter Heer zu Marburg der Charakter als Amtsgerichtsrath; den Staatsanwälten Ganslandt zu Marburg und Mantell zu Kassel der Charakter als Staatsanwaltschaftsrath; dem Schloßgärtner Bauer zu Wilhelmsbad der Titel Garteninspektor.

Ernannt: Landgerichtsrath Dr. Colnot zu Kassel zum Landgerichtsdirektor in Frankfurt a. M.; kommissarischer Kreisthierarzt Melde zum Kreisthierarzt in Marburg.

Versetzt: Oberpostdirektor Holfeld zu Oppeln nach Kassel; kommissarischer Kreisthierarzt Grips zu Rheinbach nach Witzenhausen; Zollpraktikant Badenhausen zu Kassel nach Nordhorn.

Uebertragen: dem Regierungsassessor Freiherrn von Dörnberg zu Kassel die kommissarische Verwaltung des Landrathsamts zu Gersfeld.

In den **Ruhestand** treten: Forstmeister Cornelius zu Bischhausen; Gerichtsschreiber Sekretär Rammrath zu Salmünster.

Vermählt: Oberlehrer Ludwig Wehmeyer zu Biedenkopf mit Fräulein Auguste Schäfer (Kassel, 6. Juni); Militärintendantursekretär Schütze zu Frankfurt a. M. mit Fräulein Johanna Friederike Lenz, (Kassel, Juni); Domänenpächter Heinrich Ehrbeck zu Wendershausen mit Fräulein Kleinvogel (Großalmerode, 8. Juni).

Geboren: *ein Sohn:* Steuersupernumerar Apel und Frau Mathilda, geb. Sinning (Rotenburg a. F., 8. Juni); Fabrikant Wilhelm Breunung und Frau Helene, geb. Müller (Kassel, 9. Juni); Architekt Konrad Prévôt und Frau Liesel, geb. Dingler (Kassel, 11. Juni); Privatdozent Dr. Schenck und Frau Helene, geb. Scheffer (Marburg, 11. Juni);

eine Tochter: Regierungsassessor Reinhard und Frau (Bad Wildungen, 3. Juni).

Gestorben: Frau Anna Wieber, geb. Vitriarius, Wittwe des Pfarrers, 65 Jahre alt (Marburg, 31. Mai); Fräulein Auguste Melde, 78 Jahre alt (Großenlinden, 31. Mai); Frau Sophie Steinmetz, geb. Stück, 53 Jahre alt (Kassel, 4. Juni); Fräulein Bertha Adam, Tochter des verst. Pfarrers in Hoof, 67 Jahre alt (Kassel, 5. Juni); erster Staatsanwalt Geh. Justizrath Friedrich Grawert, 67 Jahre alt (Marburg, 5. Juni); Zahlmeister Karl Claus, 53 Jahre alt (Kassel, 6. Juni); Frau Landgerichtsdirektor Louise Roesler, geb. Labassée (Berlin, 6. Juni); Apotheker Eduard Ruppersberg, 57 Jahre alt (Marburg, 6. Juni); Privatmann Christoph Anzius, 60 Jahre alt (Kirchditmold 8. Juni); Lehrer a. D. Johannes Dörbecker, 77 Jahre alt (Niederzwehren, 8. Juni); Schriftsteller Dr. h. c. Otto Braun, 75 Jahre alt (München, 11. Juni); Gutsbesitzer, Oberamtmann Wilhelm Bierschenk, 60 Jahre alt (Niederhone, 11. Juni); Bankdirektor August Brandau, 49 Jahre alt (Köln, 12. Juni).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 13. XIV. Jahrgang. Kassel, 2. Juli 1900.

„Durch den Tag bin ich gegangen . . .“

Durch den Tag bin ich gegangen
Wie durch einen schönen Wald,
Sah am Weg die Rosen prangen,
Sah des Märchens Traumgestalt!

Durch den Wald bin ich gegangen
Wie durch einen schönen Tag,
Lieder hab' ich aufgefangen,
Mehr als ich behalten mag.

Wald und Leben hat zu einem
Bild schon längst sich mir erhellt,
Und ich denk' mir auch in keinem
Andren Bild — die ew'ge Welt.

Karl Ernst Knodt.

Sternenschimmer.

Ein Stern war aufgegangen
Am weiten Himmelszelt,
Mit seltsam mildem Prangen
Durchdrang sein Glanz die Welt.

Vergessen konnt' ihn nimmer,
Dem freundlich er gegleißt,
Es weckte sanft sein Schimmer,
Was Herz und Liebe heißt.

Ein Abend mußte kommen,
Da war der Stern nicht mehr.
Er war verblaßt, verglommen
Im Sphärennebelmeer.

Die Welt — sie hat's ertragen!
Nur einer härmte sich,
Dem einst in Jugendtagen
Ein lieber Stern verblich.

Franz M. Litterscheidt.

Sonett.

Nun soll auf Dich ich ein Sonett ersinnen,
Ich, der ich sonst wohl nie in meinem Leben
Zu dieser Form die Mühe mir gegeben.
Wie fang ich's an, wie soll ich es beginnen?

Welch' süße Töne muß ich da gewinnen,
Daß würdig sie zu Deinem Lobe schweben,
Daß sie im Rhythmus taktgemäß sich heben
Und mühlos sich von Vers zu Verse spinnen?

Wird mir das hohe Lied wohl auch gelingen?
Wird's bloßes Spiel und leere Reimerei?
Wird's ernst und würdevoll dem Ohr erklingen?

Beginne nun, mein Sang, wie dem auch sei! . . .
Nun wollt' ich lobend Deine Schönheit singen,
Da kommt die Form und sagt: „Es ist vorbei!“

Henri du Fais.



Landgraf Moritz und der Jülich-Kleve-Bergsche Erbfolgestreit.

Welche Bedeutung die Erwerbung der Lande Kleve, Mark und Ravensberg für die Markgrafschaft Brandenburg gehabt hat, insbesondere wie Brandenburg durch diese neuen Provinzen im Westen des deutschen Vaterlandes, zumal am Rheinstrom festen Fuß faßte, bedarf keiner Erläuterung.

Weniger bekannt ist, daß es gerade Landgraf Moritz der Gelehrte war, der des brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund (1608—1619) treuester Bundesgenosse in der Kleveschen Angelegenheit gewesen ist.

Am 25. März 1609 war der geistesschwache Herzog Johann Wilhelm von Jülich=Kleve=Berg zu Düsseldorf kinderlos gestorben. Auf die Erbschaft erhoben Ansprüche Kurfürst Johann Sigismund als Gemahl der Tochter der Herzogin Marie Eleonore von Preußen, ältesten Schwester des verstorbenen Herzogs, sowie der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Pfalz=Neuburg, der Sohn der zweiten Schwester Anna des Erblassers, trotz der Verzichtleistung derselben bei Eingehung ihrer Ehe. Erstere war bereits todt, letztere noch am Leben. Als dritter Bewerber trat Kurfürst Christian von Sachsen auf, doch ließ er von seinen Ansprüchen zunächst selbst seine Erbverbrüderten, die Fürsten von Brandenburg und Hessen (S. 128—129 dieses Jahrgangs), nichts wissen, beschränkte sich vielmehr darauf, seine Ansprüche in einer Denkschrift vom 28. April 1609 dem Kaiser Rudolf II. in Prag zur Entscheidung zu unterbreiten. Der Kaiser selbst suchte die Angelegenheit für sich auszunutzen, er gedachte die in Betracht kommenden Lande als heimgefallene Lehen einzuziehen, bezw. dem Erzherzoge Leopold, also einem Angehörigen seines Hauses, Bischof von Passau und Straßburg, zuzuwenden. Im Widerspruch mit seinen eigenen Absichten verbot er am 24. Mai als oberster Richter und Lehensherr jede gewaltsame und eigenmächtige Aneignung der erledigten Herzogthümer und forderte die Prätendenten auf, ihre Sachen binnen 4 Monaten an den kaiserlichen Hof zu bringen.

Inzwischen war Kurfürst Johann Sigismund bereits selbständig vorgegangen, indem er sich schon am 1. April mit der Bitte an den Landgrafen gewendet hatte, „der Oerter“ ein wachsendes Auge zu haben und auf alles zu achten, um alle Angriffe auf seine Rechte abwehren zu können, auch dem brandenburgischen Gesandten mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Der Landgraf ging sofort darauf ein und begann auf seine Art einzugreifen, nämlich durch diplomatische Verhandlungen. Er begab sich alsbald nach Dresden und Berlin, um mit den erbverbrüderten Fürsten von Brandenburg und Sachsen sich zu besprechen. Es spricht nicht gerade für den politischen Scharfblick des Landgrafen, daß er von den sächsischen eigenen Absichten bei dieser Gelegenheit nichts bemerkte. Weiter befürwortete er die Sache des Kurfürsten von Brandenburg bei den kaiserlichen Gesandten, dem Kurfürsten von Köln und den Jülichschen Ständen, und als er merkte, wohin die kaiserliche Politik steuere, schlug er dem Pfalzgraf von Pfalz=Neuburg und dem Markgrafen Ernst von Brandenburg, dem Bruder des Kurfürsten, als dessen Stellvertreter, vor, sich dahin zu einigen, daß bis zu einer rechtsgiltigen Entscheidung einer dem andern einstweilen die Administration der Erblande unter gewissen Bedingungen überließe, oder daß sie sich über eine abwechselnde Verwaltung verständigten oder aber „der Landesunion unabbrüchlich“ der eine von ihnen der Kanzlei zu Düsseldorf, der andere der zu Kleve vorstehen sollte. Beide Interessenten waren schon vorher darüber einig, daß sie sich bis zur endgültigen Entscheidung untereinander vergleichen wollten, ohne fremde Einmischung zu gestatten.

Der unermüdliche Vermittlungseifer des Landgrafen brachte dann am 31. Mai 1609 zu Dortmund einen Vertrag zu Stande, nach welchem die beiden Fürsten von Brandenburg und Pfalz=Neuburg unbeschadet der Erbrechte anderer bis zum rechtlichen Austrage ihres Streites sich gemeinschaftlich in dem Besitze der Jülich=Kleveschen Länder behaupten und dieselben durch die Räthe des verstorbenen Herzogs unter Zuziehung der Stände verwalten wollten.

Dieser Vertrag war allerdings von hoher Wichtigkeit für die Betheiligten, falls es gelang, ihn wirklich durchzuführen. Johann Sigismund fühlte sich verpflichtet dem Landgrafen seine Dankbarkeit zu bezeugen und unterzeichnete deshalb fortan alle seine Briefe an den Landgrafen mit den Worten:

„Ew. Liebden allzeit dienstwilliger getreuer beständiger und lieber Bruder bis in meinen Tod", erklärte auch, was der Landgraf für ihn gethan, sei dem Hause Brandenburg bisher von keinem Freunde geschehen.

Durch diese diplomatische Thätigkeit des Landgrafen Moritz wurde der Kaiser nicht von thatkräftigem Handeln zurückgehalten. Erzherzog Leopold erhielt am 14. Juli die kaiserliche Vollmacht als Kommissar nach Jülich zu gehen und die erledigten Reichslehen in kaiserliche Verwahrung zu nehmen. Er rückte in Jülich ein und setzte die Stadt in Vertheidigungszustand, verfehlte aber nicht, die Wappen und Patente der Verbündeten abzureißen, die sich nun am 21. August an den Landgrafen wendeten und ihn um Waffenunterstützung gegen die erzherzoglichen Gewaltmaßregeln angingen.

Moritz kam erst jetzt in die Lage, die von Kurfürst Christian von Sachsen beim Kaiser gethanen Schritte zu erfahren, die er alsbald tadelte, weil sie geschehen waren, ohne daß der Kurfürst sich mit den erbverbrüderten Häusern vorher verständigt hatte. Ungeachtet der gemachten übeln Erfahrungen hörte der Landgraf nicht auf, Sachsen gegenüber den Weg der Verhandlungen weiter zu wandeln, wurde aber von diesem, das sich dadurch nicht abhalten ließ, im folgenden Monat Oktober seine Ansprüche in einer Druckschrift ausführlich und scharf darzulegen, dilatorisch behandelt. Moritz hatte noch am 25. September dem Kurfürsten von Brandenburg gerathen, sich mit Sachsen abzufinden, aber andererseits doch nunmehr auch gleichzeitig darauf hingewiesen, daß es sich empfehlen werde, sich fest den Katholiken gegenüberzustellen und der Union beizutreten, auch den Pfalzgrafen bei Rhein in sein Interesse zu ziehen, sich zum Vertheidigungskriege zu rüsten und sich der Hülfe Frankreichs, Englands, Dänemarks und der Generalstaaten zu vergewissern, ohne jedoch selbst mit in den Krieg zu ziehen. Vielmehr möge man erst noch einen Versuch unternehmen, die Zwistigkeiten durch ein unparteiisches Gericht entscheiden zu lassen.

Allem Anschein nach war Moritz bis dahin auf die Bitte der Verbündeten von Jülich-Kleve-Berg um Unterstützung nicht eingegangen. Erst ein zweites energischer gehaltenes Gesuch um Hülfe vom Oktober veranlaßte ihn mit Kurfürst Johann Sigismund in die protestantische Union einzutreten, wenn auch unter ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Erbverbrüderung und Erbeinigung mit Sachsen. Auf die Union war jedoch kein Verlaß; man habe, sagte man, nur die Gebiete der Theilnehmer zu vertheidigen, nicht neue Gebiete zu erwerben. Da die kaiserliche Macht weiter drohte, setzte sich der Landgraf jetzt mit König Heinrich IV. von Frankreich als der einzigen Macht, die im Stande war, der spanischen und kaiserlichen Politik die Spitze zu bieten in Verbindung. Schon gebot Heinrich IV. seinen Truppen an den Rhein zu rücken, um die Oesterreicher aus den Jülichschen Landen zu vertreiben, und war im Begriff, selbst zur Armee zu reisen, als der Dolch des Meuchelmörders seinem Leben ein Ende machte, zur großen Betrübniß des Landgrafen. Weitere Verhandlungen führten nicht zum Ziel, der Kurfürst von Brandenburg sah sich vielmehr von österreichischer und sächsischer Seite durch einen Einfall in Schlesien und die Lausitz bedroht. Er erhielt auf seine Bitte um Hülfe vom Landgrafen die Zusage, mit Leib, Gut und Blut beizustehen bereit sein und die Sache Gott befehlen zu wollen. Im letzten Augenblick aber zog der Landgraf seine Zusage zurück und erbot sich statt dessen, noch einmal unter den Erbverbündeten zu vermitteln, ehe er sich bestimmt gegen Sachsen erkläre.

Als der Kaiser darauf den Kurfürsten Christian II. von Sachsen mit den Jülichschen Landen ungetheilt in der That belehnte, weil dieser sich an ihn gewandt hatte, wollte der Kurfürst von Brandenburg gegen Sachsen in's Feld rücken und ging Landgraf Moritz um seinen Beistand an. Auch unter diesen Verhältnissen zog derselbe sich wieder zurück wegen seiner nahen Beziehungen zum Hause Sachsen, die ihm nicht erlaubten aus seiner Vermittlerrolle herauszutreten.

Unterdessen nahmen die inzwischen begonnenen kriegerischen Unternehmungen am Niederrhein ihren Fortgang. Mit französischer, niederländischer und englischer Hülfe wurden die Truppen des Erzherzogs Leopold aus den Jülichschen Landen vertrieben. Schon rüstete der Erzherzog und die Liga von Neuem, als hauptsächlich durch Vermittelung des Landgrafen ein vorläufiger Waffenstillstand zu Stande kam.

Auch rieth der Landgraf im Einvernehmen mit den auswärtigen Mächten dem Kurfürsten von Brandenburg, mit Kursachsen ein Sonderabkommen zu treffen. Er erreichte im März des folgenden Jahres (1611) in Jüterbogk den Abschluß eines solchen. Leider war aber der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm damit nicht einverstanden, es sei denn daß ihm Kursachsen zur Verwaltung der Kurpfalz verhelfe. Alle Unterhandlungen führten zu keinem endgiltigen Abschluß, da Brandenburg und Pfalz-Neuburg auf die Dauer auseinandergeriethen, andererseits aber Sachsen auf Moritz' Einwirkung zwar Erbeinigung und Erbverbrüderung mit Hessen und Brandenburg im Jahre 1614 erneuerte, zu einem einmüthigen Handeln mit beiden in der Jülichschen Erbangelegenheit aber dennoch nicht zu bewegen war.

So wurde für Brandenburg vorläufig am Niederrhein nichts Greifbares erreicht, zumal Landgraf Moritz von seinen eigenen Ständen im Stich gelassen wurde, die keine Anhänger von dessen Großmachtspolitik waren. Der Kaiser ließ die Jülich'schen Lande durch Tilly sequestriren. Das Verhältniß zwischen Johann Sigismund und Landgraf Moritz blieb aber dennoch das alte freundschaftliche. Der Landgraf unterstützte den Kurfürsten noch immer mit seinem Rathe und vermittelte u. a. die Vermählung König Gustav Adolf's von Schweden mit der brandenburgischen Prinzessin Marie Eleonore.

Hier ist auf die Haltung des Landgrafen im Jülich-Klevеschen Erbfolgestreit deshalb soweit eingegangen, weil derselbe auf die Eigenart der politisch-diplomatischen Thätigkeit des Landgrafen einiges Licht wirft. (Wegen der berührten Thatsachen s. Wachenfeld, „Die politischen Beziehungen zwischen den Fürsten von Brandenburg und Hessen-Kassel", Hersfeld 1884, S. 30—40.) **W. H.**

Freiherr Karl Rivalier von Meysenbug,

kurfürstlich hessischer Staatsminister.

Von Hermann Freiherrn von Meysenbug-Lauenau.

(Fortsetzung.)

Nachdem Meysenbug von Wilhelmshöhe nach Kassel hereinkommend zur Verlobung seines ältesten Sohnes mit einer Harnier seine Zustimmung gegeben hatte und am Abend nach Wilhelmshöhe zurückgekehrt war, richtete er noch folgende Zeilen an seinen Sohn:

„Da wir und jetzt so selten sehen und — wenigstens ausführlicher — sprechen, lieber Fritz, und ich die Aussicht habe, auch morgen vielleicht nur wenige Augenblicke mit Dir zusammen zu seyn, so muß ich in diesen Zeilen meinem Herzen Luft machen und Dich versichern, daß ich gestern einige der frohsten und glücklichsten Stunden zugebracht habe. Der Wahl, welche Du getroffen hast, kann ich nur meine vollkommenste Zustimmung geben und darüber die zuversichtliche Erwartung aussprechen, daß Deine Caroline Dein Lebensglück begründen wird. Herzlichst und innigst freue ich mich, eine solche Tochter in unseren Familienkreis aufzunehmen, für welchen sie eine wahre Zierde seyn wird. Ich werde stolz darauf seyn, sie meine Tochter nennen zu können; sie hat mich wahrhaft entzückt. Mache Du Dich, mein lieber Fritz, ihres Besitzes werth!

Der gütige Himmel, welcher alle mir Angehörigen bisher so sichtbar schützte und beglückte, möge auch über Euch, meine Geliebten, seinen reichsten Seegen ausschütten und mich die Freude erleben lassen, Zeuge Eurer glücklichen Verbindung zu seyn! Empfiehl mich Deiner theuern Caroline aufs zärtlichste und halte Dich der ewigen Liebe versichert Deines treuen Vaters." —

Bei einer andern, traurigen, Gelegenheit, als der Schwiegervater seines dritten Sohnes gestorben war, schreibt er an den letzteren:

„Unsere Correspondenz wieder anzuknüpfen, habe ich heute den traurigsten Anlaß!

Die gestern durch Malwida erhaltene Nachricht von dem so unvermutheten Hintritte Deines redlichen Schwiegervaters, mein lieber Carl, hat mich tief ergriffen!

Genoß zwar der Hingeschiedene keiner dauernden Gesundheit, hatte er gleich öfters mit schmerzlichen Leiden zu kämpfen, so war er doch noch in einem Alter, in welchem gewöhnlich die Natur noch widerstrebt und Manches erduldet. Grade sein Uebel läßt oft, wenn gleich kränkelnd, alt werden.

Die Vorsehung hat es anders gewollt!

Nur zu häufig, zu unbegreiflich für uns Kurzsichtige nimmt sie die Edlen früher von hier als so manche unnütz — ja schädlich Scheinende!

In ihm, den nun Verklärten, verlor die Welt, verloren die Seinigen, verloren wir Alle, die ihn näher kannten, einen Biedermann von echtem Schrot und Korn, einen guten Menschen, deren Zahl leider immer seltener wird. Als ich Deinen verstorbenen Schwiegervater kennen lernte, fühlte ich mich gleich näher zu ihm hingezogen; sein offener, redlicher, grader Charakter sagte mir eben so sehr zu, als wie — so glaube ich — er an mir Gefallen fand. — Meine größte Achtung folgt ihm in's Grab. Den Seinen, Sophien, Dir, Deiner Schwiegermutter meine aufrichtigste, gerührteste Theilnahme! Die letztere hat wahrlich harte Prüfungen zu bestehen. Kaum sind die Thränen über des Bruders schrecklich überraschenden Verlust getrocknet und schon weint sie über den härtesten Verlust — den des geliebten Gatten, des Vaters der nun verwaisten Kinder!

Wäre in solch' niederbeugenden Lagen uns nicht der Trost der Religion, der feste Glauben an einen ewig waltenden Lenker unserer Schicksale, an den allweisen und allgütigen Vater geblieben; wie würden wir nicht unterliegen müssen! Und doch ist es Pflicht, besonders mit dem Hinblicke auf die hinterlassenen Unmündigen, sich zu ermannen, zuversichtlich zu hoffen, daß der, der solch' Unglück über uns verhängte, dagegen wieder sorgen wird für die der Vorsorge Bedürftigen; seine Wege sind ja überall weise und auf das Beste gerichtet, wenn auch für uns dunkel und nicht zu ergründen. Daß der theure Hingeschiedene sein nahes Ende nicht geahnet, daß er nicht lange gelitten, ist eine Wohlfahrt für ihn; wie würde ihm nicht das Scheiden schwer geworden seyn aus dem liebenden Kreise der Seinen!"

Kurz nach dem schreibt er an seine Schwiegertochter als Antwort auf einen Geburtstags-Gratulationsbrief:

„Meine geliebte Sophie! Bedürfte es einer Versicherung, daß Deine Zeilen vom 30. v. Ms. mir große, sehr große Freude machten, daß die bittenden Wünsche erfüllt würden, ja, es schon gewesen seyen, ich würde sie Dir hiermit aufrichtig und aus dem Innersten meines Herzens geben; doch so wenig ich glauben mag, daß Du daran zweifeltest, so wenig will ich weitläufiger mich äußern darüber, daß ich, der ich mit Dir den allzufrühen Hingang meines geachteten, brüderlich geliebten Freundes tief und schmerzlich beklage, vom Eintritt dieses Trauerfalles an fest entschlossen war, Dir, so viel ich dies vermag und die Verhältnisse es zulassen, nunmehr allein Vater im ganzen Sinne des Wortes seyn, Dir die Erinnerung an den Verlust des theuren Verblichenen weniger bitter machen zu wollen; und so verbinde ich mit dieser kurzen herzlichen Versicherung nur meinen Dank für Deine Wünsche an dem Tage, der mich abermals ein Lebensjahr beschließen, ein neues antreten ließ von denen Jahren, von denen man zu sagen pflegt: „sie gefallen uns nicht". Allein undankbar würde ich gegen die Vorsehung seyn, wenn ich nicht erkennen wollte, wie, im Vergleich zu meinen Zeitgenossen, ich nur mit wenigen derselben das Glück einer rüstigen, mit nicht vielen Beschwerden verbundenen Gesundheit genieße. — Immerhin, meine liebe Sophie, wer weiß, wie lange meines Bleibens hinieden noch sein wird! — So lange es aber der Fall ist, bleibt Dir, bleibt meinem Carl meine väterliche Liebe, mein Beystand mit Rath und That unwandelbar gewidmet."

Ein solcher Vater — das Werkzeug in den Händen einer Maitresse!

Ehe ich in der Besprechung der oben angeführten Citate des vierten Theiles fortfahre, greife ich hier auf das die Person Meysenbug's berührende des dritten Theils zurück.

In dem dritten Theile des 26. Bandes der Staatengeschichte der neuesten Zeit steht Seite 534 bezüglich Meysenbug's zu lesen:

„Die beiden ehrenwerthen Minister Witzleben und Krafft forderten endlich angeekelt ihre Entlassung. Nun blieben nur noch Minister Schminke, ein bequemer Schlemmer, und der zum Freiherrn von Meysenbug erhobene Cabinetsrath Rivalier, der zuweilen einmal eine Gewaltthat verhinderte, aber auch nur ein gefügiger Hofmann war."

Ein wunderbarer Satz! Meysenbug war ein gefügiger Hofmann, dennoch aber gelang es ihm, einem „Despoten, der gänzlich verwildert, thierisch in seinem Jähzorn war", „vor dessen Mißhandlungen niemand sicher war" (III. Theil, S. 531) gegenüber „zuweilen einmal" eine Gewaltthat zu verhindern!

Wenn einem solchen despotischen Wütherich gegenüber ein Mann es durchsetzen würde, auch nur einmal eine Gewaltthat zu verhindern, dann sollte er dadurch für immer vor dem Vorwurfe, „ein gefügiger Hofmann" zu sein, Schutz finden. Meysenbug hat aber nicht einmal seine Stellung und das nur auf diese Stellung basirte Wohl seiner großen Familie auf's Spiel gesetzt, um den „Despoten" an „Ausführung einer Gewaltthat zu hindern", oder um ihm irgend eine dem Volkswohle zu gut kommende Maßnahme abzuringen, nein, oft hat er mit männlichem Freimuthe — hauptsächlich in Bezug auf die Bestimmungen der Verfassung — dem „Despoten" die Stirn geboten, obgleich ihm hier nur in möglichst wegwerfender und seine Verdienste möglichst zu verringern suchender Weise ein „zuweilen einmal" zugestanden wird.

Und wenn auch nur „zuweilen einmal" —, wo sind denn die andern Männer, die dies auch nur „zuweilen einmal" fertig gebracht hätten?!

Diejenigen, die sich das billige Vergnügen machten, mit hochtrabenden Redensarten und unerfüllbaren Versprechungen die urtheilslosen Volkshaufen für sich zu gewinnen und zu allerhand Ausschreitungen zu verleiten, wodurch sie nur erreichten, daß der „Despot" noch hartnäckiger und verstockter und schließlich von seinem Sohne, der „das Volk mit Skorpionen statt mit Ruthen züchtigte", abgelöst wurde, sie werden als Freiheitshelden verherrlicht, während der Mann, der statt

eines lärmenden Straßenruhmes **den** Ruhm suchte, vor seinem Herrgott und seinem eignen Gewissen im stillen Kämmerlein sich sagen zu können, das Beste unter Nichtachtung aller Gefahren für seine Familie und seine eigne Person erstrebt zu haben, als „gefügiger Hofmann“ gebrandmarkt wird. Denn eine Brandmarkung nenne ich es, jemanden — besonders im Gegensatze zu den „ehrenwerthen Ministern“ — so zu bezeichnen.

Es kann nun aber — selbst vorausgesetzt, daß wirklich die beiden „ehrenwerthen“ Minister Witzleben und Krafft „angeekelt“ ihre Entlassung gefordert hätten — sehr wohl die Frage aufgeworfen werden, was als ehrenwerther angesehen werden muß, ob ein Verlassen des Postens in schwerer Stunde oder ein muthiges Ausharren und Weiterkämpfen. Schließlich kommt aber noch hinzu, daß die beiden „ehrenwerthen“ Minister Witzleben und Krafft gar nicht in die Lage gekommen sind, „angeekelt ihre Entlassung zu fordern“. Ich entnehme zwei Briefen folgende auf diesen Vorfall bezügliche Stellen:

„Sehr traurige Ereignisse, die auch Dich gewiß mit lebhafter Theilnahme erfüllen werden, haben uns die letzten Tage getrübt. Herr von Starkloff ist mit 600 Thalern auf Wartegeld gesetzt. Du kannst Dir denken, welche Zerstörung dieser Schlag in der schon so unglücklichen Familie hervorgebracht hat. Er behält noch die 500 Thaler von der Post — aber statt 3000, die er bisher hatte, jetzt 1100! Es ist zu traurig für die armen Menschen! Denke Dir, daß ferner Krafft als Obergerichtsdirektor nach Marburg versetzt (sic!) worden ist. Auch ist der Minister von Witzleben mit Beibehaltung seines Gehaltes und der Verwaltung des Forstwesens in den Ruhestand versetzt (sic!) worden. Wie der arme Vater (Meysenbug) bei allen diesen Dingen gelitten hat, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Du kannst Dir denken, wie ihn diese Sachen gedrückt und betrübt haben.“

Ferner berichtet ein anderer Brief aus derselben Zeit:

„Krafft ist aus dem Ministerium nach Marburg als Direktor des dortigen Obergerichts versetzt worden. — — Krafft ist **sehr unzufrieden** mit seiner Versetzung. Einstweilen ist er auf einige Tage nach Marburg gereist, um sich eine Wohnung zu miethen.“ — — —

Also, der „ehrenwerthe“ Minister, der „angeekelt“ seine Entlassung fordert, ist „**sehr unzufrieden**“, als er seinen Ministerposten aufgeben muß! Ich will hier noch einschalten, daß Krafft ein intimer Freund Meysenbug's war, daß also weder ein Grund vorliegt, zu glauben, die Meysenbug'sche Familie sei nicht genau über die Art, wie Krafft aus dem Ministerium schied und wie er seine „Versetzung“ aufnahm, orientirt gewesen, noch auch, daß sie einer absichtlichen Entstellung der Thatsachen sich schuldig gemacht habe.

Ich nehme jetzt die Besprechung der Citate aus dem vierten Theile wieder auf, die Meysenbug als Parteigänger der Gräfin Reichenbach hinstellen. Ich habe schon erwähnt, daß Meysenbug durch seine Stellung als Geheimer Kabinetsrath häufiger wie jeder andere in die Lage kommen mußte, mit den intimen Verhältnissen der kurfürstlichen Familie sich zu beschäftigen. Daß er die Lage derselben tief beklagte und stets beflissen war, die Mitglieder der kurfürstlichen Familie in versöhnlicher Weise einander zu nähern, geht aus allem hervor, was ich noch von schriftlichen Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit besitze und was mir durch mündliche Ueberlieferungen bekannt geworden ist. Daß er die Gräfin Reichenbach nicht beseitigen konnte, daß er wohl gar gezwungen war, zur Vermeidung noch ärgern Skandals und größerer Konflikte, sich auf ein Paktiren mit solchen Verhältnissen einzulassen, lag in seiner Stellung. Ich möchte einmal wissen, ob es jemals einen Kabinetsrath irgend eines Fürsten gegeben hat, der es gewagt hätte, sich in die Herzensangelegenheiten seines Herrn zu vertiefen und das Ablassen seines Herrn von seinen Herzensneigungen ertrotzen zu wollen! Ebensowenig wie es einen solchen gegeben hat, wird man einen finden, der mit redlicherem Bemühen, mit mehr männlichem Muthe den traurigsten Verhältnissen sich gegenüberstellte, wie Meysenbug dies gethan hat. Niemand Geringeres, wie die Kurfürstin selbst hat dies anerkannt, indem sie zu Meysenbug bis an ihr Lebensende ein wohlwollendes Verhalten beobachtete. Würde die Kurfürstin „den Widerwillen der Frau, den Stolz der Hohenzollerin“, dem Parteigänger, dem Vertrauten ihrer bittersten Feindin gegenüber soweit zu überwinden im Stande gewesen sein, mit ihm in wohlwollendster Weise zu verkehren?

(Fortsetzung folgt.)



Beiträge zur Geschichte des Kasseler Theaters am Ende des 18. Jahrhunderts.

I.

Als Gegenstück zu den sehr subjektiv gefärbten Ausführungen eines anonymen Briefschreibers in Boie's „Deutschem Museum" von 1784 über das Kasseler Theater (vgl. „Hessenland", vorige Nummer S. 157 ff.) dürfte es interessiren, das fast gleichzeitige Urtheil eines Reisenden aus dem Jahre 1780 zu hören, das sich in einem anonym erschienenen Buche „Briefe eines Reisenden über den gegenwärtigen Zustand von Kassel, mit aller Freyheit geschildert" (Frankfurt und Leipzig 1781) findet. Verfasser des Werkes ist nach Meusel's „Lexikon Deutscher Schriftsteller" (Leipzig 1804, IV. Bd., S. 460) Friedrich Justinian von Günderode*) (geb. 1747 zu Gießen, † 1785 als markgräfl. badischer Kammerherr zu Karlsruhe), ein Verwandter der Karoline von Günderode, dem wir außer Reisebeschreibungen auch Dramen verdanken.

Die Briefe sind treue Auszüge seines Tagebuchs während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Kassel von Ende Januar 1780 an und enthalten, im Allgemeinen das bekannte Schmincke'sche Werk voraussetzend, interessante Angaben über die Stadt, ihre Einrichtungen und Gebäude, über Hofhaltung, Militär, Theater, Kunstsammlungen, Schulen u. s. w. An Stilbegabung ist ihm offenbar der Briefschreiber des Deutschen Museums über, seine Sprache ist oft steif und nicht immer frei von grammatischen Verstößen. Immerhin haben seine Angaben, da sie große Objektivität verrathen, als Zeugniß für die damaligen Theaterverhältnisse hohen Werth für uns. Zugleich haben wir die beste Gelegenheit zu vergleichen, inwieweit die Angaben des Briefschreibers im „Deutschen Museum" von denen Günderodens abweichen.

In dem elften Briefe (S. 190 ff.) heißt es: „Von der Musik, von denen Schauspielen, und überhaupt von denen öffentlichen Vergnügen eines solchen Orts will man gemeiniglich auch gerne etwas wissen; und ich werde Sie, mein Freund, um so lieber davon unterhalten, da ich mich dabey der vergnügten Stunden erinnere, die mir solche öfters verschafft haben.

Der Herr Landgraf, die Selbst Liebhaber und Kenner der Tonkunst sind, auch öfters in Ihrem Kabinet, aber niemals öffentlich auf der Violin, und wie man sagt, recht gut spielen, halten eine vollständige und wohl eingerichtete Kapelle, wobei in verschiedenen Instrumenten sehr geschickte Tonkünstler gehört werden. Zur Violine sind Herr Heuze, Rodewald und Braun der Jüngere Solospieler, von welchen zwar keiner von der allerersten Stärke ist, doch aber können sie mit allem Rechte unter die beyfallwürdigen Tonkünstler gerechnet werden. An blasenden Instrumenten sind die Flaute, die Oboen und das Basson durch die Herrn Bahrd und Michele recht wohl und angenehm besetzt. Auch hört man einige gute Singstimmen; die weiblichen sind Mlle. Saunier — ein schlankes, wohlgewachsenes blondes Mädchen, mit edlem Anstande — deren Stimme nicht sehr hoch geht, aber harmonisch ist, und von ihr selbst die meisten Reize empfängt; Mad. Heuze hingegen hat eine starke und recht musikalische Stimme. Einige gute Mannsstimmen — und reinere, von Männern, die es im wahren Verstande nicht mehr sind, werden daselbst auch gehört. In dem Hofkonzert werden nur Italienische Arien gesungen: und im Ganzen kann man sagen, daß es eine dem Regenten und dessen übrigen Einrichtungen völlig gemäße Hofkapelle ist.

Mit Schauspielen ist man auch dort reichlich versehen und sind deren eigentlich viere — die große Italienische Oper nebst dazugehörigen Ballets; die Französische große Oper, Französische Kommödie, und Französische Operette. Schauspielhäuser sind zwey, nemlich das große Opernhaus in der Königsstraße zu den beiden großen Opern, und das Kommödienhaus an der Rennbahn, zur Kommödie und Operette. Das Haus zur großen Oper ist würklich groß und mittelmäßig schön; das Theater tief und breit genug, um die schönsten Dekorationen anzubringen. Die innere Eintheilung ist auch ganz gut; wegen denen Bühnen hat man aber die Einrichtung gemacht, daß, Fürstliche Personen ausgenommen, ohne besonderen Befehl niemand von denen anwesenden Fremden in die herrschaftliche Bühne kommen dürfen. Die erste an dieser zur rechten Seite ist vor fremde Gesandten aufbehalten; und die nächste an dieser ist vor die übrigen Fremden angewiesen. Die Herrn Officiers haben ihre Plätze auf dem zum Sitzen eingerichteten Parterre oder sogenannten Parquet; die Herrn Adjutanden aber haben eine besondere Bühne; und in die übrigen vertheilen sich die Dames und Cavaliers; die nemliche Einrichtung ist in dem Kommödienhaus gemacht. Der Eingang in

*) Vgl. auch Strieder, V. Bd., S. 174 Anmerk. — Die Angaben Brümmer's in seinem Dichterlexikon sind durchaus konfus.

die ersten Logen wird im Opernhaus mit einem Thaler, im Kommödienhaus mit einem Gulden bezahlt.

Das Kommödienhaus ist weit kleiner und wohl zu klein, wenn neue oder sonst viele Zuschauer herbeyziehende Stücke aufgeführt werden; überhaupt sind auch die Bühnen enge und nicht eben bequem eingerichtet; außerdem hat man die Einrichtung getroffen, daß man sich auf einen ganzen Monat um einen billigen Preis abonniren kann; Damens können sich auch halb abonniren, so daß sie diese angenehme Belustigung um eine geringe Auslage haben können; die Herrn Officiers sind noch wohlfeiler und zwar verhältnißmäßig nach ihren Graden abonnirt. Diese Einnahmen machen aber nur einen geringen Theil der großen Unkosten aus, die diese Schauspiele erfordern; es könnte also alles dieses ohnmöglich bestehen, wenn es nicht meist auf herrschaftliche Kosten unterhalten würde.

Die Italienische Oper ist würklich nicht ganz vollständig und kann also nicht wohl aufgeführt werden; ehemals wurden die ganz großen und prächtigen Opern von dem berühmten Metastasio vorgestellt. Noch sind unterschiedene Sänger und Sängerinnen davon anzutreffen, die dann im Concert und bey der Kirchenmusik singen. Französische große Opern werden nur während der Meßzeit aufgeführt; ich sah deren zwey, davon die erste die bekannte Oper Alceste war, die aber von der Wielandischen sehr unterschieden und auch in andere Musik gesetzt ist. Die besten Sänger und Sängerinnen, die auch zugleich bey der Operette angestellt sind, spielten dabey, sodaß diese Oper nicht anders als völlig gut ausfallen konnte.

Ueberhaupt sind die Dekorationen in diesem großen Opernhaus schön, die Malereyen artig und besonders fand ich das Perspektivische natürlich vorgestellt; die Veränderungen derer Dekorationen sind schnell und pünktlich; der Anzug der Ackteurs ist gleichfalls sehr in die Augen fallend. Nur sollte das Theater nach Verhältniß seiner Größe, bey Triumphzügen, bey vorfallendem Marsch und überhaupt da, wo man viele Leute erwartet, weit stärker besetzt seyn.

Die Ballets betreffend, so sollen solche ehemals ausnehmend schön gewesen seyn, sie sind aber dermalen so sehr im Verfall, daß unter denen Tänzern keiner, und von denen Tänzerinnen nur Mlle. Bournonville in halb Comiquen-Opern, worinnen sie als eine gute Tänzerin angegeben werden kann, und Mlle. de Camp im Graven-Tanz, die sich durch ihre gute Figur und schönen Anstand empfiehlt, angeführt zu werden verdienen. Man befleißigt sich aber jetzt das Ballet wiederum in einen guten Stand zu stellen und hat deswegen kürzlich einen neuen Balletmeister, Namens Locheri, der einigen Ruf hat, angenommen.

Die zweyte große Oper, so während dieser Messe aufgeführt wurde, war l'Olimpiade. Auch in dem Kommödienhaus sind die Dekorationen und die Erleuchtung geschmackvoll; und was die Schauspieler betrifft, so würde man wohl in Deutschland keine so gute französische Truppe erwarten, wie denn ihre Stärke besonders in einigen Stücken verdient bemerkt zu werden. Schade, daß die Aufmunterung des öffentlichen Beyfalles und die Furcht vor dem öffentlichen Tadel, welche vielleicht mit unter die Hauptursachen zu rechnen sind, daß so viele vorzüglich gute Schauspieler auf dem Pariser Hoftheater dadurch gebildet werden, hier gänzlich wegfällt. Niemand darf seinen Beifall durch das Händeklatschen zu erkennen geben, noch seinen Unwillen dem Schauspieler äußern; doch geschieht es zuweilen, wenn die Frau Landgräfin alleine zugegen sind, daß Sie irgend einen Schauspieler, wenn er es verdient, durch einen Händeschlag belohnen, welcher alsbald von allen Anwesenden vielmals wiederholt und tausendfach erwidert wird.*)

Alle Rollen sind bey der Kommödie vollständig, meist doppelt, auch wohl mehrmalen besetzt; — Tragödien werden nur wenige, und diese sehr selten aufgeführt. Die Operetten, die abwechslungsweise mit der Kommödie vorgestellt werden, sind gleichfalls angenehm und sehr unterhaltend; wie denn auch, da die Rollen sehr reichlich besetzt sind, und wobey einige anmuthige und geschickte Sänger und Sängerinnen gehört werden: erst neuerlich wurde Mlle. Roussel (Verfasser meint wohl Mlle. Rousselois) dabey angenommen, welche nicht nur gut agirt, sondern auch eine angenehme starke Stimme und viel Musik hat. Marquis de Luchet hat die Aufsicht über die Hofkapelle sowohl als auch über sämmtliche Schauspiele.

Da nun wöchentlich viermal Kommödie aufgeführt wird, und zwar das ganze Jahr hindurch fortdauert, nur die kurze Zeit ausgenommen, wenn der Hof nach Wabern und Hofgeismar geht, als wohin die Gesellschaft folgen muß, während dem Aufenthalt des Hofs zu Weißenstein aber wöchentlich zweymal, und zweymal in der Stadt spielt, so ist dieses Schauspiel gewiß vorzüglich mit unter die Annehmlichkeiten von Kassel zu rechnen."

Soweit unser Briefschreiber. Unleugbare Thatsache ist, daß Kassel unter Friedrich II. mehr einem Paris und Venedig en miniature glich als einer

---

*) Vgl. dazu Joseph Wolter: Das Kasseler Theater zur Zeit des Theaterdirektors Großmann. „Hessenland" 1898, S. 167.

deutschen Stadt. Auch Knigge in dem „Roman meines Lebens“ (Riga 1783) giebt dem Ausdruck: „Hier in Kassel ist alles nach französischem Schnitte. Die Hälfte der Einwohner ist auch wohl von dieser Nation, und der Ton in allen Gesellschaften und am Hofe also gestimmt“ (I. Teil, S. 56). Und weiter von dem Theater sagt er: „Ich habe auch ein paar Kummedien gesehen, aber das hat mir, die Wahrheit zu sagen, nicht gefallen wollen. Da war eine, die sollte ganz unschuldig thun, und liebäugelte doch immer nach einem Officier, von den großen schönen Officiers, die der Herr Landgraf sich hält. Was sie sagten, das verstand ich eigentlich nicht, obgleich ich ein bisgen französisch kann. Sie plappern das gar zu geschwind weg, weil sie es auswendig wissen und gern bald fertig seyn wollen. Aber alle Augenblick fing einer mitten im Sprechen an zu singen, das konnte ich auch nicht begreifen warum“ (I. Theil, S. 70).

Wie wenig der herrschende französische Ton dem Geschmack des Publikums selbst entsprach, beweist der geringe Besuch des Theaters und die begeisterte Aufnahme, die 1781 Direktor Großmann mit seinen deutschen Stücken beim Kasseler Publikum und selbst beim Landgrafen fand. (Vgl. Joseph Wolter: Das Kasseler Theater zur Zeit des Theaterdirektors Großmann, „Hessenland“ 1898, S. 167.)

In einigen Punkten mag der Briefschreiber des Deutschen Museums Recht haben, so bezüglich dessen, was er über das Verbot des Beifallklatschens sagt, ferner daß man Wieland nur aus französischen Uebersetzungen kennen lernte, und daß vorwiegend Opern, Operetten und Ballets gegeben wurden. Daß übrigens auch noch Tragödien gegeben wurden, wird durch Günderode bezeugt. Im allgemeinen aber kann man sich des Gefühls nicht entwehren, daß der anonyme Briefschreiber des Deutschen Museums seine Angaben sehr übertrieben hat, offenbar in der Absicht, wie es damals leider oft geschah, Hessen vor den Augen der Welt in ein möglichst schlechtes Licht zu stellen. Wie wenig man seinen Angaben Glauben schenken kann, geht aus einer mir vorliegenden Stelle Matthison's in seinen „Briefen“ I, S. 44 (Zürich 1795) hervor. Er sagt dort auf seiner Reise nach der Schweiz im Herbst 1785 u. a.: „Der Weg von Kassel bis Wabern geht durch fruchtbare Kornfelder, die Dörfer, durch die wir kamen, sind von guter Bauart und gleichen der traurigen Schilderung keineswegs, welche neulich ein Reisender im Deutschen Museum davon machte.“

II.

Joseph Wolter hat uns in seinem trefflichen Aufsatze über das Kasseler Theater zur Zeit des Schauspieldirektors Großmann („Hessenland“, Jahrg. 1898, S. 166 ff.) interessante Schilderungen über die Einführung des deutschen Schauspiels und die glänzende Aufnahme beim Publikum gegeben. Schon 1781 hatte Großmann mit seiner deutschen Truppe großen Erfolg dort erzielt; das Bretterhaus auf dem Gouvernementsplatz vermochte die Zuschauer nicht alle zu fassen, viele mußten wieder umkehren, während das französische Theater in dieser Zeit fast ganz unbesetzt blieb. Im Mai 1785 kehrte Großmann, durch den früheren Erfolg ermuthigt, mit seiner Truppe auf vier Monate wieder in die landgräfliche Residenz zurück. Dort war Landgraf Friedrich II. kurz vorher gestorben, der, ein echter Sohn seiner Zeit, alles Ausländische begünstigte: französische Schauspieler, italienische Sänger und Geigenvirtuosen, ausländische Ballettänzer u. ä. m. Sein Nachfolger Wilhem IX. suchte der bisherigen welschen Tändelei ein Ende zu machen. Großmann krönte die ersten Tage von Wilhelm's Regierungsantritt mit seinen deutschen Bühnenstücken.

Aus diesen Tagen rührt ein mit A—tz unterzeichneter Brief aus Göttingen vom 28. Juni 1785 her, der sich in Boie's „Deutschem Museum“ von 1785 (Bd. II, S. 183 ff.) findet und von größtem Haß gegen die deutschen Reformbestrebungen des Theaters erfüllt zu sein scheint. Es heißt dort: „Seit einigen Wochen hat Kassel auch wieder deutsche Schauspiele. Ich habe ziemlich viel Geld darüber verritten, im Anfange aus Neugierde, um auch einmal eine von den sogenannten berühmten teutschen Gesellschaften zu sehen und sie mit den französischen zu vergleichen, welche ich kenne; dann, um mich in die Verfassung zu versetzen, welche, wenn man das deutsche Schauspiel gehörig schön finden und billig beurtheilen will. Es scheint aber, als wenn ich in dieser Bemühung nicht glücklich sein werde, so groß auch der Erfolg ist, welchen die Kasseler darin machen. Wer hätte geglaubt, daß Kassel, wo der feine, zierliche, liebenswürdige französische Geschmack beinahe seinen letzten, aber auch seinen glänzendsten Wohnsitz hatte, wo noch vor kurzem so rühmliche Anstalten getroffen wurden, seinen Thron zu befestigen und seine Herrschaft zu erweitern*), wo man sich den Schwärmereien von deutscher Art und Kunst, welche fast ganz Deutschland überschwemmen, und allgemeine Barbarei drohen, wo man sich, sage ich, dieser Barbarei fast noch allein widersetzte;

*) Indem man eine französische Buchdruckerei anlegte und ein niedliches, witziges, geistreiches Wochenblatt (les petites affiches de Cassel) schrieb, welches ungemein viel zur Ausbreitung des feinen Geschmacks beitragen könnte, wenn es allgemeiner gekauft würde. (Anm. des Briefschreibers.)

wer hätte gedacht, daß dieses Kassel so schnell, so unaufhaltsam von dieser unglücklichen Influenza würde befallen werden, welche für den guten Geschmack weit verderblicher sein muß, als die berüchtigte Schnuppen-Influenza vor einigen Jahren für die Gesundheit war. Und doch ist es in der That so. Es ist zum Erstaunen, wenn man sieht, mit welchem Eifer man sich in das Schauspielhaus stürzt. Und das geschieht nicht etwa nur von Leuten aus den mittlern Ständen, denen man es nicht zumuthet, feinen Geschmack zu haben; von solchen, welche die französische Sprache nicht verstehen; oder von wenigen halbgelehrten Pedanten, welche sich für Ritter des Deutschen ausgeben und in ihrer Albernheit wohl gar behaupten, kein Deutscher könne französische Sprache und Sitten so völlig inne haben, daß er ein französisches Schauspiel gehörig verstehen und beurtheilen, und den gehörigen Nutzen daraus ziehen könnte; nein, zu meinem großen patriotischen Schmerze habe ich gesehen, daß selbst die angesehensten besten Häuser und der sonst größtentheils so geschmackvolle Kasselische Adel, welcher noch kürzlich das Französische so sehr liebte, daß wohl nur wenige darunter waren, die sich nicht geschämt hätten, richtig deutsch zu sprechen, daß selbst diese von der allgemeinen abderitischen Krankheit angesteckt sind, und die Offiziere sich nicht scheuen, bei allen Beifallsbezeugungen die ersten zu sein. In allen Gesellschaften hört man vom deutschen Schauspiele sprechen, und gegen einen kalten prüfenden Kenner stößt man auf zwanzig andere, welche wie Begeisterte von der Vortrefflichkeit desselben deklamiren und nach echt deutschem Geschmack schimpfen und schmähen, wenn man nicht über das Marionettenspiel entzückt sein will, wie sie. Bei bestem Willen kann man sich von Tag zu Tag weniger verbergen, daß die Seuche immer weiter um sich greift; schon nagt sie an den stärksten Pfeilern der rechtgläubigen Französischgesinnten, und ich fürchte alles, wenn man nicht auf schleunige Anstalten trifft, dem Uebel entgegen zu arbeiten.

Jetzt will ich Ihnen für Sie selbst noch eine kleine Nachricht von den deutschen Schauspielern in Kassel geben, damit Sie besser von der Gefahr urtheilen können, worin der gute Geschmack daselbst schwebt. Der Direktor, von dem die Gesellschaft den Namen hat, ist ein gewisser Großmann, welcher selbst Schauspiele geschrieben haben soll. Er zieht mit seinen Leuten von einem Orte zum andern, spielt im Winter gewöhnlich in Mainz, Frankfurt u. s. w., im Sommer in einigen Bädern. Welcher Unstern ihn diesmal nach Kassel geführt hat, weiß ich nicht. Genug, er ist da und spielt seit zwei Monaten — Tag und Nacht, hätte ich bald gesagt; im Ernste wöchentlich fünfmal. An Menschen fehlt es nicht, aber an Schauspielern gar sehr. Sie können nicht glauben, wie steif, wie unschicklich, rauh, widrig, kurz wie unerträglich alles ist. Sie sprechen zwar alle deutsch, wie es in Kassel niemand spricht; sie sprechen ziemlich schriftmäßig, und auch meistens sprachrichtig; aber ihre Aussprache ist so gemein, ihr son de voix so unausstehlich, ihre Deklamation so marktschreiermäßig, daß es zum Ekel ist, sie anzuhören. Sie haben keinen Begriff von Veredlung ihrer Rolle, und spielen einen Bauer so natürlich, als wenn sie es selbst wären.

Großmann, der Direktor, spielt selbst mit, zuweilen nicht übel; sein Ton ganz mäßig, und der Ausdruck richtig, aber natürlich hin, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Seine kleine Gestalt, die Unfähigkeit das R auszusprechen, und die verdammte lebhafte Beweglichkeit macht ihn, wie alle seine Genossen, zu vornehmen Rollen ganz unfähig. Seine Tochter*), ein junges Mädchen, soll ganz gut singen, spricht aber, daß einem die Ohren gellen, schreiend und ohne Ausdruck. Dlle. Bösenberg habe ich einmal wirklich vortrefflich singen hören, auch spielte sie einen kleinen Wildfang von Jungen recht gut. Schade, daß sie durch ihre Vorzüge die Einheit des Ganzen stört und eine Deutsche ist. Herr Bösenberg macht Nebenrollen: Bediente, Gastwirthe, den Sattler in ‚Nicht mehr als sechs Schüsseln'**) u. dgl. Herr Unzelmann macht Bedienten, Soldaten, Pedanten, liederliche Wildfänge, alte Männer und Hamlet, und hat eine lange Nase. Herr Ruth spielt alte steife Soldaten, Väter u. dgl., auch den König Lear; es ist ein Glück, daß er eine abscheulich heulende Stimme hat, sonst würde man wahrhaftig für einen Deutschen zu wenig an ihm auszusetzen haben. Mit Herrn Sommer, Wiedemann, Lippert, Mde. Cassini, Ruth, Wolschowsky, den Herrn Storbäk, Diezel, Cassini u. s. w. lassen Sie mich kein Papier mehr verderben. Die Stücke, welche aufgeführt werden, sind wie die Personen. Da ist kein Schatten von dem Geistreichen eines Figaro, von dem Anziehenden, Unterhaltenden einer belle Arsène, oder Azer et Zemire, von dem Edlen, Witzigen, Anständigen eines l'on fait ce qu'on peut, et non pas ce que l'on veut, oder eines tableau parlant u. s. w. Lauter Machwerk wie ‚Der deutsche Hausvater', ‚Die Räuber', ‚Nicht mehr als sechs Schüsseln', ‚Romeo und Julie', ‚Der Alchemist', ‚Die Dorfdeputirten', ‚Verbrechen

---

*) Gemeint ist die Stieftochter Großmann's, Friederike Flittner, eine muntere, naive Soubrette.

**) Drama von Direktor Großmann (1780).

aus Ehrfucht' u. dgl. Hamlet und Lear hat man sich nicht gescheut vor französische Augen und Ohren zu bringen. Kurz, das Ganze taugt nichts!"

Die Angaben dieses „Deutschenfressers" können uns höchstens ein mitleidiges Lächeln entlocken, denn die Vorzüglichkeit der Großmann'schen Schauspieltruppe war damals in der ganzen Welt bekannt. Die Nachwelt aber kann Direktor Großmann nicht dankbar genug sein, daß er das Theater so geschickt von dem verhaßten Welschthum zu befreien verstand.

W. S.



Aus alter und neuer Zeit.

Alte Malstätte bei Uttershausen. Im November 1233 hielt Graf Gottfried von Reichenbach mit dem Prälaten des Stifts Fritzlar sowie vielen benachbarten Geistlichen und Weltlichen auf offenem Felde zwischen Zennern und Uttershausen (in campo inter Cenre et Utirshusen) eine Versammlung ab, in welcher er dem Kloster Haina (damals noch Aulisburg genannt) abermals alle Schenkungen und Privilegien bestätigte (Kuchenbecker, Analecta Hass. IV, S. 347—356). Die Stelle, auf welchem dieser feierliche Akt vorgenommen wurde, ist schwerlich ein anderer gewesen als der Platz am Fußwege von Zennern nach Uttershausen auf der kleinen Anhöhe unweit des letzteren Dorfes, auf welchem noch nach dem Jahre 1860 der weitbekannte s. g. Hünenstein stand. Von diesem ging die Volkssage, der Teufel habe ihn, um den Dombau zu Fritzlar zu hindern, vom Homberger Schloßberge aus gegen diesen Bau geschleudert, aber nichts ausgerichtet, weil der Stein an jener Stelle niedergefallen sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist in dem Platze eine alte Gerichtsstätte zu erblicken, vielleicht die der nachmaligen s. g. Vogtei Zennern-Wabern. Der verstorbene Landrath Weber zu Fritzlar, bezw. Wolfhagen († daselbst am 3. April 1879), der sich um die Geschichte von Fritzlar und seiner weiteren Umgebung durch Anlegung der im Besitze des Vereins für hessische Geschichte zu Kassel befindlichen darauf bezüglichen Sammlungen sehr verdient gemacht hat, ist der erste gewesen, der auf die Bedeutung des erwähnten Steines als eines Malsteines hingewiesen hat. Ist auch der Stein nicht mehr vorhanden, so doch die Stätte, an welcher er sich befunden hat, die als alte Malstätte bisher noch nicht erkannt worden ist und hiermit als solche festgelegt sei.

Aus Heimath und Fremde.

Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Der Verein für hessische Geschichte wird seine Jahresversammlung in Karlshafen abhalten und zwar in den Tagen vom 13.—15. August. Den Hauptvortrag am 14. August wird Pfarrer Ernst Francke, Geistlicher des Vereins für innere Mission zu Kassel, halten, welcher eine Reihe von Jahren in Karlshafen als Geistlicher gewirkt und eine Geschichte der Stadt veröffentlicht hat. Für den letzten Tag ist bei genügender Betheiligung ein Ausflug mittelst Dampfers nach Lippoldsberg und Bursfelde mit Vorträgen an beiden Orten in Aussicht genommen.

Ländlicher Festzug. Ein reiches Bild von ländlichen Trachten Oberhessens bot der bei Gelegenheit des landwirthschaftlichen Festes zu Kirchhain am 16. Juni stattgehabte Festzug. Vorausreitenden Herolden und dem Wagen der Vertreter der Stadt Kirchhain folgten nach Ortschaften gesondert 28 Wagen mit ländlichen Insassen aus dem Wohra- und Ohmthale. Zwischen denselben sprengten ländliche Reiter. Den Schluß bildeten Krieger-, Gesang- und Turnverein der Stadt Kirchhain mit ihren Fahnen. Der erste Preis wurde dem von der Gemeinde Kirchhain gestellten Erntewagen mit der Erntekönigin und ihren Ehrendamen zuerkannt, der zweite Preis dem Wagen der Gemeinde Wolferode, auf welchem die Flachsverarbeitung dargestellt war. Besondere Anerkennung erhielten noch die Wagen der Gemeinden Rauschenberg (Erntewagen), Amöneburg (prächtiger Brautwagen) und Neustadt (Schäferei), auch die Festwagen von Mardorf und Anzefahr waren reizend geschmückt. Die überaus zahlreichen Zuschauer, unter denen sich auch Se. Excellenz der Herr Oberpräsident Graf v. Zedlitz-Trützschler befand, gewannen durch das Schauspiel, welches ihnen geboten wurde, ein farbenreiches Bild von den in diesem Theile Oberhessens noch lebendigen alten Volkstrachten, die hoffentlich noch auf lange Zeit hinaus erhalten bleiben.

XII. Jahresversammlung des Niederhessischen Touristenvereins. Am 17. Juni hielt der Niederhessische Touristenverein unter Vorsitz des Landesraths und Bürgermeisters a. D. Klöffler in Wolfhagen seine Jahresversammlung für 1900. Dem erstatteten Geschäftsbericht ist zu entnehmen, daß z. Z. 18 Zweigvereine bestehen, deren Mitgliederzahl sich auf insgesammt 2600 beläuft. — Die auch vom Verein durch einen Beitrag von 100 Mark unterstützten Arbeiten behufs Sicherung der Ruine Reichenbach vor weiterem Verfall können, wie nunmehr feststeht, zu Ende geführt werden. — Nach Schluß der Verhandlungen und gemeinschaftlichem Mittagessen wurde ein Besuch der Weidelsburg ausgeführt.

Der Oberhessische Touristenverein hatte seine diesjährige Hauptversammlung auf den 24. Juni nach Gladenbach einberufen. Den Vorsitz führte Hauptlehrer Schneider (Marburg). Der Aussichtsthurm auf dem Rimberg bei Marburg wird am 22. Juli dem Verkehr übergeben werden und es wurde beschlossen, zur Deckung der Baukosten den ganzen Betrag des Kassenbestandes des Vereins aus dem abgelaufenen Jahre mit 506 Mark dem Rimberg-Baufonds zuzuweisen. Für die Erschließung des oberhessischen Hinterlandes mit seinen landschaftlichen Reizen wird sich die bevorstehende Eröffnung der Bahnstrecke Weidenhausen—Herborn als von besonderer Wichtigkeit erweisen.

Gutenbergfeier zu Kassel. Auch in Kassel wurde am 24. Juni zum Andenken an Gutenberg dessen 500. Geburtstag unter starker Betheiligung im großen Stadtparksaal feierlich begangen; vormittags durch einen Festakt, abends durch dramatische und gesangliche Aufführungen. Veranstalter der würdig verlaufenen Feier waren der dortige Bezirksverein des Verbandes deutscher Buchdrucker und die „Kasseler Typographia“. Eine vortreffliche Festrede hielt Oberlehrer Zergiebel über die weltumfassende Bedeutung der Erfindung Gutenberg's und ihre Folgen.

Todesfall. Am 16. Juni entschlief, nur 55 Jahre alt, der Vorsitzende der Kasseler Anwaltskammer Geheimer Justizrath Julius Rieß (geboren zu Rinteln im Jahre 1844), eine hervorragende Zierde der hessischen Rechtsanwaltschaft. Sein Tod bedeutet für den hessischen Juristenstand wie für die Stadt Kassel einen schweren Verlust, reiche Kenntnisse und Lauterkeit des Charakters, vornehmlich großer Gerechtigkeitssinn und seltene Unabhängigkeit der Gesinnung waren dem Verstorbenen in hohem Maße eigen, so daß er die ihm übertragenen Ehrenämter in den städtischen Körperschaften, dem Kommunallandtage und vorübergehend auch dem Herrenhause in Berlin unter allgemeiner Anerkennung verwaltete. Ein edler Geist ist in dem Entschlafenen geschieden. Angehörige aller Parteirichtungen blickten mit der reinsten Hochachtung auf den Heimgegangenen und betrauern seinen frühen Verlust.

Personalien.

Ernannt: Privatdozent Dr. Dieterich zu Gießen zum Haus- und Staatsarchivar zu Darmstadt; Referendar Hüneberg zum Gerichtsassessor; Landmesser Wollenhaupt zu Stade zum Katasterkontroleur zu Fritzlar.

Versetzt: Katasterkontroleur Sewig zu Fritzlar nach Rinteln.

Verliehen: dem Oberforstmeister Schwarz zu Kassel der Kronenorden II. Klasse mit der Zahl 50; dem Amtsrichter Prausnitz zu Hanau der Charakter als Amtsgerichtsrath.

Bestätigt: Oberbürgermeister Müller zu Eisenach als Oberbürgermeister der Residenzstadt Kassel auf die Amtsdauer von 12 Jahren.

Ueberwiesen: Provinzialschulrath Dr. Kaiser dem Provinzialschulkollegium zu Kassel; die Regierungsassessoren Dr. Fleck zu Marburg und von Eschwege zu Marienwerder den Regierungen zu Königsberg bezw. Kassel.

Gewählt: Leutnant a. D. Albrecht zum Bürgermeister zu Trendelburg.

Verlobt: Cand. theol. Hugo Manger zu Marburg mit Fräulein Leni Böbicker, Tochter des Pfarrers (Grebenstein, Juni).

Vermählt: Dr. med. Wilhelm Braun zu Altona mit Fräulein Elisabeth Reinhard (Kassel, 30. Juni).

Geboren: ein Sohn: Landeshauptkassenbuchhalter August Heinrich Schunk und Frau (Kassel, Juni); Lehrer G. Schade und Frau, geb. Schmidt (Kassel, 17. Juni); Fabrikbesitzer Karl Henschel und Frau Minnie, geb. Martin (Kassel, 19. Juni); Kaufmann L. Elmendorff und Frau Bertha, geb. le Goullon (Kassel, 23. Juni).

eine Tochter: Fabrikant Oskar Ernst und Frau (Kassel, 14. Juni); Stadt-Obersekretär Dieterich und Frau Bertha, geb. Luckhardt (Kassel, 21. Juni); Großhändler Emil Goldschmidt und Frau Klara, geb. von Lengerke (Kassel, Juni).

Gestorben: Fräulein Auguste Melde (Großenlüder, nicht Großenlinden, wie S. 160 fälschlich gedruckt ist); verwittwete Frau Sophie Eysel, geb. Landgrebe, 90 Jahre alt (Kassel, 14. Juni); Geheimer Justizrath Julius Rieß, 55 Jahre alt (Kassel, 16. Juni); Frau Rosine Kreger, geb. Stegemöller, 82 Jahre alt (Kassel, 16. Juni); verwittwete Frau Charlotte Wilhelmine Gundelach, 84 Jahre alt (Kassel, 25. Juni).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 14. XIV. Jahrgang. Kassel, 16. Juli 1900.

Der Heimath.

O traute Heimath, heißgeliebt,
Wie zieht's mich ewig nach dir fort!
Wie klinget durch die Seele mein
Der Sehnsucht heiliger Akkord!

Wie packet mich ein Sehnen wild,
Da fern ich deinen Thälern bin!
Ein Wehlaut mich durchzittert trüb,
Klingt leise durch die Seele hin . . .

Klingt leise fort ohn' Unterlaß
Wie dunkel-düstres Grabgeläut . . .
Als hätte man die Lieben mein
Zur letzten Ruh' gebettet heut'.

Als müßt' ich eilen an ihr Grab
Zur allerletzten Ehrenpflicht,
Den Todtenkranz hinlegen dort,
Den ihnen treue Liebe flicht.

Als müßt' ich weinen voller Reu',
Daß ich so thöricht konnte sein,
Im tollen Wahn zu ziehen fern
Von Vater und lieb Mütterlein.

So klingt es leise in mir fort . . .
Bis mich die Sehnsucht übermannt,
Auf Sturmesschwing' mich heimwärts führt,
Den stummen Drang im Herzen bannt. —

Ja! traute Heimath, heißgeliebt,
Zu dir hin zieht mich's ewig fort!
Durch meine Seele ewig klingt
Der Sehnsucht heiliger Akkord.

Wilhelm Schoof
(Marburg).



Landgraf Philipp im Feldzug des Jahres 1546 und die Volksdichtung.

Bekanntlich verlief der Feldzug des Jahres 1546 für Landgraf Philipp den Großmüthigen und seine Bundesgenossen wenig glücklich. Am 4. Juli 1546 hatten der Landgraf und der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen zu Ichtershausen bei Erfurt beschlossen, dem drohenden kaiserlichen Angriff zuvorzukommen, um die von allen Seiten bereits anrückenden Streitkräfte ihrer Gegner auseinander zu halten. Sie rechtfertigten ihr Vorgehen hauptsächlich dadurch, daß die von Kaiser Karl V. beliebte Herbeiziehung fremdländischer Truppen einen Bruch der kaiserlichen Wahlkapitulation enthalte. Dafür traf sie am 20. Juli die kaiserliche Acht. Anfangs August (3., 4.) standen sie bei Donauwörth, wohin der Landgraf am 11. Juli von Meiningen aus aufgebrochen war.

Zuerst wurden nun Schönfeld, Rain und Neuburg als Thore zu Baiern und zur Sicherung des Donauübergangs besetzt. Dann rückte der Landgraf, auf das linke Donauufer zurückkehrend, nach Ingolstadt, wohin der Kaiser einstweilen zwei Fähnlein gesandt hatte, und von da über Altmühl gegen Regensburg vor, wo der Kaiser weilte. Dieser war aber inzwischen von da am 21. August wieder aufgebrochen, erschien auf dem linken Donauufer bei Neustadt in der Flanke des Feindes und überschritt den hier überbrückten Fluß am 24. und 25. August. Das nöthigte den Landgrafen, der sich nicht von Neuburg abschneiden lassen wollte, in eiligen Märschen durch das schwierige Terrain wieder bis Nassenfeld oberhalb Ingolstadts zurückzugehen. Der Kaiser, am 26. August von Neuburg aufbrechend, rückte ihm nach und schlug nördlich von Ingolstadt sein Lager auf.

Zwischen seiner Reiterei und der der Verbündeten kam es in der Nacht auf den 29. August und an diesem Tage an einem Walde zu lebhafteren Scharmützeln, welche nicht ungünstig für die Kaiserlichen ausfielen. In der Nacht des 31. August führte darauf der Landgraf sein ganzes Heer angesichts des kaiserlichen Lagers über das Flüßchen Schutter, welches die Gegner bisher noch trennte, und am 1. September begann seine sehr starke Artillerie, welche die Lagerlinie des Kaisers in einem halbmondförmigen Kreise umspann, ein heftiges und ununterbrochenes Feuer. Er hoffte durch dessen Gewalt den Kaiser ohne Sturm aus seiner Stellung herauszuwerfen. Aber die Kaiserlichen hielten unerschüttert Stand. Drei Tage dauerte das betäubende Geschützfeuer, das nicht nur aus den Schanzen, sondern auch aus der Stadt Ingolstadt selbst lebhaft erwidert wurde.

Der Landgraf sah endlich seine Hoffnung vereitelt, da der Kurfürst nicht dazu zu bewegen war, den Sturm und die Schlacht zu beschließen. Zudem traf die Nachricht ein, daß der Graf von Büren, den die Statthalterei der Niederlande mit bedeutender Truppenmacht sandte, vom Rhein her im Anmarsch sei. Es schien gerathen, ihn womöglich vor der Vereinigung mit dem Kaiser zu treffen und zu schlagen. In der Nacht auf den 4. September verbrannte daher der Landgraf seine Lagerhütten und zog ab, um über Neuburg und Donauwörth dem Grafen entgegenzurücken. Dieser aber täuschte den Landgrafen durch eine etwas nördlichere Marschroute und vereinigte sich unangefochten am 15. September vor Ingolstadt mit dem Kaiser, der nunmehr zur Verfolgung des feindlichen Heeres aufbrach. Der Landgraf, inzwischen am 13. September nach Donauwörth zurückgekehrt, zog dann, um Ulm und Württemberg zu decken, über Nördlingen (wo am 4. Oktober sich plötzlich, und ohne es gewollt zu haben, beide Heere gegenüberstanden) nach Giengen. Hier schlug er ein festes Lager.

Dem Kaiser hatte inzwischen Donauwörth am 11. Oktober die Thore geöffnet. Ueber Dillingen marschirend, bezog dann auch er dem Landgrafen gegenüber bei Sontheim ein festes Lager, von wo aus er zugleich Ulm bedrohte. Seit dem 14. Oktober kam es hier häufiger zu Scharmützeln, zugleich aber auch zu einem durch den Herrn von Trott geführten Versuch einer Friedensverhandlung, die sich jedoch bald zerschlug, weil der Kaiser auf bedingungsloser Unterwerfung bestand.

In diesem Lager zu Sontheim unterzeichnete der Kaiser am 27. Oktober die Akte, welche den sächsischen Kurhut auf Herzog Moritz übertrug. Alsbald traf in beiden Lagern die Kunde ein, daß am 30. Oktober König Ferdinand's Truppen aus Böhmen in Sachsen eingebrochen seien und die sich ihnen entgegenstellenden thüringischen Haufen bei Adorf zersprengt hätten und daß sich in solcher Noth die kursächsischen Städte und Länder, um sich wenigstens vor den Ungarn zu sichern, lieber dem nun einrückenden Herzog Moritz ergäben.

Diese Nachricht, verbunden mit den Schwierigkeiten der vorgerückten Jahreszeit und der Erschöpfung an Geldmitteln nöthigten die Protestanten, am 22. November das Lager zu Giengen abzubrechen und sich zu trennen. Der Kaiser verfolgte sie am 23. November nur bis Herbrechtingen und kehrte dann in sein Lager zurück. Der Landgraf zog geraden Wegs, der Kurfürst von Sachsen auf dem Umwege über Schwäbisch-Gmünd und Heilbronn durch die stiftisch mainzischen und fuldaischen Gebiete, durch deren Kontributionen er den rückständigen Sold seiner Truppen deckte.

Das deutsche Volk nahm an den politischen Ereignissen jener Tage lebhaften Antheil. Es zeigt sich sein gesammtes politisches Interesse den großen nationalen Angelegenheiten zugewandt. Das blieb nicht ohne Einfluß auf die politische Volksdichtung; diese erreicht vielmehr nicht zufällig gerade um die Mitte des 16. Jahrhunderts ihre bedeutendste Anspannung und ihren Höhepunkt.

Die hervorragenden Momente der Geschichte jener für unser Vaterland so entscheidungsvollen Jahre finden sich in den Dichtungen in solcher Weise vertreten, daß sich aus ihrer Zusammenstellung ein zusammenhängendes Bild der Zeit ergiebt.

Unter den Liedern, welche in der Sammlung der „historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert“ von R. von Liliencron, Bd. 4, der wir hier folgen, wiedergegeben werden, sind nicht weniger als neun (S. 353—383), die den für die Sache der evangelischen Stände unglücklichen Feldzug des Jahres 1546, dessen Verlauf oben nach Liliencron kurz geschildert ist, behandeln, durchweg nicht ohne dem siegreichen Kaiser besondere Achtung zu zollen und die Unterlegenen zu verspotten. Landgraf Philipp bekam von diesem Spott ein erhebliches Theil zu fühlen, naturgemäß wohl deshalb, weil er die bedeutendste Persönlichkeit auf evangelischer Seite „dis spils ein anefang“ war. Einen verhältnißmäßig großen Eindruck auf die Zeitgenossen dürfte von diesen Liedern das bei Liliencron unter Nr. 537 (S. 359—362) abgedruckte gemacht haben, da es, wie neuerdings (1899) von K. Euling im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung S. 133 ff. dargelegt worden ist, schon gleichzeitig in das Niederdeutsche übertragen wurde.

In der hochdeutschen Fassung, in der Liliencron das Gedicht abdruckt, lautet die Ueberschrift:

„Ein newes lied, keiserlicher majestat zu lob und ehren des löblichen zuges, so sein keiserliche majestat anno 1546 wieder den Langrafen von Heßen und sein bundgenoßen gethan hat.“

Der Eingang lautet:

1. Frölich so will ich heben an
als gut als ich gelernet han
ein neuwes lied zu singen
von Kaiser Karl, der fünft genant.
got helf, daß im gelinge!

2. Im sechs und vierzigsten, das ist war,
bracht er zusamen ein groẞe schar
von reutern und landsknechten,
vor Ingolstadt im Beierland,
dann er ward getrungen zu fechten.

3. Philips landgraf zu Heßen genant,
der ist dis spils ein anefang,
ist war und nicht erlogen.

Nun folgt eine Aufzählung alles dessen, was Philipp „keiserlicher majestat zu trotze“ gethan, wie er die bischöfliche Jurisdiktion in seinem Lande beseitigte, wie er am Charfreitag des Jahres 1529 während des Reichstags zu Speyer Wölfe gejagt hätte, um andre zu verleiten, die Passion nicht zu hören — was übrigens sonst nicht bekannt ist —, wie der Herzog Ulrich von Württemberg von ihm wieder in sein Land eingesetzt sei, wie er im Jahre 1545 „im keiserlichen friden hat den fursten von Braunschweig (Herzog Heinrich) von landen und leuten vertriben“.

Es wird dem Landgrafen dann schon für diese Unthaten Gottes Strafe angedroht, der „dem keiser die ruthen geben“ werde. Der Landgraf sei durch seinen Aufruhr in den „Orden“ der schwarzen Haufen des Bauernkriegs von 1525 getreten. Im Weiteren berührt die Dichtung die politischen Vorgänge des letzten Jahres nochmals eingehender, zumal den Handel mit Herzog Heinrich von Braunschweig, weist darauf hin, daß der Langraf vorhabe, Franzosen und Türken zu erwecken,

„alsdann kannestu dester baß
dein mutwillen weiter strecken“.

Darauf geht die Dichtung auf die neuesten politischen Ereignisse ein. Hierüber heißt es:

Du hast ins land zu Sachsen geschriben,
wie du den keiser vor Ingolstadt
habst auß seim lager getriben.

fürwar das ist erlogen;
du aber bist vor Gengen der stadt
schendlichen auß dem feld entflogen.

O loblicher keiser, folge du mir,
fürwar ich mein es gut mit dir:
laß dir kein stillstand machen,
(es geschicht warlich auß arger list)
dann er an allen orten schlüpfrig ist,
gib achtung auf die sachen.

Wirstu nicht warten diser sach,
so macht dir der Heß den Türken
und Franzosen wach;
was kannstu dann beginnen?
so wirstu gedenken an mein wort,
du wirst es gewißlich finden.

Daran fügt sich ein Lob des Kaisers, eine nochmalige Mahnung an den Landgrafen und ein Hinweis auf den Verfasser des Lieds:

„Der dis lied new gesungen hat,
ein frommer reuter ist er genant,
er hat es wol gesungen.“

Dem Schluß schließen sich noch mehrere „Sprüche“ an, deren letzter die Ueberschrift trägt: „Der groß und getorst adeler“ und vor Hochmuth warnt. Dem Landgrafen wird zugerufen: „Wer zu hoch will steigen, der muß zuletzt ein bettler bleiben.“

O landgraf, du handelst nicht nach fürstlichen eren,
ich sag, bis spil mag sich bald umbkeren,
daß du noch mußt das frombde gut
bezalen mit deim eigen blut.
O landgraf von Heßen,
was hastu dich vermeßen,
daß du deine ehr und eidespflicht
kegen deim natürlichen herren
allein auß verblendtem neid
also frevelicher hast vergessen!

Daß in Hessen und auch sonst an manchen Orten Deutschlands schon damals anders über Landgraf Philipp gedacht wurde, braucht kaum hinzugefügt zu werden.

Im Jahre nach den oben berührten Ereignissen gerieth Philipp in die Gefangenschaft des Kaisers, in der er Jahre lang ausharren mußte. Infolge seines Unglücks schlug die Stimmung zu seinen Gunsten selbst da um, wo man seiner fürstlichen Politik entgegen gewesen war. Aus den Jahren seiner Gefangenschaft ist „ein newes klaglied Philips landgraf auß Hessen“ vlämischen Ursprungs bei Liliencron abgedruckt, welches zu dem Schönsten gehört, was die Volkspoesie auf diesem Gebiete geschaffen hat, und demnächst mitgetheilt werden soll.

W. G.

Freiherr Karl Rivalier von Meysenbug,

kurfürstlich hessischer Staatsminister.

Von Hermann Freiherrn von Meysenbug-Lauenau.

(Fortsetzung.)

Die Papiere, welche sich im Nachlasse Meysenbug's vorfanden, sind von einer Hand in die andere gegangen, von einem Orte zum andern geschleppt worden, so daß viel verloren ging, oder vernichtet wurde. Viele der von mir vorgefundenen Briefe, denen ich keinen besonderen Werth beilegte, sind von mir den Flammen übergeben worden, da ich nicht ahnte, daß viele von ihnen mir noch einmal zur Vertheidigung des Mannes, an den sie gerichtet waren, von Wichtigkeit und Nutzen sein könnten. Dem Wenigen, was noch vorhanden ist, entnehme ich folgende, auf das Verhältniß Meysenbug's zur Kurfürstin bezügliche Notizen, indem ich zugleich einen der von der Kurfürstin eigenhändig geschriebenen, an Meysenbug gerichteten Briefe hier anfüge. Ich gebe den Brief wörtlich und in der Original-Schreibweise:

„Mein lieber Herr Minister! Schon einmal hatten Sie die Gefälligkeit einen Brief an den Kurfürst zu besorgen, wie ich ihm um Erlaubniß bat den Hauptmann von Stockhausen als Cavalier nehmen zu dürfen — etwas ähnliches trit jetzt ein.

Meine 2te Hofdame, Frl. v. Buttlar wird sich wahrscheinlich bald verheirathen und ich gedenke ihren Platz durch Frl. Karoline, älteste Tochter der verw. Majorin v. Gall, geb. v. Wilmowsky zu besetzen. — Sie ist gut erzogen, aber ohne Vermögen und die Kleinnichte einer Freundin meiner seligen, theuern Schwiegermutter. Wenn der Kurfürst mit meiner Wahl zufrieden ist, wünschte ich wohl, daß er die Güte hätte es mir zu schreiben, damit ich das Weitere verfügen könte. Noch immer werde ich hier durch die Folgen meines unglücklichen Falles (in Meiningen) zurückgehalten, an welchem Sie innigen Antheil genommen haben. — Schließlich ergreife ich mit Freuden diese Gelegenheit, mein lieber Herr von Meisebuch, um Ihnen die Versicherung zu erneuern, daß auch entfernt ich den aufrichtigsten Antheil nehme an Alles was Ihnen Glückliches oder Trauriges begegnet. — Herzlich mußte ich bedauern den herben Verlust, der vor einiger Zeit Ihnen traf und sich nicht leicht sobald verschmerzen läßt!

Möge der Allgütige vor ähnliche Sie bewahren. Mit ausgezeichneter Achtung verbleibe ich Ihre ergebene Auguste." —

Bezüglich dieses Briefes, aus dessen Inhalte, wie auch aus anderen hervorgeht, daß Meysenbug der Vermittler im Verkehre zwischen der Kurfürstin und dem Kurfürsten war, kann man wohl fragen: Würde sich die Kurfürstin, wo ihr so viele andere Wege der Vermittlung, durch den Hofmarschall des Kurfürsten, oder einen der anderen Herren seines Gefolges, zu Gebote standen, gerade an Meysenbug gewandt haben, wenn derselbe wirklich der Vertraute ihrer Feindin, wie geschildert wird, gewesen wäre? —

In einem zwischen zwei Kindern Meysenbug's gewechselten Briefe heißt es u. A.:

„Der Vater hat vor einigen Tagen bei der Kurfürstin ganz allein mit ihr und ihren Kindern gespeist."

Einem weiteren Familienbriefe entnehme ich folgende Stelle:

„Die Kurfürstin wirst Du wohl gesehen haben; ich höre, daß sie in Frankfurt war. Wir erwarten sie heute Abend hier (in Kassel) zurück, und wir hoffen, daß dann ein förmlicher Friedenstraktat für ewige Zeiten zu Stande kommt. Möge er ewig dauern!!"

Ein „Pro memoria" bezeichnetes, sehr ausführlich gehaltenes Schreiben des Kurprinzen an Meysenbug, welches als „zugleich im Namen meiner Mutter" geschrieben bezeichnet ist, legt Zeugniß dahin ab, mit welchem Vertrauen der Kurprinz Meysenbug gegenüberstand.

In diesem, eine ausführliche Darlegung von mancherlei Beschwerden über Einrichtungen in der Hofhaltung von Kurfürstin und Kurprinzen, sowie über andere Punkte enthaltenden Schreiben heißt es zum Schlusse:

„Mit wahrer, inniger Freude übergebe ich Ihnen diese Bemerkungen, überzeugt, daß sie einem treuen, unserm Hause wahrhaft ergebenen Manne anvertraut sind und sehe der gnädigsten Entscheidung S. K. H. des Kurfürsten im Vertrauen auf Seine väterliche Liebe und Herzensgüte und auf Ihren Eifer und Ihre Redlichkeit mit dem innigsten Wunsche entgegen, daß sie uns dem Vaterlande wiedergeben und eine Spaltung aufheben möchten, die an unser aller Herzen nagt."

Bei der bekannten feindlichen Gesinnung, welche der Kurprinz gegen die Gräfin Reichenbach hegte, ist es doch wohl als ausgeschlossen zu betrachten, daß er sich mit seinen Anliegen und mit solchen Worten an den Parteigänger der Gräfin gewandt haben würde.

Wie dagegen in der Meysenbug'schen Familie über die Gräfin Reichenbach geurtheilt wurde, das geht aus einem Briefe vom Jahre 1831 hervor, in welchem es heißt:

„Die letzte Veranlassung zu den schrecklichen Auftritten (den Krawallen in Kassel) war die Zurückkunft dieser allgemein verabscheuten Frau. Sie hat alle in's Verderben gestürzt. Doch war ihr Triumph nur kurz, da sie nach 48stündigem Aufenthalte auf die schimpflichste Weise das Feld räumen mußte, um nie wiederkehren zu können!"

Diesen Krawallen in Kassel ging bekanntlich ein anderes Ereigniß kurz voraus: die schwere Erkrankung des Kurfürsten in Karlsbad.

Auch bei dieser Gelegenheit schob der Neid und Haß Meysenbug die abenteuerlichsten Absichten und Machenschaften zu: „daß er den Tod des Kurfürsten, der schon seit langer Zeit erfolgt sei, verheimliche, um die Macht noch in Händen behalten zu können" und was des Blödsinnigen mehr war. — So thöricht und kindisch derartige boshafte Ausstreuungen und Unterstellungen jedem Unbefangenen sofort erscheinen müssen, sie fanden damals doch ihre Abnehmer und Gläubigen und trugen viel dazu bei, daß sich ein großer Theil der Volkswuth im folgenden Jahre gegen Meysenbug kehrte. — Meysenbug ist an diesen verläumderischen Anschuldigungen wie an allen späteren mit stiller Verachtung vorübergegangen.

Das trug ihm damals die Behandlung, die er in 1831 erfahren mußte, und jetzt die Darstellung, welche die „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" von ihm giebt, ein.

Ehe ich zur Besprechung der Ereignisse des Jahres 1831 schreite, will ich noch einige Worte über den Zwischenfall im August 1830 anfügen. — Wie übertrieben die Nachrichten von der schweren Erkrankung des Kurfürsten in Karlsbad waren, geht aus einem Briefe Meysenbug's vom 27. August 1830 an seinen ältesten Sohn, der ebenfalls im hessischen Staatsdienste war, hervor, in welchem es heißt:

„Wenn gleich gestern unser hoher Patient sich nicht ganz so wohl befand, als an den früheren Tagen, so hat doch die vorige Nacht Alles wieder ausgeglichen; ein sanfter Schlaf hat ihn erquickt und gestärkt. Die milde Luft, welche nach einigen Herbstwinden an früheren Tagen sich eingestellt hat, giebt uns die Hoffnung, daß der Rekonvalescent bald ausfahren und sich so vorbereiten kann zur Reise nach Hessen."

Ferner heißt es in demselben Briefe:

„Heute früh machte ich noch einen Spaziergang mit Otto (der zweite Sohn Meysenbug's,

der von München aus seinen Vater in Karlsbad besuchte) auf der sogenannten Wiese, welche auf der einen Seite von Häusern begrenzt wird. In einem derselben wohnt Se. Hoheit der Kurprinz, welcher am Fenster stand, uns alsbald anrief und sich mit uns auf's Freundlichste unterhielt. Einige Stunden Vor- und Nachmittags sitzt der Sohn bei dem Vater in traulichster Eintracht! Welch ein Jubel wird das sein, wenn wir den beiden vereinten hohen Personen folgend in Kassel einziehen!"

Also schreibt der „Meysenbug der Gräfin Reichenbach", jubelnd über die Vereinigung des Kurprinzen, des natürlichen Widersachers der Gräfin Reichenbach, mit seinem Vater!! — — —

In einem Briefe vom 30. August 1830 sagt Meysenbug:

„Seine Hoheit der Kurprinz fährt fort, täglich mehrere Stunden bei seinem durchlauchten Vater, zum Theil in meinem Beiseyn, zuzubringen und das beste Vernehmen herrscht!"

Eine briefliche Mittheilung vom 22. desselben Monats enthielt die Worte:

„Nur mit zwei Worten zeige ich Dir den Empfang Deines Briefes vom 19. d. M. und zugleich an, daß Se. Königl. Hoheit fortdauernd sich bessere und wir in einigen Wochen hoffentlich wieder vereint sein werden, welches ein um so freudigeres Wiedersehen sein wird, als heute früh Vater und Sohn sich gesehen und versöhnt haben; jetzt — Nachmittags — auch wieder beisammen sind!! Alle Details später." — — — — — — — — —

Ein Brief aus Karlsbad vom 14. September 1830 beginnt mit Folgendem:

„Noch immer gehöre ich auch nicht für einen Augenblick meiner Familie, nur meinem Herrn und dem Staate an. Im Kreise meiner Lieben könnte mein Herz, mein Gemüth wieder Ruhe finden. Leider scheine ich aber, nach der Unvollkommenheit alles Irdischen, nicht dazu bestimmt, so glücklich zu seyn, wie ich es in meinem glücklichen Familienkreise seyn könnte. — Doch gebietet mir mein Pflichtgefühl und meiner Familie Wohl auszuharren, so lange meine Kräfte dauern!

Gott gebe mir dazu Beistand!"

Ich lasse jetzt einige Stellen aus drei Briefen des zweiten an den ältesten Sohn Meysenbug's folgen: vom 24. Mai und 20. September 1830 und vom 5. Juni 1831.

„Möchte mir doch die Beruhigung werden, Ruhe und Frieden einkehren zu sehen in das Land, wo meine Lieben weilen, wohin sich meine Blicke stets richten werden, wenn sich das Leben als treuloser Freund kund giebt. Fast muß ich fürchten, daß dies schöne Ziel noch fern ist! — —

Durch B. erfahre ich, daß jetzt wieder viel Hoffnung zur endlichen Ausgleichung der Familienstreitigkeiten in der kurfürstlichen Familie vorhanden ist. Möge der Himmel geben, daß sie sich realisirt!" — — —

„Wie wird dem guten Vater das lang ersehnte Wiedersehen der geliebten Seinigen durch die Aussicht in die sorgenschwere Zukunft verbittert sein! Ihn bedauere ich am meisten; wahrlich, wenn nicht sein ganzes Leben und Thun der glänzendste Beweis der festesten Redlichkeit wäre, so würde es sein Schicksal sein, diese Kette von Entbehrungen, die fast immer der Himmel denen hienieden sendet, die er jenseits für ihr treues Dulden belohnen will." — —

Wie schwer es Meysenbug wurde, den Kurfürsten zu einem stetigen, folgerichtigen Handeln zu bewegen, darauf werfen folgende Auszüge aus Briefen Meysenbug's an den ehemaligen General-Adjutanten des Kurfürsten, Müldner von Mülnheim, ein Streiflicht.

Am 4. Februar 1831 schreibt Meysenbug an ihn:

„Wie oft und wie vielfach vermisse ich Sie, mein bester General! Es ist — für Sie freilich nicht — unglaublich, welch' einen schleppenden Gang Alles nimmt und wie man immer mehr gelähmt wird und wie am Ende wahrhaftig das Rad stillstehen wird, wenn es so fort geht."

Am 10. Februar:

„Es geht hier immer noch in alter Weise, leider! — Heute war man wieder sehr mißlaunig und reiselustig."

Als der Kurfürst 1831 von Wilhelmshöhe nach Hanau gefahren war und dort noch wegen der zukünftigen Gestaltung der Verhältnisse verhandelt wurde, versuchte Meysenbug sein Bestes, seinen Herrn in Hanau zu halten, um die Verhandlungen möglichst zu einem günstigen Abschlusse zu bringen. Aber der Kurfürst ließ sich nicht abhalten. Die Frau Meysenbug's schreibt an ihren in Kassel im Dienste befindlichen Sohn in Bezug hierauf:

„In Hanau würde Alles sehr gut gegangen sein; allein es wäre zu wünschen gewesen, daß der Aufenthalt nur wenige Tage sich hätte verlängern lassen. Aber hier ist dann leider Nichts — gar Nichts — zu thun, wie Du dieses ja auch weißt. — Es ist sehr traurig, daß man immer sogleich wieder zerstört, was man eben aufgebauet hatte!"

In einem Briefe, den Meysenbug von Philippsruhe aus nach der Katastrophe des Jahres 1831 an einen seiner Söhne richtete, kommt folgende Stelle vor, die ich als weiterhin bezeichnend für das Verhältniß Meysenbug's zum Kurprinzen, der, wie immer wieder betont werden muß, doch naturgemäß der heftigste Widersacher der Gräfin Reichenbach war, anführen:

„Ich kann nicht umhin, einige Zeilen an Dich zu richten, um Dir zu sagen, daß Se. Hoheit der Kurprinz vorigen Sonnabend hier eintraf. Ich hatte gestern eine lange Audienz bei Höchstdemselben, worin er mich sehr freundlich, ich kann wohl sagen sehr zutraulich, empfing. Ich nahm zum Schluß der Audienz Gelegenheit, ihn zu bitten, die Gnade, welche er mir stets erwiesen, auch auf den Sohn zu übertragen."

Was die Ereignisse des Jahres 1831 anbetrifft — die „Krawalle" —, die schließlich zur Niederlegung der Regierung seitens Wilhelm's II. führten, so zeigte sich hier, wie häufig in der Geschichte, daß die aufgereizten Leidenschaften der Massen stets nach Gegenständen oder Personen suchen, an denen sie ihr „Müthchen kühlen" können. Die Volkswuth fand hier in den leitenden Ministern die willkommene „Sündenböcke" und besonders in Meysenbug, der durch seine persönlich-vertrauliche Stellung zum Kurfürsten ganz besonders geeignet dazu schien, für die Sünden seines Herrn herzuhalten.

Man warf also heldenmüthig die Fenster der Meysenbug'schen Wohnung ein und sammelte Unterschriften zu einer Schmähschrift, die dann die Führer der Bewegung durch den ebenfalls im Staatsdienste angestellten Sohn Meysenbug's — ohne daß dieser von dem Inhalte eine Ahnung hatte — seinem Vater zuzusenden die Niederträchtigkeit hatten.

Welche Stellung Meysenbug dieser ganzen Bewegung gegenüber einnahm, die später, als die Hessen sich nach dem Regimente Wilhelm's II. zurücksehnten, „das künstliche Produkt der Umtriebe einer aristokratischen Coterie", „gesetzwidrige Exzesse eines durch Bestechung verführten Pöbelhaufens, die man nicht der gesammten Bürgerschaft zur Last legen dürfe", genannt wurde (Artikel aus Kassel vom 29. Juli 1841 in Nr. 216 der Leipziger Allgemeinen Zeitung), läßt sich nur aus einigen in Familienbriefen verstreuten Bemerkungen entnehmen. Sonst hat er nichts darüber aufgezeichnet, sowie er überhaupt (welches mir noch ein vor ganz Kurzem erst, als letzter der sieben, verstorbener Sohn schrieb) in Bezug auf alle diese Anfeindungen stets die Ansicht äußerte und nach dieser handelte: den Niederträchtigkeiten und Verläumdungen nur stille Verachtung entgegenzusetzen.

(Schluß folgt.)

Ludwig Mohr †.

Am Freitag, den 13. Juli d. J. ist der Schriftsteller Ludwig Mohr nach zurückgelegtem 67. Lebensjahre in Wehlheiden (Kassel) gestorben. Mohr war am 10. Februar 1833 zu Homberg in Hessen geboren und hatte sich dem Lehrerberufe gewidmet, durch seinen Eintritt in die kurhessische Garde du Corps war er aber von demselben abgekommen und betrieb nach zurückgelegter Dienstzeit ein optisches Geschäft und zwar im Hallengebäude am Königsplatz, da, wo später sich die Porzellanhandlung von Heuser und Braun befand. Bald aber ging Mohr in das Journalistenfach über und war an der „Hessischen Volkszeitung" thätig, in deren belletristischen Beilage 1868 auch die Erzählung „Roth-Weiß", die ihn in Hessen populär gemacht hat, zuerst erschien, wie auch die weitere Erzählung aus der westfälischen Zeit „Die blaue Dame". Nachdem 1870 bei Ausbruch des Kriegs das genannte Blatt eingegangen war, gab Mohr die Wochenschrift „Der Casseler Salon" heraus, dessen meiste Beiträge von ihm selbst herrührten. Er hatte bei Gründung dieses Unternehmens jedenfalls das im Sinn, was erst siebzehn Jahre später Ferdinand Zwenger mit der Herausgabe des „Hessenland" gelingen sollte. Die Zeit zu einer literarischen Sammlung des hessischen Wesens war noch nicht gekommen, und so hörte der „Casseler Salon" nach ungefähr dreivierteljährigem Bestehen Ende 1871 zu erscheinen auf. Nun entschloß sich Mohr, seine Kenntnisse in anderer Weise zu verwerthen, und trat in den Eisenbahndienst, in welchem er als Sekretär erst in Nordhausen, alsdann in seiner hessischen Heimath, in Eschwege, wirkte. Seit wenigen Jahren im Ruhestand, war er nach Kassel übergesiedelt, wo er nun an der Schwelle des Greisenalters dahingegangen ist, nachdem seine Gattin bereits früher abberufen worden war.

Von seinen Werken sind außer den beiden erwähnten größeren Erzählungen „Roth-Weiß“ und „Die blaue Dame“, welche beide in mehreren Auflagen erschienen sind, noch zu nennen die Novellensammlung „Altes Schrot und Korn“, der Roman „Leidenschaft und Liebe“ und die Gedichte „Eddergold“. Dem „Hessenland“ war Ludwig Mohr ein treuer Mitarbeiter, wovon viele Gedichte und kleinere Erzählungen Zeugniß ablegen, wurzelte er doch ganz und gar mit seiner poetischen Begabung in seiner engeren Heimath. Der Odenberg mit dem Karle Quintes war sein Liebling, und da hat er verschiedene Töne gefunden, die charakteristisch für ihn sind, wie z. B. in der „Brautnacht“ das:

„Bei Zinkenklang und Hifthornhall,
Bei Trommelschlag, trom, trom,
Bei Sing und Sang zum Hessenmarsch,
Dem: „Quinte, Quinte, komm'!“

Mohr's Dichtungsart hatte etwas Volksthümliches und erinnert hin und wieder an Bürger. Er selbst hat sie in der Epistel „Mein Musenroß“ mit einer einheimischen lichtbraunen Stute verglichen. Er ist mit seinem Rößlein groß geworden, aber

„Nicht Schul- und nicht Paradepferd
Kömmt es einher geschritten,
Und ist nicht in der Hochdressur
Nach Regeln zugeritten. —“

Dafür aber trägt es seinen Reiter um so sicherer durch die Fluren und Wälder der Heimath.

„Das war vom Maine bis zur Lahn
Ein Lenken und ein Schwenken;
Da mußte oft der Fuldafluß
Mein durstig Rößlein tränken.
Da ließ ich's weiden bald im Gras
Hoch auf des Wiesners Alm,
Bald in dem grünen Prachtgeländ
Der Edder und der Schwalm.“

Mohr war kurhessischer Garde-du-Corps gewesen, und wenn er auch, wie seine Mittheilungen in „Mein Stock“ besagen, das Leben in der Kaserne nicht mit Hackländer'schem Humor betrachtete, so schien er doch mit Stolz an seine Militärzeit zurückzudenken, wie dies aus dem „Paukenschimmel“ hervorleuchtet:

„Der Klepper stutzte und spitzte das Ohr;
Der Sammelruf war es der Garde du Corps.

Der Truppe, darin einst, als stattliches Roß,
Die Pauken er trug im Spielleutetroß.

Und wieder war er wie dazumal
Das edele Thier mit Sehnen wie Stahl.

Blies auf die Nüstern und reckte empor
Hellwiehernd den Hals und spitzte das Ohr.

Warf feierlich die Glieder beim Tritt,
Als gält's vor dem Heerfürst Paradeschritt.“

Durch diese Vorliebe für das Militärische wurde Mohr zum Verfasser wirksamer Soldatengeschichten, wie er andererseits ebenso in der Schilderung kleinbürgerlicher Verhältnisse Treffliches geschaffen hat. Mit ihm ist einer jener hessischen Dichter dahin gegangen, wie sie die kommende Zeit nicht wieder hervorbringen wird, noch kann, denn das Kurhessen von ehemals kann nur der poetisch wiedergeben, welcher selbst noch darin jung gewesen ist.

W. Bennecke.

Ueber die Melsunger Mühlen.

Die alten Germanen hatten ursprünglich Mühlen zum Handbetriebe (früher qairnus, dann quern genannt), auf denen sie ihr Korn zu Mehl verarbeiteten. Das schwere Geschäft, die Steine aufeinander zu reiben, besorgten die leibeigenen Knechte. Hier und da aber kam man darauf, auch den Esel in den Dienst der Mühle zu stellen und sprach dann von Eselmühlen (asluqairnus).

Von den Römern lernte man dann einen bequemeren Mühlenbetrieb kennen, die Wassermühlen, und übernahm auch aus dem Spätlatein (molina) den Ausdruck für diese neue Einrichtung: Mühle.

Wie es scheint, wird die Anlage von solchen Mühlen erst um 1200 in Hessen allgemeiner. Die Mahlmühlen sind die ältesten, darnach vernimmt man auch von Schneide-, Oel-, Walke- und Lohmühlen. Zwischen 1200 und 1250 werden drei Mühlen in Fritzlar erwähnt, eine in Marburg, eine in Guntershausen, ferner die Brücker Mühle, die durch das letzte Gefecht im Siebenjährigen Kriege berühmt geworden ist, und andere. Mindestens aus derselben Zeit müssen die Melsunger Mühlen stammen, wenn sie auch erst etwas später durch urkundliche Erwähnung bezeugt werden. Sie haben von jeher eine solche Bedeutung für den Ort gehabt, daß man vielfach sogar den Namen Melsungen (früher Milsungen) von Mühle ableiten wollte. Dazu schien man um so eher berechtigt zu sein, da auch die Namensformen Müllsungen und Möllsungen vorkommen. Noch 1788 suchte der Stadtrichter Till den Kasseler Gelehrten Schmincke von dieser Ableitung zu überzeugen. Allein der Name der Stadt kann

mit Sicherheit im 11. Jahrhundert nachgewiesen werden, er ist jedenfalls älter als die ältesten hessischen Mühlen. Die Ansicht Till's läßt sich daher nicht aufrecht erhalten; sie ist jedoch ein Beweis für die Wichtigkeit, die man in Melsungen selbst den Mühlen beilegte.

Dazu trug die Anzahl der Mühlen viel bei. Es sind heutzutage noch ihrer vier, alle im Privatbesitze. Die Wagmühle liegt unmittelbar vor dem Brückenthore, an der linken Seite des großen Wehres. 1575 heißt sie Woigkmühle von dem Heiwog, der Hegewoge, wie man die Fulda oberhalb des Wehrs bezeichnet. Ihr gegenüber, am rechten Ufer, befindet sich die Wittchesmühle, die ihren Namen einem Müller des vorigen Jahrhunderts, Wittuch oder Wittich, verdankt. Früher hieß sie die „oberste Schneidemühle". Weiter stromabwärts sieht man die Katzmühle auf dem Werr, nicht weit von der Rosenhöhe. Sie hat ihren Namen von ihrem jetzigen Inhaber. Am Ende der Vorstadt findet sich dann noch die Bachmühle, die ihr Wasser durch eine Ableitung des Kehrenbaches erhält.

Das Saalbuch von 1575 kennt außer diesen vier noch drei andere: die Oelmühle und die Walkemühle am Kehrenbache und an der Fulda neben der Wittchesmühle noch eine Lohmühle. Außerdem zeigen sich an mehreren Stellen Spuren von längst verschollenen Mühlen. Bis zum heutigen Tage ist eine Straße Mühlengasse benannt (1457 Molngasse). Die Stadtmauer daneben birgt eine hohe schmale Thür, die schon vor Alters zugemauert ist: das Mühlenthor. Der durch das sogenannte Bottloch, das alte Badehaus in der Mühlenstraße, fließende Graben wird als Mylersbach (1416) bezeichnet. Wo der Müllersbach in die Fulda mündet, sieht man auf dem Sande starke Pfähle aus dem Erdboden ragen, zweifellos die Ueberreste einer alten Mühle.

Ferner lag in früheren Zeiten vor dem Rotenburger Thore eine Mühle, die aber schon 1332 nicht mehr vorhanden war. Denn in diesem Jahre wird ein Garten vor dem Rotenburger Thore bei der alten Mühlenstatt erwähnt, also neben der Stelle, wo ehemals eine Mühle gestanden hat. Näheres ist auch hier nicht bekannt.

Einige urkundliche Zeugnisse reden aber von den Melsunger Mühlen mit klaren Worten. Da muß die Bachmühle an erster Stelle angeführt werden, denn wir hören von der „Mole gelegen an dem Kornbache vor der Staid Mylsungen" in einer Urkunde, die Landau in seinem handschriftlichen Nachlasse dem Jahre 1293 zuweist. Die Sprache deutet indeß eher auf das Jahr 1393 hin. 1384 führte die Bachmühle zum ersten Male ihren heutigen Namen, ein Viertel derselben gehörte damals Werner von Schlutwinsdorf (wohl als landgräfliches Lehen). 1575 war sie ganz im Besitze des Landgrafen.

Zwei Melsunger Mühlen auf einmal lernen wir 1319 kennen. Bis Mitte Oktober desselben Jahres waren sie Eigenthum des Kasseler Klosters Anenberg. Priorin und Konvent übergaben sie dem Landgrafen Otto und lösten dadurch von ihrem Hofe im Dorfe Weimar die Verpflichtung ab, die landgräflichen Jäger aufnehmen und verpflegen zu müssen. Da nach dem Saalbuche von 1575 die Wag-*) und die Bachmühle, die beide Mahlmühlen sind, dem Fürsten gehörten, so kann man nicht ohne Grund annehmen, daß gerade diese beiden vom Kloster Anenberg herstammen oder an Stelle der anenbergischen Mühlen, die etwa vor dem Rotenburger Thore und auf dem Sande lagen, gebaut sind. Eine andere herrschaftliche Mühle läßt sich wenigstens nicht nachweisen.

Einer späteren Zeit gehört die Katzmühle an. Sie ist der landgräflichen Hubewiese benachbart und wird zuerst im Saalbuche als „Schneidemühle auf dem Werr" erwähnt. Später nannte man sie einfach die „unterste Schneidemühle". Der Schneidemüller Georg Reichelmann, der Erbauer der Mühle, wurde 1609 vom Landgrafen Moritz mit mancherlei Vorrechten ausgestattet. Darnach durften Reichelmann und dessen Erben ihre Mühle vererben, verkaufen und verpfänden. Die Reinigung des Mühlgrabens, der von der Fulda abgeleitet ist, will der Landgraf, so oft sie erforderlich ist, durch seine Unterthanen besorgen lassen. Die Pflichten des Müllers sind dabei gering. Sie bestehen in einem jährlichen Grundzinse von einem Gulden, in der rechtzeitigen Bewässerung der Hubewiese und in der Zerschneidung des herrschaftlichen Holzes zu einem billigen Satze: „höher nicht alß von zweyen Schuen einen Heller zu rechnen". Das Saalbuch führt andere Bedingungen für den Schneidemüller an. Der Grundzins wird darin mit zwei Gulden und zehn Albus angegeben, und der Preis für das Zerschneiden von je 24 Schuh herrschaftlichen Holzes auf elf Albus. Von der Bewässerung der Hubewiese ist aber keine Rede. Für die Erbleihe und die anderen Vortheile übernahm also Reichelmann 1609 diese Bewässerung und das Zerschneiden des herrschaftlichen Holzes zu einem bedeutend geringeren Preise.

---

*) Um 1215 spricht der Mainzer Erzbischof Siegfried von einer Mühle Waga und nennt in demselben Zusammenhange die Mühle zu Guntershausen bei Kassel oder Gondershausen im mittelrheinischen Gebiete. Ob er aber mit jener die Wagmühle meint, ist sehr fraglich.

Die herrschaftlichen Mühlen wurden alle auf sechs, auf neun Jahre oder auch erblich vermeiert. Die jährlichen Abgaben der Meier bestanden — wie in anderen Gegenden, z. B. im Mainzischen, — aus baarem Gelde, Getreide oder gemästeten Schweinen, die zum Theil von der Herrschaft geliefert wurden. Der Müller hatte die Mühle nebst dem zugehörigen Garten und Lande in gutem Zustande zu erhalten; zuweilen lieferte die Herrschaft jedoch Holz und Reisig zu Bauten und Ausbesserungen forstfrei aus ihrem Walde.

Am wichtigsten war die Wagmühle, sie brachte der Herrschaft am meisten ein, nämlich jedesmal am Michaelistage 30 Viertel Roggen und 2 Viertel Weizen und außerdem acht gemästete Schweine, die dem Müller von der landgräflichen Küche im mageren Zustande geliefert wurden. War in einem Jahre genug Eichelmast in den Wäldern, so hatte der Müller die Mast der Schweine mit sechzehn Gulden baar abzukaufen. Als die Wagmühle 1687 an Marie Andreas, die Wittwe des früheren Weizenmüllers in der Neustadt Kassel, auf sechs Jahre vermeiert wurde, erhielt sie die Zusicherung, daß die beiden gegenüber liegenden Mühlen, die Loh- und die Schneidemühle, bei niedrigem Wasserstande ihre Schütten schließen müßten. Mit dieser Beschränkung hatten sich die Melsunger Lohgerber schon durch Revers vom Jahre 1559 einverstanden erklärt. 1735 wohnte auf der Wagmühle noch ein Andreas, zur Zeit des Siebenjährigen Krieges hatte sie der Müller Schreiber in Erbleihe.

Die Leistungen des Bachmüllers waren geringer als die des Wagmüllers. Sie bestanden in 15 Vierteln Roggen und der Mästung von drei Schweinen oder 6 Gulden baar. In einem Leihebriefe von 1671 wird es dem Müller freigestellt, ob er Schweine mästen oder das übliche Mastgeld von 2 Gulden für jedes Schwein entrichten wollte; früher begnügte man sich auch beim Bachmüller nur dann mit dem baaren Gelde, wenn in den Wäldern gute Gelegenheit zur Mast war. Derselbe Brief verbietet den Melsunger Bürgern, ihre Wiesen am Kehrenbache von dem dortigen Mühlgraben aus zu bewässern, es sei denn, daß starker Regen eintrete. 1688 verkaufte Landgraf Karl das Erbrecht der Bachmühle an Christoph Wickmann für 200 Reichsthaler. Der Müller hatte von da ab die Mühle wie eigene Güter erblich inne und konnte nach Belieben damit schalten und walten. Sonst unterschied sich die neue Stellung des Bachmüllers nicht von der eines Meiers, dem sein Gut nur für wenige Jahre verliehen war. Kornzins und Mästung der Schweine blieben auf der Mühle haften, jener wurde sogar noch um ein Viertel erhöht. Auch hörte die forstfreie Bewilligung des Bauholzes und Reisigs auf. Bei Bauten sollten jedoch die Unterthanen des Amtes Melsungen, gegen die Verabreichung des üblichen Dienstbrotes und -Bieres, hülfreiche Hand leisten. Falls der Müller mit seinem Zinse im Rückstande blieb, fiel die Mühle ohne Entschädigung in das Eigenthum des Fürsten zurück. Beim Verfalle des Gebäudes waren der Müller oder seine Erben oder Rechtsnachfolger verpflichtet, es binnen Jahresfrist wieder in baulichen Stand zu bringen.

Erst in unseren Zeiten gingen Wag- wie Bachmühle aus der Erbleihe in Privatbesitz über.

Die Melsunger Mühlen haben im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Schicksalsschläge erfahren.

Während des Siebenjährigen Krieges brannte die Schneidemühle auf dem Werr ab, wurde aber bald durch einen Neubau ersetzt.

Besonders litten die Mühlen beim Eistreiben und beim Hochwasser, so im Februar 1767 die Wagmühle. Durch die Ueberschwemmung vom 5. Januar 1643 wurde die oberste Schneidemühle und die Lohmühle in der jetzigen Vorstadt durch die Fluthen der Fulda gänzlich zerstört und fortgerissen.

Auch die von den Wollenwebern erbaute Walkemühle am Kehrenbache ging um diese Zeit oder etwas später durch Hochwasser zu Grunde und wurde dann völlig abgebrochen. Johann Valentin Ellinger, der Schneidemüller auf dem Werr, baute darauf an der Pfiefe eine neue Walkemühle, die noch jetzt besteht und zwischen Adelshausen und der Fahre liegt. Da er aber auf der untersten Schneidemühle seine Wohnung behielt, konnte er nur mangelhaft für den Betrieb seiner neuen Mühle sorgen. Darum bat im November 1719 der Bürger Johannes Weltner, der bedeutendste unter den Melsunger Wollenwebern, die fürstliche Rentkammer um Erlaubniß, an dem Mühlgraben unter dem Nick, also wieder an der Ableitung des Kehrenbachs, eine Walkemühle zu erbauen. Ellinger's Einsprache half nichts; obwohl eine Schleifmühle dicht daneben lag, erhielt Weltner am 4. Juli 1720 die Genehmigung zum Baue. Seiner Mühle war aber nur ein kurzes Dasein beschieden, der Siebenjährige Krieg gab ihr den Todesstoß. Die Franzosen trieben auf dem Karlshagen, der unmittelbar über dem Mühlgraben und dem Kehrenbache liegt, lange Zeit ihr Wesen und legten fortwährend Vorposten und Einquartierungen in die Walkemühle. Wie es im Kriege gewöhnlich geschieht, hausten die kleinen Abtheilungen

schlimmer als große Heere. Sie zertrümmerten und beschädigten alles in dem Maße, daß der Bau im Herbste 1767 ganz abgebrochen wurde. Der Besitzer, Posthalter Werner Breithaupt, der die Mühle 1742 von Weltner gekauft hatte, konnte glücklicher Weise den Verlust verschmerzen. Den jährlichen Zins, der auf der Walkemühle geruht hatte, schlug die fürstliche Rentkammer nieder.

L. A.

Ein Sommerabend.

Von H. Keller=Jordan.

Vor einem kleinen Landhause, im äußersten Thiergartenviertel in Berlin, stand, von Nachbarsleuten und Kindern umringt, ein bepackter Reisewagen. Das Gesinde machte sich eifrig bei demselben zu thun, und ein alter, wohl im Dienste der Familie ergrauter Diener öffnete hastig den Schlag, als das vor wenigen Stunden getraute Paar in die Thüre trat. Der Herr, der Haltung nach Offizier, war eine große imposante Erscheinung, die Dame eine zarte Blondine mit dem siegesbewußten Lächeln, wie es junge Bräute zu haben pflegen, denen der Geliebte eben beglückende Worte in's Ohr gestammelt hat.

Die junge Frau warf, bevor sie in den Wagen stieg, den Kopf noch einmal zurück und grüßte jetzt mit feuchten Augen zu dem geöffneten Fenster des einstöckigen Hauses hinauf, an welchem eine Dame in grauer Seide unermüdlich ihr Tuch schwenkte.

„Ist das die Mutter der Braut?" fragte eine Frau, die gerade vorüber ging, den Diener, als eben der Wagen über den Sand rollte und sie den warmen Abschiedsgruß da oben am Fenster bemerkte.

„Nein, die Großmutter."

„Die Großmutter — das sollte man nicht meinen," sagte die Frau kopfschüttelnd, „wie sich reiche Leute gut erhalten." Und dann ging sie ihres Weges weiter, und in ihr sorgengequältes Alltagsleben hinein drängte sich, wie Sonnengold in einen dumpfen Erdenwinkel, das Bild des schönen glückbeseelten Paares, wie es dem rauschenden Leben entgegenfuhr, und das blasse Gesicht der grauen Dame oben am spitzenumwobenen Fenster. — —

Es war ein warmer, weicher Juniabend, der sich zu rüsten begann; die Sonne, die bereits niedersank, warf in die Gipfel der Bäume ihr letztes Gold, und es kam allmählich jenes graue, stille Dämmern, das die Erde kühlt, Blüthen und Bäume belebt und ihnen jene wonnigen Düfte entströmen läßt, die sich berauschend bis in die Häuser der Menschen drängen.

Die Bediensteten des kleinen Hauses brachten geräuschlos, wie sie es gewohnt waren, die Dinge wieder in das alte Geleise, als ob nichts vorgefallen sei und die junge Baronesse noch bei der Großmutter säße — dem Leben der Welt entrückt.

Nur die alte Dame war, nachdem sie wie im Traume ihr seidenes Festgewand mit dem bequemen Hauskleid getauscht hatte, sich der Einsamkeit bewußt, in den kleinen Salon getreten, in dem, wie sie sich sagte, der fröhliche Jugendlaut verstummt war.

Aber als sie eintrat, erhob sich von dem Sessel am Tische, über welchem eine sanft verschleierte Lampe in das Dämmern des Sommerabends hinein brannte, ihr lieber, alter Freund Baron Leyden und drückte ihr herzlich die Hand.

„Wie das gut und freundlich von Ihnen ist, lieber Leyden," sagte sie, die letzten Spuren von Thränen aus ihren Augen wischend, „daß Sie mir über die ersten Abschiedsstunden hinweghelfen wollen, das lohne Ihnen Gott."

Der Baron, eine hagere vornehme Erscheinung mit bartlosem Gesicht und dichtem grauen Haar, spielte verlegen, wie er es immer zu thun pflegte, wenn er etwas Gutes vollführte, mit den goldenen Berloques seiner Uhr, aber er sagte nichts. Erst nachdem sich beide gesetzt hatten und die Baronin ihm nochmals für sein Kommen dankte, erwiderte er etwas verlegen:

„Ich muß doch gut machen, daß ich schwerfälliger Mensch nicht an den Vermählungsfeierlichkeiten Theil nehmen konnte, aber Sie wissen es ja, dazu bin ich nicht zu gebrauchen. Die Jutta that mir zu leid. Sehn Sie, ich habe das Kind aufwachsen sehn, ich habe sie lieb, als ob sie zu mir gehöre — ich — ich konnte es nicht über's Herz bringen mit anzusehn, wie sie im besten — im allerbesten Falle — in ein ungewisses Schicksal jagt."

„Aber, lieber Baron," lächelte die alte Dame, „Jutta ist ja glücklich — namenlos glücklich —, ihr Gatte, wie Sie selbst wissen, ein achtbarer Mensch in den besten Verhältnissen — so überwinden Sie doch einmal diese Vorurtheile, Sie eingefleischter alter Junggeselle."

Der Baron hielt den Kopf gesenkt und schwieg. Auch bei dem Thee, den der Diener mit den ausgewähltesten Zuthaten, die vom Hochzeitsmahle übrig geblieben waren, servirte, sprach er auffallend

wenig. Erst nachdem wieder abgeräumt worden und er, wie es ihm hier allzeit gestattet war, sich eine Cigarre angezündet hatte und die Baronin ihn hinaus auf die Veranda genöthigt, begann man gemüthlich zu plaudern.

Die alte Dame sprach, wie es so nahe lag, von Jutta, wie es sein würde, wenn sie sich erst an Ort und Stelle befänden, auf dem schönen Gut in Schlesien, wo sie die ersten Monate verleben wollten, wie sie sich in einander schicken würden — er mit seiner lebhaften, etwas unduldsamen Art — sie — wie sanftes Vogelgezwitscher ihn besänftigend —; sie dachte sich das himmlisch.

„Ja freilich, himmlisch," wiederholte der alte Herr trocken, „bis Beiden die Augen aufgehn und dann — dann — nu ja dann" —

„Ja, dann werden sie erst recht erkennen, wie nothwendig sie sich Beide sind."

„So, meinen Sie?"

„Ja, aber lieber Baron, was denn sonst? Sie haben sich doch lieb und die Liebe gleicht alles wieder aus."

„Das heißt, wenn sie nicht vorher zu Grunde geht."

„Wer — die Liebe?" fragte die Baronin.

„Ja, die Liebe."

„Merkwürdig, wie Sie, der beste treueste Mensch, auf solche Ideen gekommen sind."

Der alte Herr brummte etwas vor sich hin, warf die glühende Cigarre in das Rosenbeet unter der Veranda und vergrub sein Gesicht in die Hand. Der Mond stand beinahe voll am Himmel und warf sein blasses Licht zwischen die Bäume und Gebüsche des Gartens, die Fontäne plätscherte leise, Jasmin und Hollunder dufteten.

„Sie wollen etwas sagen, lieber Freund," unterbrach die Baronin das Schweigen. „Sie denken an Jutta, und weil Sie dieselbe lieb haben, quälen Sie sich — —"

„Nein, nein, das nicht," unterbrach sie der alte Herr, „nein, Frau Baronin, ich dachte eben nicht an Jutta, ich dachte an Sie — wie Sie allzeit gut und nachsichtig zu mir waren, wie Sie mich Ihres Vertrauens würdigten und mich Theil nehmen ließen an dem Heranwachsen Ihres elternlosen Enkelkindes. Und wie ich — —"

„Und wie Sie alle schweren Stunden mit mir theilten," ergänzte die Baronin, „mir mit Rath und That zur Seite standen und ich mir kein Leben mehr denken kann ohne Sie und Ihre Freundschaft."

Der Baron neigte sich über ihre noch immer feine, schöne Hand und küßte sie.

„Ach Gott, Frau Baronin, ich bin doch allzeit ein schwerfälliger armer Teufel gewesen, der sich in gewisse Dinge niemals schicken konnte — hartköpfig bis zum Aeußersten — ich weiß es."

„Ihnen hat die Frau gefehlt, lieber Freund," unterbrach ihn die Baronin, „die rechte Frau, die —"

„Ja, ja, die r e c h t e Frau, das weiß Gott."

Die Baronin sah erstaunt in sein Gesicht, er hatte ja so etwas niemals zugegeben, der Abschied Jutta's, ihre Vermählung, das hatte ihn offenbar aufgeregt. Und nun diese warme, weiche, duftende Sommernacht!

War es ihr doch selbst, als sei Zeit und Raum verschwunden und noch einmal zöge jene vage Sehnsucht in ihre Seele, wie sie junge Menschen empfinden, die dem Leben entgegenblühen.

Leyden's Stimme erschreckte sie beinahe, als er dann zu sprechen begann, Worte, die ihr fremd waren, die er — so kam es ihr vor — aus einer andern, fernen Welt hervorholte, der er selbst längst entrückt war.

„Eine stille, warme Sommernacht auf dem Lande — in Thüringen — die Linden dufteten — der Himmel leuchtete, die Bäume schliefen. Wir waren auf der Jagd in der Försterei des Grafen Theben, hatten einen ergiebigen Tag gehabt und saßen nun mitten im Walde in der Försterei, um den Abend bei einer kühlen Bowle zu beschließen. Auf dem Tische stand Brot, frische Butter, Schinken und Käse, wie es auf dem Lande üblich ist. Dann kam die Bowle. Ein junges, schönes, vom Monde versilbertes Geschöpf, des Försters Tochter, kredenzte sie."

„O Gott, Baron," ging es gehaucht über die Lippen der Baronin, „also doch — —"

„Mir kam es vor, als habe ich nie etwas Aehnliches gesehen. Meine Phantasie, die in einem müden Taumel träumte, die köstliche Sommernacht, der kühle Wein, das alles berauschte mich und vergoldete das Mädchen mit Dingen, über welche die Erde nicht gebietet. — — Ich liebte sie. In wenigen Tagen war sie meine Braut, in zwei Monaten meine Frau."

Der Baron athmete tief auf und fuhr mit dem Tuch über die Stirn.

„Verheirathet, mein Gott, das ahnte ich nicht! Und das Mädchen — es hat Sie getäuscht, Baron, wie konnte es anders sein — es hielt nicht, was es versprach?"

„Nein, getäuscht nicht, denn ich hatte selbst nie darüber nachgedacht, w a s sie war, mein eigener Rausch, meine Leidenschaft täuschten mich, ich — ich bildete mir wahrscheinlich ein, so müsse es weiter gehn, weiter, bis an's Ende meiner Tage."

„Und warum sollte es auch nicht? Zuerst freilich stürmt die Leidenschaft wild und schrankenlos, aber dann geht sie müde zur Ruhe, die ruhige, echte

Liebe steigt langsam auf, und es wird still, beglückend still in uns." — —

Eine Weile sprachen Beide nichts mehr, dann erhob sich die Baronin leise, legte sanft die Hand auf die Schulter ihres Freundes und fragte warm: „Und was war die Schuld?"

„Die Schuld? Sie hat mir nichts zugefügt, was Menschen Schuld nennen — o Gott, nein — aber sie war eine Andere geworden als Baronin Leyden. Marie Felden erschien mir damals wie eine duftende Waldblume, — natürlich, einfach, beglückend. Ach Gott, ich war so jung, ich hatte ja keine Ahnung, daß wir mit unseren ästhetischen Anschauungen, verfeinerten Manieren, nervöser Empfindlichkeit andere Faktoren gebrauchen, daß wir anders sehen, anders fühlen, anders begreifen."

„Das verschiedene Niveau der Bildung," seufzte die Baronin, „und gerade Sie, Sie mit Ihrer geistigen Veranlagung, dem hyperempfindlichen Nervenleben, ausgerüstet mit der Anschauungswelt einer innerlich selten vornehmen Mutter. Wie müssen Sie gelitten haben, Baron."

Leyden war aufgestanden und in's Zimmer zurückgegangen. Die Baronin folgte ihm, sie hatte das Gefühl, als stimme diese herrliche Nacht nicht zu den aufgewühlten Bildern, die ihn quälten.

„Schon in den ersten Tagen," fuhr der Baron erregt fort, „als wir in Schloß Birkenau angekommen waren, begann mein Elend. O Gott, wenn Sie das alles gesehen hätten, Baronin, wie sie sich kleidete, aufgeputzt wie ein Pfau, wie sie bei Tische Messer und Gabel handhabte, wie sie aß, wie sie mit dem Gesinde verkehrte — brutal und hochmüthig, wie sie ihre Zimmer ordnete, wie sie — —

Wenn ich ihr schonend, wie es meine Art ist, es anders beizubringen versuchte, lachte sie mich aus, meinte, ich scherze, und hatte keine Ahnung davon, wie sehr sie mir weh that. Da war auch nicht ein Atom vom minimalsten Verständniß."

„Aber sie hatte doch, um Gotteswillen, eine Innenwelt, Baron."

„Nein, sie hatte keine. Die Begriffe fehlten ihr total für das Wissen und das höhere Streben anderer Menschen. Sie unterschied nicht. — Ich hielt es nicht aus, ich verreiste, ich ging auf die Jagd, mein Haus war mir verekelt, ich konnte sie nicht ertragen — ich — ich haßte sie!"

„Die arme kleine Person."

„Ja, das sagte ich mir auch, ich hatte Mitleid mit ihr, obschon sie selbst nicht litt. Meine Gegenwart fing bald an, sie zu drücken, sie fühlte sich erleichtert, wenn ich ging, amüsirte sich im Garten, fuhr spazieren, trank mit der Förstersfrau Kaffee und fühlte sich glücklich als Baronin Leyden."

„Und wie lange dauerte diese Misère, machten Sie ein Ende?"

„Nein dazu hatte ich nicht den Muth und auch nicht das Recht. Aber Gott machte ein Ende."

Die Baronin athmete erlöst auf.

„Ich war bei den Manövern in Berlin und wurde telegraphisch nach Hause gerufen. Sie hatte sich eine Lungenentzündung zugezogen und verschied in dem Augenblick, als ich in's Zimmer trat. — — Ich konnte sie nicht betrauern — sie hatte, wenn auch unbewußt, das Beste in mir getödtet. Ich fuhr hinter ihrem Sarge her und begrub sie mit allem Pomp und allen Ehren, die ich meiner Gemahlin schuldig war. Und mit ihr begrub ich meine Jugend und alle die goldenen Träume, zu welchen dieselbe berechtigt ist. Nur die Schuld, Frau Baronin, die Schuld, die ließ sich nicht begraben, die schlich schemenhaft neben mir her — durch mein ganzes Leben." —

Er neigte sich über die Hand der Baronin und verließ lautlos das Zimmer.

Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der ersten Hälfte des Monats Juli.

Am 1. Juli 1331 wurde das Augustinerstift Schiffenberg in ein Haus des Deutschen Ordens umgewandelt.

Am 1. Juli 1527 erfolgte die Einweihung der Universität Marburg.

Am 2. Juli 1549 wurde Sabina, Herzogin von Württemberg, die spätere Gemahlin Landgraf Wilhelm's IV., die als solche viel Gutes gewirkt hat, geboren.

Am 2. Juli 1570 erfolgte die Stiftung des Gymnasiums zu Hersfeld durch den Abt Michael Landgraf.

Am 4. Juli 1391 wurde auf dem Markt zu Kassel über diejenigen Bürger peinliches Halsgericht abgehalten, welche in dem Kriege mit Thüringen mit dem Feinde in Verbindung getreten waren und versucht hatten, die Stadt demselben zu überliefern. Ankläger von Seiten des Landgrafen war Heinrich von Hundelshausen. Die zahlreichen Angeklagten waren fast alle flüchtig geworden, nur Kunz Seheweiß, Werner Geismar und Hermann

Schultheiß waren festgenommen worden und vor Gericht erschienen, sie wurden verurtheilt, hingerichtet und ihre Güter wie die der Entwichenen eingezogen. Der Bürgermeister beanspruchte, daß die Gefangenen vor das städtische Gericht gestellt werden sollten, Landgraf Hermann aber behauptete sein Recht mit der Begründung, alle Obrigkeit in der Stadt wäre des Landgrafen.

Am 4. Juli 1415 begann der Bau des Schlosses Ludwigstein an der Werra gegen den fehdelustigen Adel des Eichsfelds, besonders die von Hanstein. Der Bau wurde mit größter Beschleunigung fertiggestellt, sodaß er den Zeitgenossen als ein Werk des Teufels erschien.

Am 6. Juli 1523 gab Landgraf Philipp der Stadt Marburg ihre Stadtordnung.

Am 7. Juli 1656 erließ Wilhelm VI. die hessische Schulordnung.

Am 9. Juli 1385 begann die Belagerung von Kassel im thüringischen Kriege gegen Landgraf Hermann.

Am 9. Juli 1647 wurde zu Münster der Hauptvergleich zwischen Hessen-Kassel und Schaumburg-Lippe über die Grafschaft Schaumburg geschlossen.

Am 11. Juli 1477 wurde Hans von Dörnberg mit dem Schlosse Herzberg belehnt.

Am 11. Juli 1509 starb Landgraf Wilhelm II., der Vater Landgraf Philipp's des Großmüthigen.

Am 12. Juli 1657 erließ Landgraf Wilhelm VI. die hessische Kirchenordnung.

Am 13. Juli 1542 erließ Landgraf Philipp mit seinen Verbündeten, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Städten Braunschweig und Goslar, an den Herzog Heinrich von Braunschweig zu Wolfenbüttel einen Fehdebrief.

Am 14. Juli 1532 hielt Landgraf Philipp zu Homberg einen Landtag ab, auf dem die erste Türkensteuer bewilligt wurde.

Am 15. Juli 1462 eroberte Landgraf Ludwig II. Hofgeismar.

Auf der Dürich.*)

Einmal jeden Tag im Jahre,
Meist in frühen Morgenstunden,
Steig ich auf die Dürichshöhe,
Daß ich in die Lande sehe, —
Leid und Sorgen laß ich unten.

Steil und mühsam ist der Aufstieg;
Doch die Müh' lohnt reicher Segen.
Ist erstiegen erst der Gipfel,
Rauschen dir die Waldes-Wipfel
Den Willkommengruß entgegen.

Hier ist eine Bank zum Rasten,
Und hier sitz' ich gern und lange;
Kann ich doch hier selig lauschen
Meinem lieben Waldesrauschen
Und der Vöglein frohem Sange.

Schön ist's hier im Lenzbeginnen,
Wenn die Amseln wieder schlagen,
Unter duft'gen Kirschenbäumen
Von dem Glück der Jugend träumen
Und von sel'gen Erdentagen.

Liegt im Thale noch der Nebel,
Scheint hier oben schon die Sonne.
Doch des nahen Waldes Kühle
Mildert selbst des Sommers Schwüle,
Macht den Aufenthalt zur Wonne.

Unten, in den Berg gebettet,
Liegt ein Städtchen, hochgepriesen,
Mit der Kirche, ohnegleichen,
Mit der Burg, der sagenreichen,
Zwischen grünen Kinzigwiesen.

Edles Obst wächst in den Gärten,
An den Hängen grünen Reben,
Und ich will es gern verkünden,
Fleiß'ger ist kein Volk zu finden,
Keins, das so versteht zu leben. —

Wie ein großer, schöner Garten
Liegt das Thal zu meinen Füßen.
Bis zum Taunus kannst du sehen,
Während links die Spessarthöhen
Nachbarlich herüber grüßen.

Sieh' die schmucken, reichen Dörfer
In der Gärten Blüthenkranze!
Grüne Wiesen, schöne Wälder,
Segenreiche Aehrenfelder
Baden sich im Sonnenglanze. —

Keinen Berg im Hessenlande
Giebt's, den nicht mein Fuß bestiegen.
Doch, daß Schön'res ich gesehen,
Als das Bild von diesen Höhen,
Wollt' ich's sagen, müßt' ich's lügen.

Ach, hier oben möcht' ich sterben,
Mit der Sonne scheiden gehen;
Möchte auch mein Grab hier haben,
Mich am Waldesduft zu laben,
Bis zum sel'gen Auferstehen.

Hermann Haase.

*) Eigentlich „Dietrich", d. h. Dietrichsberg, bei Gelnhausen.

Aus Heimath und Fremde.

Einführung des neuen Oberbürgermeisters von Kassel. Der neugewählte Oberbürgermeister der Residenzstadt Kassel, Müller (bisher zu Eisenach), wurde am 2. Juli von dem Regierungspräsidenten Freiherrn von Trott zu Solz feierlich in sein Amt eingeführt. In seiner Ansprache gedachte der Letztere auch der Beigeordneten Sanitätsrath Dr. Endemann und Landesbrandkassendirektor Dr. Knorz in sehr anerkennender Weise, welche 1½ Jahre, seit der Erkrankung des um die Stadt sehr verdienten bisherigen Oberbürgermeisters Westerburg, deren Geschäfte mustergültig geführt haben. (Zu Ehren der beiden Herren hatte einige Tage zuvor ein Festmahl der städtischen Körperschaften stattgefunden, bei welchem ihnen der einmüthige Dank derselben unter Ueberreichung von Adressen auf's wärmste zum Ausdruck gebracht worden war.) Der Vorsitzende der Stadtverordnetenversammlung Kommerzienrath Pfeiffer hieß dann das neue Oberhaupt der Stadt herzlich willkommen, worauf Oberbürgermeister Müller in markigen Worten dankte und die Versicherung strenger Pflichterfüllung gab.

Ausschuß zur Aufnahme prähistorischer Befestigungen im Regierungsbezirk. Auf Anregung der Direktion des Königl. Museums hat sich im Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde ein Ausschuß behufs kartographischer Aufnahme der vorhistorischen Befestigungen im Regierungsbezirk Kassel gebildet, dem folgende Herren angehören: Oberbibliothekar Dr. Brunner, Direktorialassistent am Museum Dr. Böhlau, Generalmajor z. D. Eisentraut, Dr. med. Eysell und Dr. med. Lange. Derselbe hat die Aufnahme der in der Umgegend von Kassel gelegenen Befestigungen der genannten Art bereits in Angriff genommen.

Universitätsnachrichten. Die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat dem Direktorialassistenten am Königl. Museum zu Kassel Dr. Böhlau aus den Mitteln der Eduard Gerhard-Stiftung 5000 Mark zur Fortsetzung seiner archäologischen Untersuchungen in Kleinasien bewilligt. Herr Dr. Böhlau hat dieselben 1894 mit den im Auftrage Herrn Edward Habich's in Kassel ausgeführten erfolgreichen Ausgrabungen auf Samos begonnen und sie in diesem Frühjahr als Mitglied einer schwedischen Expedition weitergeführt.

Hessischer Nationalverband von Nordamerika. In den Tagen vom 29. Juli bis 1. August findet die 5. Jahresversammlung des hessischen Nationalverbandes von Nordamerika in Chicago statt. Die Hauptberathungstage sind der 30. und 31. Juli. Der Mayor von Chicago wird die Versammlung amtlich begrüßen.

Hessische Bücherschau.

Gotthold Marseille. Tagebuchblätter eines hessischen Offiziers aus der Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Beilage zum Programm des Königlichen Bismarck-Gymnasiums. Pyritz I. 1899. II. 1900. 4⁰.

Der hessische Offizier, dessen Tagebuchblätter der Oeffentlichkeit übergeben werden, ist Karl Ludwig Freiherr von Dörnberg aus dem Hause Herzberg, geboren 1749 zu Marburg. Er trat bei den hessischen Jägern ein, denen er bis zum Jahre 1806 angehörte, und wurde als Hauptmann mit nach Amerika geschickt, wo er dem Hauptquartier (Generalstab) beigeordnet wurde. Das Tagebuch bricht mit dem 10. Juni 1781 ab, doch scheint Dörnberg's Hoffnung auf Rückkehr nicht vor Beendigung des Krieges erfüllt zu sein. 1806 nahm er seinen Abschied und wurde Komthur des deutschen Ordens zu Schiffenberg, nach dessen Auflösung durch Napoleon I. (1809) Oberhofmeister der Erbprinzessin von Hessen, im Jahre 1815 hessischer Gesandter in London und lebte späterhin zurückgezogen in Marburg. Gestorben ist er 1819 zu Kassel.

Das vorliegende Tagebuch ist in französischer Sprache abgefaßt. Fehlt es auch an unfranzösischen Wendungen nicht ganz, so ist der Text doch gut lesbar und leicht verständlich. Der Verfasser des Tagebuchs gehört überhaupt zu den höher Gebildeten seines Standes. Er hat den Horaz und Sallust in der lateinischen Sprache studirt, liest bei der Ueberfahrt französische Bücher, um sie in's Englische zu übersetzen und zeigt bewundernde Theilnahme für die Feststellung des zurückgelegten Weges nach den Seekarten, der Bussole und Sonnenhöhe. Dörnberg's Geschick im Entwerfen kleiner Zeichnungen erregt die Aufmerksamkeit der höheren englischen Offiziere, bei denen er wegen seiner Bildung, angenehmen Umgangsformen und militärischen Tüchtigkeit ein gern gesehener Gast war.

Aus dem Inhalt des Tagebuchs geht hervor, daß der Verfasser über gute Beobachtungsgabe und

Humor verfügt, auch verräth er warmes Gefühl für seine Leute, wenn er z. B. alles Mögliche thut, um bei der Verschiffung nach Süd-Karolina ein wenig mehr Platz für die Soldaten zu erhalten.

Seine Sympathien sind selbstverständlich da, wo die Fahnen seines Fürsten wehen, bei den Engländern, die Amerikaner betrachtet er als „Rebellen", wie das kaum anders sein kann. Eine andere Stimmung war unter den hessischen Offizieren jener Tage überhaupt nicht vorhanden, wie aus den überlieferten Tagebüchern klar hervorgeht. Nach allen militärischen Begriffen konnte gar keiner anders sich äußern. Dörnberg's Tagebuch giebt ein Bild von den Strapazen, die von den hessischen Truppen in Amerika durchgemacht werden mußten, und zeigt, was sie in deren Ueberwindung Glänzendes geleistet haben. Die Lektüre ist durchaus zu empfehlen.

Die Veröffentlichung der Aufzeichnungen Dörnberg's ist zunächst auf Schüler berechnet, wie aus der Beigabe derselben zu einem Schulprogramm zu ersehen ist. Daraus erklären sich auch die häufigen Erläuterungen der Situationen und die zahlreichen Anmerkungen zur Erleichterung des Verständnisses. Beide hier vorliegende Schulprogramme gehören zu den wenigen ihrer Gattung, die wirklich zunächst für Schüler bestimmt sind. Vielleicht ist im Einzelnen bisweilen des Guten zuviel gegeben.

Zum Schluß können wir aber erhebliche Bedenken, die uns bei der Durchsicht der Einleitung aufgestoßen sind, nicht verschweigen. Diese Bedenken sind um so gewichtiger, als Marseille's Veröffentlichungen zunächst von jungen, für die Ansichten des Lehrers besonders empfänglichen Gemüthern werden aufgenommen werden. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Seiten 4—6 der Einleitung. Willig erkennt Marseille die Tapferkeit der hessischen Truppen an. Die Ueberlassung derselben an England betrachtet er auch nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Menschenhandels, den selbst ein ordentlicher Universitätsprofessor der Geschichte noch auf der letzten Versammlung deutscher Historiker zu Halle a. S. im Frühling dieses Jahres zur großen Verwunderung vieler Theilnehmer festgehalten hat, indem er in seinem Vortrage an die glücklich überwundene Zeit erinnerte, in welcher „auf dem Marktplatz zu Kassel" die hessischen Truppen an England „verhandelt" wurden. Aber Marseille kann sich doch nicht enthalten, von dem „Handel" zu schreiben und dem Landgrafen und seiner Dynastie schwere Vorwürfe zu machen. Ein objektiver Beurtheiler ist Seume, auf den er verweist, doch sicher nicht. Mit Recht hat Preser im Eingang seiner Schrift über „Der Soldatenhandel in Hessen" den Standpunkt Marseille's angegriffen (s. Preser, S. 4—7). Gerade die Schüler unserer Gymnasien müssen zeitig zu objektiver Beurtheilung der Dinge angeleitet werden. Dieser entspricht zwar keine Verherrlichung des Landgrafen Friedrich II., aber es ist doch zu betonen, daß seine Handlungsweise aus der Politik seines Zeitalters heraus durchaus zu erklären und zu verstehen ist. Ueberlassung von Truppen an andere Mächte gegen den Bezug von Subsidien war etwas damals ganz Gewöhnliches. Speziell Friedrich II. war nicht im mindesten ein grausamer Tyrann, besonders nicht gegenüber seinen Truppen. Die einzelnen Befehle, die von ihm bei Gelegenheit der um die Wende der Jahre 1775 und 1776 angeordneten Mobilmachung erlassen wurden, liegen zum großen Theile noch vor. Aus ihnen ist zu ersehen, daß er besonders darauf bedacht war, dem gemeinen Soldaten sein Recht zu theil werden zu lassen. Wenn unsere braven Soldaten trotzdem so entsetzliche Strapazen zu ertragen hatten, lag die Schuld, soweit nicht der Verlauf des Feldzuges die Ursache war, bei den Herren Engländern. Gewiß hat der Feldzug „viel Thränen und Seufzer gekostet", aber es ist doch zu beachten, daß bei der Mobilmachung, z. B. bei der Artillerie, wie urkundlich nachgewiesen ist, das Angebot der Konstabler und Artillerieknechte ein so großes war, daß es das Bedürfniß weit überstieg. Allerdings findet das hier Erwähnte bei Marseille Berücksichtigung (so S. 6), doch wird es nicht hinlänglich stark betont. Es bleibt bei Anläufen zu einer objektiven Beurtheilung.

Personalien.

(Beamten-Personalien folgen im nächsten Heft.)

Vermählt: Bauingenieur Kuckuk zu Frankfurt a. M. mit Fräulein Bockrodt, Tochter des Eisenbahndirektors (Kassel, 23. Juni); Konzertmeister Hugo Dilcher mit Fräulein Weimar (Kassel, Juli); Kaufmann Alfred Güldenpfennig zu Staßfurt mit Fräulein Hedwig Löhr, Tochter des Kaufmanns (Kassel, 7. Juli).

Geboren: ein Sohn: Regierungsassessor von Goßler und Frau (Kassel, Ende Juni); Kaufmann Rudolf Hördemann und Frau Emilie, geb. Schnell (Kassel, Juli); Lehrer Fr. Rosenkranz und Frau Emilie, geb. Immig (Kassel, 8. Juli); eine Tochter: Kaufmann Eduard Gundermann und Frau Dora, geb. Fenner (Kassel, 30. Juni); Dr. med. Ernst Hauptmann und Frau (Kassel, 8. Juli); Amtsrichter Dr. Karl Köhler und Frau Elfriede, geb. Weise (Arolsen, 10. Juli).

Gestorben: Apotheker Karl Theodor Fischer, 73 Jahre alt (Homberg, 29. Juni); Kammermusikus a. D. Johann Andreas Panser, 73 Jahre alt (Kassel, 1. Juli); Rechnungsrath a. D. Georg Scholz, 78 Jahre alt (Salzschlirf, 6. Juli); Frau Anna Lippe, geb. Jäger (Bielefeld, 7. Juli); Kaufmann Theodor Obée, 67 Jahre alt (Kassel, 8. Juli); Gutspächter Sinning, 64 Jahre alt (Kragenhof, 8. Juli); Frau Elisabeth Brede, geb. Glor (Kassel, 9. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 15. XIV. Jahrgang. Kassel, 1. August 1900.

Ludwig Mohr †.

Hessen, trauere!
Weh', deiner treu'sten Söhne einer sank in's Grab, —
Mit Flor umhülle deine Farben „Roth und Weiß“,
All' Schmuck und Zier aus echtem „Eddergold“ leg ab,
Leg Trauer an, ach Trauer, um den Sohn, den Greis
Von „altem Schrot und Korn“.

Hessen, trauere!
Ja traure um den Greis, — nein! traure um den Mann,
Der dir allzeit getreu. Der dir „in Freud und Leid“
Stets alles gab, was nur der Beste geben kann,
Sein Herz voll Heimathlieb', ein Herz — such's weit und breit!
Von altem Schrot und Korn.

Hessen, trauere!
Beweine den Sänger vom grünen Fuldastrand,
Der dich, nur dich, besang, der deine Sagen hob,
Der manchen Eichenkranz um dich, sein Heimathland,
Um deine Helden wand, euch ehrend durch sein Lob
Von altem Schrot und Korn.

Hessen, trauere!
Dein Sänger ist verstummt. — Die Leier nicht mehr klingt,
Doch, — mahnend durch die Saiten geht — ein letzter Hauch,
Horcht, Hessen, auf den sanften Ton, eh' er verschwingt:
Bleibt treu der Heimath! bleibt, wie Mohr, nach Väterbrauch
Von altem Schrot und Korn!

Bettenhausen-Kassel, am 14. Juli 1900.

Georg Schwiening.





Ein „Klagelied“ Landgraf Philipp's in seiner Gefangenschaft.

Landgraf Philipp von Hessen wurde bekanntlich seit dem Jahre 1548 in Oudenarde in enger Haft gehalten. Bald wurde die Theilnahme für den gefangenen Fürsten rege. Es hing dies wohl damit zusammen, daß bereits um das Jahr 1550 zwischen dem Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachim II. von Brandenburg nebst anderen fürstlichen Personen geheime Unterhandlungen geführt wurden, und eben die Gefangenschaft des Landgrafen diese Verhandlungen wesentlich beeinflußte. Die beiden Kurfürsten hatten dem Landgrafen nämlich, als er sich in Halle dem Kaiser stellte, seine Freiheit verbürgt und fühlten sich vor der öffentlichen Meinung wie in ihrem Gewissen durch seine ohne Rücksicht darauf erfolgte Verhaftung schwer belastet. Zu ihrem Bruch mit dem Kaiser gab dessen beharrliche Weigerung, den Landgrafen frei zu lassen, einen Hauptgrund.

Besonders bedauert wurde das harte Geschick des Landgrafen auch in nächster Nähe des Ortes seiner Gefangenschaft. Schon im Jahre 1550 erschien in deutscher Sprache ein Lied im Druck, welches nach von Liliencron, der es in seinen „Historischen Volksliedern der Deutschen“ (Bd. 4, S. 492 ff.) zum Abdruck bringt, ursprünglich von einem vlämischen Dichter herrührt. Nach Liliencron ist es in des Landgrafen Umgebung und zu seinem Trost gedichtet und gesungen. Dies ist vielleicht etwas zu viel behauptet, es müßte zunächst nachgewiesen werden, daß in Philipp's näherer Umgebung sich überhaupt Vlämen befunden haben. Ferner erscheint es nicht gerade wahrscheinlich, daß durch dies Lied und seine Uebertragung in's Deutsche erst die Theilnahme für Philipp angeregt worden wäre, wie von Liliencron annimmt, vielmehr dürfte das Entstehen der Dichtung und ihre deutsche Uebersetzung dafür Zeugniß ablegen, daß die allgemeine Theilnahme bereits vorhanden und die Verbreitung des Liedes eine Folge derselben war, womit freilich nicht ausgeschlossen wird, daß dann durch die Verbreitung des Liedes die Theilnahme für den unglücklichen Fürsten neu geweckt wurde.

Die schöne Dichtung, die durchaus werth ist in ihrem Wortlaut in Hessen bekannt zu werden, führt die Ueberschrift: „Ein newes klaglied Philipps landgraf auß Hessen“. Ursprünglich wurde es nach der Melodie eines bekannten sangbaren Liebesliedes gesungen, welches in seiner ersten Strophe lautete:

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
seit ich mich hab gescheiden
von dir mein schatz und höchste freud,
erst merk, da ich muß scheiden,
was meiden ist; ach we der frist!
wirt mir zu lang mit schmerzen,
daß ich oft klag; es scheint kein tag,
dein wird gedacht im herzen!

Das „klaglied“ selbst lautet:

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
mein herz treibt mich zu klagen;
viel untreu, misgunst, haß und neid
ach! ich iezund muß tragen;
viel falscher list zu dieser frist
wirt mir zu lang mit schmerzen,
daß ich oft klag all nacht und tag,
doch gedenk ich meins gots im herzen.

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
in trauern bin ich sitzen,
all meine freund mir weichen weit,
stellen mich allein an die spitzen;
zu den ich mich hab stetiglich
aller ehr und trew versehen,
die thun mich gar setzen in gefar,
niemand wil bei mir stehen.

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
ach gott, wöllest mich ergetzen!
ste du all zeit auf meiner seit,
auf dich meine hoffnung setze;
sih zu, mein gott, wie ich ein spott
sei unter meinen feinden,
darumb ich ruf, ach herr, wach auf,
laß mir deine güte erscheinen!

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
wo ist es mir doch zu kommen!
all meine macht und herrlichkeit
hastu von mir genommen;
so weiß ich doch, wie tief und hoch
dein gnad sich streckt am ende,

wie weit und breit reicht dein barmherzigkeit;
dein tröster wollst mir senden!

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
in hoffnung thu ich harren,
viel gedanken mir zu herzen leit,
ach gott! kehr umb dein karten!
für wider umb sonder all krümb
mich zu meim land und leuten
und auch zu mein kinderen heim,
ach gott thu für mich streiten!

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
möcht ich mein hörnlein schellen
in jegers weis nach gutem brauch
zu holz und auch zu felde
und gottes wort — mein höchster hort —
in meim land hören klingen
und hüten fein die scheflein mein
und gott sein lob thun singen!

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
gott wöll mir öffen sein ohren
und wol nach seinem willen bereit
sein, mein rüfen zu hören!
herz, sinn und mut, leib, leben und gut
hab ich ihm gar ergeben,
ich bins gewiß zu dieser frist,
er wirt wol vor mich streben.

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
in Brabant bin ich warten
auf verheißen gnad und geleit
in meinen ersten auffarte.
Wie woll itzt mich unfall anficht,
doch wil ich nicht verzagen,
in geduld und still auf gesetztes zil
mit gott wil ichs frölich wagen.

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
doch mit Job wil ich sagen,
gott gab, gott nam; in lieb und leid
sein vormischt all unser tage;
wie es gott vorfügt, als es sich schickt
alles auf dieser erden;
wie es got gefelt, als ers gestelt,
sunst kans nicht anders werden.

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
in Ubenar in der mauren
bin ich in elend und in leid
mit schwerem mut und trauren;
doch wil ich zwar mich ganz und gar
auf gottes gnaden und güte
verlassen dar und all mein gfar
befehln in gottes schutz und hute.

Schwer langweilig ist mir mein zeit,
gott schaffs nach seinem willen!
ade mein kinder, mein land und leut,
bitt gott, daß er wöll stillen
sein billichen zorn, den mir an aufhöre
haben allesampt mit sünden
erweckt: iedoch so wünsch ich euch noch
gott bescher euch viel seliger stunden!

Unbedingt haben wir eine Dichtung von dauerndem poetischen Werth vor uns. Derartige zeitgenössische volksthümliche Lieder lassen am besten erkennen, wie der darin Besungene zu seinen Lebzeiten beurtheilt wurde. In dem Gedicht ist nichts mehr von dem Uebermuth gesagt, der dem Landgrafen einst vorgeworfen wurde, als er gegen den Kaiser zu Felde zog, nichts von seinem Trotz gegen kaiserliche Majestät (s. Nr. 14, S. 175). Die geistige Bedeutung unseres Fürsten wird offen anerkannt, die die seiner vormaligen Bundesgenossen weit überragt (s. Strophe 2 und 4). Die Gottergebenheit, mit welcher er sein schweres Schicksal zu tragen weiß, wird unumwunden in den Vordergrund gestellt. Daß der unbekannte Dichter der evangelischen Lehre zuneigte, ist allerdings wohl zu glauben, daß er aber die alte Kirchengemeinschaft bereits verlassen hatte, möchte sich deshalb doch noch nicht behaupten lassen.

Soviel steht jedenfalls fest, Landgraf Philipp war ein Fürst, der von seinen Zeitgenossen zu den bedeutendsten fürstlichen Persönlichkeiten gezählt wurde. Also hat die heutige Zeit allen Anlaß, sein Andenken in Ehren zu halten.

W. G.

Freiherr Karl Rivalier von Meysenbug,

kurfürstlich hessischer Staatsminister.

Von Hermann Freiherrn von Meysenbug-Lauenau.

(Schluß.)

Am 4. Mai 1831 schreibt Meysenbug einem seiner Söhne:

„Ueberhaupt glaube ich Dir gern, daß Vorwürfe aller Art mich treffen; es ist ja jetzt die Zeit dazu. Doch habe ich über deren Grund ein ruhiges Gewissen."

Am 27. August 1831 schreibt er an denselben Sohn:

„Womit habe ich alle diese Schläge des Schicksals verdient? — Ich trage das beruhigende Bewußtsein in mir, redlich, treu und uneigennützig stets gehandelt zu haben — und was ist mein Lohn?“

Ferner am 7. Dezember 1831:

„Wenn ich mein stürmisches Leben überblicke, so fühle ich mich trotz aller Anfeindungen vieler meiner Landsleute beruhigt in meinem Gewissen!“

Aehnliche Auslassungen finde ich noch in zwei späteren Briefen; so in einem vom 21. August 1834, worin es heißt:

„Ich bin jederzeit bereit, vor dem zu erscheinen, welcher meine Handlungen gerecht beurtheilen und nach seiner Gnade richten wird; daher das Urtheil der Menschen mich nicht kümmert. Aber für solchen Fall baue ich darauf, daß meine theuern Hinterlassenen zusammenhalten und durch gegenseitige Liebe und Einigkeit das Andenken eines Vaters ehren werden, welcher — giebt es anders dort Rückblicke auf das hier — segnend herabsehen wird auf den Kreis seiner Lieben, die sich geschwisterlich umschlingen.“

So lauten die Auslassungen, die nach den bittern, unverdienten Kränkungen, die Meysenbug erfahren hatte, in seinen Briefen der spätern Zeit rücksichtlich derselben zu finden sind.

Außer diesen nehmen noch zwei darauf Bezug, welche die Besorgniß, daß seiner Familie aus den gegen ihn gerichteten Umtrieben Schaden erwachsen könne, zum Ausdruck bringen.

So schreibt er unter dem 11. Juni 1831:

„Und unsere Familie, warum sollte sie gerade den Machinationen boshafter Menschen unterliegen? Man sage, was man wolle, haben wir wohl unbescheidene Ansprüche gemacht? Du weißt es am besten, daß ich keine Schätze sammelte, daß ich meine Familie, meine Söhne Niemanden in den Weg treten ließ!“

Und in einem Briefe vom 8. Juli 1831:

„Mein guter Sohn, solltest Du um meinetwillen auch persönliche Kränkungen erfahren! Was wollen denn die bösen Menschen?! — Wenn ich fort bin, werden sie vielleicht erkennen, was ich gewirkt habe. Und wie gerne ginge ich nicht! Habe ich doch wahrlich der Freuden wenig, der Leiden viel!“

Schließlich füge ich hier noch die Worte an, welche Meysenbug am 29. August 1831 an den Obervorsteher, Herrn von Trott, richtete als Antwort auf ein Schreiben des letzteren, in welchem er Meysenbug von den Gerüchten, daß derselbe einen verhängnißvollen Einfluß auf den Kurfürsten ausübe, Mittheilung macht. Das Antwortschreiben Meysenbug's lautet:

„Ew. Hochwohlgeboren vorgestriges Schreiben persönlich zu beantworten, bin ich leider verhindert. Daher erwidere ich hiermit schriftlich, daß ich von jeher nach meiner geprüftesten Ueberzeugung und nach meinen besten Kräften gehandelt habe und deshalb in meinem Innersten völlig beruhigt und nächst Gott nur meinem gnädigsten Herrn und meinen Vorgesetzten Rechenschaft schuldig, über alle die jetzt so häufig an mich herantretenden lügenhaften Beschuldigungen aber erhaben bin.“ —

Ueber die „Krawalle“ des Jahres 1831 und die sich an dieselben für Meysenbug anknüpfenden Ereignisse spricht sich ein Brief der Frau Meysenbug's an einen ihrer Söhne, wie folgt, aus:

„Gottes Güte hat den Vater in der großen Gefahr und Noth auch nicht einen Moment Muth und Besonnenheit verlieren lassen und ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich im Bunde mit dem getreuen, vortrefflichen Fritz alles gethan, alles aufgeboten habe, um den guten Vater aufrecht zu erhalten und ihm Trost und Stütze zu sein. Wilhelm hat, wie er mir sagte, Dir die ewig unvergeßlichen Tage, den letzten Montag und den Dienstag, geschildert. Wahrscheinlich hat er Dir auch gesagt, daß man die grausame Niedrigkeit so weit getrieben hat, den armen Fritz zum Boten der scheußlichen Schrift zu machen, worin man den Vater mit verläumderischen Schmähungen und schimpflichen Vorwürfen überhäuft und von ihm verlangt, daß er eine Stelle niederlege, die er durchaus nicht behalten solle und dürfe. Der Vater hat es für seine Pflicht gehalten, noch an demselben Tage sein Abschiedsgesuch einzureichen, allein es ist bis diesen Augenblick sein Schicksal noch nicht entschieden. Der Kurfürst hatte einen Brief an den Ministerpräsidenten von Schenk beigelegt, da nach der Konstitution die Minister darüber berichten müssen, wenn einer derselben den Abschied verlangt. — So viel ist klar: man will den Vater los sein. — Was daraus werden wird, weiß nur Gott allein!

Ueber die Auftritte des Dienstags laß mich schweigen. Ich flüchtete mich mit den beiden Kleinen zu W., weil so hoch die Steine nicht reichten. —

Des Vaters und unser aller Entschluß war: fort von hier — allein, wohin sich wenden in diesen unruhevollen, bewegten Zeiten! — Nach langem Sinnen wurde endlich beschlossen,

daß ich mit den Kindern auf einige Zeit nach Dresden gehen solle. — — — — — — —

Der größte Theil unserer Sachen ist schon gepackt und geordnet, allein ich gehe keinen Schritt von hier, bis ich erst über die Zukunft des theuern Mannes beruhigt bin, der für uns, für seine Familie, Alles trägt, was das Geschick ihm so unverschuldet auferlegt."

Daß doch auch einige Leute sich nicht von der künstlich aufgestachelten, gegen Meysenbug gerichteten Wuth mit fortreißen ließen, sondern die Sachen mit tiefer blickenden Augen anzusehen wußten, dafür legt ein Brief des damaligen hessischen Gesandten in Berlin, welcher auf die Nachricht von der Einreichung des Entlassungsgesuchs Meysenbug's hin an den letzteren gerichtet war, Zeugniß ab. Derselbe lautet:

„Unmöglich vermag Ew. Excellenz ich es zu schildern, wie sehr die Nachricht von Ihrem gänzlichen Ausscheiden aus dem Staats-Dienste mich überrascht und zugleich betrübt hat; und nicht versagen kann ich es mir, Ihnen meine schmerzlichen Gefühle hierüber auszudrücken. Seit beynahe 14 Jahren in ununterbrochenen dienstlichen Beziehungen zu Ew. Excellenz fällt es mir schwer, den Gedanken zu fassen, daß diese Beziehungen, die mir so theuer und werth geworden, ferner nicht mehr bestehen sollen; aber noch schmerzlicher wird mir dieser Gedanke, wenn ich damit alle die zahllosen Beweise freundlichen Wohlwollens in Verbindung bringe, welche Sie während dieser langen Reihe von Jahren nicht ermüdeten, mir zu Theil werden zu lassen, und die in denen oft recht schwierigen Verhältnissen, vor die mich die Ereignisse stellten, mein Trost waren.

Wenn lange, schwierige Dienst-Verhältnisse ohne Zweifel Anspruch auf eine endliche ruhige Existenz in spätern Jahren geben, so sind Ew. Excellenz in dem Falle, die höchsten Anforderungen an eine solche machen zu dürfen; und zuversichtlich gebe ich mich der Hoffnung hin, daß die Vorsehung Gerechtigkeit üben und Ew. Excellenz und allen den Ihrigen den reichlichsten Ersatz für die Vergangenheit bieten wird. Was mich aber anbelangt, so wollen Ew. Excellenz mir gestatten, Ihnen die Versicherung, daß ich, so lange ich lebe, von inniger Dankbarkeit und Anhänglichkeit gegen Ew. Excellenz, zugleich aber auch von den heißesten Wünschen für Ihr und der Ihrigen Wohlergehen erfüllt seyn werde, darbringen und damit die Bitte verbinden dürfe, mir Ihr Wohlwollen, dessen ich mich wissentlich wahrlich niemals unwürdig machte, auch in Zukunft erhalten zu wollen. Indem ich dann diesen Zeilen noch die Versicherung von dem fortdauernden Wohlseyn Ihrer hiesigen Herrn Söhne hinzufüge, habe ich die Ehre, sie in denjenigen Gesinnungen treuer Ergebenheit und respektvollster Verehrung zu schließen, worin ich unwandelbar verharre als Ew. Excellenz unterthäniger Wilkens."

Die Angelegenheit lief schließlich darauf hinaus, daß Meysenbug sein Amt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten niederlegte, dagegen als Minister in außerordentlichen Diensten des Kurfürsten diesem attachirt blieb. In dieser Stellung verharrte er bis an sein Lebensende. Ihr opferte er in seinen alten Tagen alle Bequemlichkeiten des von ihm über alles geschätzten Familienlebens. Des Kurfürsten Lebensweise, die ihn nie lange an einem Orte verweilen, sondern den Aufenthalt häufig wechseln ließ, sowohl wie auch finanzielle Rücksichten forderten, daß Meysenbug fast stets von seinem ihm so theuern Familienkreise getrennt lebte. Das beste Zeugniß aber, welches der Unbescholtenheit seines Charakters und der Redlichkeit seiner Bestrebungen ausgestellt werden kann, legen außer den schon weiter oben erwähnten Beziehungen, welche die Kurfürstin mit ihm unterhielt, die Beweise der Anerkennung, die ihm von Seiten des Kurprinzen-Mitregenten zu Theil wurden, ab. Ich erwähnte schon, daß von Seiten der Leute, denen ein tieferer Einblick in die Verhältnisse gestattet war, das Verhalten Meysenbug's vollste Würdigung fand. Zu diesen Leuten gehörte auch der Kurprinz-Mitregent, obwohl er im Verein mit seiner Mutter der natürliche Widersacher der Gräfin Reichenbach war. In vollster Erkenntniß der Begabung, Arbeitskraft und Charaktereigenschaften Meysenbug's hegte er den Wunsch, Meysenbug dem aktiven Staatsdienste wiederzugewinnen, und ließ ihn verschiedentlich auf seine Geneigtheit, wiederzukommen, sondiren. Ein Brief Meysenbug's an seinen Sohn sagt darüber:

„Gestern ist auch schon F. bei mir gewesen. Er hat mir nur in Beziehung auf meine gewünschte Rückkehr nach Kassel vorgesprochen. Ich entgegnete ihm, daß man meine Entfernung dort gewünscht und ich solche bewerkstelligt habe. Jetzt hätte ich alles Geschehene vergessen und mich darüber beruhigt. Man solle mir diese Ruhe gönnen und mich nicht als Spielball der kämpfenden Partheien verlangen, wozu ich mich auf keinen Fall hergeben würde. Ich sei nach meinem Abschiede aus dem Staatsdienste nur auf ausdrücklichen

Wunsch und Befehl Sr. Königl. Hoheit des Kurfürsten Allerhöchstihm zur Seite geblieben. —"

Trotz dieser ausgesprochenen Abneigung Meysenbug's, wieder nach Kassel zurückzukehren, sah der Kurprinz-Mitregent doch in dem Ausharren Meysenbug's bei seinem Vater ein werthvolles Unterpfand fortdauernder, wenigstens erträglicher Beziehungen innerhalb des hessischen Fürstenhauses und somit nach der Seite hin wenigstens ungestörter Weiterentwickelung der Verhältnisse. Dies zeigte sich, als im Herbste 1835 Meysenbug seinen Herrn noch einmal bitten zu müssen glaubte, ihn aus allen Dienstverhältnissen zu entlassen.

Von allen Seiten, denen die Verhältnisse bekannt waren, wurde Meysenbug bestürmt, von dem Bestehen auf seinem Entschlusse abzulassen.

Ein Mitglied des großherzoglich hessischen Hauses äußerte einem Sohne Meysenbug's gegenüber:

„Viel Schlimmes ist geschehn. Ihr Herr Vater ist derjenige, dem wir alle es danken müssen, daß nicht noch Schlimmeres geschah. Er ist auch der einzige, der das für die Zukunft zu hindern vermag." —

Aus dieser Zeit stammt ein Brief des Flügeladjutanten des Kurprinz-Mitregenten von Helmschwerd an Meysenbug, der folgenden Wortlaut hat:

„Mein verehrtester Freund! Es haben sich seit einiger Zeit so mancherlei Gerüchte über Ihre Stellung zu Sr. Königl. Hoheit dem Kurfürsten verbreitet, daß ich in nicht geringer Beunruhigung mich darüber befand, die erst dann sich einigermaßen minderte, als ich durch das Hauß Rothschild vor Kurzem erfuhr, es werde die Sache sich wieder auf Ihnen zusagende Weise ausgleichen lassen. Geschähe dies nicht, dann wüßte ich wirklich nicht, was aus dem ganzen Verhältnisse werden soll! Auch Se. Hoheit der Kurprinz war sehr unangenehm durch das Ereigniß berührt und besorgte eine nachtheilige Einwirkung auf das Verhältniß zwischen Vater und Sohn.

Haben Sie, mein verehrtester Freund, die Güte, mich recht bald von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen und mich und Ihre Freunde zu beruhigen. Bis dahin enthalte ich mich jeder Geschäftserwähnung, um nichts zu berühren, was möglicher Weise nichts nützt. Niemand gönnt Ihnen übrigens mehr eine gemüthliche Ruhe, wie ich, der ich nachgerade anfange, mich ebenwohl danach zu sehnen.

Schreiben Sie recht bald Ihrem unveränderlich treuen v. H." —

Nach diesem letzten Schritte zur Lösung eines Dienstverhältnisses, welches hinsichtlich der damit verknüpften Schwierigkeiten, Sorgen und Kämpfe ganz geeignet war, die Widerstandsfähigkeit auch des pflichtgetreuesten, geduldigsten Mannes zu erschöpfen, unternahm Meysenbug keinen neuen mehr. Er harrte bis zum Tode, der ihn fast gleichzeitig mit seinem Herrn ereilte, in dessen Dienste aus, trotzdem Anerbietungen von Preußen, Württemberg und einem der kleinen deutschen Staaten zum Eintritt in den dortigen Dienst, welche ihm in jeder Beziehung eine Verbesserung seiner Lage verhießen, an ihn herantraten.

Es mag gefragt werden, was Meysenbug bestimmen konnte, trotz aller der vielen ihn treffenden Anfeindungen und Verläumdungen an der Seite des Kurfürsten auszuharren, wenn nicht das Streben nach äußeren Ehren, Macht und Reichthum? Ich denke, das Spiegelbild, welches aus den vorstehenden Aufzeichnungen dem Leser derselben entgegentritt, giebt darauf hinreichend Antwort. Meysenbug hielt es für „ehrenwerth", in Stürmen und Wettern bei seinem fürstlichen Herrn und Freunde auszuharren, treu dem diesem geleisteten Eide, und auch nicht zu zögern, die Beschimpfungen, die ihm die Handlungen seines Herrn zuzogen, ruhig über sich ergehen zu lassen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kurfürst dies tief empfand, und ebenso der Kurprinz, die Kurfürstin und alle die, welche die Verhältnisse zu ergründen in der Lage waren.

Auf das Verhältniß des Kurfürsten zu seinem treuesten Diener wirft folgender Passus aus einem Briefe der Frau Meysenbug's an einen ihrer Söhne ein Streiflicht:

„Du kannst Dir denken, wie unmuthig der Vater, an Krankseín gar nicht gewöhnt, ist; wie er anfangs sich gar nicht finden wollte in die Nothwendigkeit, zu Hause zu bleiben, die ihm bei seiner ununterbrochenen Thätigkeit und Beweglichkeit erst gar nicht ausführbar schien. Sein Kummer, daß es in allen Geschäften eine Stockung geben könnte, wird in etwas gemildert durch die große und innige Theilnahme seines Herrn, der ihn jeden Tag ein, zwei, auch zuweilen drei Mal besucht und sich wirklich so beweist, daß man des Vaters große Liebe und Anhänglichkeit für ihn natürlich finden muß!" —

In gleicher Weise wird dies Verhältniß durch den Schluß eines Briefes des Kurfürsten an Meysenbug beleuchtet. Es heißt dort:

„Ich kann es wohl sagen, daß ich Sie nicht als Diener, sondern als einen wahren Freund ansehe. Ihr Wilhelm, Kurfürst."

Wie wenig dies Verhältniß durch die Gräfin Reichenbach beeinflußt wurde, geht daraus hervor, daß nach dem Tode der Gräfin dasselbe ungetrübt fortdauerte.

Es blieb auch während der später erfolgenden dritten Verheirathung des Kurfürsten und bis zu dessen Tode unverändert bestehen.

Manchem mag unbegreiflich erscheinen, daß Meysenbug es nicht unternahm, die gegen ihn erhobenen falschen Anklagen und gegen ihn gerichteten Verläumdungen zu widerlegen und auch nie zugeben wollte, daß dies zu seinen Lebzeiten von anderer Seite geschah.

Er richtete sein Denken und Handeln stets im Sinne des Ausspruchs Hippel's ein:

„Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es verzehrt Deinen Kummer, ist ein Brunnen, wenn Dich dürstet, ein Stab, wenn Du sinkst, ein Schirm, wenn Dich die Sonne sticht, ein Kopfkissen im Tode!" —



Jakob Hoffmeister in Wien.

Nach den von Hoffmeister hinterlassenen Aufzeichnungen mitgetheilt von W. Bennecke.

Jakob Hoffmeister, der bekannte hessische Gelehrte, welcher 1893 hochbetagt in Kassel gestorben ist, war in seiner Jugend durch die innigste Freundschaft mit dem Komponisten Hugo Stähle verbunden. Die Größe dieser Freundschaft ging sogar so weit, daß Hoffmeister, der beim Landgericht in Kassel im Staatsvorbereitungsdienst stand, sich einen unbestimmten Urlaub nahm, um für Stähle, der damals zwar erst 18 Jahre zählte, aber schon in weiteren Kreisen als trefflicher Musiker bekannt war, in Wien eine tonkünstlerische Wirksamkeit auszumitteln. Bei den Versuchen, eine unter Spohr's Leitung am Kasseler Hoftheater bereits zur Aufführung gelangte Symphonie auch dort an die Oeffentlichkeit zu bringen und infolge einer regen journalistischen Thätigkeit, die Hoffmeister selbst sofort in der Kaiserstadt entwickelte, kam er in näheren Bezug zu vielen interessanten Persönlichkeiten, über welche er in einer handschriftlichen Schilderung seines Wiener Aufenthaltes bemerkenswerthe Mittheilungen macht. In nachfolgendem Auszug seien dieselben als Beitrag zu Hoffmeister's Lebensgeschichte wiedergegeben.

Am 19. Juli Abends in Wien angekommen, stieg Hoffmeister im „Schwarzen Adler" ab und ließ in den ersten Tagen die Aeußerlichkeiten Wiens in vollem Maße auf sich einwirken, wozu er bei seiner Suche nach einer Privatwohnung die beste Gelegenheit hatte. „Dies war jedoch", schreibt Hoffmeister, „eine um so lästigere Aufgabe, als Wohnungen für einzelne Herren im eigentlichen Wien immer nur in den höchsten Etagen, d. h. sieben Stiegen hoch, zu haben sind. Man hat deshalb eine sehr ermüdende Fußreise gemacht, wenn man 20 oder 30 solcher Wohnungen erstiegen und doch keine passende gefunden hat, wie es mir begegnete. Endlich fand ich eine bleibende Stätte für die nächsten Monate in der Waggasse, gleich neben dem Palaste des später als Kaiser von Mexiko so unglücklichen Erzherzogs Maximilian, in einem sehr großen, schönen Hause mit Treppenstufen aus rothem Porphyr, eine Stiege hoch, wenn auch nach einem der drei Höfe gehend, in welchen täglich die von Pferden gezogenen, volltönigen Drehorgeln die neuesten Opernsachen zu hören gaben, meist Melodien aus den sehr bald wieder verklungenen Opern des Engländers Balfe. Solche Häuser mit mehreren Höfen kennt man nur in Wien, ich wenigstens traf sie nur dort und hörte von dem Hausmeister, daß 54 Familien in diesem kasernenartigen Gebäude wohnten, und doch giebt es noch größere. Das größte von allen war damals das der Stadt gehörige und mitten in Wien gelegene sogenannte Bürgerspital, welches jährlich mehr als 200 000 Gulden Münze Miethe der Stadt eintragen und mehr als 220 Wohnungen enthalten sollte. Dasselbe umfaßt ein ganzes Stadtquartier und hat acht oder neun Höfe, welche ich durch meinen Besuch bei dem Lustspieldichter Bauernfeld kennen lernte, dessen Wohnungsadresse ich noch unter meinen Papieren aufgefunden habe und welche lautet: Bürgerspital, Hof 8, Stiege 13 (d. h. Treppeneingang 13 dieses Hofes), Stock 3, Thür 139. Dabei waren auch noch alle Höfe mit kleinen Waarenbuden versehen. Die Auffindung von Wohnungen selbst hervorragender Persönlichkeiten gehörte in Wien zu den größten Unbequemlichkeiten. Man hatte zwar gedruckte Adreßbücher, aber über jeden Stand verschiedene, für Militärs, Beamte, Kaufleute u. s. w.,

und dies machte die Sache noch schwieriger, sodaß selbst die Post nicht immer auszuhelfen wußte. Mit Adressen war es überhaupt ein eigen Ding, denn wenn ich einen Wiener um die Wohnung eines bekannten Mannes bat, den ich besuchen wollte, so wußte er mir selten dieselbe anzugeben, dafür bezeichnete er mir aber sehr bestimmt und zuverlässig das Kaffeehaus, wo der Gesuchte jeden Nachmittag zu treffen war und zwar so sicher, daß nur Krankheit ihn von dort zurückhalten konnte. Selbst Freunde trafen sich meist nur da und kannten gegenseitig ihre Wohnungen nur selten, auch die Briefträger brachten die Postbriefe an die Adressaten vielfach nur in die ihnen bekannten Kaffeehäuser derselben, wo sogar geschäftliche Sprechstunden abgehalten wurden. Meinen Hauswirth, den Dichter Otto Prechtler, k. k. Konzipisten, habe ich während der ganzen Zeit, in welcher ich bei ihm wohnte, und es waren fünf Monate, meines Wissens nur zweimal in seinen vier Wänden gesprochen. Er kam regelmäßig erst um Mitternacht nach Hause und wir sahen uns deshalb nur in einem Theater oder in einem Konzertsaale. Sein Kaffeehaus war mir fremd und ich selbst besuchte Kaffeehäuser eigentlich nur dann, falls ich brieflich dorthin eingeladen wurde, was mein Freund Ritter Ferdinand von Seyfried zuweilen that, wenn er mich gern in irgend ein Theater zu einer besonderen Vorstellung führen wollte." Ebensowenig wie Hoffmeister sich etwas aus den Kaffeehäusern machte, fand er Geschmack an dem Wiener Leben im Wurstl-Prater, dagegen fühlte er sich zu gemüthlicher Häuslichkeit hingezogen, wie er solche in der Familie des Gesanglehrers Hauser und des lutherischen Predigers Paur fand. Paur's Sohn Ernst, damals ein eben herangewachsener Jüngling, war später der in England hochgefeierte Klaviervirtuos. Im Paur'schen Hause wurde Hoffmeister endlich auch mit saurer Milch erquickt, nach welcher er seit seiner Abreise von Kassel Verlangen getragen hatte, ohne bis dahin eine Schüssel dieser doch so einfachen Kost erhalten zu können. Besonders wohl und heimisch fühlte unser Reisende sich in dem in der Umgebung der Kaiserstadt gelegenen „grünen Lusthaus", einer Art Försterei, nicht sowohl, weil man dort den besten Kaffee trank, sondern vielmehr, weil man von da auf ein Gebirge sieht, welches an den Habichtswald bei Kassel täuschend erinnert. Dieser Umstand veranlaßte ihn, einen Kasselaner dorthin zu führen, und auch von ihm fand er sein Urtheil bestätigt. Es war dies Dr. Adolf Härnier. Ein anderer Kasselaner, den Hoffmeister bei seinem ersten Spaziergang auf der Bastei traf, war Pfarrer Ernst, der einzige reformirte Prediger Wiens. „Er war der Sohn des Generalsuperintendenten Ernst in Kassel, welchen ich so oft in der reichen Familie Rausch zu treffen das Vergnügen hatte und an dessen gemüthvolle, menschenfreundliche Unterhaltungen und wohlwollende Gesinnungen ich die schönsten Erinnerungen bewahre. Mir ist in meinem Leben niemals eine schmeichelhaftere Auszeichnung zu Theil geworden, als durch ihn und so kann ich dieselbe aus Dankbarkeit nicht unerwähnt lassen, da sie eben so gewandt wie gütig war. Ich stellte ihm nämlich in einer großen Tanzgesellschaft bei seinem Schwiegersohn, dem damaligen Oberbürgermeister Arnold zu Kassel, den jungen musikalischen Künstler Hugo Stähle als meinen Freund vor, und sofort sagte der liebenswürdige Greis: ‚Ihr Freund? das ist die beste Empfehlung für ihn!'" Obwohl Hoffmeister sich vorgenommen hatte, den Pfarrer Ernst*) in Wien nach der zufälligen Begegnung auf der Bastei allernächst zu besuchen, so geschah dies erst in den letzten acht Tagen seines Wiener Aufenthaltes, um mündliche Nachrichten an seine Anverwandten in Kassel übermitteln zu können. Umsomehr verkehrte Hoffmeister aber bei der Familie Hauser. Franz Hauser, der Vater, war unter Wilhelm II. in Kassel als Bariton engagirt gewesen, und den jungen Moritz Hauser hatte er als einen Schüler Spohr's und Hauptmann's kennen gelernt. „Hauser ertheilte nun Gesangsunterricht, besonders solchen jungen Leuten beiderlei Geschlechts, welche sich für das Theater ausbilden wollten. In Wien ist aber von diesen ein so großer Andrang, daß man glauben sollte, Wien sei eine Geburtsstätte von jungen Theatertalenten. Hauser's Gattin war eine Tochter des einst in Göttingen geschätzten Professors Böhmer; sie hatte sich alle ihre norddeutschen Frauentugenden in dem südlichen Wien erhalten und eine Häuslichkeit um sich geschaffen, welche jeden Fremden, und selbst den lockeren Wiener, entzückte. Außer dem bereits erwähnten Sohne Moritz hatte das Hauser'sche Ehepaar noch einen jüngeren Sprößling, Joseph, einen reizenden Jüngling von 16 Jahren, welcher kleineren Knaben Geigenunterricht ertheilte, meist in der Küche, dem gewöhnlichen Wiener Wohnungsentrée, indem er selbst mit seiner Geige auf dem Heerd oder auf einem höheren Küchentische saß. Dabei war er noch so kindlich unschuldig, daß er nur für Kindermärchen schwärmte und fast nichts

*) Pfarrer Ernst war mit einer Dame aus Triest verheirathet. Sein Bruder Rudolf war Rittmeister bei den kurhessischen Husaren.

Anderes las. Später wurde er zum Theatersänger ausgebildet und fand zu Karlsruhe ein günstiges Engagement, woselbst er vielleicht noch jetzt lebt und singt. Der andere Sohn, Moritz, wurde bezüglich seines Talentes für Musik und Komposition überschätzt und als Kapellmeister eines obscuren kleinen Provinztheaters zur Ausarbeitung einer Oper hingedrängt, deren Text, wie ich später von Hauptmann hörte, eine männliche Preciosa zum Gegenstand hatte. Ihre Aufführung in Leipzig machte aber ein so niederschmetterndes Fiasko, daß bei der angekündigten zweiten überall üblichen Aufführung das Haus vollständig leer geblieben war und eine Wiederholung unmöglich wurde. Moritz Hauser starb sehr bald an einer Krankheit, welche durch den Mißerfolg seiner Erstlingsoper veranlaßt sein mochte. Er war ein höchst liebenswürdiger Jüngling und ein feiner Geiger, welchen ich in Kassel wie in Wien sehr oft im Quartettspiel bewundert habe. Franz Hauser wurde nach einigen Jahren an das Konservatorium zu München als Gesanglehrer und Vorstand berufen, mit dem Michaelsorden dekorirt und starb am 14. August 1871 zu Freiburg im Breisgau. An Hauser sind diejenigen Briefe von Moritz Hauptmann gerichtet, welche Alfred Schöne 1871 in zwei Bänden zu Leipzig erscheinen ließ."

„**Franz Grillparzer**, der bekannte Dramatiker, von dessen Tragödien in der neuesten Zeit wieder einige auf der Bühne erschienen: Medea, Sappho und sogar die unheimliche Ahnfrau, war wohl eine der ersten Dichtergrößen, welche ich persönlich kennen lernte. Ich fand ihn als Archivar irgend eines k. k. Hofarchivs zwischen staubigen Aktenreposituren in Thätigkeit, ziemlich ernst, aber doch nach und nach angeregt, entstäubt und gesprächig. Er kam sehr bald auf Ludwig van Beethoven zu sprechen und sagte, daß er in dessen letzten Lebensjahren dessen bester Freund und täglicher Umgang gewesen sei, indem Beethoven wegen seiner fast gänzlichen Taubheit nur noch mit wenigen älteren Freunden hätte verkehren können und neue Bekanntschaften ängstlich vermieden habe. Beethoven sei mit seiner zunehmenden Schwerhörigkeit auch in seinen Kompositionen immer dunkler und unverständlicher geworden, weil er es habe dahin bringen wollen, mit den Tönen nicht nur allgemeine Gefühle und Gedanken, sondern auch bestimmte Worte auszudrücken, und sei an diesem Bestreben selbstverständlich gescheitert und immer weiter zurückgegangen, wie solches seine neunte Symphonie beweise, von welcher bekanntlich auch Louis Spohr in seiner Selbstbiographie sagt, es gebe zwar Leute, welche behaupteten, sie verständen sie, es sei aber Selbsttäuschung. Als ich Grillparzer im Dezember meinen Abschiedsbesuch machte, schrieb er für mein Album folgende Verse:

In der Kunst, so wie im Glauben,
Ist Dreieinigkeit das Wesen
Von dem Letzten, Höchsten, Einz'gen.
Wen das Wahre nicht erleuchtet
Und das Gute nicht erlöset
Von des alten Uebels Banden,
Der wird nie das Schöne schaffen;
Zeigt gleich in verschiedenen Gestalten
Jede sich der drei Gewalten,
Nur aus der Vereinten Chor
Geht das Göttliche hervor. —"

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der zweiten Hälfte des Monats Juli.

Am 16. Juli 1541 erhielt die Universität Marburg den kaiserlichen Bestätigungsbrief.

Am 16. Juli 1663 verstarb Landgraf Wilhelm VI. zu Kloster Haina.

Am 16. Juli 1761 wurden die Franzosen bei Willingshausen von den Verbündeten unter den Generalleutnants von Wutginau und von Gilsa geschlagen.

Am 17. Juli 1621 stiftete Graf Ernst von Schaumburg die Universität Rinteln.

Am 18. Juli 1607 erfolgte die Gründung der hohen Landesschule in Hanau, einer zwischen Universität und Gymnasium in der Mitte stehenden Bildungsanstalt, die erst im 19. Jahrhundert und zwar völlig erst im Jahre 1817 in ein Gymnasium umgewandelt wurde.

Am 18. Juli 1610 schlossen die Grafenhäuser von Hanau-Münzenberg und von Hanau-Lichtenberg ihre Erbverbrüderung, infolge deren das letztere das erstere beerbte.

Am 18. Juli 1743 verstarb der hessische Geschichtsforscher Johann Hermann Schmincke.

Am 18. Juli 1809 wurde Oberst Emmerich auf dem Forst vor Kassel erschossen.

Am 19. Juli 1504 wurde Homburg vor der Höhe von Landgraf Wilhelm II. in Besitz genommen.

Am 19. Juli 1809 wurde Hofrath Professor Dr. Sternberg aus Marburg auf dem Forst erschossen.

Am 20. Juli 1573 erließen die Söhne Philipp's des Großmüthigen, Wilhelm IV., Ludwig, Philipp und Georg, die Kirchenordnung, welche im großen Ganzen die Grundlage der Kirchenordnung von 1657 bildete.

Am 21. Juli 1426 erließen Erzbischof Konrad von Mainz und seine Bundesgenossen gegen den Landgrafen Ludwig I. den Friedfertigen ihren Fehdebrief, weil der Landgraf nicht gewillt war, auf die ihm verpfändete Grafschaft Waldeck gegen Rückzahlung der Verpfändungssumme von 22 000 fl. zu verzichten.

Am 23. Juli 1168 starb Abt Markward von Fulda, der Wiederhersteller der Abtei, zu Bischofsheim bei Hanau.

Am 23. Juli 1427 erfocht Landgraf Ludwig I. bei Großenglis einen glänzenden Sieg über Erzbischof Konrad von Mainz. „Hie Landgraf oder keiner mehr."

Am 23. Juli 1427 wurde der spätere Hofmeister Hans von Dörnberg, der bedeutende hessische Staatsmann der Landgrafen Heinrich III. und Wilhelm III., der Begründer des Ansehens und der Macht der Familie von Dörnberg († 1506), geboren.

Am 23. Juli 1758 kämpfte der hessische General Prinz von Ysenburg-Büdingen bei Sandershausen ruhmvoll gegen die französische Uebermacht unter Marschall Broglie.

Am 23. Juli 1892 wurde das von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde gestiftete Hessendenkmal auf dem Sandershäuser Berge feierlich eingeweiht. Dr. Karl Schwarzkopf hielt die Festrede über die Schlacht bei Sandershausen am 23. Juli 1758.

Am 24. Juli 1241 starb Konrad, Landgraf von Thüringen, Hochmeister des deutschen Ordens.

Am 24. Juli 1762 wurden die Franzosen und Sachsen unter Prinz Xaver von Sachsen von den Verbündeten bei Luttermberg geschlagen.

Am 25. Juli 1474 begann die für die hessischen Waffen so ruhmvolle Belagerung von Neuß durch Karl den Kühnen von Burgund.

Am 26. Juli 1556 schloß Landgraf Philipp der Großmüthige mit dem Abt Michael von Hersfeld den Vertrag, durch welchen die Hälfte des Amtes Landeck an Hessen kam.

Am 26. Juli 1643 schloß die Landgräfin Amelia Elisabeth von Hessen, geborene Gräfin von Hanau, mit den Grafen Friedrich Kasimir und Johann Reinhard von Hanau-Lichtenberg einen Vertrag, infolge dessen die Grafschaft Hanau-Münzenberg nach dem Aussterben der Grafen von Hanau im Jahre 1736 an Hessen-Kassel fiel.

Am 27. Juli 1621 erfolgte die feierliche Einweihung der Universität Rinteln.

Am 28. Juli 1479 starb Graf Philipp von Katzenelnbogen, der letzte männliche Sproß seines Stammes. Seine Lande gelangten an den Gemahl seiner Tochter Anna, Landgraf Heinrich III. von (Ober-)Hessen.

Am 28. Juli 1777 wurde Prinz Wilhelm von Hessen, später als Kurfürst Wilhelm II., Sohn des damaligen Erbprinzen von Hessen-Kassel und regierenden Grafen von Hanau, Wilhelm, des späteren Kurfürsten Wilhelm I., geboren.

Am 29. Juli 1762 wurde die Stadt Fulda von dem hannoverschen Oberst Luckner erobert.

Am 30. Juli 1232 wurde der Dominikaner Konrad von Marburg, der Beichtvater der heiligen Elisabeth, in Kappel bei Marburg erschlagen.

Am 31. Juli 1463 starb Hermann Riedesel, der erste hessische Erbmarschall aus seiner Familie, der Begründer des Ansehens und Einflusses derselben, Erbe des Geschlechts von Rörenfurt und Lehnsnachfolger des Herrn von Eisenbach, über 80 Jahre alt.

Am 31. Juli 1634 starb der Vizekanzler Hermann Vultejus zu Marburg.

Am 31. Juli 1762 wurde der Kirchhof zu Frankenberg durch den hessischen Hauptmann Lange wacker gegen die Franzosen vertheidigt.

Am 31. Juli 1800 wurde der berühmte Chemiker Friedrich Wöhler zu Eschersheim bei Frankfurt a. M. geboren. (Er lebte von 1831—1836 in Kassel.)

Küper und Antoni. Nach einer durch die Zeitungen gehenden Mittheilung wurde bei der gegenwärtig am Standbilde und am Unterbau des farnesischen Herkules auf dem Oktogon zu Wilhelmshöhe stattfindenden Reparaturen oben im Kopfe unter den Haaren des Standbildes eine kupferne, mit Nieten befestigte kreisrunde, 12 Zentimeter im Durchmesser haltende Platte entdeckt. Auf dieser Platte befindet sich eine Inschrift, die da lautet:

„Carolus Landgraf zu Hessen, hat dieses Bild machen lassen durch Johann Jakob Antoni, Goldschmidt, gebürtig aus Augsburg. Ist angefangen 1714, fertig 1717 30. November."

Bislang galt stets Otto Philipp Küper für den Schöpfer dieses Werkes; der infolge der Herstellung des Herkulesstandbildes auf Anordnung des Landgrafen Karl von Hessen in die Zunft der Kasseler Kupferschmiede aufgenommen wurde.

In der darauf bezüglichen Originalurkunde vom 8. Juni 1717, welche sich noch heute in der Familie des ehemaligen Hofkupferschmiedemeisters Francke zu Kassel, eines direkten Nachkommen Küper's, findet, heißt es:

„Weil es uns wegen seiner uns verfertigten Arbeit Herkules zur Genüge bekannt ist, daß Otto Philipp Küper sein erlerntes Kupferschmiedehandwerk wohl versteht, so haben wir ihn von der Verfertigung eines Meisterstückes wohl befreit ꝛc.“

Darnach ist also nicht im mindesten daran zu zweifeln, daß Küper und kein anderer die „Arbeit Herkules“ verfertigt hat, das steht urkundlich fest.

Wie ist aber damit die Inschrift der kürzlich aufgefundenen Platte zu vereinigen?

Nach der oben angeführten Urkunde war Küper am 8. Juni 1717 mit seiner Arbeit bereits fertig. Die Inschrift aber giebt den 30. November als Tag der Fertigstellung des „Bildes“ an. Es folgt daraus mit Sicherheit, daß noch nach dem 8. Juni an dem Standbild weiter gearbeitet ist, und diese weitere Arbeit wird kein anderer geleistet haben als der Goldschmied Antoni aus der alten Reichsstadt Augsburg, die durch die Blüthe des Kunstgewerbes in ihren Mauern weltbekannt war, zumal es sich um Arbeit handelte, die besonders feiner Ausführung bedurfte und schwerlich Sache des Kupferschmiedes war, nämlich die Fertigstellung des Kopfes mit den Haupthaaren. Möglicherweise rührt der Kopf überhaupt von Antoni her.

Wie Antoni's Inschrift in den Kopf des Standbildes gelangt ist, dürfte unschwer zu vermuthen sein. Seine Künstlereitelkeit dürfte ihn dazu veranlaßt haben, sich als Schöpfer des Ganzen zu preisen. Vielleicht hat er seine Platte anzubringen gewußt, ohne daß es jemand ahnte. Derartige Fälle ereigneten sich auch sonst häufiger. Eine andere Möglichkeit wäre ja die, daß Antoni neben der Ausführung der Künstlerarbeit die Urheberschaft des ganzen Entwurfes zuzuschreiben und in Küper nur seine ausführende Kraft zu suchen wäre, dessen Arbeit lediglich in Herrichtung der Rohfigur bestanden hätte. Mit den Worten der landgräflichen Urkunde wäre auch das immerhin zu vereinigen, doch liegt ein zwingender Grund zu dieser Annahme nicht vor.

Sollte sich etwas Weiteres über Antoni ermitteln lassen, wird nicht versäumt werden, es bekannt zu geben.

W. H.

Aus Heimath und Fremde.

Universitätsnachrichten. Zum Rektor der Universität Marburg wurde für das kommende Amtsjahr der Professor der alten Geschichte Dr. Niese gewählt. Die Wahl der Dekane fiel in der theologischen Fakultät auf Professor Dr. Hermann, in der juristischen auf Professor Dr. Lehmann, in der philosophischen auf Professor Dr. Koschwitz und in der medizinischen auf Professor Dr. Behring. — Der zum Rektor für die Universität Gießen für das Jahr 1900/01 gewählte Professor der Rechtswissenschaft Dr. Arthur Schmidt hat die landesherrliche Ernennung dazu erhalten. — Professor Dr. Rathgen zu Marburg wurde der Rothe Adlerorden 4. Klasse verliehen.

Anwaltskammer zu Kassel. In der am 7. Juli stattgehabten Versammlung der Anwaltskammer wurde für den verstorbenen Geh. Justizrath Rieß Justizrath Rocholl als Vorstandsmitglied gewählt. In der unmittelbar folgenden Vorstandssitzung wurde der bisherige Stellvertreter des Vorsitzenden Justizrath Alster zum Vorsitzenden und Justizrath Dr. Renner zu dessen Stellvertreter erkoren.

Rhönklub. Die 24. Jahresversammlung des Rhönklubs findet am 18., 19. und 20. August in Nordheim v. d. Rhön statt. Das Programm ist in seinen Hauptzügen folgendes. Sonnabend, den 18. August: Empfang der Gäste am Bahnhof, Abgabe der Festkarten in der Bahnhofsrestauration; Abends Begrüßungsfeier im Saale des „Fränkischen Hofes“. — Sonntag, den 19. August: Vormittags musikalischer Frühschoppen; während dessen Hauptversammlung der Abgeordneten der Zweigvereine im Beez'schen Saale; Nachmittags Mittagstafel im „Fränkischen Hofe“ und Ball im Beez'schen Saale. — Montag, den 20. August: Vormittags Spaziergänge in der Umgebung von Nordheim; Nachmittags Zusammenkunft auf der Lichtenburg und Ausflüge in die Rhön nach Wahl der Festtheilnehmer. — Die Vorbereitungen zum Rhönklubfeste trifft der Zweigverein „Rother Kuppe“.

Einweihung des Rimberg-Thurms. Am 22. Juli wurde der Rimberg-Thurm bei Caldern, dessen Herstellung der Oberhessische Touristenverein in letzter Zeit den Haupttheil seiner Thätigkeit gewidmet hat, unter großer Theilnahme der Bevölkerung der Benutzung übergeben. Der Erbauer des Thurms, Architekt Dauber, überlieferte denselben namens des Thurmbauausschusses als dessen Vorsitzender dem Oberhessischen Touristenverein, für den dessen Vorsitzender Hauptlehrer Schneider den Thurm übernahm.

Ruine Reichenbach. Dank der warmen Befürwortung des Herrn Regierungspräsidenten von Trott zu Solz hat der Herr Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten einen Staatsbeitrag von 1500 Mark zur Erhaltung der Ruine Reichenbach bewilligt. Damit dürfte — sorgfältige Eintheilung der vorhandenen Mittel vorausgesetzt — unter Einrechnung der noch zugesagten freiwilligen Dienste und Fuhren die Erhaltung und der nothwendige Ausbau des alten Bergfrieds der Hauptsache nach gesichert sein. Daneben wäre es freilich sehr erwünscht, auch das neuerdings gelegentlich der Aufräumungsarbeiten aufgefundene und freigelegte alte Mauerwerk — einen Theil der Ringmauer, Reste von Umfassungsmauern eines Gebäudes und der Rumpf des zweiten Thurmes — durch Ausfugen und stellenweise geringe Ergänzung vor weiterer Beschädigung zu bewahren. Die bis jetzt erfolgten Aufdeckungen haben in erfreulicher Weise die seitherige Annahme widerlegt, daß außer den Thurmresten alles Mauerwerk verschwunden sei, sie berechtigen vielmehr zu der Hoffnung, daß es beim Eingang weiterer Mittel (vielleicht 3—400 M.) gelingen dürfte, den ganzen Grundriß der Burg wieder bloszulegen. Für die Burgenkunde würde dies jedenfalls von außerordentlichem Werthe sein, da Reichenbach, wie bekannt, eine der ältesten Befestigungen unseres Hessenlandes darstellt.

Todesfälle. Am 15. Juli verschied plötzlich zu Kassel im 55. Lebensjahre der Regierungs- und Baurath Hermann Rüppel, ein Sohn des Hessenlandes, geboren zu Willershansen, Kreis Eschwege, im dortigen Pfarrhause. Seine hervorragenden Eigenschaften, sein liebenswürdiges und wohlwollendes Wesen sichern ihm ein gutes Andenken. Seit 25 Jahren in Kassel thätig, leitete er den Bau des Justizgebäudes und den Umbau des Hoftheaters. Auch auf dem Gebiete des Kirchenbaues hat der Verewigte sich bewährt. Die Kirche seines Heimathsortes ist unter seiner Leitung würdig restaurirt, auch die Kirche zu Homberg verdankt ihm ihre Wiederherstellung, für die ihn die Stadt Homberg zu ihrem Ehrenbürger ernannte. — Am 23. Juli entschlief zu Neuhof bei Fulda im 70. Lebensjahre der kurfürstlich hessische Kabinetskassirer Theodor Brell, einst im kurhessischen Postdienste beschäftigt, nach der Annexion im persönlichen Dienste des letzten Kurfürsten. Nach dessen Tode zog er sich nach Neuhof zurück.

Personalien.

Verliehen: dem Amtsgerichtsrath a. D. Amelung zu Kassel der Rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Steuerrath Schittny zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse; dem Landrichter Dr. Schmid zu Kassel der Charakter als Landgerichtsrath; dem Amtsrichter Unverzagt in Bergen der Charakter als Amtsgerichtsrath; den Oberlehrern Hebel zu Kassel und Fleck zu Fulda der Charakter als Professor; dem Telegraphensekretär a. D. Höhne der Kronenorden 4. Klasse.

Ernannt: vortragender Rath im Justizministerium zu Berlin Geheimer Justizrath Dr. Harnier zum Geheimen Oberjustizrath; Pfarrer Wolff zu Schlierbach zum Strafanstaltsgeistlichen zu Kassel-Wehlheiden; Garnisonverwaltungsdirektor auf Probe Broscheit zu Kassel zum Garnisonverwaltungsdirektor; Kreiswundarzt Dr. Eilers zu Felsberg zum Kreisphysikus zu Schleusingen; Metropolitan Orth in Ramholz zum Superintendenten der Diözese Gelnhausen-Schlüchtern; Referendar Alsberg zum Gerichtsassessor.

Versetzt: Amtsrichter Vial zu Homberg als Landrichter nach Kassel; Amtsrichter Pitel zu Netra nach Homberg; Oberförster Appel zu Kobbelbude nach Bischhausen; Konsistorialrath Goßner zu Kiel nach Kassel; Pfarrer Barchfeld zu Schenklengsfeld nach Crumbach.

Beauftragt: Landrath Steinmeister zu Höchst a. M. mit der Verwaltung der Stelle des Polizeidirektors zu Kassel; Landrath Dr. Mauve mit der Verwaltung der Stelle des Oberregierungsrathes bei dem Regierungspräsidenten zu Kassel; Regierungsassessor von Achenbach zu Kassel mit der kommissarischen Verwaltung des Landrathsamtes zu Höchst a. M.

In den **Ruhestand** getreten: Amtsgerichtssekretär Caspar, Schloßbaumaterialienverwalter Hahn zu Kassel.

Verlobt: Cand. theol. W. G. Meyer mit Fräulein Käthe Boes, Tochter des verstorbenen Kreisbauinspektors (Marburg, Juli).

Vermählt: Professor Ludwig Hueter zu Gießen mit Fräulein Marianne Weber (Berlin, 13. Juli); Pfarrer Philipp Jacob zu Kassel mit Fräulein Rausch (Marburg, Juli).

Geboren: ein Sohn: Auditeur Arthur Horchler und Frau Mimi, geb. Knoche (Kolmar, Juli); Rechtsanwalt Wilhelm Landgrebe und Frau, geb. Alster (Kassel, 15. Juli); Dr. med. Hans von Both und Frau Paula, geb. Andreas (Kassel, 24. Juli).

Gestorben: Dr. med. Ludwig Arcularius, 62 Jahre alt (New-York, Anfang Juli); Fräulein Johanna Faber, 50 Jahre alt (Paderborn, 12. Juli); Frau Gertrude Scheufler, (Altmorschen, 16. Juli); Regierungs- und Baurath Hermann Rüppel, 54 Jahre alt (Kassel, 16. Juli); Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor Emil Isermeyer, 45 Jahre alt (Kassel, 20. Juli); Optiker Albertus Unkel, 66 Jahre alt (Marburg, 23. Juli); Frau Ernestine Hartbegen, geb. Ostheim, 76 Jahre alt (Kassel, 25. Juli); Hauptmann a. D. Hugo Siebert, 69 Jahre alt (Kassel, 26. Juli); Freiin Elisabeth von Buttlar-Elberberg, Domizellarin des freiweltlichen Stiftes Wallenstein zu Fulda (Elberberg, 26. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel



№ 16. XIV. Jahrgang. Kassel, 16. August 1900.

Am Muttergrabe.

Der Mond scheint hell, der Nachtwind weht
Leis in der Linde Zweigen,
Der Wetterhahn am Kirchthurm dreht
Sich in dem alten Reigen;
Das Bächlein flüstert still und leis
Geheimnißvoll die alte Weis',
Die es schon einst gesungen,
Als ich noch muntrer Knabe war
Und auf dem Schulpfad manches Jahr
Darüber hin gesprungen.

Noch fließt der Bach, das Kirchlein auch
Steht noch auf seinem Hügel,
Der Wetterhahn im Windeshauch
Bewegt noch seine Flügel.
Ich schreit' des Weges still dahin,
Nicht Knabe mehr — ein Jüngling bin
Ich mit der Zeit geworden;
Trieb mein Geschick mich fern von hier,
Blieb doch die alte Liebe mir
Zu den vertrauten Orten.

Ich schreite still das Thal hinab
Und stehe wie im Traume
An meiner guten Mutter Grab
Beim alten Lindenbaume;
Das Grab deckt grüner Rasen zu,
Die gute Mutter schläft in Ruh'
Und wird den Sohn nicht hören,
Der ihr einst oft sein Leid geklagt,
Dem nie sie ihren Trost versagt —
Doch will sie nun nicht stören.

Wohl fühle ich an Deinem Grab:
Seitdem Du mir geschieden,
Sank hier auch meine Ruh' hinab,
Mein süßer, süßer Frieden.
Das Leben wogt mit wilder Hast —
Mein Herz trägt eine schwere Last,
Vermag sie kaum zu tragen;
Doch denk' ich an das Mutterherz
Wie still es war in Leid und Schmerz,
Dann kann ich nicht mehr klagen.

So bleib, du stilles, grünes Grab
Mir eine Zufluchtsstelle,
Wenn nirgends ich mehr Frieden hab'
Auf stürm'scher Lebenswelle;
Wenn mich ein Vaterherz betrübt,
Und Schwester, Bruder mich nicht liebt,
Von Leid und Schmerz umzogen —
Bleib', Muttergrab, bleib', Kirchlein, mir
Ein Friedensport, so geh' ich hier
Getrost durch alle Wogen.

Und welkt mir auch manch Blümlein ab,
Ein Trost ist mir geblieben:
Ein Gotteshaus, ein Muttergrab
Und auch ein Herz zum Lieben.
Und werd' ich auch so viel verkannt,
Ich weiß ein Herz, das mich verstand,
Wünsch' weiter nichts auf Erden;
Durch allen Schmerz dringt doch die Lust,
Sich süßer Liebe sein bewußt
Und treu geliebt zu werden.

Heinrich Naumann.



Sabine, Landgräfin von Hessen, 1566—1581.

Von Professor G. Th. Dithmar.

Benutzte Hülfsmittel:

1. Moser, Patriotisches Archiv für Deutschland, Band IX.
2. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte. Neue Folge. XXIII. Jahrgang 1898. Darin Dr. Ribbeck, Landgraf Wilhelm's IV. Brautsuche.
3. Rommel, Geschichte von Hessen, Band V, 8. Hauptstück.
4. Jakob Hoffmeister, Handbuch und Regententafel.
5. Münscher, Geschichte von Hessen.
6. Pfister, Herzog Christoph von Württemberg.
7. Hans Wilhelm Kirchhof, Wendunmuth. Herausgegeben von H. Oesterley. III. 21 u. 22.
8. Johann Philipp Kuchenbecker, Abhandlung von den Erbhofämtern, 1744. (Erbkämmerer Berlepsch.)

Am 12. Februar 1566 ward auf dem Schloß zu Marburg ein hohes Fest begangen, nämlich die Vermählung des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen, genannt der Weise, mit der dritten Tochter des Herzogs Christoph von Württemberg, Sabine. Das Fest war großartig und war auch deshalb ein merkwürdiges, weil die Väter, Landgraf Philipp von Hessen und Christoph von Württemberg, sich hier zum letzten Male sahen. Philipp starb im Jahre 1567 und Christoph im Jahre 1568. Beide Fürsten waren eng befreundet, der eine achtete den anderen hoch. Beide haben sich in der Geschichte durch ausgezeichnete Thaten Ehre und Ruhm erworben. Unserem hessischen Landgrafen Philipp errichtete im vorigen Jahre das Land ein wohlverdientes Denkmal, und den Württemberger Herzog nennt ein Geschichtsschreiber deutscher Fürsten Muster, Vater, Freund, Hirt und Erleuchter seines Volkes.

Die Fürstenhäuser Württemberg und Hessen waren seit früher Zeit verwandt und eng befreundet. Schon Philipp's Großmutter war eine Württembergerin, Mechthild, Schwester des Grafen Eberhard im Bart (seit 1495 war er der erste Herzog von Württemberg); auch Philipp's Vater Wilhelm, der Sohn von Eberhard's Schwester, lebte längere Zeit am Hofe Eberhard's und erwarb sich dessen Zuneigung in so hohem Grade, daß er seinen Neffen gern zu seinem Nachfolger in Württemberg gemacht hätte, was aber nicht gelang.

Landgraf Philipp, auf das Wohl all' seiner Kinder bedacht, wünschte, daß seine zwei älteren Söhne, Wilhelm und Ludwig, mit deren Sitten er nicht zufrieden war, an einem auswärtigen erlauchten Hofe ihre Ausbildung erhielten. Da ihm Herzog Christoph als ein in Bildung hochstehender Mann und edler Freund galt, schickte er die beiden an Christoph's Hof. Rommel, Band IV, Seite 379 heißt es: „Philipp beschloß endlich, seine beiden älteren Söhne einem deutschen, streng sittlichen Fürsten anzuvertrauen, der zugleich ein uneigennütziger Freund seines Hauses wäre". Er schrieb in diesem Sinne in den Jahren 1560 und 1561 an den Herzog, und sogleich war Herzog Christoph bereit, ihm zu Willen zu sein. Ein württembergischer Historiker sagt so: „Herzog Christoph erzog seine zwölf Kinder nach bestem Wissen sorgfältig und hatte das Glück, auch anderer Fürsten Söhne, besonders die des Hessen Philipp nach des Vaters Wunsch zu erziehen". Christoph's Frau, die mit ihrem Gemahl in allen Dingen gleicher Ansicht war, hieß Anna Maria und war die Tochter des Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach, der uns von dem Augsburger Reichstag her wohl bekannt ist. (Als Kaiser Karl V. von den evangelischen Fürsten verlangte, daß sie keine evangelische Predigt in Augsburg hören, daß sie sogar das Fronleichnamsfest mitfeiern sollten, antwortete Markgraf Georg: „lieber laß ich mir den Kopf abhauen, als daß ich das thue". Der Kaiser antwortete: „nit Kopf ab".) Nicht Herzog Christoph allein, sondern auch seine Gemahlin und seine Töchter, namentlich die dritte, Sabine, haben einen sehr wohlthuenden Einfluß auf des Landgrafen Philipp Söhne geübt. Nach unserem Dichter Schiller ist die Frau das Scepter guter Sitte, und Goethe sagt sehr richtig: „das Weibliche erhebt den Mann zu dem Höheren, Edleren und Unbekannten".

Es ist anzunehmen, daß sich Landgraf Wilhelm nicht ununterbrochen bei Herzog Christoph aufgehalten hat, denn sein Vater, Landgraf Philipp, konnte seiner nicht entbehren, da er ihn in Regierungsgeschäften bisweilen zu vertreten hatte,

und Landgraf Wilhelm verschiedene Male auf der Brautsuche und sonst auf Reisen war; z. B. begleitete er seine Schwester Christine im Jahre 1564 nach Holstein zu ihrer Vermählung mit dem Herzog Adolf von Holstein, um begeistert von der Schönheit der holsteinischen Frauenzimmer zurückzukehren.

Eine Schwester Wilhelm's, Barbara mit Namen, welche sich in Württemberg mit Graf Georg, einem alten Herrn von 57 Jahren, verheirathete, sah es gern, daß Wilhelm eine Württembergerin wählte. Diese Barbara gebar noch einige Kinder, und wurde die Stammmutter der nachherigen Fürsten in Württemberg. Die Schwester machte ihren Bruder Wilhelm aufmerksam auf Hedwig, die älteste Tochter Herzog Christoph's, auch war es des Landgrafen Philipp Wunsch, daß Wilhelm diese zur Frau nähme, aber Herzog Christoph verweigerte sie, weil sie noch zu jung wäre. Bald danach aber verlobte sich Bruder Ludwig mit derselben, und Wilhelm befürwortete noch die Werbung seines Bruders Ludwig. Beide wurden am 10. Mai 1563 vermählt; da diese Ehe jedoch kinderlos blieb, war es Landgraf Philipp's Wunsch, daß Wilhelm eine andere Tochter seines Freundes Christoph zur Gemahlin nähme. Da fiel Wilhelm's Wahl mit Uebergehung der zweiten Tochter im Jahre 1565 auf die dritte Tochter Sabine, die ihm bereits, ehe er bei den Eltern förmlich um sie warb, das Jawort gegeben hatte.

In einem Brief Landgraf Philipp's an Herzog Christoph sagt der Vater von seinem Sohne Wilhelm, derselbe habe schon viele Frauenzimmer besichtigt, es habe ihm aber noch keines gefallen; dagegen giebt Landgraf Wilhelm als Grund seiner Zögerung im Heirathen an, es habe ihm das Beste gefehlt, nämlich das Geld, um einen Haushalt bestreiten zu können, und wirklich konnte sein Vater nicht viel herausrücken, weil er mit Ausgaben überladen war.*) Er hatte ja außer den vielen Kindern von Frau Christine, auch die „linke Landgräfin" Margarethe von der Saal mit so vielen Kindern auf der Tasche.

*) Im Jahre 1554 hatte schon Landgraf Wilhelm in Worms mit seinem nachherigen Schwiegervater wegen einer Schuldurkunde verhandelt, und Herzog Christoph hatte in edelmüthiger Weise die Sache erledigt und sich zu noch mehr erboten. Seinen Hof bezw. das Leben an demselben schilderte Herzog Christoph als durchaus solid: es würde nicht gespielt, es würde nicht zugetrunken, es würde auch nicht gassirt (d. h. durch die Gassen streichen und schreien, bei nächtlichen Ständchen — Grimm, Wörterbuch 4, 1. Hälfte der 1. Abth., S. 1454) bei Nacht, und der Herausgeber des Briefwechsels sagt: „Das ist ein Lob, das sich kaum unser aufgeklärtes, durchleuchtetes Jahrhundert von vielen deutschen Höfen beilegen kann."

Landgraf Wilhelm schickte nun den Erbkämmerer Hans von Berlepsch an den Herzog, seine Werbung zu wiederholen, und Berlepsch trug dann noch einmal ausführlich die Gründe vor, die seinen Auftraggeber zu seiner Bitte veranlaßten; zu diesen gehörten für's Erste der Wunsch seines Vaters, zum Hause Württemberg in verwandschaftliche Beziehungen zu treten, für's Zweite die Hochachtung, die Wilhelm zu dem Herzog und den Seinigen hege, und endlich als Drittes die unvergleichlichen Eigenschaften des Fräulein Sabine. Alsbald konnte Berlepsch dem Landgrafen Wilhelm nach Darmstadt hin, wo er sich bei seinem Bruder Ludwig aufhielt, die Zusage des Herzogs mittheilen, vorausgesetzt, daß sein Vater die Werbung in den gewohnten Formen vorbrächte.

Indessen ehe diese Werbung geschah, trat ein sehr ärgerlicher Zwischenfall ein: Ein württembergischer Hofmeister, nämlich Christian von Kutzleben, war in Darmstadt gewesen und brachte die thörichtsten Gerüchte über den neuen Bräutigam mit; Landgraf Wilhelm sei närrisch, er saufe sich alle Tage voll Weines und schlage mit zwei Kolben um sich. Hedwig aber nahm ihren Schwager Wilhelm in Schutz, und Sabine schenkte den thörichten Reden keinen Glauben. Kutzleben entschuldigte sich nachher, er habe das alles im Scherz gesagt, aber nicht um die Heirath zu vereiteln.

Die Abgesandten des alten Landgrafen, Burckhardt von Cramm, Sebastian von Weitershausen und Heinrich Lersner, fanden das freundlichste Entgegenkommen. Die Verhandlungen, die sie zu führen hatten, wir nennen sie Ehepakten, drehten sich um dreierlei, um Mitgift, um Morgengabe und um Wittthum, sowie um Zeit und Ort der Hochzeit. Da Herzog Christoph dieselbe weder auf alleinige Kosten in Stuttgart, noch wie die Gesandten darauf vorschlugen, auf gemeinsame in Frankfurt halten wollte, so blieb nur eine Stadt in Hessen übrig. In Kassel wollte sie der Landgraf nicht haben aus dem angeblichen Grunde, weil die Pest im Lande sei, die unter diesen Umständen leicht in die Hauptstadt eingeschleppt werden könnte, in Wahrheit aber, weil er fürchtete, daß, wenn der Herzog und seine Begleitung das ganze Land von Gießen nach Kassel durchzogen, dieses zu sehr mitgenommen werden könnte. So blieb nur Marburg übrig.

Als Zeitpunkt der Hochzeit kam für den Landgrafen nur der 10. Februar oder der 10. Juni in Betracht, da in der Zwischenzeit aus Mangel an Wildpret und Heu für die Verpflegung der Gäste und der Pferde nicht ordentlich gesorgt werden könne. Es schien vorerst so, als müßte

von dem 10. Februar abgesehen und die Hochzeit verschoben werden, denn Wilhelm litt seit einiger Zeit am Quartanfieber, aber zum Glück blieb es zur rechten Zeit aus. Er schreibt seinem Schwiegervater: „Doch hat mich die verfluchte Plage dermaßen von Leib und Farbe gebracht, daß ich einem, den man begraben will, ähnlicher sehe als einem, der Hochzeit machen will. Gut, daß ich zuvor gefreiet habe, weil zu besorgen steht, daß mich jetzt kein schönes Fräulein nehmen würde, wenn sie mich sähe, doch hoffe ich, die Farbe soll mir mit der Zeit wieder kommen, fürchte mich sogar, daß mir des Leibes mehr werde, als ich begehre."

Von der Margarethe von der Saal hatte Sabine nichts zu befürchten, ihre (Sabine's) Eltern drangen in sie, jede Berührung mit Margarethe zu meiden, sie könne ihr etwas eingeben, ihr Leben gefährden; Margarethe aber brachte sie nicht in Gefahr, sondern starb im Juli des Jahres 1566, also bald nach der Hochzeit.

(Schluß folgt.)

Die Deutsch-Chinesische Stiftung in Kassel.

Wenigen Lesern des „Hessenlandes" dürfte es bekannt sein, daß gegen Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Haupt- und Residenzstadt des damaligen Kurfürstenthums Hessen eine lebhafte Bewegung für die evangelische Mission in China bestanden hat. Der Verlauf derselben sei in Folgendem kurz wiedergegeben.

Anfangs September 1846 fand zu Berlin, der Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins vorausgehend, eine General-Versammlung von Abgeordneten deutscher Missionsgesellschaften statt, in welcher hauptsächlich die vom Kurhessischen Missionsverein geplante weitere Bekehrung der Chinesen zur Berathung gelangte. Schon 1845 hatte nämlich dieser Verein das Comité der Berliner „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden" auf das Bedürfniß einer innigern Vereinigung aller deutschen Missionsfreunde zu einer mehr ineinander greifenden, organisch geordneten Thätigkeit aufmerksam gemacht, welche um so dringlicher erscheine, als in jüngster Zeit auch das unermeßliche China der evangelischen Mission geöffnet worden sei. Nachdem das Berliner Comité sich mit China als „Arbeitsfeld" einverstanden erklärt und den Kurhessischen Verein, von dem der Gedanke zu einer deutschen Missionsvereinigung in bestimmterer Auffassung zuerst ausgegangen, zur Verwirklichung desselben aufgefordert hatte, ward von dem einheimischen Vorstand die Vereinigung sämmtlicher deutscher Missionsgesellschaften zu einem gemeinschaftlichen Missionsunternehmen in China auf Grundlage der Augsburgischen Konfession vorzugsweise in Betrachtung gezogen. In einer Juni 1846 zu Berlin abgehaltenen Konferenz waren alle Abgeordnete, mit Ausnahme des Dresdener, damit einverstanden, „daß dem Prinzip nach kein Bedenken gegen gemeinsame Missionsunternehmungen auf Grund der Augsburgischen Konfession obwalte, vielmehr auf Ausführung solcher Unternehmungen Bedacht zu nehmen, sowie daß China für eine Missionsunternehmung der evangelischen Vereine Deutschlands bestimmt in's Auge zu fassen und deshalb mit der Vorbereitung einer desfallsigen Beschlußnahme vorzuschreiten sei". Die fernere Leitung der gemeinsamen Geschäfte wurde von der Konferenz einstweilen dem Kurhessischen Verein übertragen, welcher in der Folge von der Ansicht ausging, „daß China nur durch eingeborene Missionare werde bekehrt werden können, und daß daher der Zweck des Vereins nur darin gefunden werden könne, der chinesischen Nation in dem Werke ihrer Evangelisirung mit allen denjenigen geistigen und leiblichen Mitteln und Kräften, welche der Herr der deutschen Kirche und Nation verliehen habe, möglichst zu Hülfe zu kommen". Der Schwerpunkt liegt hierbei jedenfalls in der Ueberzeugung der kurhessischen Missionsfreunde, daß die Bekehrung der Chinesen mit Erfolg nur durch eingeborene Prediger betrieben werden könne, worin sie mit dem damals hauptsächlichsten Kenner der chinesischen Verhältnisse, dem verdienstvollen Gützlaff, übereinstimmen.

Auf der anfangs erwähnten Versammlung von Abgeordneten der deutschen Missionsvereine im September 1846 zu Berlin, welche unter dem Vorsitz des Geheimen Ober-Tribunals-Vicepräsidenten Dr. Götze — Vicevorsitzender der Versammlung war Oberappellationsrath Dr. Elvers aus Kassel — stattfand, nahm die Konferenz, nachdem sie die Schwierigkeit einer gemeinsamen Aussendung sämmtlicher deutscher Missionsgesellschaften nach China erkannt, zu Protokoll, daß der auf der Grundlage seiner Landeskirche stehende Kurhessische Verein die chinesische Mission in die Hand zu nehmen Freudigkeit zu haben scheine, und sprach zugleich den inständigen Wunsch aus,

„daß der Herr den Verein erleuchten möge, das Rechte in dieser Angelegenheit zu erkennen, und kräftigen, alsdann dasselbe auch auszuführen“.

Um nun allgemein bekannt zu geben, „daß der Kurhessische Missionsverein in dieser mitübernommenen evangelischen Sorge für China eine gemeinsame deutsche Aufgabe“ erblicke, beschloß der Vorstand des Vereins, mit einer gleichen Summe, womit er jede der deutschen Missionsanstalten von der ihm zur Verwendung anvertrauten Jahreseinnahme des Vereins bedenken konnte, eine Deutsch=Chinesische Stiftung zu fundiren. So trat denn zu Weihnachten 1846 diese Stiftung unter dem Vorsitz des Oberappellationsraths Dr. Elvers*), des Pfarrers Lohr und des Obergerichtsraths Dr. von Dehn=Rotfelser in's Leben, und in Verbindung mit ihr erschienen die „Monats=Berichte“, welche über die chinesischen Verhältnisse und die dortige Mission fortlaufenden Aufschluß geben sollten. Die Nr. 1 dieser Berichte (Verlag von Hotop in Kassel) bestand aus einer „Bitte an die deutschen evangelischen Christen für China“. In diesem Artikel wird u. A. selbstverständlich auch auf die Opium=Pest hingewiesen, gegen welche sogar die chinesische Regierung nichts ausrichten könne und die den Chinesen, außer den besten und edelsten Kräften des Leibes und der Seele, im Jahre 1837 allein 25 Millionen Thaler gekostet habe.

Der „kaiserliche Himmelssohn“ habe sich selbst herabgelassen, „die englischen Kaufleute bei den Gesetzen der Tugend und der Moral zu beschwören, daß sie die Wohlthaten, welche ihnen das himmlische Reich durch die Erlaubniß eines gewinnreichen Handels erzeige, nicht durch die Einfuhr eines so verderblichen Giftes vergelten möchten. Aber wie auf seine eigenen Kinder, hat er auch auf die Fanqui, die ausländischen Teufel, keinen Eindruck gemacht, und Genuß und Gewinnsucht verspotten den kaiserlichen Sittenprediger, und zeigen durch die That, daß jene unhöfliche chinesische Bezeichnung nicht so ohne allen Grund sei.“

In der sehr sachlich gehaltenen Abhandlung heißt es weiter, als davon die Rede ist, daß die Stellung Chinas zum Evangelium als besonders erfreulich und hoffnungsvoll bezeichnet werden könne:

„Das chinesische Volk hat nämlich nicht, gleich den Hindus, ein ausgebildetes, das ganze Volksleben beherrschendes Götter= und Kasten=System. Sein ursprüngliches, noch jetzt von der Regierung vertretenes nationales Religions=System beruht einfach auf Verehrung des sichtbaren Himmels — Tien — und der Erde und des aus der Vermählung beider entsprossenen Himmelssohnes, des Kaisers, zu welchem officiellen Glaubenssystem theils die Religion des Fuh, in China selbst aus den Elementen des einheimischen Glaubens an Geister hervorgegangen, theils die aus Hoch=Indien eingedrungene Religion des Buddha hinzutritt, während die vorzüglich von den Mandarinen gehegte Lehre des Confucius mehr ein jenen uralten Nationalglauben voraussetzendes System der Moral und Politik enthält. Infolge dieser Zustände fallen für China zahlreiche Hindernisse hinweg, welche in Indien dem Evangelium den Sieg so sehr erschweren. Zwar arbeitet der in China nicht blos geduldete, sondern gepflegte Buddhismus mit seinen zahlreichen Tempeln und Priestern, seinen vielen Klöstern und Mönchen, seinen Rosenkränzen und Kasteiungen dem römischen Katholicismus anscheinend in die Hände, allein dieser erschrickt selbst vor der äußeren Aehnlichkeit, worin er eine teuflische Nachäffung der heiligen Sitten und Einrichtungen seiner Kirche erblickt. Dagegen erscheint für den Protestantismus förderlich die in dem innersten Nationalleben der Chinesen liegende und durch Confucius geförderte Vorliebe für die sittliche Betrachtung menschlicher Zustände, besonders der Familien=Verhältnisse, ingleichen die durch ihre ethische Bildung vorbereitete Befähigung, eine Erscheinung, wie die des Heilands, ihrer ethischen Seite nach bewundernd aufzufassen, ingleichen die den Chinesen allgemein innewohnende Ehrfurcht vor jedem geschriebenen Worte, die unter ihnen weit verbreitete Kenntniß des Lesens und die Lust und Freude an demselben, verbunden mit einer ausgezeichneten Befähigung, das einmal Gelesene im Gedächtniß zu bewahren, insbesondere kommt aber der Verkündung des Evangeliums in China der Umstand zu statten, daß die heilige Schrift alten und neuen Testamentes bereits in's Chinesische übersetzt ist, und daß die eine chinesische Schriftsprache nicht nur von den 360 Millionen Chinas, sondern auch von den vielen Millionen tributärer oder benachbarter Völker, namentlich von den Siamesen, Cochinchinesen und selbst Japanesen verstanden wird, so daß der stillen Gewalt des geschriebenen Wortes, besonders wenn sie mit der des kräftig gepredigten Wortes verbunden wird, hier ein Sieg, wie kaum irgend anderswo, sich vorbereitet. Offenbar liegt eine hohe, providentielle Fürsorge Gottes darin, daß diese eigenthümliche chinesische Schriftsprache, welche es möglich macht, daß jedes Volk und jeder Volksstamm

*) Dr. Elvers war früher Professor in Rostock gewesen und vom Justizminister Mackeldey an das Oberappellationsgericht in Kassel berufen worden.

dieselben Schriftzüge in seiner Sprache oder seinem Dialekte liest — ähnlich wie unsere arabischen Zahlzeichen von jedem europäischen Volke in seiner Sprache gelesen werden — sich bis zu unserer Zeit und bis zur Einführung des Evangeliums erhalten haben, während anderswo alle alten Hieroglyphen-Schriften längst untergegangen sind. Ja es liegen in der chinesischen Schrift, besonders durch die von ihr gebotene Nothwendigkeit für den Leser, stets selbst sinnend und überlegend thätig zu sein und den in den hieroglyphischen Zeichen niedergelegten Geist gleichsam aus seinen Banden zu erlösen und zum klaren Verständniß zu bringen, sowie durch die Anknüpfung der Zeichen für abstrakte Begriffe an die für konkrete Zustände und die hierin enthaltenen überraschenden Spuren großartigster Einfachheit und Innerlichkeit und uralter Lebensanschauung, Momente, welche ihrem Studium nicht blos einen eigenthümlichen Reiz gewähren, sondern welche auch selbst den Gedanken möglicher Weise Raum geben, daß in ihr die längst gesuchte, den gleichartigen schriftlichen Verkehr unter allen Völkern der gebideten Welt möglich machende gemeinsame Schriftsprache gefunden sei."

Dieser Absatz ist aus dem Grunde vollständig wiedergegeben worden, um darzuthun, daß diese von Kurhessen ausgehende Missionsangelegenheit in einer Weise behandelt wurde, welche auch den Gegnern der Mission hätte zeigen müssen, daß in den Absichten der an der Spitze der Stiftung stehenden Männer doch etwas mehr lag, als die Bekehrung von ein paar Dutzend Chinesen zum Christenthum. Es sollte jedenfalls kein einseitiges Aufdrängen der abendländischen Religion stattfinden, sondern das Gute, was der Osten bot, auch zu uns herübergeführt werden. Die Idee, die chinesische Sprache zur allgemein verständlichen Schriftsprache zu machen, wird damals von sehr vielen für lächerlich gehalten worden sein, die Weltsprache wird aber nicht immer ein leerer Wahn bleiben und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß durch den für die Zukunft in Aussicht stehenden lebhaften Verkehr zwischen den europäischen Völkerschaften in dem Reich der Mitte die chinesische Sprache und Schrift zur gegenseitigen Verständigung wesentlich beitragen dürfte.

Die Gründung der Deutsch-Chinesischen Stiftung in Kassel fiel gerade mit der großen Theuerung 1847 zusammen, und der Vorstand mußte infolgedessen manches bittere Wort über sich ergehen lassen, obwohl nach den damaligen Anschauungen auch ohne die drohende Hungersnoth die Mission in China nicht volksthümlich geworden sein würde. In einem „Zur Chronik der Deutsch-Chinesischen Stiftung" überschriebenen Artikel in den „Monats-Berichten" wird zwar zugestanden, daß es menschlich betrachtet vielleicht klüger gewesen wäre, die Errichtung der Stiftung aufzuschieben, bis der augenblickliche Nothstand bei uns wieder überwunden gewesen sei, die Zeit für die Mission in China sei aber zu günstig gewesen, um die Anfänge eines allgemeinen Vorgehens zu vertagen. „Daß aber die Vorsteher unserer Stiftung für die heimische Noth kein Herz hätten," heißt es u. A. „ist boshafte Verläumdung, und es bedurfte wahrlich nicht erst der „Fliegenden Blätter", um jene an die verwahrlosten Kinder in der Heimath zu erinnern, was keinem in unserer Stadt und unserem Lande unbekannt sein kann, der um die heimischen Zustände, namentlich um die Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder in Rengshausen, welche durch einen unserer Vorsteher mitvertreten, sich irgendwie bekümmert hat." Uebrigens konnte man auch der kurhessischen Regierung nicht den Vorwurf machen, daß sie der Noth des Landes theilnahmslos gegenüberstand, denn sie kaufte für mehrere Millionen Thaler überseeisches Korn an und überließ dasselbe mit einem bedeutenden Verlust den Bäckern, damit es diesen nicht an Brotfrucht gebreche. Der Angriff der „Fliegenden Blätter", auf welchen die „Monats-Berichte" speziell Bezug nehmen, findet sich in dem 4. Band, Nr. 86 des Münchener Witzblattes, welches damals und auch noch längere Zeit hindurch nicht selten in Politik und verwandten Gebieten machte; das eine halbe Seite füllende Bild trägt die Ueberschrift „Deutsch-Chinesische Stiftung zu Cassel zur Bekehrung und Beglückung der Chinesen" und zeigt auf einem Podium in der Mitte einen salbungsvoll lächelnden Geistlichen, dessen Körper aus einer Sammelbüchse besteht, rechts und links von ihm aber zwei bezopfte Herren in civiler Kleidung, von welchen der zu seiner Rechten ein Blatt mit einem fidelen und einem traurigen Chinesen, „China vor und nach der Stiftung" empor hält, der zur Linken aber einen Klingelbeutel und ein Buch mit der Aufschrift „Altes und neues Testament" trägt. Sodann erblickt man neben dem Podium zwei gelockte Damen, welche „Deutsch-Chinesische Stiftungs-Strümpfe" stricken und „Deutsch-Chinesische Stiftungs-Hosenträger" sticken, sowie einen Herrn und eine Dame, welche mit chinesischen Hüten versehen, scheinbar um auf eine Maskerade zu gehen, sich in einem großen Spiegel betrachten. Vor dem Podium jedoch steht ein Krüppel und ein paar halbverhungerte Bauersfrauen mit ihren Kindern, die Hände flehend in die Höhe streckend, sowie ein alter Bauer, den ein verwahrlost aussehender Junge bestiehlt. Sodann erblickt man

im Vordergrunde auch einen Korb mit einem kleinen Kind und der Adresse „An das Direktorium der Ch. Stiftung in Cassel“. Die Unterschrift des Bildes aber lautet: „Das Direktorium fordert seine glücklichen Landsleute zur Theilnahme auf.“

Die Sammelbüchse der Stiftung erhielt so reichliche Gaben, daß nach Jahresfrist mehr als 1300 Thaler an den chinesischen Verein in Hongkong abgesandt werden konnten, Seine Majestät König Friedrich Wilhelm IV. hatte 400 Thaler gespendet, wogegen der Kurfürst der Stiftung nichts zugewendet zu haben scheint. Im Ganzen hat die letztere über 2100 Thaler innerhalb zweier Jahre nach China geschickt, obwohl sie bei der überwiegenden Mehrheit des Volkes keine Unterstützung fand, ja, 1848 wurde sogar als ein Hauptgrund zur Unzufriedenheit angeführt, daß das Oberappellationsgericht aus Mystikern bestehe, welche sich damit beschäftigten, die Chinesen zu bekehren. —

Mit Ablauf des Jahres 48 werden die „Monats-Berichte der Deutsch-Chinesischen Stiftung“ aufgehört haben zu erscheinen, wenigstens findet sich in der Landesbibliothek zu Kassel nach Dezember genannten Jahres keine weitere Ausgabe vor, und daraus ist zu schließen, daß auch die ganze Deutsch-Chinesische Stiftung sich zu Anfang 1849 aufgelöst hat.

Die vorstehende kurzgefaßte Schilderung ihres Daseins ist aber lediglich aus dem Grunde gegeben worden, um darauf hinzuweisen, daß dieselben Bestrebungen, für welche Kurhessen vor fünfzig Jahren so mannigfachen Spott und Hohn geerntet hat, gegenwärtig als eine hohe Kulturaufgabe betrachtet werden.

W. Bennecke.



Jakob Hoffmeister in Wien.

Nach den von Hoffmeister hinterlassenen Aufzeichnungen mitgetheilt von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

„In einer von Prechtler veranstalteten Theegesellschaft lernte ich auch Mosenthal kennen. Letzterer war mir bis dahin ganz fremd geblieben, da er, jünger als ich, das Lyceum zu Kassel erst nach mir besucht hatte. Damals in Wien Erzieher in der Familie eines Herrn Goldschmidt, des einflußreichen ersten Buchhalters vom Wiener Hause Rothschild, in bevorzugter Stellung und von dem allmächtigen Geldfürsten protegirt, hatte Mosenthal bereits einige dramatische Versuche zur Aufführung gebracht, aber der Dichter der „Deborah“, welche seinen späteren Ruf begründet hat, war er damals noch nicht. Kurz vor jenem Theeabend bei Prechtler war Mosenthal in den aristokratischen Rothschild'schen Kreisen die Ehre zu Theil geworden, die einst so berühmte Schauspielerin Haitzinger-Neumann (welche die „Louise von Schlingen“ in Holtei's „Wiener in Berlin“ auf allen Theatern Deutschlands gespielt und gesungen hatte) nebst ihrer Tochter Louise Neumann*), eine damals sehr beliebte jugendliche Schauspielerin des Burgtheaters, näher kennen zu lernen. So hatte sich in seiner regen Phantasie alsbald ein Huldigungslustspiel gestaltet, worin ein Verehrer beider Damen — er selbst — nicht weiß, wohin er sich mit mehr Bewunderung und Liebe wenden soll, ob zur Mutter, oder zur Tochter. Dieser innere und äußere Kampf bildete den schmeichelhaften Gegensatz dieser Bluette, welche jedoch nicht zur Aufführung gelangt ist. Titel und Lösung sind mir nicht erinnerlich geblieben. Mit Ausnahme von Mosenthal beehrten mich später alle Celebritäten dieses Abends mit eigenhändigen Gedichten, Albumblättern u. s. w.

Da ich in den Opernproben oder auf der Bühne häufig mit Otto Nicolai*) beisammen war, so näherten sich mir viele interessante Menschen und ich machte die merkwürdigsten Bekanntschaften im Probesaal und hinter den Coulissen. Vorzugsweise gedenke ich hierbei meiner häufigen Begegnungen mit dem früher so berühmten Tenoristen Franz Wild, welcher einst in Kassel geglänzt hatte und jetzt an der Hofoper in Wien einer der verschiedenen Regisseure war, selbst aber nicht mehr auftreten durfte, weil er in politisch aufgeregten Zeiten mehrfach anstößige Texte untergelegt hatte. Er ward mir bald sehr geneigt, und da er hörte, daß ich schon als Schulknabe ihn in Kassel bewundert hatte und ihn jetzt um ein Albumblatt bat, mußte ich ihm die Partien nennen, worin er mir am besten

*) Eine jüngere Schwester Adolfine Neumann entzückte einige Zeit als jugendliche Schauspielerin am Hoftheater zu Kassel empfängliche Herzen, starb aber schon April 1844 im 19. Lebensjahre zu Berlin. (Anmerkung Hoffmeister's.)

*) Auf Hoffmeister's Bekanntschaft mit Nicolai wird später ausführlich zurückgekommen.

gefallen habe: Ich nannte Titus, Joseph, Tamino, George Brown, Masaniello, aber er unterbrach mich mit den Worten: „Haben Sie Mozart's Volkslied: ‚Flattre, flattre, kleiner Vogel‘, von mir gehört?“ Als ich es verneinte, sagte er rasch: „Gut, ich werde es Ihnen vorsingen“, setzte sich sofort an den großen Flügel im Probesaal, wo wir uns gerade ganz allein befanden, und sang mir das reizende Lied mit jugendlicher Wärme und mit einer Begeisterung vor, als ob er ein großes Konzertpublikum vor sich hätte, während ich ganz allein und beschämt neben ihm stand. Dann ergriff er eine Feder und schrieb mir zum Andenken den Anfang von Text und Noten des Liedes nebst seiner Namensunterschrift auf. — Wild war damals übrigens sehr gebeugt, denn er hatte kurz zuvor durch den Tod seine einzige Tochter und damit sein Haus, einen kleinen Palast in der Alservorstadt, verloren. Dieses Haus hatte er seiner Tochter bei deren Verheirathung geschenkt und diese es sodann kurz vor ihrem Ableben ihrem Neuvermählten testamentarisch zugesichert, sodaß Wild jetzt sein schönes Besitzthum in fremden Händen sehen mußte.“

In Deinhardstein, dem Dichter von „Hans Sachs“ *) und verschiedenen anderen Künstlerdramen, lernte Hoffmeister einen etwas verbissenen und mit der Gegenwart zerfallenen, hochmüthigen Mann kennen, welcher in seiner Zurückgezogenheit sehr stolz und geringschätzend auf andere lebende Dichter herabsah. „Mein Besuch als der eines Ausländers“, schreibt Hoffmeister, „schien ihm einiges Vergnügen zu bereiten, und er erzählte, daß er auf einer Reise „draußen in Deutschland“ auch einmal durch das leblose Kassel gekommen sei und dort Louis Spohr besucht habe; sonst habe ihm Kassel den Eindruck eines schönen Körpers ohne Blut und Lebenssaft gemacht. Auch den Lustspieldichter Castelli besuchte ich; damals k. k. niederösterreichischer Rechnungsrath und, wie es schien, in glänzenden Verhältnissen lebend. Seine Bibliothek sollte 10,000 dramatische Werke enthalten und seine Sammlung von Komödienzetteln bis zum Jahre 1600 zurückreichen. Auch seine Dosen- und Fächersammlung war weit und breit berühmt. Beim Scheiden erzählte er mir noch in etwas humoristischer Stimmung, daß er die kürzlich erschienene Gesammtausgabe seiner Schriften dem Kurprinzen und Mitregenten von Hessen zugeschickt, jedoch mit dem Bemerken zurückerhalten habe, der Prinz besitze dieselbe bereits.

*) Das Schauspiel „Hans Sachs“ von Deinhardstein wurde am Königlichen Theater in Kassel zur Hans Sachs-Feier 1894 neu einstudirt.

Mit Saphir hatte ich zwar durch meine Arbeiten für seinen „Humoristen“ schon längere Zeit in Verbindung gestanden, allein ich hatte noch nicht Gelegenheit gehabt, ihn persönlich kennen zu lernen, denn er ließ alles Geschäftliche durch sein Büreaupersonal und namentlich durch dessen Vorstand besorgen, während er selbst, der geistige Lenker des Ganzen, in unsichtbarer Verborgenheit versteckt blieb und daher wirklich oder vorgeblich stets abwesend war. — Nachdem Louise Neumann eines Abends in einer musikalisch-deklamatorischen Akademie im Kärnthnerthortheater ein neues Gedicht von Saphir: „Dialekt und Orthographie“ zum allgemeinen Jubel vorgetragen hatte, ließ ich mich am nächsten Morgen bei dem Dichter melden und bat ihn um eine Abschrift dieses sehr pikanten Gedichts, und zwar womöglich um eine Abschrift seiner eigenen Hand, zum Andenken. Ich wurde zwar angemessen freundlich und möglichst herablassend von dem stolzen Manne von langer Gestalt, mit hellblondem Haar, empfangen, jedoch bedeutet, daß er soeben vom kaiserlichen Hofe den Befehl erhalten habe, das Gedicht vom gestrigen Abend weder durch Druck, noch durch Abschrift zu vervielfältigen, denn so gut der gefürchtete Mann am Hofe accreditirt war, so wurde er doch auch wiederum von oben streng censurirt, weniger aus Politik, denn er war durch und durch höfisch ergeben, als aus andern Gründen, und vorliegend nur aus Moralität, denn in dem Gedicht kamen sehr anstößige Sachen vor, von denen ich mir nur eine stark beklatschte Stelle bestimmt erinnere; man schreibe nämlich, hieß es darin, Liebe gegenwärtig Libe, ohne e, denn die jetzige Männerwelt liebe am liebsten ohne Eh'. Saphir setzte sich aber sofort an den Schreibtisch und sagte, daß er mir etwas Anderes zum Andenken schreiben wollte. Nach wenigen Minuten händigte er mir ein Blatt mit dem Vers ein:

Wer da liebt, kann der vergessen?
Wer vergißt, hat der geliebt?
Lieben heißt ja: nicht vergessen,
Und vergessen, nie geliebt!

Solche Worte einem Scheidenden als Gedenkblatt geschrieben, mußten mir sehr schmeichelhaft erscheinen, obschon ich keinen Anspruch auf seine Neigung oder Freundschaft machen konnte, und so nahm ich sie denn auch mit Anerkennung und Dankbarkeit entgegen und verabschiedete mich von ihm für immer, denn ich sah ihn nicht wieder.

Ein längeres Gedicht, „An meine Freunde“ überschrieben, empfing ich von der bejahrten Frau Johanna Franul von Weißenthurn, von

welcher noch im Jahre 1883 ein Stück Selbstbiographie unter dem Titel: „Schauspielerleben vor hundert Jahren" veröffentlicht ist, nachdem sie bereits am 17. Mai 1846 verstorben. Sie war nicht nur über fünf Decennien eine beliebte Schauspielerin des berühmten Burgtheaters gewesen, sondern sie ist auch die Verfasserin vieler großen und kleinen Theaterstücke, von denen die meisten freilich der Vergessenheit anheim gefallen sind, unter diesen: „Der Wald bei Hermanstadt", „Johann, Herzog von Finnland", „Der St. Johannistag, oder Die drei Wahrzeichen," u. s. w., während verschiedene Lustspiele, wie z. B. „Das letzte Mittel", noch jetzt hin und wieder auf dem Bühnenrepertoire erscheinen. Als ich ihr meinen ersten Besuch machte, saß sie vor einem Haubenstock, um sich eine Spitzenhaube zu modernisiren, dabei jedoch in elegantester Toilette, und zwar in einem reich dekorirten großen Salon mit allen erdenklichen Spiegeln, Uhren, Vasen, Putz- und Nippsachen-Tischen. Bei ihr traf ich auch später den berühmten Komponisten, Kapellmeister Adalbert Gyrowetz, für welchen sie noch kurz vorher den Text zu dessen letzter — wenn ich nicht irre — 35. Oper unter dem Titel „Felix und Adele" verfaßt hatte.*)

*) Die Partitur der Oper „Semiramide" von Gyrowetz, London 1792, verbrannte vor der Aufführung beim Brande des Pantheon. Seine Oper „Die Prüfung" wurde von Beethoven gelobt. Von seinen sonstigen Opern seien noch „Der betrogene Betrüger" und „Aladin, oder Die Wunderlampe" erwähnt. Unter seinen zahlreichen Ballets erregte „Die Hochzeit der Thetis" Aufsehen.

Gyrowetz, jetzt fast vergessen, war einst ein Freund von Josef Haydn und Mozart und hatte mit ersterem am Ende des vorigen Jahrhunderts verschiedene Kunstreisen, namentlich nach England, unternommen, wobei in den gemeinschaftlichen Konzerten, wie er sehr bescheiden hinzufügte, im ersten Theile stets seine Symphonien und sonstigen Konzertstücke als die schwächeren, im zweiten Theile aber die von Haydn zur Aufführung kamen. Er war unverheirathet geblieben. Täglich komponirte er noch irgend eine kleine Piece und mir schenkte er ein erst am Tage zuvor komponirtes Lied „Das Abendglöcklein" und bemerkte dabei, daß seine Arbeiten nur noch für seine Freunde bestimmt seien. Er stand damals im 83. Lebensjahre. Mich interessirte zu jener Zeit vorzugsweise Quartettmusik, und als ich ihn fragte, ob er auch Quartette geschrieben habe, erwiderte er: Viele, sehr viele, aber sie sind alle vergessen. Gute Quartette muß man nur von Haydn, Mozart und Beethoven hören. Gyrowetz war ein Mann von kolossaler Größe und erinnerte in dieser Hinsicht an Louis Spohr. Trotz seines hohen Alters sah man ihn bei Wind und Wetter, in einen runden blauen Mantel gehüllt, ruhig durch die Straßen schreiten. Die Unterhaltungen mit Gyrowetz machten einen wunderbaren Eindruck auf mich, da er von seinen großen Zeitgenossen Mozart und Haydn so lebhaft erzählte, als ob dieselben noch unter den Lebenden seien.

(Schluß folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der ersten Hälfte des Monats August.

Am 1. August 1552 schlossen Mainz und Hessen wiederholt einen Vertrag, nach welchem Mainz die geistliche Jurisdiktion in Hessen aufgab.

Am 2. August 1408 leistete Erasmus von Itter, der Letzte seines Geschlechts, auf seine Herrschaft zu Gunsten Hessens Verzicht.

Am 2. August 1479 brannte Allendorf a. L. innerhalb 3 Stunden infolge Blitzschlages fast völlig ab.

Am 3. August 1346 kämpften hessische und mainzische Truppen bei Dorla unweit Gudensberg.

Am 3. August 1654 wurde Karl, nachheriger Landgraf von Hessen, geboren. Seine Eltern waren Landgraf Wilhelm VI. und seine Gemahlin Hedwig Sophia von Brandenburg.

Am 3. August 1697 legte Landgraf Karl den Grundstein zu der Oberneustädter Kirche zu Kassel.

Am 5. August 1466 wurden die Dörfer Kerstenhausen, Englis, Arnsbach, Udenborn, Möllrich und Werkel von Kölnern und Paderbornern ausgeraubt.

Am 6. August 1762 kapitulirten die 60 Mann Besatzung des Schlosses Friedewald unter Leutnant Steigleder nach fast 1½ monatlicher Belagerung durch 8000 Mann Franzosen unter General Stainville.

Am 6. August 1848 fand in der Aue zu Kassel große Parade der kurhessischen Truppen statt, bei welcher dem Reichsverweser Erzherzog Johann gehuldigt wurde.

Am 8. August 1651 starb die Landgräfin Amelia Elisabeth, Wittwe Landgraf Wilhelm's V., geborene Gräfin von Hanau, Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Wilhelm VI.

Am 8. August 1677 trat Landgraf Karl selbst die Regierung an, welche seine Mutter, die Landgräfin Hedwig Sophie, bis dahin geführt hatte.

Am 11. August 1760 ergab sich die Festung Ziegenhain dem französischen General Stainville.

Am 12. August 1586 schlossen die Riedesel ihren Familienvertrag, durch welchen ihre sämmtlichen Besitzungen für ein Familienfideikommiß erklärt wurden.

Am 13. August 1806 nahm Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt den Titel Großherzog von Hessen und bei Rhein an.

Am 14. August 747 starb Wigbert von Fritzlar, der Schüler und Genosse des heil. Bonifatius.

Am 14. August 1235 wurde der Grundstein zu der Elisabethkirche in Marburg gelegt.

Am 14. August 1372 wurde das Kloster Kappel am Spieß von den Sternern geplündert und seine Besitzungen wurden verwüstet.

Am 14. August 1720 wurde Friedrich Erbprinz von Hessen, der zweite Sohn des späteren Landgrafen Wilhelm VIII. geboren, als Landgraf Friedrich II. Am gleichen Tage des Jahres 1783 wurde die ihm auf dem Friedrichsplatze zu Kassel errichtete Bildsäule enthüllt.

Am 14. August 1779 erfolgte zu Kassel die Einweihung des Lyceum Fridericianum.

Am 15. August 1464 wurde Trendelburg von dem Landgrafen Ludwig II. in Besitz genommen.

Am 15. August 1592 starb Landgraf Wilhelm IV. der Weise, ältester Sohn des Landgrafen Philipp.

Karlshafener Handlungsgesellschaft. Da in Karlshafen augenblicklich die Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde tagt, ist es angebracht, der hessischen Landgrafen zu gedenken, denen allein die Stadt ihr Dasein verdankt. Neben Landgraf Karl, dem Gründer derselben, that auch dessen Enkel Landgraf Friedrich II. das Seinige, um das Aufblühen des jungen Orts zu fördern, namentlich war es ihm daran gelegen, dort Handel und Wandel zu heben.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist es zu betrachten, daß er bei dem Ausrücken der 1. Division hessischer Truppen nach Amerika am 1. März 1776 eine Ordre an deren Führer, den Generalleutnant von Heister erließ, die nach ihrem handschriftlich vorliegenden Wortlaute, abgesehen von Eingangs- und Schlußformel, folgendermaßen lautet:

„Da nicht ohne Grund zu vermuthen stehet, daß die Regimenter demnächst an den(!) Orth ihrer Bestimmung nicht zu allen Zeithen die ihnen nöthige kleine Mundirungsstücke vor billige Preiße anzuschaffen Mittel und Gelegenheit finden werden, so ist zur Abwendung dieses Uebels von der Carlshaver Handlungscompagnie die Entschließung genommen worden, daß eine große Quantitaet Schuhe, Leinen zu Hember und Stiebletten und vieler anderer nöthigen Bedürfnisse auf ihre Rechnung von hier abgeschickt und denen Trouppen vor billige Preiße überlassen werden sollen. Da man in vielerley Betracht sonst sicher und gewiß sein kann, daß denen Capitains hierunter einige Vortheile erwachsen müßen, so hat auch der Herr Generalleutnant nicht allein die von ermelter Compagnie mit denen Mundirungsstücken abgeschickte Persohnen, welche dem Corps allenthalben zu folgen von selbiger Befehl erhalten haben, bestmöglichst zu schützen, sondern auch noch weither die Befehle zu ertheilen, daß die Regimenter vorzüglich von solchen alle nöthige kleine Mundirungsstücke gegen baare Bezahlung nehmen sollen.

Jedoch setze ich hierbey zum voraus, daß die Carlshaver Compagnie alle Fournituren vor einen billigen Preiß und wenigstens nicht theurer als solche in denen Gegenden, als wo sich das Corps Trouppen befindet, zu bekommen sind, gleichwie auch in guter Qualitaet liefern werde; widrigenfalls die Capitains das Benöthigte von selbiger zu nehmen nicht verbunden seyn, sondern wegen deren Ankaufs an andern Orthen ihrer Convenienz und Vortheilen gemäs alle Freiheit erhalten sollen."

Aus diesem Schreiben des Landgrafen geht hervor, daß er ernstlich bedacht war, Handel und Gewerbe in seinem Lande zu fördern und besonders das Aufblühen der Handlungsgesellschaft in Karlshafen begünstigte, soweit es billig war. Derartige Lieferungen, wie sie in Aussicht genommen waren, konnten zu deren Gedeihen wesentlich beitragen.

Man ging sogar soweit, der Gesellschaft aus Staatsmitteln Darlehen zu verschaffen, wie daraus hervorgeht, daß unter vor einigen Jahren an das Staatsarchiv zu Marburg von der Landesbibliothek zu Kassel auf den Antrag des ersteren abgegebenen Akten auch solche über der Gesellschaft gewährte staatliche Darlehen sich befinden. Aus den Beständen des Staatsarchivs wird vermuthlich über die Geschichte dieser Karlshafer Gesellschaft Näheres zu ermitteln sein.

Der obige Erlaß dürfte im Augenblick auch mit Rücksicht darauf besonderes Interesse erregen, daß wir gerade jetzt wieder täglich von der Ausrüstung zu einer überseeischen Expedition hinausgesandter deutscher Truppen lesen und somit zu mancherlei Vergleichen zwischen Einst und Jetzt veranlaßt werden.

Aus Heimath und Fremde.

Ein hessischer Volksdichter. Der Verfasser des Gedichtes „Am Muttergrabe“, das wir an der Spitze des heutigen Heftes bringen, Heinrich Naumann, wurde im Jahre 1856 zu Nanzhausen bei Lohra als das Kind armer Bauersleute geboren, wuchs in beschränkten Verhältnissen auf und mußte auf seinen Lieblingswunsch, zu studiren oder wenigstens Lehrer zu werden, verzichten. Nach dem Besuch der Dorfschule erlernte er bei seinem Vater die Landwirthschaft und ist mit Ausnahme von drei Jahren, die er als Soldat in Hagenau im Elsaß diente, nicht aus der Heimath herausgekommen. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er das väterliche Anwesen, verheirathete sich, wurde aber nach fünfjähriger Ehe schon seiner Gattin beraubt und lebt als Wittwer in seinem Vaterhause. — Er gab heraus: „Ein schlichter Strauß“ (Gedichte, mit einem Vorwort von Karl Gerock), Stuttgart 1886.

Außerordentliche Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Im Lesesaale der ständischen Landesbibliothek zu Kassel fand am 6. August Abends, wie alljährlich kurz vor der Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, eine außerordentliche Monatsversammlung statt, in welcher einstimmig beschlossen wurde, den bisherigen Vorstand in seiner Gesammtheit der Jahresversammlung, die, wie bereits berichtet ist, in den Tagen vom 13. bis 15. August in Karlshafen stattfindet, zur Neuwahl für das nächste Vereinsjahr in Vorschlag zu bringen. Der Vorsitzende des Vereins, Oberbibliothekar Dr. Brunner, machte sodann nähere Mittheilungen über die bevorstehende Jahresversammlung, die, wenn diese Zeilen im Druck vorliegen, bereits stattgehabt haben wird. Ausführlicher Bericht wird in der nächsten Nummer gebracht werden.

Zum Schluß erhielt der Schriftführer des Vereins Kanzleirath Neuber das Wort um des Näheren darzulegen, wie er nach Durchsicht der ihm zugänglich gemachten in der Familie des Herrn Privatmanns Francke zu Kassel als Nachkommen einer Tochter des Hofkupferschmiedemeisters Philipp Otto Küper befindlichen Urkunden zu der Ansicht gelangt sei, daß letzterer unbedingt als Anfertiger des Herkules-Standbildes auf Wilhelmshöhe zu betrachten sei. (Vergl. Nr. 15, S. 198.) Den Ausführungen blieb der ungetheilte Beifall der Versammlung nicht vorenthalten. Im direkten Gegensatz zu diesen Darlegungen steht ein L. Wolff unterzeichnetes Eingesandt der „Kasseler Allgemeinen Zeitung“ vom 12. August, welches auf Grund des von Herrn Neuber benutzten historischen Materials zu dem Schlusse gelangt, daß wir mit bestem Fug in dem Augsburger Goldschmied Johann Jakob Anthoni den Schöpfer unseres Wilhelmshöher Herkules erblicken.

Dieser Schluß wird erst dann als vollgültig gelten können, wenn weitere geschichtliche Nachrichten beigebracht sind, die über die von dem Augsburger Goldschmied Anthoni an der Herkulesstatue wie anderweit bewiesene künstlerische Thätigkeit näheren Aufschluß geben.

Sobald wir in den Besitz derartiger Aufschlüsse gelangt sind bezw. klar geworden ist, daß solche nicht zu bekommen sind, werden wir auf die Herkulesfrage zurückkommen, für dieses Mal sei nur bemerkt, daß sowohl von den Nachkommen Küper's wie von dem Hoflieferanten Herrn Basse, dessen Arbeiter die viel erwähnte Platte im Haupte des Herkules gefunden haben, uns das in ihren Händen befindliche auf die Frage bezügliche Material mit größter Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt ist.

Zum Gedächtniß von Christian Ludwig Gerling sprach auf der in den Tagen vom 29. Juli bis 1. August in Kassel abgehaltenen Hauptversammlung des deutschen Geometer-Vereins Professor Dr. Reinhertz und zwar besonders über dessen geodätische Thätigkeit. Gerling, am 10. Juli 1788 zu Hamburg als Sohn eines Pastors geboren, wandte sich, nachdem er von Ostern 1809 an zu Helmstedt zunächst Theologie studirt hatte, nach Aufhebung dieser Universität durch die westfälische Regierung, in Göttingen ganz dem Studium der Mathematik und Astronomie zu. Von dort kam er als Lehrer der Mathematik im Jahre 1812 an die später polytechnische Schule zu Kassel, von wo er am 16. April 1817 als ordentlicher Professor der Mathematik, Physik und Astronomie nach Marburg berufen wurde, wo er bis zum 15. Januar 1864, also fast ein halbes Jahrhundert lebte und lehrte. Gerling stand dem großen Mathematiker Gauß zu Göttingen sehr nahe, beide unterhielten bis an Gauß' Tod einen lebhaften Briefwechsel, es sind etwa 160 Briefe von Gauß an Gerling und etwa 240 Briefe von Gerling an Gauß vorhanden. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen wird diesen Briefwechsel demnächst veröffentlichen lassen. Gerling's Verdienste um die Förderung der Landmessung, speziell der praktisch geodätischen Arbeit schilderte Redner sehr eingehend und fesselnd.

Universitätsnachrichten. Zum Dekan der philosophischen Fakultät zu Marburg wurde nicht Professor Dr Koschwitz, sondern Professor Dr. Schottky gewählt.

Corps Teutonia. Anläßlich des 75. Stiftungsfestes des Corps Teutonia zu Marburg zog am Abend des 2. August ein sehr stattlicher Festzug vom Bahnhof durch die Straßen der Stadt nach dem Museum. In einem guirlandengeschmückten Vierspänner saßen die Senioren des Corps, unter ihnen als weitaus Aeltester unser allverehrter Mitarbeiter, der 90jährige Professor G. Th. Dithmar, der Verfasser des in dieser Nummer begonnenen Aufsatzes über die Landgräfin Sabine.

Murhard'sche Stiftung. Die Verwaltung der Murhard'schen Stiftung zu Kassel hat ein Preisausschreiben erlassen, um auf dem Wege des öffentlichen Wettbewerbs unter den deutschen Architekten Entwürfe für den Bau eines neuen Bibliotheksgebäudes für dieselbe zu erlangen. Die Entwürfe sind bis zum 15. Januar 1901 bei dem Stadtbauamt der Residenzstadt Kassel einzureichen. Zur Verfügung für den Bau als solchen steht die Summe von 380 000 Mark. Vorsitzender des aus neun Mitgliedern zusammengesetzten Preisgerichts ist Oberbürgermeister Müller. Die Zusammensetzung desselben bürgt dafür, daß neben den baulichen Zwecken auch die praktisch bibliothekarischen Bedürfnisse bei der Entscheidung gebührende Berücksichtigung finden werden.

Dem Preisgericht, welchem der Betrag von 8 500 Mark für die einlaufenden besten Entwürfe zur Verfügung gestellt ist, gehören ferner Oberbaudirektor Professor Dr. Durm in Karlsruhe, Stadtbaurath Professor Licht in Leipzig, Geh. Oberbaurath Thür in Berlin, Stadtsyndikus Brunner, die Stadtverordneten Architekt Eubell und Justizrath Dr. Harnier, Stadtbaurath Höpfner und Stadtbibliothekar Dr. Uhlworm zu Kassel an. Als Bauplatz ist der nach der Schönen Aussicht zu an der Weinbergstraße gelegene Theil des Hanauischen Parks bestimmt.

Möge als Frucht des Wettbewerbs ein der Stadt würdiges, der bevorzugten Lage des gewählten Platzes entsprechendes Bauwerk entstehen!

Personalien.

Verliehen: dem Oberregierungsrath Fliedner zu Kassel der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Pfarrer Zimmermann zu Hanau der rothe Adlerorden 4. Klasse mit der Zahl 50; dem Justizrath Dr. Renner zu Kassel der Charakter als Geheimer Justizrath; dem Dr. med. Mann zu Volkmarsen der Titel Sanitätsrath; desgl. dem Dr. med. Bock zu Kassel.

Ernannt: Landrath Dr. Beckmann zu Usingen zum Oberregierungsrath zu Kassel; Staatsanwaltschaftsrath Savels zu Arnsberg zum ersten Staatsanwalt in Marburg; die Rechtsanwälte Dr. Rothfels und Dr. Wolter zu Kassel zu Notaren; Seminaroberlehrer Reinert zu Schlüchtern zum Seminardirektor daselbst; Gerichtsassessor Heinemann zum Amtsrichter in Bergen a. R.; Referendar Gößmann zum Gerichtsassessor; Förster Stein zu Jossa zum Revierförster daselbst.

Gewählt: Archidiakonus Mohme zu Schmalkalden zum Pfarrer in Dortmund; Bürgermeister Löber zu Melsungen zum Bürgermeister der Stadt Homberg a. E.

Bestätigt: die Wahl des Forstkassenrendanten Wessel zum Bürgermeister der Stadt Wetter.

Versetzt: Superintendent Orth zu Ramholz nach Schlüchtern; Zollpraktikant Nörr in Frensdorferhaar nach Kassel.

Vermählt: Kaufmann Wilhelm Suntheim mit Fräulein Lisbeth Sonntag (Dresden, 28. Juli); Dr. Gustav Adolf Bode zu Hamburg mit Fräulein Brockhaus (Marburg, August).

Geboren: ein Sohn: Dr. med. Sell und Frau Mathilde, geb. Zöckler (Reichelsheim i. O., 27. Juli); Cand. theol. Rudolf Schlunk und Frau Melanie, geb. Witzel (Kassel, 30. Juli); Oberleutnant Roos und Frau Hedwig, geb. Scheffer (Kassel, 10. August); Ingenieur August Fichtner und Frau Marie, geb. Schiebeler (Würzburg, 10. August);

eine Tochter: Stiftssyndikus und Rechtsanwalt Dr. Otto Stahl und Frau, geb. Pfeiffer (Kassel, Juli); Zahnarzt Dr. Fritz Zimmer und Frau Martha, geb. Schäfer (Kassel, 30. Juli); Apotheker Fritz Hoffmann und Frau Louise, geb. Avemann (Kassel, 31. Juli); Oberleutnant Seebohm und Frau (Fulda, August); Kaufmann Karl Gutberlet und Frau (Marburg, August); Kaufmann Hermann Waescher und Frau Johanna, geb. Range (Kassel, 3. August).

Gestorben: Kaufmann Adolf Badenhausen, Sohn des verstorbenen Pfarrers in Reichenbach (New-York, Juli); Seminarlehrer Wilhelm Wagner (Kreuzburg i. Schl., 29. Juli); Rentier Louis Krüger, 76 Jahre alt (Böddiger, 30. Juli); Frau Wilhelmine Schaub, geb. Eberhard, 78 Jahre alt (Allendorf a. W., 31. Juli); Stationsvorsteher I. Kl. a. D. Heinrich Meister, 78 Jahre alt (Kassel, 4. August); Rentner Franz Ruch, 70 Jahre alt (Kassel, 5. August); Stadtförster Paul Meier, 63 Jahre alt (Treysa, 5. August); Kaufmann Heinrich Dilcher (Nürnberg, 5. August); Frau Marie Meyer, geb. Horn, Wittwe des Regierungs- und Bauraths (Marburg, 6. August); Kaufmann Fritz Lauffer, 33 Jahre alt (Bochum, 10. August); Schriftsteller Karl Laufs, 42 Jahre alt (Kassel, 12. August).

Briefkasten.

R. in Laubach. Wird gern geschehen. Besten Gruß.

H. in Philippsruhe-Kesselstadt. Vielen Dank für freundliche Sendung.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 17. XIV. Jahrgang. Kassel, 1. September 1900.

O wüßtet ihr, wie schön die Welt …

O wüßtet ihr, wie schön die Welt,
Wenn erst das Wünschen aufgehört,
Das manche Stunde hat vergällt,
Den Seelenfrieden euch gestört.

Wenn still das Herz geworden ist,
Nichts von den Menschen mehr begehrt,
Kommt erst die schönste Lebensfrist,
Die wahren Werth des Daseins lehrt!

Den Qualen schließt der Blick sich zu —
Vom Guten ist das Herz bewegt —
Am Feierabend — vor der Ruh',
Die hin zum ew'gen Frieden trägt!

Jeannette Bramer.

Des Herzens Ruhe.

Laß stürmen die Winde, die Wetter laß dräu'n,
Ein Hüttchen, ein Weibchen, ein Kindchen ist mein,
Ich fühle trotz Wetter die selige Lust,
Den Lenz und die Liebe in friedlicher Brust.

Einst fühlte wohl auch mein zerrissenes Herz
Die Stürme des Lebens, den brennenden Schmerz,
Der Sturm ist vertobet, nun waltet hinfort
Mit sicherem Steuer die Liebe an Bord.

Nun schau' ich hinaus in die stürmische See,
O schäumende Woge, du machst mir nicht weh,
Tief innen ist Frieden, im Herzen ist Ruh',
So wieget mein Schifflein dem Hafen sich zu.

Das Steuer ist richtig, der Kompaß zeigt recht,
Ein sicheres Ruder die Wogen durchschlägt,
Schon leuchtet von ferne der liebliche Strand.
Die Heimath der Seele, das selige Land.

Heinrich Naumann.
(Vergl. Heft 16, S. 211.)





Sabine, Landgräfin von Hessen, 1566—1581.

Von Professor G. Th. Dithmar.

(Schluß.)

Ausführliche Nachrichten von der Hochzeit Wilhelm's mit Sabine, die am 12. Februar 1566 (einem Dienstag) zu Marburg stattfand, giebt uns Kuchenbecker in seiner Abhandlung von den Erbhofämtern der Landgrafschaft Hessen (Marburg 1744).

Landgraf Wilhelm sendet seinen Kämmerer Bastian von Weitershausen an Herzog Christoph zu Württemberg, damit dieser seine Meinung über den Hergang bei der Hochzeit, namentlich darüber, wie es mit dem Einritt und den Ceremonien gehalten werden soll, abgebe. Soviel nun erstlich seiner Liebden Reise betrifft, hofft Wilhelm, daß Christoph sie glücklich vollbracht habe und weiter vollbringen werde. Nachdem Christoph vermeldet, daß er von Grünberg seine Reise dermaßen anstelle, daß sie um 2 Uhr allhier (in Marburg) einkommen möchten, erklärt Wilhelm es für erforderlich, daß seine Liebden recht früh sich aufmache, denn der Weg sei jetzt sehr tief und bergig, wiewohl Verordnung geschehen sei, daß die Wege gebessert würden. Seine Liebden wollten von Stund' an von Friedberg aus dem Markgrafen Hans Georg von Brandenburg nach Alsfeld schreiben und zu erkennen geben, daß sich seine Liebden auch wollten früher erheben, damit einer auf den anderen nicht lange warte, sondern beide im Felde bei Ebsdorf oder Wittelsberg zusammenkommen möchten. Die Reise von Ebsdorf ginge über den Frauenberg durch den Eselsgrund und über den Glaskopf nach Marburg. Im gleichen Sinne sollte Ermahnung von hier aus an Hans Georg und seine Begleitung auch geschehen.

Was den Empfang betrifft, so soll derselbe nicht weit von Marburg aus geschehen; es sollen die Fürsten nicht abstehen (absteigen von den Pferden), sondern die Braut und die Fürstinnen zu Roß ansprechen und empfangen. „Es meinet unser lieber Vater — heißt es dann weiter — unseren Schwager Wolfgang (Pfalzgraf von Zweibrücken) zu vermögen, daß er das Wort des Empfanges thue. Soviel den Einzug in die Stadt anbelangt, halten wir es für gebräuchlich, daß es unserer Freundschaft Reisigen gebühren möge, den Vor- und den Nachzug zu bestellen und nun den Adel auf einander folgen zu lassen. Was das Uebrige betrifft, so möge seine Liebden zu verstehen geben, welcher unter den Markgrafen müsse obenan sitzen.

Unseres Vaters Meinung ist, daß man zum ersten den Verzicht thun lasse, dieweil solches eine Form ist, danach soll das Zusammengeben geschehen, danach, sobald das Nachtessen und Tanz geschehen ist, soll das Bett beschlagen, hessischem Brauch gemäß, stattfinden."

Es ist auch noch die Rede von den Packwagen, daß sie zur Zeit eintreffen. Dies alles soll der von Weitershausen womöglich aufzeichnen und den Sonntag bei uns zeitlich wieder eintreffen. Weitershausen soll auch nach gebührender Salutation der Frau Herzogin alles vermelden, sonderlich soll er ihre Liebden fragen, ob es ihr gefällig sei, daß die zwei Gräfinnen auf dem Schlosse in Jungfrauen-Kammern oder in der Stadt logirt werden sollten, auch ob die Jungfrauen und Mägde, welche die Braut mitbringt, zu den hessischen Jungfrauen sollen logirt werden.

Bastian von Weitershausen schreibt: „Die Kleidung soll bestehen aus schwarzem Sammet mit Beischließ-Aermeln aus schwarzem Damast, dann aus braunem und goldfarbenem Schiller-Taffet u. s. w."; es soll der Schiller-Taffet veilchenblau verbrämt werden und es sind zwei auf Papier gemalte Jungfrauen mitgegeben, deren eine in schwarzer, die andere in goldgelber verbrämter Kleidung nach damaliger Tracht vorgestellt wird.

Die von Herzog Christoph gegebene Anordnung ist vom 10. Februar 1566, geschrieben zu Friedberg, und bestimmt Folgendes: „Der Herzog will es zu Grünberg dermaßen anschicken, daß er am Montag um 5 Uhr zu Grünberg sein und 2 Uhr Nachmittags zu Marburg ankommen will."

Der Herzog hat auch von Frankfurt aus an Markgraf Hans Georg nach Alsfeld geschrieben, um welche Zeit er in Marburg ankommen und unterwegs zwischen Grünberg und Marburg mit ihm zusammenkommen wolle, sodann läßt sich seine fürstliche Gnaden gefallen, daß der Empfang

ganz nahe bei Marburg geschehen soll, daß die Fürsten nicht absteigen, sondern die Braut und Fürstinnen zu Roß ansprechen. Und weil Pfalzgraf Wolfgang oder Pfalzgraf Ludwig die Braut empfangen werden, so will der Herzog die Danksagung selbst thun oder durch einen erbetenen Fürsten thun lassen. Was den Einzug belangt, so soll die Freundschaft mit Reisigen den Vorzug oder Nachzug bestellen. Es soll jeder Marschall mit Junkern vorziehen und ihnen die Grafen und Herren, auch Jungherren, welche zum Abstehen im Schloß alle hinter den Wagen bleiben sollen, folgen, es sollen dann eines jeden Fürsten Kammerdiener und dann der Fürsten Buben in der Ordnung wie die Fürsten ziehen, darauf kommen die Trompeter und hinter den Trompetern sollen reiten die Söhne Landgraf Philipp's, die Markgrafen Joachim, Friedrich und Pfalzgraf Wolfgang; nach diesen jungen Fürsten Herzog Hans Kasimir, Landgraf Ludwig und Herzog Eberhard, Pfalzgraf Ludwig, Markgraf Hans Jörg und Markgraf Jörg Friedrich zu Brandenburg. Dann sollen der Herr Bräutigam, Herzog Wolfgang und Herzog Christoph zu Württemberg folgen. Nach diesen sollen die Hofmeister der Frauenzimmer bis zur Stadtpforte ziehen, absteigen und sammt geordneten Grafen und Herren neben der Hochzeiterin Wagen bis in das Schloß gehen.

Der Herr Herzog läßt sich's gefallen, daß der Verzicht, das Zusammengeben, der Tanz und das Decke=Beschlagen so geschehe, wie solches von hessischer Seite vorgeschlagen worden ist. Nachdem Herzog Hans Kasimir und Herzog Eberhard die Braut geführt, werden die Beiden auch bei dem Verzicht sein, außerdem noch auf des Landgrafen Wunsch der Statthalter von Cramm, Jakob Lersner und Reinhard Scheffer (beide sind damals Kanzler gewesen). Seine fürstliche Gnaden ist auch damit einverstanden, daß die Braut nach der Predigt in dem Gemach, wo das Bettbeschlagen geschehen ist, bemorgengabt werde; nach dem Morgenessen des Hochzeitstages oder den anderen Tag ist nach des Landgrafen Wilhelm Gelegenheit die Ueberantwortung des zugeordneten Silbergeschirrs an die Braut in Aussicht genommen. Brennende Fackeln vor der Braut zu tragen, hält der Herzog von Württemberg zwar für ein päpstliches Gepränge, aber wie Hessen es macht, so läßt es Herzog Christoph auch geschehen.

Wie aus dem Vorhergegangenen ersichtlich, fehlte auch bei Wilhelm's und Sabinens ehelicher Verbindung nicht der alte Gebrauch des Beschlagens der Decken, welcher in fürstlichen Familien noch im vorigen Jahrhundert fortgedauert haben soll; es wurde nämlich das junge Paar zu Bett gebracht, die nächsten Angehörigen standen am Bett und dem Paar wurde Konfekt und Wein gebracht (symbolische Handlungen).

Das Weib ist ihres Mannes Genossin, heißt es, wenn sie in sein Bett tritt; eine dahin gehörige Stelle lautet: „Es wurde das Bett nach deutscher Sitte bereitet, die Liegenden umarmten sich, indem fürstliche Verwandte dabei standen und es geschah nichts, als daß man sich einen Kuß gab, so wurde das Ehebett eingeweiht. Wenn der Bräutigam in Abwesenheit sich vertreten ließ, so wurde zwischen Beide ein bloßes langes Schwert gelegt."

Das muß eine schwere Aufgabe gewesen sein, die Anordnungen vor dem Fest und bei dem Fest zu treffen, namentlich für Quartiere zu sorgen, und vermuthlich hat dabei der schon erwähnte Erbkämmerer Max von Berlepsch die Oberaufsicht geführt.

Das im Rittersaale gehaltene hochzeitliche Abendessen, bestehend aus drei Mahlzeiten, erforderte viel Bedienung, welche vom hessischen Adel und höheren Beamten geleistet wurde. Wer kann alle die Dienstleistungen nennen, wer die Namen der Aufwartenden? Landgraf Philipp kommt unter den Tafelnden nicht vor.

Am folgenden Tage wurde Turnier gehalten. Der Platz war westlich vom Schloß. Am Turnier nahmen theil außer dem Entrepreneur Ludwig von Nassau=Saarbrücken: 1. Herzog Eberhard, 2. Ludwig, 3. Landgraf Philipp der jüngere, 4. Landgraf Georg. Jeder traf nur fünf Lanzenstöße, mit dem Schwert sieben Streiche. Die beiden goldenen Preise erhielten Burkhard von Weiler und Johannes von Grünau, einen Dank von den Jungfrauen für adlige Mannheit erhielt Pfalzgraf Hans Kasimir.

An Hochzeitsgeschenken hat es nicht gefehlt. Es kamen solche von Landgraf Philipp (von dessen Betheiligung wir sonst nichts hören), von Sabinens Vater Christoph und dessen Gemahlin, von den anwesenden Pfalz= und Markgrafen, auch aus Kursachsen, von Wilhelm's Brüdern goldene Ketten und Kleinodien, vom Abt zu Hersfeld 12 silberne vergoldete Becher, von der württembergischen Landschaft ein goldenes Halsband mit Edelsteinen und Perlen, und endlich von der Universität Marburg eine silberne vergoldete Schnur. Auch ist an einem der folgenden Tage eine Komödie aufgeführt worden, „Isaak und Rebekka".

Die Vermählten blieben in Marburg wohnen, bis der kränker gewordene Vater Philipp sie im Herbst nach Kassel kommen ließ, wo Wilhelm und Sabine einen von Wilhelm erbauten Theil

des Schlosses bewohnten, bis Philipp am 30. März 1567 die Augen schloß. Tags vorher, am ersten Ostertag, hat Philipp mit Sabine das heilige Abendmahl genommen.

Fünfzehn Jahre lebte Sabine mit ihrem Gatten in glücklichster Ehe, der außer dem späteren Landgraf Moritz noch ein Sohn und neun Töchter*) entsprossen. Was sie ihm und dem Lande gewesen, ergiebt sich aus dem Urtheil, das hessische Geschichtsschreiber über sie fällen.

Hans Wilhelm Kirchhof sagt in dem 3. Theil des Wendunmuth über ihr Hinscheiden: „Anno 81 ist Landgraf Wilhelm's Gemahl Frau Sabina, geborene Herzogin zu Württemberg, eine fromme, gottesfürchtige Fürstin, eine Mutter aller armen, kranken und nothleidenden Menschen, ja des ganzen Landes, zu Rotenburg, ihrer verordneten Vermachung und Morgengabe, an einem heftigen Hauptfluß sehr krank gelegen und ist den 16. August in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr in Gott seliglich entschlafen. Schon zuvor hatte sie Gott gebeten, auch andere angeredet Gott für sie zu bitten, daß er sie bald und seliglich laß absterben. Zuletzt hat sie ihren Herrn und Gemahl vor sich gefordert, mit ihm von vielen Dingen, Kindern, Gesinde und Anderem geredet, ermahnt und gebeten, seinen Unterthanen nicht zu hart zu sein, Mägde und Gesinde nicht zu bald zu verstoßen, alle Gefangenen ledig zu lassen, hat sich danach zu Ruhe begeben und also in einem sanften Schlaf und im Herrn seliglich verschieden. Ihre Kinder hatte sie ihrer Schwester Hedwig in Marburg zur Pflege und Versorgung übergeben."

Kirchhof setzt noch hinzu, diesen Tod vorbedeutete Brand in vielen Fürstenhäusern, insonderheit zu Kassel, Einsturz von Mauern, Wällen und dergl., Feuerflammen und Wunderzeichen am Himmel; kurz vor ihrem Abschied haben die Hunde um das Schloß gräßlich geheult, der Mond sei sehr trüb und dunkel geworden ꝛc.

In einem gereimten Klagelied auf den Tod Sabinens, das von Kirchhof verfaßt ist, heißt es: „O was sie für ihre Person täglich für Handarbeit gethan, oft und viel hat sie ganz sanftmüthig sich nicht beschwert, selbst zu schauen Kranke, sonderlich Kinder und Frauen, manch' arm Kindlein nahm sie auf ihren Schooß; das war von einer Fürstin ein Groß."

Folgendes Lob giebt Rommel in seiner hessischen Geschichte der Sabine: „Sabine, die älteste Tochter des frommen und ruhmvollen Herzogs Christoph von Württemberg, eine würdige Stammmutter der Fürsten von Hessen-Kassel, deren geräuschlose Wirksamkeit alle Lobsprüche ihrer Zeitgenossen übertrifft, die bei einer holdseligen Gestalt keinen anderen Schmuck als Sanftmuth, Bescheidenheit und Keuschheit, keinen anderen Ruhm als die Liebe ihres Gemahls kannte, lebte mit ihm in fünfzehnjähriger Ehe. Ihr Andenken ist in Kassel durch die Stiftung der freien Hof-Arzenei, nicht blos für alle Angehörige des Hofes und fürstlicher Gäste, sondern für alle Arme und Hülfsbedürftige der Hauptstadt, verewigt; sie selbst, mit ihrem Gemahl die Kenntniß heilsamer Kräuter theilend und in der lateinischen Sprache unterrichtet, verschmähte nicht, aus der von ihr reichlich ausgestatteten Hofanstalt den Kranken die verschriebenen Heilmittel zu reichen, und nach dem Beispiel der heiligen Elisabeth der ärmsten Unterthanen Elend selbst zu lindern.

Als sie dem Verlust vieler Kinder und einem zarten Körperbau erlegen war, folgten ihr in unübersehbarem Trauerzug bis nach der St. Martinskirche zu Kassel die Unterthanen des Landgrafen. Der Leichenzug wurde vor Kassel von den Landgrafen Wilhelm und Ludwig und Wilhelm's Sohn Moritz zu Pferd empfangen. Knaben mit brennenden Windlichtern gingen voraus, die schwarz-sammtne Decke war mit einem weißen Kreuz bezeichnet. Alle benachbarten Fürsten, selbst der König von Frankreich sandten Beileidsbezeugungen."

Wilhelm selbst that das Gelübde, sich nicht wieder zu vermählen und hat es gehalten. Er sagt, es sei ihm die letzte Bitte „seines lieben Beinchen" dermaßen im Sinn, daß er nicht daran denke, ein grauer Kopf neben anderen Gebrechen sei eine schlechte Morgengabe.

In einem Kalender hat Wilhelm zu ihrem Todestag geschrieben: Obiit in Christo piissima et dulcissima conjux Rodeburgi. Der Todesfall ging ihm je länger, je härter zu Herzen, so daß

---

*) 1. Anna Maria, geb. den 27. Januar 1567, vermählt 1589 mit Graf Ludwig von Nassau-Saarbrücken, Stammmutter von Nassau-Weilburg. 2. und 3. Hedwig und Agnes, Zwillinge, geb. den 30. Juli 1569. Agnes starb in demselben Jahr, Hedwig wurde im Jahre 1597 zu Schmalkalden mit Graf Ernst zu Schaumburg vermählt, welcher im Jahre 1621 die Universität Rinteln gestiftet hat. 4. Sophie, geb. im Jahre 1571; sie ist unverheirathet geblieben und machte sich verdient um die Kinder ihres Bruders Moritz. 5. Moritz, geb. im Jahre 1572. 6. Sabine, geb. im Jahre 1573, in demselben Jahre gestorben. 7. Sidonie, im Jahre 1574 geboren und im Jahre 1575 gestorben. 8. Christian, im Jahre 1575 geboren und im Jahre 1578 gestorben. 9. Elisabeth, im Jahre 1577 geboren und in 1578 gestorben. 10. Christine, 1578 geboren, 1598 verheirathet mit Herzog Johann Ernst zu Sachsen-Eisenach, gestorben im Jahre 1638, ohne Kinder. Diese ist eine gelehrte, in der Astrologie sehr bewanderte Fürstin gewesen. 11. Juliane, 1581 geboren, kurz nach der Taufe gestorben.

er seiner „herz lieben und treuen" Gemahlin nicht vergessen konnte.

Der Herzog Christoph von Württemberg hatte noch mehrere Töchter, von welchen eine Eleonore hieß, und diese wurde zweite Gemahlin des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt. Demnach haben drei hessische Brüder drei württembergische Schwestern zu Frauen gehabt.



Weiteres über Küper und Anthoni.

(S. Nr. 15, S. 198 und Nr. 16, S. 211.)

Ohne auf die Frage, welcher Antheil dem Augsburger Goldschmied Johann Jakob Anthoni und welcher dem heimischen Kupferschmiedemeister Otto Philipp Küper an der Herstellung der Herkulesfigur auf dem Oktogon zu Wilhelmshöhe gebührt, schon jetzt näher einzugehen, sei hier vorläufig angegeben, was über beide Männer bislang in Erfahrung zu bringen war. Vielleicht gestatten schon diese Angaben einige Schlüsse auf die Richtung, in welcher sich die Thätigkeit beider erstreckte.

Otto Philipp Küper wurde geboren auf fürstlichem Messinghof und Kupferhammer vor Kassel als jüngster Sohn des Meisters des dortigen fürstlichen Messingschmelzwerks nebst Kessel- und Kattunmühle Christoph Küper aus Goslar a. Harz und seiner Gattin Aganetin (Agnes), welch ersterer „ins zehende Jahr" dort thätig war, und etliche Tage später als am 7. Juli 1695 getauft. Taufpathe war der zeitige Verwalter des genannten Werkes Otto Philipp Kleinschmidt. Am 19. März 1709 bezeugte dieser Pathe auf schriftlichen Antrag des Vaters Christoph Küper dessen Sohn in ausführlichem Schreiben, welches noch heute im Besitz des Herrn Privatmanns Francke in Kassel ist, seine eheliche Geburt und Herkommen, um ihm dadurch zu ermöglichen, als Lehrling des „kalt kupferschmids oder Ausarbeiter handtwerck's" angenommen zu werden, damit er „von dieser Profession hiernechst sein Stück Brod" haben könne.

Nach Angabe des Kirchenbuchs der Kasseler Hofgemeinde (Mittheilung des Herrn Dr. C. K.), die sich auf Otto Philipp's am 23. Februar 1719 vollzogene Trauung bezieht, war dessen Vater Meister Johann Christoph Küpper und bekleidete die Stelle eines Messingbrenners beim fürstlich Schwarzburgischen Messinghofe zu „Leitenberg".*) Wann derselbe diese Stellung bekleidete, ist nicht angegeben, vielleicht erst, als sein Sohn heirathete. Otto Philipp Küper wurde Lehrling und Geselle in dem oben bezeichneten Gewerbe. Seine Beziehungen zu dem Verwalter des Messinghofes werden kaum ohne Einfluß auf seine Heranziehung zu der Arbeit an der Herkulesstatue geblieben sein. Er selbst schreibt von dieser Thätigkeit in seiner Eingabe (ebenfalls im Original im Besitz des Herrn Francke) an den Landgrafen Karl: „Ew. hochfürstl. Durchlaucht auch gnädigst bekenndt, daß ich an der Hercules statue gearbeitet." Er beansprucht demnach keineswegs, ganz allein der Schöpfer des Standbildes zu sein.

Diese Eingabe enthält übrigens keineswegs lediglich die Bitte, der Landgraf möge dafür Sorge tragen, daß Küper die Anfertigung eines Meisterstückes und die Bestreitung der damit verknüpften Kosten erlassen werde, sondern Küper stattet dem Landesfürsten gleichzeitig auch noch für etwas anderes Dank ab, es heißt nämlich im Eingang des Schriftstücks: „Ew. Hochfürstl. Durchl. wird annoch in gnädigstem Andenken ruhen, wie daß mich derselbe zu dero Hofkupferschmiedt gnädigst angenommen, für welche Gnade ich unterthänigsten Dank abstatte." Küper war also in Anerkennung seiner Thätigkeit an der Herkulesstatue bereits zum Hofkupferschmied ernannt worden, ohne bis dahin Meister zu sein.

Auf den in Küper's Sinn ertheilten Bescheid des Landgrafen, der auf der Rückseite des oben erwähnten Schreibens kurz eingetragen ist, braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden, nur sei nochmals hervorgehoben, daß das Wort „Herkules" nicht darin vorkommt, wie schon hervorgehoben ist (s. Nr. 16), sondern nur von seiner „uns verfertigten Arbeit" die Rede ist.

Unser Küper konnte sich als Meister seines Handwerks bald einen Hausstand gründen. Nach dem bereits angezogenen Eintrag in das Kirchenbuch wurde seine Trauung am 23. Februar 1719 in der Hofgemeinde vollzogen; seine Gattin hieß Anna Elisabeth Beders und war die Tochter des Hofzimmermeisters Johann George Beders zu Kassel. Aus dieser Ehe stammten mehrere Töchter, von denen eine, Martha Sophie, Mitte Mai 1731, eine andere, Katharine Elisabeth, Ende Juli oder Anfang August 1732 geboren wurde (Mittheilung des Herrn Dr. C. K.).

Es müssen aber noch ältere Kinder Küper's vorhanden gewesen sein, wenigstens eine Tochter. In der Familie des verstorbenen, unseren Lesern

*) Leutenberg in Schwarzburg-Rudolstadt.

durch seine Gedichte in Kasseler Mundart wohlbekannten Kupferschmiedemeisters Hartmann Herzog befindet sich nämlich eine alte Bibel, welche als Familienerbstück seit Mitte des 18. Jahrhunderts von den Vorfahren aufbewahrt ist und Einträge über die Genealogie der Familie enthält. Darin schreibt einer derselben: „1740, den 15. November hab ich mit der Jungfer Elisabetha Küperin meinen hochzeitlichen Ehrentag gehalten, ich Johannes Jung (Kupferschmiedemeister)“.

Diese Elisabetha ist unmöglich mit der vorhin genannten Katharina Elisabetha identisch gewesen, da diese am 15. November 1740 erst 8 Jahr alt sein konnte. Es ist auch durch folgenden weiteren Eintrag des Johannes Jung klarzustellen, in dem gesagt ist: „1741 den 17ten dag Decembr. ist Otto Philipp Jung abends zwischen 10 und 11 Uhr zu dieser Welt gebohren und sein Taufbate ist gewesen Herr Otto Philib mein Schwiegervatter. 1741 den 24sten dag Decembr. hat der liebe Gott meine liebe Ehefrau Elisabetha Jungin abends zwischen 4 und 5 Uhr von dieser Welt abgefortert und zu sich in sein Reich genommen, ist alt worden 18 Jahr 4 Monat“; diese Elisabetha ist demnach im August 1723 geboren!



Otto Philipp Küper wurde, wie von Herrn Rath Neuber in seinen Ausführungen (s. Nr. 16, S. 211) mitgetheilt ist, am 26. Juni 1770 beerdigt, hat also ein schönes Alter erreicht.

Nun zu Anthoni. Ueber ihn liegt jetzt folgende Mittheilung des Herrn Bibliothekars Dr. Kueß an der Kgl. Kreis- und Stadtbibliothek zu Augsburg vor:

„Hanns Jacob Anthoni ist der Sohn des gleichnamigen H. J. A. von Augsburg († 1701), aus dessen zweiter Ehe (18. 10. 1671) mit Euphrosina Hardterin von hier († 1693). Der Vater Hans Jakob erscheint am 9. Mai 1693 vor dem Pflegschaftsamt mit Tobias Steidlen, Briefmaler, und Christoph Trendtweth (heute Drentwett), Goldschmied, als Pflegern seiner mit weyl. Euphrosine Hardter seel. ehel. erzeugten zwei Kinder anderter Ehe Anna Marie und Hanns Jacob. Dieser war also damals noch minderjährig und mag vielleicht 1674 oder 75, oder auch später geboren sein. Sein Vater heirathete noch zweimal und starb, wie erwähnt, 1701.

Von unserem Hans Jakob findet sich weder in den Steuerbüchern und Hochzeitamtsprotokollen noch in den Meisterbüchern der Goldschmiede eine Spur. Wahrscheinlich ist er bald nach seines Vaters Tode von hier fortgezogen und hat sich auswärts niedergelassen.

Die Goldschmiedfamilie Anthoni läßt sich hier schon im 16. Jahrhundert nachweisen.“

Daß Anthoni sich auswärts niedergelassen hat, ist richtig. In Kassel wirkte er in seinen besten Jahren. Er blieb auch nach Beendigung seiner Arbeit am Herkules noch in Kassel. Das bezeugt eine von dem Schreiber dieser Zeilen vor Kurzem im ehemaligen Stiftsarchiv (dem jetzigen Pfarrarchiv) zu Fritzlar aufgefundenes Schriftstück, welches betitelt ist: „Specification aller Unkosten des hier zu Fritzlar aufgerichteten Epitaphii H. Theodori Philippi von Nehem“ aus dem Jahre 1719. Laut dieser an anderer Stelle weiter zu verwerthenden Aufstellung hat Herr „Anthoni aus Cassel“ in den Monaten Oktober bis Dezember 1718 und in der ersten Hälfte des Jahres 1719 für das Epitaphium des Fritzlarer Kanonikus von Nehem, welches in der dortigen Peterskirche angebracht werden sollte, gearbeitet. Ueber seine Thätigkeit an demselben ergiebt sich aus der vorliegenden Berechnung der Unkosten des Epitaphs, daß er „die Blatten, darauf der Nehmische Stammbaum erhaben und ausgetrieben, in Feuer“ vergoldet, „ingleichen den Rahmen“, und „eine ovale Blatten, worinnen das Creutz zu stehen kombt“, aufgerichtet, auch zur Probe das Nehem’sche Wappen ausgeschlagen und vergoldet hat. Die Vollendung des Epitaphs wurde dann dem Bildhauer Neydecker übertragen.

Da Anthoni für seine Arbeit insgesammt 119 Thaler erhielt, der Bildhauer aber nur 50 Thaler, muß seine Arbeit von höherem künstlerischen Werth gewesen sein. Ist das Epitaphium in Fritzlar noch vorhanden, was wahrscheinlich ist, so läßt sich dieselbe noch näher beurtheilen. Soviel ist darnach aber schon zu vermuthen, daß seine Thätigkeit an der Herkulesstatue auch künstlerischen Werth gehabt hat und die Arbeit Küper’s etwa

der des Bildhauers Neydecker an dem Fritzlarer Grabdenkmal gleichwerthig gewesen ist. Vielleicht gelingt es, noch Näheres über Anthoni zu ermitteln.

Diesen Zeilen geben wir eine verkleinerte Abbildung der bei den Ausbesserungsarbeiten an dem Herkulesstandbild vorgefundenen Inschriftplatte, welche zu unseren vorliegenden und früheren wie zu den mehrfach erwähnten sonstigen Erörterungen den Anstoß gegeben hat, bei. Wir ließen dieselbe nach einer uns von Herrn Basse freundlichst zur Verfügung gestellten Photographie anfertigen.

Allen Denjenigen, welche uns die oben verwertheten Angaben zur Verfügung gestellt haben, besonders auch noch den Herren Bibliothekar Dr. Kueß zu Augsburg und Dechant Seipel zu Fritzlar besten Dank. **W. H.**

Jakob Hoffmeister in Wien.

Nach den von Hoffmeister hinterlassenen Aufzeichnungen mitgetheilt von W. Bennecke.

(Schluß.)

Einen andern hochbejahrten Meister lernte ich in Joseph Weigl kennen. Seine ansprechende Oper „Die Schweizerfamilie", die ich schon in meiner Kindheit gehört hatte, wurde gleich in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Wien im Josephstädter Theater gegeben, wobei das Interessanteste war, daß die Emmeline von Fräulein Wildauer, einer talentvollen Schauspielerin des Burgtheaters, vorzüglich gespielt und gesungen wurde, da diese während der Sommerferien ihres klassischen Kunstinstituts in der Josephstadt als Sängerin mit hohem Erfolg gastirte. Gewiß ein seltenes Beispiel künstlerischer Vielseitigkeit!

Als ich eines Abends zufällig in einer Gesellschaft den Namen des Komponisten der „Schweizerfamilie" als den eines Lebenden nennen hörte, war ich in hohem Grade überrascht, beeilte mich aber, als ich die Versicherung erhielt, daß Weigl wirklich noch lebe, ihn aufzusuchen. Weigl's Wohnung aber konnte mir zuerst niemand sagen, bis ich selbst auf den Gedanken fiel, in der Musikalienhandlung von Diabelli am Graben nachzufragen, von wo man mich nach einem in nächster Nähe gelegenen Haus, Bräunergasse Nr. 1124, 3. Stock, beschied. Ich ließ mich melden und mußte lange warten, dann führte man mich in ein kleines Schlafzimmer, und ich fand einen Greis aufrecht im Bette sitzend, in einen weißen, frischen Piquéanzug gekleidet, mit hoher, weißer Nachtmütze. Alles in höchster Sauberkeit. In dem edeln, ernsten Kopfe erkannte man genau das Bild wieder, welches sich in dem kleinen neuen Klavierauszug der „Schweizerfamilie" befindet, und ich hatte mir nur die Nachtmütze hinweg zu denken. Er war zwei Jahre jünger als Gyrowetz, also 81, aber viel weniger belebt; er lag schon seit zwei Jahren zu Bette und empfing nur selten Besuch. Als ich der neulichen Aufführung der „Schweizerfamilie" im Josephstädter Theater gedacht, schien er erstaunt und äußerte: „Davon hat mein Sohn mir nichts gesagt, übrigens verdankt meine ‚Schweizerfamilie' ihren Erfolg hauptsächlich dem guten Castelli, dem Dichter des hübschen Textbuches." Ich wiederholte später nochmals meinen Besuch, fand aber nur wenig Anregung. Weigl starb im folgenden Jahre, am 3. Februar 1846.

Von bedeutenden, noch auf der Höhe ihres Wirkens stehenden Zeitgenossen lernte ich damals in der Gesellschaft „Concordia" den zu Besuch in Wien weilenden Pianisten Alexander Dreyschock, den Saphir witzig genug den „Doctor beider Rechten" nannte, da er keine Linke habe, und den geisterbleichen Pariser Compositeur Hector Berlioz kennen. Dieser hervorragende Künstler befand sich in der Kaiserstadt, um drei Konzerte zu geben, zu deren Besuch in der üblichen Weise durch riesige Plakate in den an den Ecken großer Häuser befindlichen Holzrahmen eingeladen wurde und zwar Abends durch erleuchtete Transparente. Von Seyfried wurde mir alsbald der Auftrag ertheilt, diese drei Konzerte zu besprechen, den Konzertgeber dabei aber nicht zu schonen, da er sich nach einer früheren Anwesenheit in Wien hinterher in Pariser Blättern sehr unfreundlich und ungünstig über die musikalischen Zustände Wiens ausgelassen hatte. Umso mehr Anerkennung verdient es, daß der bei der kürzlich — 1886 — zu Paris stattgefundenen Enthüllung der Berlioz-Statue dargebrachte einzige Kranz ein Geschenk des Wiener philharmonischen Vereins war. Die drei Berlioz-Konzerte eröffneten gewissermaßen die damalige Saison und fanden am 16., 23. und 29. November und zwar stets Mittags von halb ein Uhr im Theater an der Wien statt, weil dieses damals die gerühmteste Musik besaß. Mit der Eintrittskarte erhielt ich ein eigenhändiges Billet von Berlioz, das ich für meine Autographensammlung aufbewahrt habe. Berlioz wird, wie ich glaube, mit

meinen drei Besprechungen nicht unzufrieden gewesen sein, weil sie durchaus ruhig und unparteiisch gehalten waren. Der Schlußsatz der letzten Besprechung lautete: „Hiermit nehmen wir von dem geehrten Künstler Abschied, und wenn es uns auch nicht einfallen kann, ihm den schmeichlerischen Nachruf eines Reformators zu geben, werden wir doch niemals unsere aufrichtige Achtung seinen Talenten versagen. Sein Besuch in Wien wird uns Allen unvergeßlich sein.“ Berlioz' Kompositionen sind, wenn auch nicht durchweg neu und originell, doch stets interessant, und so hört man das Meiste recht gern an, wenn auch ohne den Wunsch der Wiederholung. Seine Oper „Benvenuto Cellini“, woraus in den beiden ersten Konzerten Gesangsstücke mit und ohne Chor zu Gehör kamen, ist 1883 im Theater zu Leipzig aufgeführt und wie es hieß „mit Interesse“ aufgenommen. Sein „Carneval von Rom“, seine „Symphonie phantastique“ und seine Symphonie „Harold“, sowie seine Ouverturen zu „König Lear“ und zu den „Vehmrichtern“ bildeten außer einigen Gesangsstücken die namhaftesten Nummern seiner drei Konzerte.“

Von größter Bedeutung für Hoffmeister war sein Verkehr mit Otto Nicolai, welchen er gleich zu Beginn seines Wiener Aufenthaltes durch Franz Hauser kennen lernte. Nicolai war erster Kapellmeister des Kärnthnerthor-(Hofopern-)Theaters und kontraktlich verpflichtet, für diese Bühne alle zwei Jahre eine Oper zu komponiren, im Jahre 1845 aber war wiederum eine solche fällig. Mit scharfem Blick erkannte er in Hoffmeister eine geeignete Persönlichkeit für seine Zwecke und verband sich mit ihm zur Herstellung eines Operntextes. Nicolai selbst wählte hierzu Shakespeare's „Lustige Weiber von Windsor“ aus, und Hoffmeister machte, damit einverstanden, sich sofort an die Arbeit. Die Oper sollte drei Akte umfassen und er für jeden Akt zwanzig Dukaten in Gold erhalten. Bereits nach acht Tagen hatte Nicolai das erste ziemlich große Gesangsstück, das Hoffmeister ihm sehr bald übergeben, komponirt, und einzelne seiner Verse gefielen bei der Probe, die in Nicolai's Zimmer stattfand, auch den vortragenden Sängerinnen ausnehmend. Hoffmeister hatte sich aber nicht auf zwei lustige Weiber beschränkt, sondern ein Kleeblatt vorgezogen, indem er noch die Frau Hurtig als dritte im Bunde aufgenommen hatte, wie er auch Bardolph einführte.

Die Arbeit wurde jedoch unterbrochen, da Nicolai in den wenigen Monaten, die bis zum Schluß des Jahres übrig waren, die neue Oper nicht fertig stellen konnte, und er griff deshalb zu dem Mittel, um seiner kontraktlichen Verpflichtung gerecht zu werden, seine alte Oper „Der Templer“, welche er als Kapellmeister in Mailand mit italienischem Texte für das dortige Theater komponirt, umzuarbeiten, wobei Hoffmeister ihm hinsichtlich des Libretto behülflich war. Aber noch ehe der „Templer“ Mitte Dezember zur Aufführung gelangte, mußte Hoffmeister Wien verlassen, da seine Zurückberufung nach Kassel erfolgt war. Unter dem Versprechen, die begonnene Oper gemeinschaftlich fortsetzen zu wollen, nahm er von Nicolai Abschied, die Sache sollte sich jedoch anders gestalten, als beide gedacht hatten. Unter'm 3. Juni 1846 schrieb zwar Nicolai noch einen längeren Brief an Hoffmeister, in welchem er ihm mittheilte, daß Frau Hurtig sowohl, wie Bardolph wegfallen müßten, und sandte ihm ein vollständiges Szenarium der Oper, aber Hoffmeister hat außer dem Introduktionsduett nichts weiter daran geschrieben. Vielleicht hatte er die Lust an der Arbeit verloren, nachdem Nicolai sich der Stähle'schen Symphonie gegenüber theilnahmslos verhalten hatte. Mosenthal hat das Libretto zu den „Lustigen Weibern“ sodann zu Ende geführt; nicht mehr als billig würde es aber sein, wenn auf den Textbüchern und den Theaterzetteln Jakob Hoffmeister als Dichter des prächtigen Introduktionsduetts, in welchem der Stil des Werkes so glücklich charakterisirt ist, Erwähnung fände. —

Hoffmeister schildert Nicolai als sehr leidenschaftlich, dabei aber sehr eigen und streng-kritisch. Seine Heftigkeit zog ihm viele Gegner zu, und sein Wankelmuth in der Liebe ließ ihn unzählige zarte Verbindungen anknüpfen, von denen ihm aber keine tiefere Befriedigung gewährte. Als Zeichen für seine musikalische Eitelkeit kann der Umstand gelten, daß ein großes Konzert, welches im Redoutensaale der Kaiserburg von ihm veranstaltet wurde, außer zwei großen Märschen von Beethoven nur seine eigenen Kompositionen, namentlich seine Symphonie in D-dur enthielt. „Nicolai's Ruf“, fügt Hoffmeister hinzu, „erhielt erst zwei Jahre später durch seine beliebt gewordene Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“ allgemeines Ansehen. Seine Unbeliebtheit in Wien, woselbst er nur für den anerkanntesten Dirigenten galt, hatte sich auch der Ferne durch das geringe Interesse mitgetheilt, welches man an seinen bisherigen Tonwerken nahm.“

Weiter seien aus Hoffmeister's Handschrift noch die nachfolgenden Stellen mitgetheilt:

„Als ich eines Abends an Nicolai's Arm zum Theater ging, überraschte mich der Gruß eines alten Herrn, welcher von Nicolai ganz flüchtig mit den Worten erwidert wurde: „Guten Abend, Herr Landgraf!“ Ich flüsterte Nicolai zu: „Was

sagen Sie da? Herr Landgraf?" — „Ja, ja", sagte er, „das war mein guter Freund, der Landgraf von Fürstenberg! Hätte ich gedacht, daß dieser alte Fürst Ihnen interessant wäre, hätte ich sie dem guten Manne vorgestellt und er würde sich sicher gefreut haben, da er mir sehr gewogen ist." Wir wandten uns um, der schlichte Mann mit dem schwarzen Cylinderhut bog aber schon um die Ecke des engen Gäßchens, welches am Kärnthnerthortheater herlief, zudem regnete es etwas und die Zeit war so weit vorgerückt, daß Nicolai in das Orchester mußte, um Flotow's „Alessandro Stradella" zu dirigiren, eine Oper, welche er nur aus Gefälligkeit gegen den Minister und gegen den Impresario Balochino übernommen und kürzlich einstudirt hatte, da ihm außerdem nur klassische Opern zugetheilt werden durften. Die Hofoperndirektion hatte nämlich diese neue Oper angenommen, ohne zu wissen, daß auch das Theater an der Wien, damals unter Pokorny, dieselbe bereits angeschafft und durch den Kapellmeister Suppé so eilig einstudirt hatte, daß man dort mit der Aufführung dem Kärnthnerthortheater zuvorkam. Um nun wenigstens durch eine glänzende Aufführung das Theater an der Wien zu übertreffen, wurde die Oper mit den besten Kräften besetzt und durch den ersten Kapellmeister einstudirt, was sonst nicht geschehen wäre. Das Theater an der Wien, das größte Theatergebäude in der Hauptstadt, damals ganz neu hergestellt und ausgemalt, der ganze Saal in Weiß, Blau und Silber, befaßte sich mit einem sehr gemischten Repertoire von Opern, Operetten und Ausstattungsstücken, gab die Opern von Balfe: Falstaff, Die Zigeunerin u. s. w., welche die Hofoper deshalb verschmähte."

Sehr unangenehm wurde Hoffmeister durch die großen Ballets berührt, welche wöchentlich zweimal die große Oper am Kärnthnerthortheater vertreten mußten. So sah er u. a. „Prometheus" und „Die Ruinen von Athen" mit Musik von Beethoven und „Es ist ein Scherz", in welchem das Sujet von Figaro's Hochzeit pantomimisch abgetanzt wurde und welches ihm als frevelhafte Travestie einen recht peinlichen Eindruck machte. Aus einem gewissen Gefühl von Scham, wie er annimmt, hatte man übrigens den Personen der Oper sämmtlich andere Namen gegeben. Bei seinem Besuch der Friedhöfe, auf welchen er die Grabstätten der berühmten Komponisten aufsuchte, machte unser Reisender die Bemerkung, daß auf Gluck's Grabhügel in der dahinter befindlichen Mauer eine rothe Marmorplatte die Inschrift trug: „Hier ruht ein rechtschaffener deutscher Mann, ein eifriger Christ, ein treuer Gatte, Christoph Ritter Gluck, der erhabenen Thonkunst (!) großer Meister. Er starb am 15. November 1787."

Schließlich mögen noch die Regeln wiedergegeben werden, welche Otto Nicolai Hoffmeister für „ihre" Oper niedergeschrieben hatte. Dieselben lauteten: „daß erste Sänger ihre gehörige Anzahl Musikstücke haben, daß eine erste Sängerin wenigstens eine Arie habe, daß die Aufeinanderfolge der Musikstücke eine Abwechselung darbiete, d. h. nicht zwei oder drei Arien, oder zwei oder drei Duette hintereinander, daß der Fortgang in jedem Akte sich steigere, und am Ende des Aktes die größte Personenzahl vorhanden sei, daß nach einem Stück von sicherem Effekte der Sänger womöglich abgehe." —

Diesen von Nicolai eigenhändig geschriebenen Zettel verehrte Hoffmeister der Altistin Fräulein van Zanten, als sie von der Kasseler Hofbühne an das Theater in Hamburg überging.

Resignation.

Dem Herausgeber des „Hessischen Dichterbuches" Herrn Dr. phil. Wilh. Schoof in Marburg — resignirt, doch nicht verstimmt! — gewidmet.

Wie bildlich schon der Riß im Tafeltuche
Den zürnend' Vater von dem Sohne trennt,
Soll scheiden mich von Deinem „Dichterbuche"
Und von dem Lohn, worauf der Dichter brennt,
Die Mutter Fulda mit der Tochter Weser? —
Meinst Du — „gebor'ner Hessen" Blüthenleser!

Wenn gleich, im Land der Chatten angesessen,
Kurhessen ich als zweite Heimath hab',
Stand meine Wiege doch — und unvergessen! —
Im Kalenberg'schen, wo der Väter Grab,
Nicht weit vom Süntel, dicht am Deisterkamme.
Ich bin aus gutem Niedersachsenstamme!

Ob — grad', als wär' ich Eingebor'ner! — Ehren
Die zweite Heimath mir seit Jahren bringt,
Ob sie an Ruhm, Geist, Liebe läßt mich zehren,
Ob gleich mein Lied „gut hessisch" spricht und klingt,
Für „Hessens Dichterbuch" ist es verloren? —
Denn im Hannoverland bin ich geboren!

— Wohlan, so muß ich ohne Lorbeern dichten. — —
Obwohl mein Lied Dir schien ein hess'scher Sang,
Muß ich auf hess'schen Dichterruhm verzichten,
Auch für die gute Meinung meinen Dank!
Doch wenn in Deine „Lese" ich nicht passe, —
Muß ich herab vom hessischen Parnasse?

Bettenhausen-Kassel, am 8. August 1900.

Georg Schwiening.

Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der zweiten Hälfte des Monats August.

Am 16. August 1684 starb der Kanzler Geheimrath Johann Vultejus zu Kassel.

Am 16. August 1751 wurde die Zivilwittwenkasse zu Kassel begründet.

Am 18. August 1807 wird Jerome Napoleon König von Westfalen.

Am 20. August 1815 ergab sich die Zitadelle von Sedan den sie belagernden kurhessischen Truppen.

Am 21. August 1793 bestanden die hessischen Jäger bei Jokum und Hondschotten in den Niederlanden rühmliche Gefechte gegen die Franzosen.

Am 22. August 1789 starb der Maler Johann Heinrich Tischbein der Aeltere aus Haina.

Am 23. August 1793 schloß Hessen-Kassel mit England einen Subsidientraktat für den Feldzug in Flandern.

Am 23. August 1798 starb Simon Friedrich Du Ry, der letzte und bedeutendste unter den Baumeistern der Familie Du Ry, Erbauer des Museums zu Kassel.

Am 24. August 1500 erließ Landgraf Wilhelm II. die hessische Hofgerichtsordnung, welche die Grundlage aller folgenden hessischen Gerichtsordnungen bildete.

Am 25. August 1387 wurde Melsungen von den Thüringern erobert.

Am 25. August 1507 brannte die Neustadt Frankenberg zur Hälfte ab, nachdem die Stadt erst 1476 fast gänzlich durch Feuer zerstört war.

Am 26. August 1387 Rotenburg desgl. Die Belagerung von Kassel begann.

Am 27. August 1455 wurden die Hessen auf Sennfelde von den Paderbornern geschlagen.

Am 28. August 1795 schloß Preußen unter Theilnahme von Hessen-Kassel mit Frankreich den Separatfrieden von Basel.

Am 30. August 1145 wurde das Benediktinerkloster Weißenstein bei Kassel eingeweiht.

Am 31. August 782 schenkte Kaiser Karl der Große Ottrau an die Abtei Hersfeld.

Am 31. August 1529 gab Landgraf Philipp der Universität Marburg ihre Statuten und Privilegien.

Am 31. August 1850 verweigerte der kurhessische Landtag die Forterhebung der Steuern.

Aus Heimath und Fremde.

Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Alljährig zur Spätsommerzeit versammelt der Verein seine Mitglieder in einer unserer hessischen Landstädte, um der Hauptversammlung über das, was im vergangenen Jahre geleistet, über die Finanzlage und sonstiges Wissenswerthe Bericht zu erstatten. Während nun im vorigen Jahre die Tagung im äußersten Südosten unseres engeren Heimathlandes, in Schmalkalden stattfand, war zum diesjährigen Versammlungsort eines der am weitesten nördlich gelegenen Städtchen ausersehen, das an Naturschönheiten so reiche Karlshafen. Nachdem am 13. August Abends im Lindenhof die vorberathende Sitzung des Gesammtvorstandes stattgefunden hatte, machten am Morgen des 14. August die bis dahin bereits eingetroffenen Theilnehmer einen Spaziergang auf die Krukenburg über Helmarshausen, wo Herr Dr. Schwarzkopf über die Geschichte der Burg sprach. Gegen 11 Uhr nahmen die von dem ersten Vorsitzenden, Herrn Oberbibliothekar Dr. Brunner, geleiteten Verhandlungen im Saale des Hotel Müller-Brandes ihren Anfang. Im Namen des abwesenden Bürgermeisters Wittje begrüßte der Beigeordnete Herr Bernhard Schäfer die Festtheilnehmer, worauf der Vorsitzende dankte und betonte, daß die Wahl Karlshafens als Versammlungsort gleichsam eine Huldigung des Geschichtsvereins für den Gründer der Stadt darstelle, eine Ehrung bedeute des großen, noch lange nicht genug gewürdigten Landgrafen. Der derzeitige Schriftführer, Herr Kanzleirath Neuber, welcher zur Vertretung des beurlaubten Bibliothekars Dr. Scherer vom Vorstand kooptirt ist, verlas sodann den Jahresbericht. Der im Jahre 1844 gegründete Verein zählt gegenwärtig über 1600 Mitglieder und steht mit 167 gelehrten Gesellschaften und Instituten im Schriftenaustausch. Zur Erforschung der vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen (Ringwälle) im Regierungsbezirk Kassel hat sich innerhalb des Vereins auf Anregung des Kgl. Museums ein Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Böhlau als Archäologen vom Fach, Oberbibliothekar Dr. Brunner, Generalmajor z. D. Eisentraut, Dr. Eysell und Dr. Lange besteht. Aufgemessen und kartirt sind bis jetzt: Hunrodsberg (Asch-Wilhelmshöhe), Hirzstein, Bielstein bei Besse und Dörnberg. Ueber die Finanzen berichtet der Kassirer, Herr Landesbankrath Freiherr Wolf von Gudenberg,

daß einer Einnahme von 6603 Mark eine Ausgabe von 7468 Mark gegenübersteht, also eine Ueberzahlung von 865 Mark zu verzeichnen ist. Nach Prüfung der Rechnung wurde Entlastung ertheilt und sodann zur Neuwahl des Vorstandes geschritten, welche das Ergebniß hatte, daß die bisherigen Mitglieder durch Akklamation wieder gewählt wurden. Als Ort für die nächste Jahresversammlung wurde Rotenburg a. d. Fulda bestimmt.

Damit war der geschäftliche Theil der Sitzung geschlossen und es begann der wissenschaftliche, welcher durch zwei höchst gediegene und hochinteressante Vorträge repräsentirt wurde: in dem ersteren schilderte Herr Dr. Schuchardt, Direktor des Kestnermuseums in Hannover, eine von ihm entdeckte alte Befestigungslinie auf dem unteren rechtseitigen Diemelufer, während in dem zweiten Vortrag Herr Pfarrer Francke die Geschichte Karlshafens in fesselnder Weise darlegte. Bei dem im Kurhaus stattfindenden Festessen herrschte die fröhlichste Stimmung, welche auch in einer großen Anzahl von launigen Trinksprüchen zum Ausdruck kam; ein im gleichen Raume sich anschließender Tanz hielt die Theilnehmer noch einige Stunden zusammen. Am folgenden Tage wurde unter großer Betheiligung ein Ausflug vermittelst eines Extradampfers auf der Weser unternommen und bot Gelegenheit, die alten romanischen Kirchen der früheren Klöster zu Lippoldsberg und Bursfelde eingehend in Augenschein zu nehmen, über deren Geschichte an Ort und Stelle Herr Kanzleirath Neuber und Herr Dr. Schwarzkopf sprachen. Als das Dampfboot gegen Abend die Festtheilnehmer wieder in Karlshafen an's Land setzte, gab es wohl keinen unter denselben, der nicht von diesem herrlichen Ausflug wie dem ganzen Verlauf der Jahresversammlung überhaupt hoch befriedigt war. L.

Hessischer Geschichtsverein zu Marburg. In der Sitzung des Hessischen Geschichtsvereins zu Marburg vom 11. August wurde der bisherige Vorstand, bestehend aus den Herren Geh. Archivrath Dr. Könnecke als Vorsitzendem, Archivrath Dr. Reimer als Stellvertreter desselben, sowie Bezirkskonservator Dr. Bickell als Vorsteher der Alterthumssammlung nebst den Professoren Dr. Schröder und Dr. Wenck als Mitgliedern des Redaktionsausschusses der Zeitschrift des Vereins, durch Zuruf wiedergewählt. Den zweiten Theil der Sitzung füllten kleinere historische Mittheilungen aus. Dr. Bickell erstattete Bericht über die von ihm unlängst im amtlichen Auftrage vorgenommene Besichtigung der Grotten und Wasseranlagen in Wilhelmsthal bei Kassel, deren Wiederherstellung in Aussicht steht und umsomehr zu befürworten sei, als die zu deren Ausschmückung verwendet gewesenen Figuren und Halbedelsteine aus den Bergen bei Haina, erstere sämmtlich, letztere zum größten Theil, in dem unter der Grotte belegenen Keller noch aufbewahrt würden. Die Grotte und Wasseranlage ist ein Werk des bekannten Ingenieurs Du Ry, die Figuren rühren von dem Bildhauer Nahl her. Auch diese sind geschmackvoll ausgeführt. Unter anderen wurden von dem Vorsitzenden auf Veranlassung des Herrn Dr. Böhlau zu Kassel auf Kosten des Geschichtsvereins angefertigte Zeichnungen vorgelegt, welche den von diesem Gelehrten bei Wanfried veranstalteten Ausgrabungen von Töpferstätten ihre Entstehung verdanken. Die dabei gefundenen irdenen, reich dekorirten Geschirre aus der Zeit von 1615 bis 1630 werden auf diesen Zeichnungen, deren Herausgabe nebst dem erforderlichen erläuternden Texte hoffentlich durch einen weiteren Beitrag des Vereins in würdiger Form ermöglicht werden wird, dargestellt. Den Schluß des Abends bildete die Vorlage der vollständigen (etwa 350) Abbildungen zu dem ersten Bande des neuen Inventars der hessischen Kunst- und Baudenkmale (Kreis Gelnhausen), der vermuthlich noch im Laufe des Jahres 1900 im Elwert'schen Verlage zu Marburg erscheinen wird. Die Veröffentlichung geschieht auf Veranlassung des Herrn Landeshauptmanns in Hessen unter Gewährung ansehnlicher finanzieller Beihülfe seitens des Bezirksverbandes für den Regierungsbezirks Kassel. Verfasser ist Dr. Bickell. Es sei die Aufmerksamkeit auch unserer Leser zeitig auf dieses treffliche Werk gelenkt.

Geburtstag Kurfürst Friedrich Wilhelm's I. Am 20. August, dem Geburtstage des letzten Kurfürsten von Hessen, war dessen Grabstätte auf dem alten Kasseler Friedhofe wieder mit prächtigen Kränzen geschmückt.

In der vorigen Nummer des „Hessenland" war einer Rede gedacht, welche Professor Dr. Reinhertz über Christian Ludwig Gerling's geodätische Thätigkeit gehalten hatte. Von Interesse dürfte es nun sein, darauf hinzuweisen, daß ein von Gerling unvollendet hinterlassenes Werk über analytische Geometrie von dem bekannten Kasseler Philanthropen Jeremias Rothfels fertiggestellt worden ist. Dasselbe erschien 1864 im Verlage von Georg Luckhardt in Kassel. Rothfels stand auch zu Professor Gauß, dem berühmten Forscher auf dem Gebiete der Astronomie und Physik, in nahen Beziehungen und stellte für ihn im Laufe der Jahre mehrfach astronomische Beobachtungen

an. Geboren war Rothfels am 15. August 1800 in der Wildemannsgasse Nr. 21. Er starb am 12. November 1873. B.

Am 18. und 19. August feierte die Kasseler Liedertafel ihr 70jähriges Bestehen.

Todesfälle. Am 12. August verstarb zu Kassel der bekannte Bühnenschriftsteller Karl Laufs aus Mainz im 42. Lebensjahre. Die lustigen Schwänke des Verstorbenen, welche er zum Theil mit seinen Freunden Jacoby und Kraatz, zum Theil allein verfaßte, gingen über viele Bühnen Deutschlands, einige auch über das Kasseler Hoftheater, wo namentlich die älteren, wie „Ein toller Einfall" und „Pension Schöller", einen durchschlagenden Erfolg erzielten.

Am 23. August verschied zu Fulda nach längerem Krankenlager im Alter von 58 Jahren der Fabrikbesitzer Franz Karl Bellinger, der Begründer der Fuldaer Stanz- und Emaillewerke. Aus geringen Verhältnissen und mit eigener Kraft hat sich der Dahingeschiedene zu der angesehenen Stellung emporgearbeitet, die er jetzt in weiten Kreisen der Geschäfts- und Handelswelt einnahm. Vor 33 Jahren begründete er mit bescheidenen Mitteln die Fabrik, in welcher heute etwa 600 Arbeiter beschäftigt sind und deren Erzeugnisse in alle fünf Erdtheile versandt werden. Viele öffentliche Ehrenämter hat der Verewigte in seinem thatenreichen Leben bekleidet: er war lange Jahre Direktor des Vorschuß-Vereins, sowie Stadtverordneter und Magistratsmitglied; der Verein Fuldaer Fabrikanten und Kaufleute verliert in ihm seinen Vorsitzenden und die Handelskammer in Hanau ein sachverständiges und thätiges Mitglied. Sein Tod erregt in den weitesten Kreisen die lebhafteste Theilnahme.

Personalien.

Verliehen: dem Sanitätsrath Dr. Endemann zu Kassel der Charakter als Geheimer Sanitätsrath; dem Landesrath Dr. Knorz zu Kassel der Charakter als Geheimer Regierungsrath; dem Dr. med. Hinkelbein zu Kassel und dem praktischen Arzt Dr. med. Hufnagel zu Orb der Charakter als Sanitätsrath; dem Medizinalassessor Dr. Schotten zu Kassel der Charakter als Medizinalrath; dem Eisenbahndirektions-Präsidenten Ulrich zu Kassel das Fürstlich Waldeckische Verdienstkreuz 1. Klasse; dem Hauptmann Freiherrn von und zu Gilsa vom 166. Inf.-Rgt. in Hanau der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Landrath Dr. Hagen zu Schmalkalden das Ritterkreuz 1. Klasse des Herzogl. Sachsen-Ernestinischen Hausordens; dem Steuerrath Schittny der Kronenorden 3. Klasse; dem Militär-Intendantur-Sekretär a. D. Rechnungsrath Pape zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse; dem Rechtsanwalt und Notar Justizrath Ebel zu Eschwege der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Gewerbeinspektor Wedel zu Kassel der Charakter als Gewerberath mit dem persönlichen Range eines Raths 4. Klasse.

Ernannt: Gerichtsassessor Keßler zum Amtsrichter in Hechingen; Metropolitan Orth zu Ramholz zum Superintendenten der Diözese Gelnhausen-Schlüchtern; Pfarrer Heisen zu Westuffeln zum Pfarrer in Waldau; Pfarrer an der Strafanstalt zu Wehlheiden Eugen Schlitt zum Pfarrer an der katholischen Kirche zu Hanau; Stabstrompeter Pfannenschmidt im Husarenregiment Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. hessisches) Nr. 14 zum Königlichen Musikdirigenten.

Uebertragen: dem Thierarzt Dr. phil. Grote die Stelle des Direktors des Schlachthofs in Kassel

Versetzt: Amtsrichter G. Winneberger von Marburg als Kriegsgerichtsrath nach Kassel (vom 1. Oktober an).

Vermählt: Rechtsanwalt Friedrich Gottschalk zu Bernburg mit Fräulein Therese Agnes Fröhlich (Kassel).

Verlobt: Oberleutnant Oskar Engelhardt zu Wilhelmshöhe mit Fräulein Elsa Pahn zu Blasewitz (August).

Geboren: ein Sohn: Gutsbesitzer Kaiser und Frau Erna, geb. Lüders (Cyriaxweimar, 14. August); Bauschreinereibesitzer Jean Dötenbier und Frau Liesel, geb. von Hutten (Kassel, 16. August); Direktor von Sternberg-Stjerna und Frau, geb. le Goullon (Kassel, 19. August); Kgl. Kammermusiker A. Abhau und Frau, geb. Seiler (Kassel, 21. August).

eine Tochter: Oberförster Müller und Frau Anna, geb. Urban (Borken bei Siewen, O.-Pr., 17. August); praktischer Arzt Dr. Reuffurth und Frau (Kassel, 22. August); Graveur Karl Latwesen und Frau Marie, geb. Herzog (Kassel, 25. August).

Gestorben: Lehrer Ferdinand Rüppel, 51 Jahre alt (Kassel, 12. August); Wirklicher Geheimer Kriegsrath Eduard Klemm, Königl. Militär-Intendant a. D., 68 Jahre alt (Kassel, 13. August); Oberfaktor und Vorstand der Hof- u. Waisenhausdruckerei Ludwig Drost, 49 Jahre alt (Kassel, 16. August); Postsekretär a. D. August Stöhr, 76 Jahre alt (Kassel, 17. August); wissenschaftlicher Lehrer Dracklé, 36 Jahre alt (Kassel); Frau Luise Röse, Wittwe des Oberlehrers und Pfarrers, 83 Jahre alt (Kassel, 18. August); Hauptmann und Batteriechef im hessischen Feldartillerie-Regiment Nr. 11 Maximilian Franck, 36 Jahre alt (Darmstadt, 17. August); Fabrikbesitzer F. K. Bellinger, 58 Jahre alt (Fulda, 23. August); Privatmann August Volmar, 75 Jahre alt (Kassel, 25. August); Frau Nanny Hakewessel, geb. Wallroth (Kassel, 26. August).

Wir beabsichtigen, demnächst eine größere Anzahl Probehefte zu versenden. Für Angabe von Adressen von Verwandten und Bekannten, die für unsere Zeitschrift als Abonnenten gewonnen werden könnten, wären wir daher unseren Lesern jetzt besonders dankbar.

Der Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 18. XIV. Jahrgang. Kassel, 17. September 1900.

Sonnenschein muss im Herzen sein.

Ich ging am blühenden Haag entlang;
Rings fluthet' goldenes Licht,
Und fröhlich schallte der Vögel Sang —
Ich sah und hörte es nicht! —
Wie trübe Nebel zur Spätherbstzeit
Lag auf mir drückend ein schweres Leid! —
„Das Leben wie ist's so rauh und kalt!
Mein Herz so muthlos, mein Herz so alt!"

Rings grau und öde! — Der Nebel fällt
In leisen Tropfen herab!
Es sank die herrliche Sommerwelt
Dem Herbst zum Opfer in's Grab! —
Doch meine Seele, von Gram befreit,
Mein Herz so fröhlich, mein Herz so weit —
Das jubelt nun auf zu Himmelshöh'n:
„O Welt, o Leben — wie wunderschön!"

Jeannette Bramer.

* * * *

Ein Hoch.

Ungütig hatte mein Heimathland
Die Wege mir längst schon gewiesen.
Doch blühen gütig wie je zuvor
Die Blumen auf seinen Wiesen.
Doch wachsen freundlich wie je zuvor
Die Weiden in seinen Gründen
Und duften süß wie in alter Zeit
In seinen Dörfern die Linden.
Noch singen fröhlich und unbewußt
Die Lerchen ob seinen Feldern,
Und meiner Jugend Frieden wohnt
Noch keusch in den schattigen Wäldern.
Die Fulda macht ihren lauschigen Weg
Wie einst durch die lachenden Auen,
Und in den Städten wohnen wie sonst
Die schlichten hessischen Frauen.
So bring ich ein Hoch meinem Heimathland,
Das all' meine Treue gepachtet,
Ein jubelndes, grüßendes, lachendes Hoch, —
Obwohl's meine Verse verachtet.

M. Herbert.

* * * *



Kassel im 30jährigen Kriege.

Nach dem Vortrage des Dr. med. Karl Schwarzkopf.

Der Frieden gilt für die Völker seit undenklichen Zeiten als ständiger Quell ihrer Wohlfahrt und ihrer Blüthe. Nicht immer aber hat die Sonne des Friedens auf die Völker ihre Strahlen hinabgesandt. Wilde Kämpfe sind zwischen ihnen häufig entbrannt und unser deutsches Vaterland insbesondere ist von vielen und schweren Kriegen heimgesucht worden. Auch die Generation, welcher wir angehören, hat bereits Zeiten des Krieges erlebt. In unzähligen Schlachten der Neuzeit haben die deutschen Kanonen gedonnert, und gewiß ist mancher deutschen Familie schweres Herzeleid beschieden gewesen, wenn die feindliche Kugel ein theures Leben dem trauten Kreise für ewig entrissen hatte. Die Schrecken des Krieges hat unser Volk in allen seinen Schichten schon bei diesen Gelegenheiten schmerzlich empfunden und bei allen den glänzenden Siegen und Erfolgen den Frieden doch inbrünstig herbei gesehnt.

Was aber wollen alle diese Sorgen, die in den Kämpfen der Neuzeit das Herz unseres Volkes bewegten, bedeuten gegen die Wucht des namenlosen Jammers, der auf den Herzen unserer Vorfahren einst lastete, als der Sturm eines dreißigjährigen Krieges über unser Vaterland hereinbrauste, Städte und Dörfer in Flammen aufgingen und unser einst blühendes Hessenland in eine Wüste und Einöde umgewandelt wurde? Was sind die Kriege, welche wir erlebt haben, gegen jenen einzigen Krieg, gegen die grauenvollen und blutigen Ereignisse jenes Krieges, der, wie die vom Sturmwinde genährte Flamme eines Prairiebrandes, alles vor sich her verwüstete und dem Untergange entgegen trieb? Noch nie hat ein Volk den Becher der Leiden so bis zur Neige getrunken, noch nie ist ein Reich so in die tiefsten Gründe des Jammers und des Elendes herabgestürzt worden, noch nie ist ein Land so jäh seiner schönsten und höchsten Güter verlustig gegangen, als unser armes deutsches Vaterland in den Schreckensjahren dieses entsetzlichen Krieges. Es schien, als ob ein unheimliches Gespenst über den deutschen Fluren auf unsichtbaren Flügeln dahinschwebe! Vor seinem giftigen Hauche sanken Fürsten und Völker dahin und jedes blühende Leben ward für ewig verwüstet! Vom Blut und Morden gesättigt, wandte sich dieser Dämon langsam, langsam ab von dem Lande, das durch ihn zu einem weiten Leichenfelde geworden war!

Wer aber mit unbefangenem Auge den Verlauf und die Folgen dieses schrecklichen Krieges in Erwägung zieht, der kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß dieser, alle Leidenschaften, alle Laster entfesselnde Kampf schon sehr zeitig aufgehört hatte, ein Kampf um das freie Bekenntniß der religiösen Ueberzeugung zu sein und daß die Ursachen dieses unseligen Haders nicht bloß auf dem Gebiete der konfessionellen Gleichberechtigung lagen. Bei den streitenden Völkern und Fürsten trat immer schärfer das Bestreben nach einer Ausdehnung der politischen Macht in den Vordergrund und selbst unsere hessischen Landgrafen Moritz und Wilhelm, wie besonders die große Landgräfin Amelia Elisabeth, können wir, bei aller Anerkennung ihrer Energie, Tüchtigkeit und Glaubenstreue, nicht von dem Vorwurfe freisprechen, daß auch sie bestrebt waren, ihre politische Macht zu vermehren und ihren durch das Testament Philipp's des Großmüthigen stark geschmälerten Landbesitz auf Kosten anderer Reichsglieder zu vergrößern.

Am allerbedenklichsten aber erscheint uns nach unserer heutigen, aber durchaus gerechtfertigten Auffassung die Einmischung der fremden Mächte in die deutschen Angelegenheiten. Jeder Schlag, den die evangelischen Vorkämpfer gegen die kaiserliche Machtstellung führten, brach eine neue Gasse für Frankreich und Schweden, ja selbst für Dänemark, die das von Bruderkämpfen zerfleischte Deutschland auf jede Weise zu schädigen, ja zu zertrümmern suchten. Frankreich, das katholische Frankreich unterstützte die deutschen Protestanten lediglich, um Metz, Toul und Verdun noch weitere deutsche Lande anzugliedern. Die Schweden hatten Anfangs noch unter der Flagge der Glaubensgemeinschaft sich in die deutschen Händel ein-

gemischt, aber nach der Lützener Schlacht trat bei ihnen immer stärker der Wunsch hervor, Herren und Bürger in dem Lande zu bleiben, das Schwedens König fallend sich erobert hatte.

Bei aller Hochachtung für die thatkräftigen und klugen hessischen Regenten jener Zeitperiode müssen wir leider zugestehen, daß sie im Gegensatze zu den anderen evangelischen Fürsten und Städten in den hartnäckig fortgesetzten Sonderbündnissen mit Frankreich und Schweden nur ein Mittel sahen, die hessische Herrschaft über Westfalen bis nach Ostfriesland hinaus und südlich bis an die Maingrenze auszudehnen.

Nur so ist es auch zu erklären, daß die hessische Ritterschaft, die noch in den Tagen Philipp's des Großmüthigen der Sache der Reformation die schwersten Opfer gebracht hatte, unter Landgraf Moritz bereits, von Widerwillen und Mißtrauen gegen die Fremden erfüllt, eine starke Schwenkung in das kaiserliche Lager angetreten hatte. Auch die hessischen Stände, diese vielleicht mehr instinktiv von einem gewissen Gefühl ihres Deutschthums durchdrungen, konnten sich mit der erobernden und starrköpfigen Politik ihres Regenten und seinem bald geheimen, bald offenen Abfall von Kaiser und Reich nur schlecht befreunden. Ja selbst des Landgrafen eigene schöne Gemahlin Juliane von Nassau war im Gegensatz zu ihrem, sie inngst liebenden Gemahl von Haß und Abneigung gegen die Einmischung der Fremden erfüllt.

Wenn auch Landgraf Moritz beim Ausbruche des Krieges noch lediglich seiner Glaubenstreue und seiner Liebe zum Protestantismus folgte, so hatte er sich doch im Jahre 1626 bereits recht weit von der kaiserlichen Autorität entfernt und die Machtstellung des Reiches durch Verhandlungen mit Frankreich sowie sein Einverständniß mit Dänemark stark zu erschüttern gewußt. Des Landgrafen Berather und Freund in allen politischen Angelegenheiten war der später durch das Schwert zu Ziegenhain hingerichtete Dr. Wolfgang Günther, auf dessen Veranlassung hin der Bruch mit der hessischen Ritterschaft ein vollständiger geworden war.*) Dieser unheilvolle Mann hatte durch eine feurige Proklamation alle Hessen zum Kampfe gegen Kaiser und Reich aufgerufen, damit die vorhandene Spannung der Geister vermehrt und durch seine Maßregeln für den Landgrafen wie für das Hessenland das schwerste Verhängniß heraufbeschworen.

*) Ueber Wolfgang Günther s. „Hessenland", Jahrgang 1898, S. 226 ff.

Am 8. Mai 1626 überschritt Tilly mit 8 Regimentern bereits die hessische Grenze, besetzte Eschwege und Allendorf und wandte sich dann direkt nach der Festung Kassel. Der Landgraf und Wolfgang Günther waren angesichts des nahenden Sturmes in banger Sorge, da sie genau wußten, daß Tilly durch den hessischen Adel von der feindseligen Haltung des Landgrafen Moritz und den von ihm getroffenen Maßregeln unterrichtet war. Die Angst vor den kommenden Ereignissen war deshalb nicht unbegründet.

Da aber geschah etwas ganz Unerwartetes! Tilly zog mit seiner ganzen Armee und deren endlosem Trosse dicht unter den Mäuern Kassels still und ruhig vorbei nach Obervellmar und von da nach Grebenstein, und Kassel blieb für dieses Mal von seinen Angriffen verschont.

Aus dem königlichen Archiv zu Marburg ist mir nun ein sehr reiches, urkundliches Material gütigst zur Verfügung gestellt, auf Grund dessen ich einige bisher noch nicht bekannt gewesene Einzelheiten dieses Tilly'schen Zuges angeben kann.

Auf dem Jagdschloß zu Weißenstein, das der Landgraf 1606 neu erbaut und mit Wall und Graben umgeben hatte, lag als Besatzung die hessische Kompagnie des Hauptmanns Lachdorf, welche man beim Anmarsche des Tilly'schen Heeres dem Anschein nach einzuziehen vergessen hatte. Von einer starken, in der linken Flanke Tilly's marschirenden, feindlichen Abtheilung wurden die hessischen Soldaten überrannt, und ohne einen Versuch zu machen, „sich zu defendiren", wie es in dem Berichte heißt, wurden sie auseinandergesprengt. Als Kapitän Lachdorf, der selbst nicht anwesend war, nach Weißenstein eilte, um seinen Soldaten die fehlende Munition zu bringen, fand er den Weg dorthin bereits durch Verhaue und Tilly'sche Soldaten gesperrt und seine Kompagnie nach allen Richtungen der Windrose hin zerstreut.

Auch ein Theil des Altstädter Ausschusses, d. h. der Kasseler Landwehr oder Miliz, war nach dem damals noch stark befestigten und gebäudereichen Kloster Hasungen abgeschickt, um den Hasunger Berg zu vertheidigen. Indessen wurden die Offiziere gefangen, und die Mannschaften flüchteten sich vor der Uebermacht. In dem Kriegsrathe, der am 22. Mai unter dem Vorsitze des Generalaudienzirers Dr. Günther abgehalten wurde und dessen Protokoll mir vorlag, wurde die Sache, so wie erzählt, zur Sprache gebracht, und der Antrag gestellt, den Kapitän und die beiden Offiziere, welche Hasungen, bevor der

Feind eingefallen, deseriret und verlassen, später zur Verantwortung zu ziehen. Zu der Entschuldigung des Verhaltens dieser schwachen und ungenügend ausgerüsteten Abtheilungen muß man allerdings sagen, daß nach Aussagen der Soldaten jeder Widerstand diesen starken Tilly'schen Heeresmassen gegenüber, doch vergeblich gewesen sein dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Kinkel's Beziehungen zu Hessen-Kassel.

Erinnerungen von Dr. Wilhelm Henkel.

Diejenigen von unseren Kasseler Mitbürgern, welche fünfzig Jahre zurückdenken können und das Jahr 1850, das Jahr des Hassenpflug'schen Kriegszustandes, noch in lebhafter Erinnerung haben, werden sich auch der hellen Freude erinnern, welche in jene, in allen deutschen Landen trüben Tage wie ein Sonnenstrahl aus der Wolkenfinsterniß hereinleuchtete, als sich die Kunde verbreitete, daß Gottfried Kinkel, der wegen seiner Träume und Kämpfe für die deutsche Reichseinigkeitsidee zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurtheilte junge rheinische Gelehrte, der besten lyrischen Dichter einer, seine Ketten gesprengt und den freien Boden Englands erreicht hatte.

Der seit den Stürmen des „Völkerfrühlings" 1848 in allen deutschen Gauen vielgenannte jugendliche Professor an der rheinischen Hochschule Bonn war zwar sicherlich seinem ganzen Wesen nach zur thätigen Theilnahme an den Welthändeln ungeeignet und hatte auch dadurch, daß er zu den Waffen griff, um den Traum der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches verwirklichen zu helfen, der vaterländischen Sache mehr geschadet als genützt. Es war auch kein verheißungsvoller Wendepunkt in seinem vielbewegten Leben, als ihn die Universitätsstadt Bonn 1848 als Abgeordneten für die zweite preußische Kammer nach Berlin sandte, wo er seinen Platz auf der äußersten Linken nahm, und noch schlimmer für ihn war es, daß er mit den Waffen in der Hand sich am Aufstande der Landwehr im Siegkreis betheiligte und sich dem pfälzisch-badischen Aufstande anschloß. Aber die Gebildeten in Kurhessen, wie überall in Deutschland, wußten und bedachten, daß der zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurtheilte enthusiastische Hochschuldozent der Theologie und Kunstgeschichte, der geist- und gemüthvolle Lyriker, der auch das längst verklungene rheinische Epos in Otto dem Schütz wiederbelebt hatte, daß ein so idealistischer Geist zwar auf Irrwege in der Politik gerathen, aber kein Frevler sein konnte. In Kurhessen trauerten wir um Gottfried Kinkel als Gefangenen in Spandau, wie um Sylvester Jordan auf dem Bergschlosse Philipp's des Großmüthigen in Marburg, und um die Schaar verfassungstreuer Offiziere und Juristen, die für ihre Liebe zum Hessenlande auf dem Felsenneste Spangenberg zu büßen hatten. Und wie es nun auf einmal überall jubelte „Kinkel ist frei!", da fand dieser Freudenruf auch in Kassel lauten Widerhall, und der Opfermuth seiner Gattin Johanna und seines Retters Karl Schurz wurde nicht weniger von uns allen gefeiert als die Unerschrockenheit des Kasseler Gardisten Karl Zinn, der dem genialen Verfassungskämpfer Dr. Kellner zur Befreiung aus den dumpfigen Zellen des Kastells in der Unterneustadt verhalf.

Kinkel's Dichtungen erfreuten sich niemals größerer Popularität, als in jenen Tagen, und ich erinnere mich, daß unser verehrter Lehrer Dr. Wilhelm Falckenheiner, der nachherige Pfarrer der französischen Gemeinde der Oberneustadt und Regierungsrath im Provinzialschulkollegium, uns aus Kinkel's Otto dem Schütz, als wir etwas älter geworden waren, Stücke vorlas und uns den geschichtlichen Zusammenhang zwischen diesem Nachkommen der heiligen Elisabeth und unserm Hessenlande erzählte.

Das so geweckte Interesse für die Dichterwerke eines Mannes, dessen vielgestaltige Eigenart alles umschloß, was ihm die Herzen namentlich der idealistisch gesinnten akademischen Jugend gewinnen mußte, wuchs und vertiefte sich noch bei uns, die wir eine kleine Schaar Hessen als Musensöhne die Universität bezogen, wo Gottfried Kinkel als Kunst- und Kirchenhistoriker gewirkt hatte. In jenen Jahren der politischen Unthätigkeit kümmerte sich die studirende Jugend wenig um die Außenwelt, aber die Auditorien waren um so voller. In dem gastlichen Heim der Familie Georgi in Bonn vernahm ich häufig von Kinkels. Das Bild der geistreichen, thatkräftigen Johanna, die dem Gatten als Schriftstellerin und Komponistin das tägliche Brod in London erwerben half, stand noch lebendig vor aller Augen. Und als ich dann im Sommer 1863 mit Empfehlungen von Bonner Familien und Dozenten, darunter Simrock und Otto Jahn, nach

England ging, wurde ich in die Kinkel'schen Kreise und von ihm selbst in die deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft eingeführt. Die imposante, machtvolle Persönlichkeit Kinkel's, des Hünen mit dem klassischen Antlitz, hat keiner wieder vergessen, der jemals mit ihm verkehrt hat. Auch unseren deutschen Londoner Turnverein, wo viele Hessen, darunter Kasselaner, neben der Gymnastik gemüthliche deutsche Geselligkeit fanden, besuchte er gelegentlich im Interesse des landsmannschaftlichen Lebens. Ich selbst habe damals auch den schon oben erwähnten wackeren Kasseler Gardisten Zinn, Dr. Kellner's Befreier, kennen gelernt. Er war Buchdrucker und lebte später in recht guten Verhältnissen, wie ich mir 1889 auf der Redaktion des „Hermann", der von Kinkel gegründeten Zeitung, sagen ließ.

Das Interesse, welches Kinkel den Kurhessen im Verfassungskampfe und seinen Folgen allzeit widmete, bekundete er mir im Jahre 1865 persönlich durch die Bitte, ich möge in einer Versammlung von Deutschen in Seyd's Hotel auf dem Finsbury Square in London, wo er selbst über die zerfahrenen mecklenburgischen Zustände zu reden hatte, einen kurzen Bericht über Kurhessen geben. Ich that es und verwob damit auch die Angelegenheit des Kasseler Bürgers Wachenfeld und seiner Reitbahn, die unserm Vater, dem Obergerichtsanwalt Henkel, als Vertheidiger Wachenfeld's wegen seines freimüthigen Auftretens eine Festungsstrafe zuzog, die allerdings durch die bald darauf einziehenden Preußen aufgehoben wurde.

Kinkel wurde im folgenden Jahre nach 16jährigem Exil auf englischer Erde als Professor der Kunstgeschichte nach Zürich berufen. Von dort aus schrieb er mir häufig über politische und literärische Dinge und überraschte mich eines Tages auch mit der Nachricht, daß er aufgefordert sei, eine Reihe von Vorträgen auch in unserm Hessenlande, namentlich in Kassel, zu halten.

Ich befand mich auf der Ferienreise nach England vorübergehend in Kassel, als ich unerwarteterweise vor dem Museum am Friedrichsplatz die Hünengestalt Kinkel's gewahrte, und zwar zwischen zwei jugendlichen Trabanten, deren liliputartiger Körperumfang ein auffallendes Relief gegen Kinkel's Figur bildete. Nach der ersten Begrüßung erfuhr ich, daß der Kasseler Kaufmännische Verein, wo er am Abend jenes Tages einen Vortrag über Lessing halten sollte, ihm jene beiden Jünglinge als Wegeweiser beigegeben habe und daß es denselben nicht gelingen wolle, die Bildergallerie und die Landesbibliothek zu finden. Die beiden Satelliten waren froh, in Gnaden entlassen zu werden. Der Museumsinspektor L. hatte die Güte, uns persönlich herumzuführen und war nicht wenig überrascht, als ich ihm den Begleiter vorstellte. „Prinz Wilhelm ist gerade im Museum," sagte er, „ich will die Herren bekannt machen." Kinkel stutzte einen Augenblick, des irrthümlichen Glaubens, es handle sich um einen Hohenzollern. Der Inspektor berichtigte: „Sohn des ehemaligen Kurfürsten von Hessen" und stellte dann vor. Nach flüchtiger Besichtigung der Kuriositäten, die dem heiter aufgelegten Dichter einige Sarkasmen entlockten, zeigte L. dem Prinzen das hessische Krönungsschwert mit einer lateinischen Inschrift, worin übrigens Realschuldirektor P., der sich uns angeschlossen, einen grammatischen Schnitzer entdecken wollte. Auch reichte er uns den Hut von Otto dem Schütz, wohl in der Erwartung, Kinkel werde demselben ausnehmende Aufmerksamkeit zollen. Da aber sowohl der letztere wie der Prinz die erhoffte Huldigung unterließen, schienen P. und der Inspektor einigermaßen betroffen. Ich war aber von England her bei Kinkel daran gewöhnt, daß er sich in Ausstellungen und Sammlungen lediglich dem künstlerisch Bedeutenden, niemals den „Merkwürdigkeiten" zuwandte. Bewunderung und Anerkennung dagegen zollte er in reichem Maße der Bildergallerie an der Bellevue, wo er uns denn auch mittheilte, daß es ihm von Zürich aus gelungen sei, von den Finanzmagnaten und Mäcenaten der Schweiz weit über hunderttausend Franken für die Gründung eines Kunstmuseums in Zürich zu „erbetteln". Kinkel wohnte im Hotel du Nord, wo er P. und mich zur Wirthstafel einlud, und da wir zufällig einer äußerst zahlreichen Töchterfamilie von den Gestaden Albions gegenüber zu sitzen kamen, so entspann sich sofort eine lebhafte Unterhaltung. Kinkel sprach das Englische natürlich mit idiomatischer Richtigkeit, aber mit so auffallend schleppendem Rhythmus, daß mich der paterfamilias auf seiner über den Tisch gereichten Visitenkarte fragte, was für ein Landsmann der interessante Riese sei. Beim Kaffee gab's ein überraschendes Intermezzo. Man vernahm ein Rauschen vieler Gewänder und ein Durcheinander weiblicher Stimmen im Nebengemache, worauf der Oberkellner auf einem Teller die Karten eines Schwarmes von Kasseler Damen brachte, die sämmtlich sich von Kinkel die Ehre eines Sprüchleins im Stammbuch erbaten. Kinkel ging zwar lächelnd hinaus, kam aber so bald wieder, daß er unmöglich in so knapper Frist den Wunsch der Schönen erfüllt haben konnte. Auf unserem zweiten Gange durch die Straßen Kassels, wo sich P. uns wieder anschloß, erregte der mächtige Mann im schneeweißen Lockenhaupt und Vollbart, mit der weithin dröhnenden Stimme und den Riesenschritten eben so viel Aufsehen wie weiland in London. Was Goethe in dem bekannten Reiseberichte von der Königstraße in

Kassel und ihrer für jene Zeit phänomenalen Beleuchtung herablassend geäußert hat, zitirte Kinkel nicht ohne Behagen, als wir vom Rondel aus nach dem Königsplatz hinunterblickten. Die sarkastischen politischen und kulturhistorischen Ausfälle, die er dabei nach dem Gesetze der Ideenassociation nicht unterdrücken konnte, will ich hier nicht wiedergeben. Psychologisch betrachtet erklärte ich sie mir aus der bekannten Erscheinung, daß im langjährigen Exil selbst hervorragende Geister zu stagniren pflegen und sich zumeist in Illusionen festrennen, soweit als die Politik in Frage kommt. Dies gilt übrigens nebenbei gesagt auch unter Anderen von Freiligrath, den wir zusammen mit Max Müller von Oxford bei einem Abendessen im Kinkel'schen Hause in London kennen lernten. Die Architektur in Wilhelmshöhe wollte dem Kunsthistoriker Kinkel nicht gefallen. De gustibus ꝛc. Sein Vortrag über Lessing im Kasseler Kaufmännischen Verein war natürlich geistvoll, aber man sah dem Redner die Abspannung an. Er hatte nämlich über denselben Gegenstand schon in einigen anderen süd- und mitteldeutschen Städten, darunter auch Homburg vor der Höhe, zu sprechen gehabt und hatte sich für den nämlichen Gegenstand noch in einigen protestantischen westfälischen Städten gebunden. Sein schweizerischer Professorengehalt war nicht bedeutend; und da er nach dem Tode der edlen Johanna zum zweiten Male geheirathet hatte, so mußten für die heranwachsende Generation auch aus diesem zweiten Ehebunde nun durch litterärische Extraarbeit Mittel beschafft werden. Daß Kinkel's lyrische Muse zeitweise Jahre lang geschwiegen hat, ist wohl aus diesen und seinen sonstigen Lebensverhältnissen unschwer zu erklären.

Uebrigens will ich zum Schlusse einen Ausspruch nicht unerwähnt lassen, den er an jenem Abend nach dem Vortrage über Lessing über das Verhältniß zwischen Kurhessen und Preußen that, als wir uns in einem engeren Kreise inter pocula im Hotel du Nord zu ihm gesellt hatten. Er hatte mit uns von den Märztagen, dem badischen Feldzuge und der doppelten Rolle, die das hessische Militär und die Hanauer Freischaarenturner dabei spielten, und von Karl Schurz in Washington gesprochen. Dann zur Einverleibung des Kurstaates in den preußischen übergehend, sagte er langsam und bedächtig: „Ich weiß nicht, was ihr Kurhessen gegen Preußen verbrochen habt. Im dreißigjährigen Kriegsgewühl, im siebenjährigen Krieg und erst recht unter Napoleon habt ihr dem größern deutschen Bruderstamme jedes Opfer gebracht, was doch weder Sachsen noch Baiern gethan haben. Aber: Sic vos non vobis mellificatis apes. —"

Unsere Lebenspfade haben sich seit jenen Kasseler Tagen nicht wieder gekreuzt; aber ich habe später noch manchen interessanten ausführlichen Brief von ihm aus der Schweiz nach Thüringen und England erhalten, die ich gern denjenigen Freunden des Dichters von Otto dem Schützen zur Disposition stelle, die sich für Autographien interessiren.



Von der Jahresversammlung des Geschichtsvereins.

Wissenschaftlicher Bericht über die gehaltenen Vorträge von Dr. W. Lange.

Bei der im August stattgehabten Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde sprach als erster Redner der Direktor des Kestnermuseums zu Hannover, Dr. Schuchhardt, über eine alte Befestigungslinie, welche er auf dem rechten Diemelufer unlängst aufgefunden hat. Zunächst erinnerte er daran, daß weiter südlich eine von ihm und Dr. Böhlau entdeckte Linie bei Knickhagen an der Fulda zwischen Kassel und Münden beginnt und über Holzhausen, Meimbressen, den Schartenberg nach Arolsen zu zieht, die in der Gegend von Usseln endigt. Während nun der erste Abschnitt bis in die Gegend von Grebenstein mit kleinen Kastellen besetzt war und die alte karolingische Befestigungsweise zeigt, ist die alte Linie in ihrem weiteren Verlauf im Mittelalter ganz überarbeitet und verwischt, hat vielleicht auch eine ganz andere Richtung gehabt, deren Feststellung durch das öftere Verschieben der Stammesgrenzen in dieser Gegend erschwert wird. Nachdem Dr. Schuchhardt nun eine von Warburg aus nach Norden bis zum Osning sich erstreckende andere Kette von großen zusammengehörigen Volksburgen entdeckt hat, welche in der Vorzeit nicht durch einen Wall und Graben mit einander verbunden waren, kam er auf die Vermuthung, daß eine derartige Befestigungsweise auch weiter südlich zur Anwendung gebracht sei, und richtete sein Augenmerk auf die von der Natur selbst gegebene Grenzlinie zwischen Sachsen und Franken, die Diemel. Es gelang denn auch, längs des unteren Laufes dieses Flusses die gesuchte Kette von Befestigungen wirklich aufzufinden. Als erstes Glied derselben ist die Sieburg anzusehen, welche auf dem nörd-

lichsten Ausläufer des ausgedehnten Reinhardswaldes zwischen Weser und Diemel liegt. Da wo diese beiden Flüsse vor ihrer Vereinigung am meisten sich nähern und einen nur schmalen Bergrücken zwischen sich fassen, ziehen sich quer zu diesem Rücken die Hünengräben und sperren den nördlich gelegenen Theil ab, der so eine große nach dem Wasser zu sturmfreie Volksburg darstellt. Die Schanze auf den Eberschützer Klippen, welche diemelaufwärts das nächste Glied der Kette bildet, besteht aus einem Mittelviereck mit östlich und westlich sich anschließenden Abtheilungen, deren westliche dicht an die Klippen gerückte die Hauptburg gewesen ist. Eine methodische Berücksichtigung eines Ortsnamens führte zur Entdeckung der nächsten Befestigung, welche auf dem Plateau des Kalenberges, wo jetzt das Schloß steht, zu suchen ist. In der Nähe dieser altsächsischen Volksburgen findet sich nämlich öfter der Name Herlingsburg, Herlinghausen, Oerlinghausen u. s. w. Da nun in dem Worte Herling vielleicht die alte Bezeichnung einer offiziellen Persönlichkeit, etwa des Gaugrafen, erhalten ist, scheint wirklich ein Zusammenhang zwischen dem Amtssitze dieser Grafen und den Volksburgen vorzuliegen. Bei dem nach drei Seiten steil abfallenden Kalenberg — nur die vierte brauchte durch Wall und Graben geschützt zu werden — kommt der Ortsname Herlinghausen gleichfalls vor, und dieser Umstand ist wohl geeignet, die Ansicht zu stützen, daß in dem Kalenberg das hier fehlende Glied der Kette wieder zu erkennen ist. Die vierte Anlage, auf dem Quast bei Scherfede, ist als sächsische Volksburg aufzufassen, weil der Wall dicht an die Bergkante gerückt ist; auch das fünfte Glied dieser Diemellinie, die alte Eresburg (Obermarsberg), ist sächsischen Ursprungs und als Volksburg ersten Ranges ihrer natürlichen Lage nach öfters benutzt worden, wie die Geschichtsquellen zur Genüge beweisen.

Natürlich ist diese Linie nicht etwa nach einem einheitlichen Plane angelegt, denn die Burgen entstammen verschiedenen Perioden, der altgermanischen und der sächsischen, wohl aber darf man annehmen, daß sie zu Karl's des Großen Zeit alle bestanden und zeitweise von den Sachsen besetzt wurden, um die aus dem fränkischen Gebiete in's Sachsenland führenden Straßen zu sperren. Daß alle diese Werke auf dem Südufer der Diemel liegen, darf nicht auffallen, weil die Strategie der damaligen Zeit, im Gegensatz zur heutigen, nach dem Grundsatz verfuhr, die feindliche Seite eines Flusses zu besetzen und dem Feind schon die Annäherung an den Flußlauf zu wehren. Ein Beispiel für diese Methode der Kriegführung bietet der Zug Karl's des Großen von der Eresburg durch den Nethegau nach der Weser bei Höxter: die Sachsen besetzen in diesem Falle den Brunsberg auf dem linken Weserufer, um die Franken am Uebergang zu hindern.

Die besprochenen Befestigungen, welche in Abständen von 12—15 Kilometer von einander liegen, waren höchstwahrscheinlich alle mit kleinen Vorwerken versehen, welche dazu dienten, Seitenthäler zu überwachen, in die man von dem Hauptwerk nicht hineinsehen konnte. Ihre Spuren dürften auch heute noch zu finden sein, und ergeht an die Ortskundigen die Bitte, bei dem Aufsuchen dieser kleineren Werke behilflich zu sein.

Der zweite Vortrag des Morgens behandelte die Geschichte des Versammlungsortes **Karlshafen**, welche Pfarrer **Francke** in höchst fesselnder Weise vortrug. Nachdem der Redner die undurchdringliche Wildniß von Wald und Wasser geschildert, die in der Urzeit die Gegend von Karlshafen bedeckte, sprach er über die schon oben erwähnte Sieburg, welche den in einzelnen Rodungen zerstreuten Bewohnern einer späteren Periode als Zufluchtsort diente. Welche Kämpfe sich um diese Burg abgespielt haben, darüber fehlen alle Nachrichten, und die Vermuthung, daß diese Befestigung die Burg des Segest gewesen, in der er von Arminius belagert wurde, bedarf der Bestätigung; Römergräber, die von dem zum Entsatz heraneilenden Heere des Germanicus herrühren könnten, fanden sich allerdings in den Kieslagern der Stadt, wie Stefan Winterberg (1722) berichtet. Urkundlich erwähnt wird der Name Sieburg einmal im Jahre 1013, wo der Wald, „die Syburg genannt", der neu errichteten Abtei Helmarshausen überwiesen wird.

Dann kommt die Sieburg erst im Jahre 1699 in Aller Mund. Eine fanatische Regierung verfolgte damals in Frankreich ihre protestantischen Unterthanen, welche nicht die Messe hören wollten, in arger Weise und viele der letzteren flohen lieber aus dem Lande, als daß sie ihre religiöse Ueberzeugung opferten. Schon vor der Aufhebung des Ediktes von Nantes (22. Oktober 1685) hatte nun Landgraf Karl durch eine Bekanntmachung vom 18. April die ihres Glaubens wegen Vertriebenen eingeladen, in seinem Lande sich anzusiedeln.*) So erfolgte denn von diesem Jahre an die Einwanderung zahlreicher Hugenotten in Hessen und es entstanden französische Gemeinden in Kassel, Karlsdorf, Hofgeismar und viele andere, darunter auch die zu Karlshafen. Diejenigen Franzosen (38 Familien), welche sich hier niederließen, waren aus ihrer

*) Brandenburg folgte seinem Beispiel erst am 29. Oktober des gleichen Jahres.

Heimath zuerst nach Aarau in der Schweiz und von da der Einladung des Landgrafen folgend nach Helmarshausen gezogen, wo sie vorläufig ihren Wohnsitz nahmen, denn Karlshafen war noch nicht vorhanden. Die Gründung dieser Stadt erfolgte übrigens in einer ganz bestimmten Absicht, die darin bestand, daß man den Ort zu einem Stapelplatz gestalten und auf diese Weise den Weserhandel Mündens wieder mehr nach Hessen ziehen wollte. Unter der Leitung des Majors Conradi wurden die umfangreichen Trockenlegungsarbeiten ausgeführt und zugleich mit der Errichtung der Gebäude nach einem sehr regelmäßigen Grundriß der Anfang gemacht. Wie diese Anlage ursprünglich gedacht war, zeigt der in der Vereinsbibliothek befindliche Grundriß: in der Mitte der Hafen, rechts und links zwei volle und zwei halbe Häuserviertel, am Berge amphitheatralisch aufsteigend drei weitere Häuserreihen und darüber als Krönung das Gotteshaus. Die Häuserreihe an der Weser fehlt und sollte der Blick also direkt vom Fluß auf die schön verzierten Giebel der Nordseite der Weserstraße fallen.

Nachdem am 29. September 1699 der Grundstein zu dem ersten Hause der Stadt (Gasthaus Peters am Hafen, Hotel Brandes-Müller gegenüber) gelegt war, entstanden in rascher Folge außer den Privatgebäuden auch eine Anzahl öffentlicher Bauten, so das mit einer Kapelle ausgestattete Invalidenhaus, das Packhaus am Hafen, die herrschaftliche Mühle u. a. Im Jahre 1722 waren schon ganze Häuserreihen vorhanden, zu deren Erbauung Beihilfen aus Staatsmitteln angewiesen wurden. Nach dieser neuen im Bau begriffenen Stadt, die im Jahre 1715 den alten Namen Sieburg mit Karlshafen vertauscht hatte, waren auch die Flüchtlinge aus Helmarshausen übergesiedelt; sie wohnten zuerst der Tradition nach in Baracken, die sich am Berge hinzogen. Neben den zahlreichen Vergünstigungen, Freiheits- und Begnadigungsbriefen (von 1704, 1710, 1719), welche in der Absicht erlassen waren, Kolonisten nach Sieburg zu ziehen, trugen auch noch andere Einrichtungen zur Hebung des neuen Gemeinwesens bei, wie denn die Anlage einer Tuch- und Blaufarbenfabrik die Entwicklung von Handel und Industrie günstig beeinflußte. Der Mehrzahl nach waren übrigens die Ansiedler deutschen Blutes (der erste war Johann Jakob Sandmann) und der Zuzug derselben dauerte auch weiter an, so daß in der Folge neben der französischen sowohl eine evangelisch-reformirte wie lutherische Gemeinde sich bildete, die sämmtlich ihren Gottesdienst in der Kapelle des Invalidenhauses hielten; eine eigne Kirche hat die Stadt bis heute noch nicht. Abgesehen von den erwähnten Maßregeln und Einrichtungen versprach man sich jedoch das meiste für die Hebung des Platzes von einem in Wahrheit großartigen Projekte, welches theils dem Landgrafen, theils dem späteren russischen Feldmarschall Münnich seine Entstehung verdankte. Man beabsichtigte nämlich nichts Geringeres, als die Stadt durch eine Kanalverbindung an das Hinterland anzuschließen, indem man den Hafen mit der Hauptstadt durch eine direkte Wasserstraße verbinden und diese dann unter Benutzung der verschiedenen Flußläufe bis zur Lahn fortsetzen wollte. Behufs Ausführung dieses Planes nahm man zunächst die Schiffbarmachung der Diemel in Angriff; ein Durchstich wurde von dem südlichen Ende des Hafens nach dem Flusse angelegt, dessen Bett selbst vertieft und dann im Jahre 1722 begonnen, den Kanal von der Diemel bei Stammen in der Richtung auf Hümme bis in die Gegend von Hofgeismar auszuführen. Leider unterblieb der weitere Ausbau in Folge des Todes des Landgrafen, aber noch heutigen Tages stößt der Wanderer auf Reste von Schleusenbauten und die Spuren dieses Kanals, der sich vom Schöneberg bei Hofgeismar her, längs der Esse an Hümme vorbei bis zum Dorf Stammen an einer flachen Terrainmulde verfolgen läßt. Einer etwa beabsichtigten Wiederaufnahme des Projekts waren die nachfolgenden Jahre an sich allein schon wenig günstig, denn der siebenjährige Krieg machte Hessen zum Tummelplatz feindlicher und freundlicher Heere und schädigte den Wohlstand Karlshafens in empfindlicher Weise. Langsam begann sich nach dem Frieden die Stadt zu erholen, und zu Anfang des 19. Jahrhunderts zeigte der Handel bereits eine recht erfreuliche Blüthe, als wiederum das Schicksal hemmend eingriff und der Verlust der Privilegien während der westfälischen Zeit der Stadt schweren Schaden zufügte.

Einen wichtigen Faktor in der Entwickelung der Stadt bildete außerdem die Saline. Bereits im Jahre 1730 hatte Conradi den Auftrag erhalten, die vor Kurzem entdeckte Soolquelle zu untersuchen, aber es dauerte noch bis zum Jahre 1762, bis die Quellen auf Veranlassung des Herrn von Waitz nutzbar gemacht und die entsprechenden Anlagen wie Gradir- und Siedehäuser geschaffen wurden. Die Saline lieferte gegen 3000 Malter gutes Kochsalz, wurde jedoch in den 30er Jahren zu Gunsten des älteren Werkes in Sooden a. Werra aufgegeben, weil der Zollvertrag mit Preußen Hessen nur eine Produktion für das eigene Land gestattete.

So haben denn mancherlei Einflüsse dahin gewirkt, daß die großen Hoffnungen, welche man einst auf die neue Gründung gesetzt, nicht in Erfüllung gegangen sind. Erst in den letzten dreißig

Jahren hat die Entwickelung Karlshafens einen gleichmäßigen Gang angenommen, doch der Traum, daß hier einst eine große Handelsstadt sich ausbreiten würde, hat sich als trügerisch erwiesen. Wohl aber mag, dank der Fülle von landschaftlichen Schönheiten, mit welchen die gütige Mutter Natur das alte Sieburg begabt, dank der segenspendenden Quelle, welcher das von Jahr zu Jahr mehr aufblühende Soolbad sein Dasein verdankt, die Stadt innerhalb bescheidener Grenzen es zu einer gewissen Blüthe bringen und zu Ehren des hochherzigen Landgrafen, dessen Denkmal vor Jahresfrist am Hafen enthüllt wurde, das prophetische Wort des begeisterten Lobredners sich erfüllen:

Hier wird noch werden eine Stadt,
Die nirgends ihres Gleichen hat.

Im Wechsel der Zeit.

Von M. von Eschen.*)

Es war im Spätfrühling, daß ich, um einer Generalversammlung des Vereins „Frauenbildung-Frauenstudium" beizuwohnen, in dem „Erbprinzen" zu Weimar eintraf.

Gar seltsam mutheten mich die lieben alten Häuser an, die hier noch den Marktplatz umstehen, unter denen das Rathhaus, obwohl ein neues Gebäude, doch, dank seinem glücklich gewählten freigothischen Stil, nicht aus dem Rahmen seiner Umgebung fällt, oder deren Stimmung stört. Zahllose kleine Buden mit bescheidenem Kram deckten dicht aneinander gereiht, zur Messe, den Platz; dazwischen trieben Käufer, meist kleine Leute so schien es, emsig, doch still, fast geräuschlos hin und her, sodaß mir immer mehr zu Sinn ward, als sähe ich weit, weit zurück, wie auf ein Märchenbild.

Und etwas von dieser Märchenstimmung ist mir während all meines Aufenthaltes hier geblieben, obwohl ich es selbst mit einer ganz modernen Erscheinung einer starken, lebenskräftigen Realität unter den Bewegungen des heutigen Lebens zu thun hatte.

Wonnige Ruhe, wonniger Frieden liegen über der kleinen Residenz und den so überaus anmuthigen Gefilden, die sie umgeben. Eine köstlich reine Luft weht von den nahen Hügeln über Feld und Au, kühlt die arbeitheiße Stirn, macht den Athem frei von allem Staub und Schmutz, dem aufreibenden Hasten und Drängen des Großstadtlebens, das ja in mehr denn einer Weise der Widerschein des modernen Lebens überhaupt geworden ist. Leicht, wie von einem bestrickendem Traume befangen, regen sich die Gedanken, wandern, alles, was beengen oder bedrücken kann, vergessend, zurück in eine selig schöne, große Vergangenheit.

Ja diese Vergangenheit, die Erinnerung an jene harmonisch vollendete, in sich abgeschlossene, nie wieder mögliche Zeit, das ist es, was in erster Linie diesem Ort seinen bestrickenden, poetischen, märchenhaften Zauber leiht. Als ginge es durch eine Vineta, wanderte ich vorüber an den Stätten, wo die deutschen Dichterfürsten geschaffen und gewirkt, unser aller Heros den größten Theil seines Lebens verbrachte — die geistvolle Herzogin Anna Amalia und ihr Sohn, der prächtig tüchtige Karl August, sich als die hochgemuthesten Fürsten ihrer Tage erwiesen, indem sie den dichterischen Genius zu ehren verstanden, wie es bislang nur einmal und abermals im Thüringerland auf der Wartburg geschah. Und wie sich damit jene Fürsten ein unvergängliches Blatt in dem Ruhmeskranz der deutschen Geschichte erworben haben, so sind jene Weimarer Tage, das Schaffen und Wirken der erlauchtesten Geister hier, zu einer unvergänglichen, leuchtenden Periode in der deutschen Geistesentwicklung geworden.

Diese geistige Höhe blieb unangetastet, auch dann, als mit der nur wenige Meilen von hier entfernt gelieferten Schlacht bei Jena eine Zeit tiefster Niederlage für unser Vaterland begann. Der stolze Korse, der im Uebermuth die Welt zu seinen Füßen sah — er beugte sich im stillen vor dem, was er in Weimar fand. „Voilà un homme", dies Wort hat Goethe dem Menschenverächter abgenöthigt. Ueber die Herzogin Luise aber, die für ihr Land von ähnlicher Bedeutung wie die Königin Luise für Preußen ward, gestand Napoleon seinen Generalen, „das ist eine Frau, die auch unsere zweihundert Kanonen nicht in Furcht haben setzen können". Und doch hat dieser Mann, der,

*) Vor einiger Zeit (Jahrgang 1898, Nr. 19, 21) brachten wir eine, ihre literarische Thätigkeit eingehend würdigende Abhandlung über die heimische Schriftstellerin. Wir freuen uns heute unsern Lesern obigen Aufsatz aus ihrer Feder unterbreiten zu können. Wir haben demselben, wenn er auch seinem Inhalt nach sich nicht ganz dem Rahmen unserer Zeitschrift anpaßt, besonders auch deshalb Raum gegeben, weil sich gerade darin so Manches bestätigt findet, was damals als für M. von Eschen charakteristisch angeführt war.

wie er außerdem die Frauen nicht ernst zu nehmen pflegte, auch nicht viel von Ideen und Ideologen hielt, die Tragweite des geistigen Lebens, das damals in Weimar entstand, nicht geahnt oder begriffen.

Gleich einem unverrückbaren Leuchtthurm geistiger Entwicklung erscheint uns das Weimar jener Tage inmitten der Stürme, die die damalige Welt und unser Vaterland durchtobten. Ein Sanktuarium ist es heute noch, darinnen man mit Liebe und Stolz der großen Todten gedenkt, und angesichts seiner Erinnerungen, die wie Reliquien wirken, sich auf sich selbst besinnt, inmitten des täglichen Kampfs um das Leben; sich kräftigt für ein Weiterschreiten in allem, was gerecht ist, gut und schön. Denn unaufhaltsam vorwärts treibt die Zeit; neue, andere Lebenserscheinungen lösen die alten, die bestehenden ab; nur im Wechsel behauptet, bethätigt sich das Sein.

Das kann man täglich bemerken. Man bemerkt es auch; aber man bemerkt es schärfer, man fühlt sich veranlaßt seine Gedanken darüber zu sichten, wenn einem dieser Wechsel in der Erscheinungen Flucht vor die Seele tritt da, wo die Erinnerungen vernehmlicher als gewöhnlich reden; wo, was einst war, in Pietät erhalten ist, mit Pietät gefeiert wird von jedem, der den geweihten Stätten naht.

Dem alten Weimar hat sich denn auch im Lauf der Zeit ein neues angeschlossen mit anmuthigen Villen in Gärten gelegen, an breiten Straßen, darinnen Bäume grünen und der Rothdorn blüht. Dank dem treu gewahrten Princip ihres Fürstenhauses und dem Sinn der Residenz, haben, wie bekannt, Dichtung und Kunst eine weitere hochherzige Pflege hier gefunden, nur daß dabei, der Zeit entsprechend, Musik und Malerei den Vorrang bekamen. Wenn hier Liszt und Preller bereits auch schon wieder zu den großen Todten gehören, so wirken doch auch deren Erinnerungen fort. Ein reges geistiges Interesse eignet der Residenz, deren Fürsten stets mit hochsinnigem Beispiel vorangestanden haben und heute noch stehen, wohl für jegliche Art geistiger Arbeit und Genüsse. Jenes Interesse hat sich dann abermals, der Zeit gemäß, auch für deren Probleme erweitert.

So ist es denn gekommen, daß der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium" hier seine Generalversammlung zu halten beschlossen hatte; und der „Erbprinz", der seiner Zeit jeweilig einen Goethe und Schiller beherbergte, in dem alle Größen der damaligen Zeit aus- und eingegangen sind, heuer eine mächtige Zahl Frauen aufnahm, die man insofern als modern bezeichnen darf, als sie sich mit einem erst in unserer Zeit entstandenen Problem beschäftigend innerhalb der gleichfalls erst unserer Zeit gehörenden Frauenbewegung stehen.

Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium" ist eine der jüngsten Schöpfungen, welche die Frauenbewegung als solche in das Leben gerufen hat. Er verfolgt als seinen besonderen Zweck, gewissermaßen sein Einzeltheil in der Gesammt-Arbeit oder -Bewegung für Hebung und Entwicklung des weiblichen Geschlechtes zu einem innerlich und äußerlich freien, selbständigen Menschenthum, die Förderung der intellektuellen, wissenschaftlichen Bildung der Frau; wirkt u. a. für die Erlaubniß ihres Studiums auf den Universitäten, demgemäß auch für die Erlangung ihrer Befähigung hierzu; für die Unterstützung der solchem Zweck entsprechenden Vorbildung, die Gründung von Gymnasien für Mädchen.

Indem ich mich mit meiner Betrachtung von dem Wechsel der Zeit an ein größeres Publikum wende, will ich mich nicht mit den Einzelheiten der Tagung dieses Vereines befassen, sondern nur, um sein Wirken etwas mehr zu erläutern, kurz, was hierhin gehört zusammenfassen; zuerst einer sehr lebhaften Debatte gedenken, innerhalb welcher man sich selbst noch einmal darüber klar wurde und einigte, daß sich der Verein nur auf die intellektuelle Ausbildung der Frau beschränken müsse und wolle (es war nämlich u. a. noch ein Antrag auf soziale Arbeit eingegangen): indem, wie seine Vorsitzende Fräulein A. von Dänning betonte, man sich bemühen müsse, geistig durchgeschulte führende Frauen zu schaffen, und anderweitig mit Stimmenmehrheit festgestellt wurde, daß das Wirken für obige intellektuelle und wissenschaftliche Bildung vollauf einen Verein in Anspruch nähme. An diese Debatte schloß sich als eine der lebhaftesten die Debatte an, ob schon bestehende oder noch zu errichtende gymnasiale Einrichtungen ein gleiches Recht auf Unterstützung haben sollten. Entschieden wurde, daß Baden-Baden 900 Mark, Königsberg 2800 Mark und Frankfurt a. M. für ein noch zu gründendes Gymnasium, das nach Frl. Dr. Winterhalter's (Aerztin in Frankfurt a. M.) Auseinandersetzung, eine Musteranstalt zu werden verspricht, 2000 Mark erhalten sollten. Eine nicht minder lebhafte Debatte, eine, der ich speziell das größte Interesse entgegenbrachte, erhob sich über Frl. Schlodtmann's Antrag, die Reform der Mädchenschule. Leider konnte dieser Antrag aus Mangel an Zeit nicht mehr erledigt werden. Man einigte sich dahin, Frl. Schlodtmann zu beauftragen, eine von dem Vorstand zu genehmigende Kommission zu wählen, die sich mit der Abfassung eines Lehrplanes für die Mädchenschule beschäftigen wird.

Unwillkürlich, da ich den Verhandlungen folgte, fiel es mir plötzlich ein, daß wir uns hier in dem schönen, luftigen, neuangebauten Gartensaal des „Erbprinzen“, in nächster Nähe, vielleicht durch ein paar Wände nur getrennt, von den alten, gedunkelten Zimmern befanden, in denen Goethe und Karl August, alle erlauchten oder erleuchteten Geister, die einst zu dieser Tafelrunde gehörten, manch' fröhlichen Abend mit genialer Laune und genialem Uebermuth, aber auch mit genialem Geistessprühen gefeiert hatten. — Wieder standen sie vor meiner Seele, die lustigen, die genialen und auch die großen Tage des alten Weimar. Wieder auch unwillkürlich plötzlich kam mir der Gedanke, was unser Altmeister sagen würde, wenn er plötzlich hier unter uns träte. So schaute ich mich selber prüfend um. — —

Es mochten an fünfzig Frauen in dem hohen luftigen Saal versammelt sein. Die meisten darunter gehörten den mittleren, den schaffungstüchtigen Jahren des Weibes an; alle waren wohl über die erste Blüthe hinaus. Die wenigsten mochten, was man so nennt, schön gewesen sein; einige sahen aber noch, oder doch überhaupt gut aus. Aus allen Gesichtern, gleichviel, ob sie mehr oder weniger anmuthig von Mutter Natur ausgestattet erschienen, sprachen Intelligenz und Energie, die sich oft zu einer ungemein edlen Vergeistigung der Züge vereinigten, die mir mehr gilt als Jugend und äußerer Reiz.

Und dennoch — ja, ich glaube es selbst, unser Altmeister, wie sein großer Dichterbruder — sie würden im ersten Augenblick staunend den Kopf geschüttelt und gelächelt haben über die, so da eben, weit ab von dem, was der eine für der „Frauen Krone“ erklärt, was wohl auch der andere, vor allem, bei dem Weibe gesucht, — schneidig, energisch, ganz bei der Sache, zielbewußt eintraten für eine unabhängige, in sich selbst gefestigte, sich selbst genügende Existenz ihres Geschlechtes, sozusagen einen neuen Typ desselben.

Und wieder dennoch, wenn unsere Dichterfürsten in der That den Kopf geschüttelt und gelächelt hätten, so würde das nur geschehen sein auf den ersten Blick, wie eben eine rein lächerliche Beurtheilung oder nur spöttische Mißachtung der heutigen Frauenbewegung auch nur auf einer oberflächlichen Kenntniß oder einer totalen Unkenntniß aller Verhältnisse beruhen kann. Darum, deß bin ich gewiß, würden auch unsere Dichterfürsten, wenn sie mit dem Heute sähen, denen, die in jener arbeiten, sofern sie es nur mit dem reinen Geist der Sache thun, ihre Achtung nicht versagen. Denn, was auch sie als des Weibes innerstes Wesen erfaßt, das gerade treibt die Frau in die Bewegung hinein. Der neue Typ, der sich hier zu entwickeln beginnt, bedeutet keine neue Art, sondern nur eine Modifikation, wie sie in unserer Zeit einem Bedürfniß des weiblichen Wesens entspricht, dessen ganzer Essenz und Entwickelungsfähigkeit wohl keiner unserer Dichter so wahr und so schön gerecht geworden ist, als unser Altmeister, der große Kenner und Dichter der Frauen, selbst.

Es ist merkwürdig, daß die meisten Menschen, wenn man hier Goethe nennt, stets nur oder in erster Linie an die Klärchen, Gretchen u. s. w. denken. Es ist noch merkwürdiger, wie man so lange das Gretchen als ein Ideal des Weibes, ein Ideal der deutschen Frau, des deutschen Mädchens verherrlicht und was man damit alles in das allerdings sehr reizende, doch ganz natürlich realistische, einfache Kind aus dem Volk hineingeschwärmt hat. Und doch mit welch' entzückendem Reiz der Dichter diese Figur auszustatten liebte: wie das Ahnen dem Denken und Erkennen, das Sehnen und Meinen dem Wissen und Wollen, steht sie dem Geliebten gegenüber, ohne Ahnung, ohne Verständniß dessen, was sich in seiner Seele regt. Warum auch das Verhältniß des Faust zu Gretchen nur ein Stadium in seinem Entwickelungsprozeß bedeutet.

Ob Goethe hier bewußt vorgegangen, ob das Genie dem Dichter unbewußt die Wege gewiesen: trotz all' ihrer natürlichen Hingebung und Liebe wird Gretchen, unter dem Druck der Verhältnisse, zur Mutter- und Kindesmörderin, findet sie ihre sittliche Erlösung erst in der Aufhebung ihrer individuellen, hier natürlichen Beschränkung.

Sehen wir uns im Anschluß daran, was ja im negativen Sinn auch seine Sprache redet, einmal Goethe's „Iphigenie“ an.

Die „Iphigenie“ ist so bekannt, daß es gar keine Angabe der Einzelheiten des Werkes bedarf. Ich kann mich darum auch nur kurz auf die hier hin gehörigen Züge beschränken. — „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod“ — dies Wort hat mich in frühester Jugend, ein Kind noch, im Innersten sympathisch berührt und erfaßt; nicht minder entzückt das Verschmähen der Lüge, auch um den Preis des eigenen Lebens und was noch mehr bedeutet des Lebens derjenigen, die man liebt, der Muth zur Wahrheit und die Treue hier. —

Iphigenie ist Weib, ganz Weib. Sie fühlt sich elend in der Fremde, sehnt sich nach der Heimath, der Familie. Sie empfindet ihr Leben als unnütz, trotz dem Priesteramt, darinnen sie doch schon manch' Gutes geleistet, weil es dem Leben, dem Glück, wie es dem Weib zunächst liegt, nicht entspricht. In ihrem scharfen Empfinden aber des Unnützen, gleich dem frühen Tod, ist bereits, gleich

einem springenden Punkt, enthalten, was doch zu einem Wirken in weiten Kreisen führen muß, da, wo das Wirken in den enger gezogenen Grenzen, dem eng gebundenen Glück versagt bleibt. Iphigenie ist Weib. — Es soll ihr durch die Werbung des Königs die natürliche Bestimmung, der natürliche Beruf werden. Doch sie ist nicht nur ein natürlich elementar empfindendes Weib, sondern auch eine Persönlichkeit. Sie schaudert zurück vor einem Mann, der nie auch der Gatte ihrer Seele werden kann, weil sie innerlich nicht zusammen gehören.

Iphigenie ist Weib, ein ganzes Weib. Darum eigenen ihr auch alle jene Eigenschaften, welche die Frau als Mutter der Menschen benöthigt, welche sie weiter befähigen eine Hüterin und Bildnerin des geistigen Lebens zu sein, der Sitte und Kultur, alles dessen, was dem Menschen heilig ist, jene Eigenschaften, welche schon die alten, die ältesten Völker in dem Weib geahnt haben oder begriffen, indem sie es als Priesterin neben den Priester gestellt. Kraft nun der dem reinen Weib ursprünglich eigenen Empfindung von dem Wesen aller Dinge, des reinen, durch die Leidenschaft ungetrübten Sinnes versteht Iphigenie den Willen der Götter reiner zu deuten, zu erkennen; mit ihrer selbstlosen Hingabe, dem treuen Opfermuth, der eigenen Selbstüberwindung löst sie den Fluch von dem alten Haus, entsühnt den Bruder und gewinnt ihn für das Leben zurück. Dann rettet sie den Bruder und den Freund aus den Händen der Barbaren, nicht durch die materielle Macht — das Recht des Stärkeren —, auch nicht durch Lüge und List, die Kampfesmittel der Schwachen: sondern indem die Hoheit ihrer Seele, die Ueberlegenheit des edelsinnigen Menschen den Barbarismus niederzwingt, eine höhere Gesittung an dessen Stelle tritt durch geläuterte Erkenntniß, geläutertes Empfinden und Wollen.

(Schluß folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der ersten Hälfte des Monats September.

Anfang September 1470 brach eine schwere Seuche im Hessenlande aus, die zwei Jahre dauerte und im Jahre 1472 am schlimmsten wüthete.

Am 1. September 1720 erfolgte die Gründung des Zuchthauses zu Kassel.

Am 2. September 1387 wurde Gudensberg mit Ausnahme der Obernburg von dem Erzbischof von Mainz erobert.

Am 4. September 1552 endete Landgraf Philipp's Gefangenschaft.

Am 4. September 1714 starb Adalbert von Schleifras, Abt von Fulda.

Am 6. September 1544 vermählte sich Landgraf Philipp's zweite Tochter Anna, noch nicht 15 Jahre alt, mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Zweibrücken.

Am 7. September 1438 wurde Landgraf Ludwig II. geboren, ältester Sohn Ludwig's I. und seiner Gemahlin Anna von Sachsen.

Am 8. September 1424 tobte zwischen Rhein und Weser ein heftiger Orkan, der die Wälder verwüstete und namentlich in Frankenberg viel Schaden anrichtete.

Am 8. September 1471 wurde Wilhelm III., Landgraf von Oberhessen, jüngster Sohn des Landgrafen Heinrich III. und seiner Gemahlin Anna von Katzenelnbogen, zu Schloß Blankenstein bei Gladenbach geboren. Seine drei älteren Brüder starben vor dem Vater, sodaß er nach dessen Tode zur Regierung gelangte.

Am 8. September 1583 schloß Hessen mit Kurmainz den Vertrag von Merlau, durch welchen Rosenthal, Battenberg, Melnau, die Hälfte von Wetter, Hofgeismar, Sebbeterode, Gilserberg und Jesberg endgültig an Hessen kamen.

Am 9. September 1558 starb Adam Crato oder Kraft aus Fulda, Professor der Theologie und Superintendent zu Marburg.

Am 10. September 1547 wurde Landgraf Philipp's jüngster Sohn Georg, der Stifter der Linie Hessen-Darmstadt, geboren.

Am 10. September 1555 vermählte sich die dritte Tochter Landgraf Philipp's, Barbara, mit dem Herzog Georg von Württemberg.

Am 11. September 1227 starb Landgraf Ludwig von Thüringen, Gemahl der heiligen Elisabeth, zu Brindisi in Unteritalien auf der Fahrt nach Palästina.

Am 11. September 1552 kam Landgraf Philipp nach seiner Befreiung in Kassel an.

Am 11. September 1759 wurde Marburg nach achttägiger Belagerung von den Alliirten eingenommen.

Am 12. September 1487 erneuerten die Häuser von Hessen, Brandenburg und Sachsen ihre Erbverbrüderung.

Am 13. September 1544 wurde der ehemalige Mönch Burkard Waldis, geboren zu Allendorf a. W., als Pfarrer zu Abterode am Meißner eingeführt; er war einer der besten Dichter des 16. Jahrhunderts.

Am 14. September 1232 eroberte Landgraf Konrad von Thüringen die Stadt Fritzlar und zerstörte sie.

Am 14. September 1331 unterwarfen sich die Bürger von Fulda ihrem Abt Heinrich von Hohenberg, gegen den sie sich im vorhergehenden Jahre empört hatten.

Am 14. September 1600 traf die persische Gesandtschaft, welche von dem Schah Abbas ausgeschickt war, um den Kaiser und die deutschen Fürsten für ein Bündniß gegen den Sultan Mahmud zu gewinnen, in Kassel ein, wo sie bis zum 22. d. M. blieb.

Am 14. September 1802 wurden die bis dahin kurmainzischen Besitzungen Fritzlar und Amöneburg nebst Naumburg von Hessen-Kassel in Besitz genommen.

Die Wiedereinsetzung Herzog Ulrich's von Württemberg durch Landgraf Philipp den Großmüthigen. Professor Dr. Lindt zu Darmstadt hielt am 9. April im Historischen Verein für das Großherzogthum Hessen über das oben bezeichnete Thema Vortrag. Nach langem Flüchtlingsleben fand der vertriebene Herzog Ulrich, dessen Lande von Kaiser Karl V. beschlagnahmt waren, im Jahre 1526 gastliche Aufnahme bei Landgraf Philipp, seinem Verbündeten (s. Nr. 16, S. 202) und persönlichen Freunde. Als alle Versuche, Ulrich auf friedlichem Wege zu seinem Rechte zu verhelfen, gescheitert waren, gewann bei dem Landgrafen der Plan, unter geschickter Verwerthung der in der Politik eingetretenen Veränderungen, insbesondere der wachsenden Feindseligkeit Baierns gegen Oesterreich, Ulrich mit Gewalt in sein Herzogthum wieder einzusetzen, immer festere Gestalt. Mit Klugheit benutzte er dabei auch die Spannung zwischen Karl V. und König Franz von Frankreich, ohne der deutschen Sache etwas zu vergeben. Die Rüstungen wurden mit außerordentlicher Umsicht und größter Emsigkeit betrieben. Der Landgraf brachte ein Heer von 20 000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern auf; zahlreich und von vortrefflicher Beschaffenheit war die Artillerie. Bei Pfungstadt fand sich das Heer zusammen und dort musterte der Landgraf seine Truppen vor dem Abmarsch, der am 4. Mai 1534 kurz nach Mitternacht begonnen und mit solcher Schnelligkeit, trotz des mitgeführten schweren Geschützes, durch den Odenwald über Fürstenau und Erbach ausgeführt wurde, daß man bereits am 5. Tage in Neckarsulm auf württembergischen Boden ankam. Dem trefflich ausgerüsteten und von bestem Muthe beseelten hessischen Heere vermochte der österreichische Statthalter in Württemberg, Pfalzgraf Philipp, nur 10 000 Landsknechte und 800 Reiter entgegenzustellen, von denen viele überdies ihrer Gesinnung nach auf Seiten des Herzogs standen. Am 12. Mai stießen die Heere um die Mittagsstunde bei Lauffen aufeinander. Dem heftigen Feuer der weit überlegenen hessischen Artillerie konnte der Feind nicht standhalten; unter dem Schutze der Dunkelheit zog er sich auf Lauffen zurück, wo Landgraf Philipp am 13. sein Lager überfiel. Auf der Flucht wurde die österreichische Nachhut gänzlich zerschmettert und das feindliche Heer löste sich vollständig auf. Unter namenlosem Jubel der Bevölkerung hielt der angestammte Fürst in Württemberg hierauf seinen Einzug. Ulrich kam als ein Anderer zurück, geläutert durch sein schweres Schicksal. Bewunderungswürdig war auch die weise Mäßigung der siegreichen Fürsten, die im Rausche des Erfolges Ruhe und Ernst nicht verließen. Sie begnügten sich mit der Wiedereinsetzung des Herzogs, und im Vertrage zu Kadan verstand sich Ulrich sogar dazu, sein Herzogthum als Afterlehen von Oesterreich, jedoch mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag, zurückzunehmen. Mit Jubel begrüßt hielt auch Landgraf Philipp in Kassel seinen Einzug. Seitdem führt er mit Recht den Namen des Großmüthigen. (Nach den Quartalblättern des Historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen. Neue Folge. Band II. S. 729/730.)

Aus Heimath und Fremde.

Hessischer Nationalverband von Nordamerika. Die 5. Jahresversammlung obigen Verbandes wurde am 30. Juli durch den Bundesvorsitzenden G. Berkes in der Nordseiten-Turnhalle in Chicago eröffnet. Die Verhandlungen der aus allen Theilen der Vereinigten Staaten besuchten Versammlung, die sich hauptsächlich auf die Errichtung einer Sterbekasse bezogen, endeten am 1. August.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor Dr. Rathke zu Marburg ist zum ordentlichen Honorarprofessor der philosophischen Fakultät daselbst ernannt worden.

Theater. Am königlichen Theater zu Kassel ist zur Aufführung angenommen worden „Wolfram's Meisterwerk“, romantische Oper in 1 Akt von Wilhelm Bennecke, Musik von Robert Ibener.



Hessische Bücherschau.

Urkundenbuch des Klosters Kaufungen in Hessen. Im Auftrage des historischen Vereins der Diözese Fulda bearbeitet und herausgegeben von Hermann von Roques, Major a. D. Kassel (Drewss & Schönhoven). Bd. I. 1900. Subskriptionspreis Mk. 10.—

Der erste Band des auf zwei Bände berechneten Urkundenbuches des ehemaligen Benediktinernonnenklosters Kaufungen in Niederhessen bei Kassel, das seit dem 16. Jahrhundert der althessischen Ritterschaft gehört, ist nunmehr erschienen. Der Bearbeiter, Major a. D. Hermann von Roques, kann mit Genugthuung auf seine Arbeit zurückblicken, die für die Geschichte von Niederhessen von hohem Werthe ist. Weitere Besprechung vorbehalten, sei hier nur hervorgehoben, daß der erste, nunmehr abgeschlossene Band mit dem 9. Jahrhundert, in welchem Kaufungen zuerst urkundlich genannt wird, einsetzt und bis zum Jahre 1442 reicht. Der erste Band enthält auf 538 Seiten nicht weniger als 428 geschichtlich und vornehmlich kulturgeschichtlich sehr interessante Urkunden. Inbegriffen ist ein mit großer Genauigkeit hergestelltes Verzeichniß der Orts- und Personennamen, angehängt sind 4 Tafeln mit 20 in autotypischem Verfahren hergestellten Abbildungen der Siegel des Klosters und der Aebtissinnen.

Der zweite Band wird aller Wahrscheinlichkeit nach innerhalb Jahresfrist nachfolgen. Der Subskriptionspreis ist bis auf Weiteres auf 10 Mark für den Band festgesetzt. Etwaige Bestellungen sind an Herrn Major a. D. von Roques zu Kassel, Weinbergstraße 1, zu richten, welcher auch die Zahlung in Empfang nimmt.

Möge der vorliegende werthvolle Beitrag zu der Geschichte der Stiftung der Kaiserin Kunigunde, Gemahlin Kaiser Heinrich's II., große Verbreitung finden!

Genealogie des Mainzer Geschlechtes Gänsfleisch. Von Gustav Freiherr Schenk zu Schweinsberg.

Zu der großartigen Gutenbergfeier, welche die Stadt Mainz zum 500jährigen Geburtstage von Johann Gutenberg in diesem Sommer veranstaltete, ist von derselben auch eine umfangreiche Gutenberg-Festschrift herausgegeben. Darin befindet sich u. a. eine mit 5 genealogischen Tafeln, 2 Wappen- bezw. Siegeltafeln und 1 Ansichtstafel über die Mainzer Wohnhäuser der Familie Gänsfleisch in würdiger Weise ausgestattete ausführliche Abhandlung des Archivdirektors zu Darmstadt Dr. Gustav Freiherrn Schenk zu Schweinsberg, welche den Titel führt: „Genealogie des Mainzer Geschlechts Gänsfleisch.“

Darin werden unter Heranziehung älterer handschriftlicher Arbeiten Frankfurter Genealogen und eines reichen urkundlichen Materials die bisherigen Kenntnisse über die Geschichte des Geschlechtes, dem der Erfinder entsprossen ist, und seine Stellung in der Heimath erheblich erweitert. Die Durchführung der gediegenen Arbeit gestaltete sich oft recht schwierig. Der häufige Namenswechsel und die freie Vererbung des städtischen Grundbesitzes boten mitunter nur mühsam zu enträthselnde Probleme. Oft war die Einordnung nur durch genaue Beachtung der Siegel möglich.

Gutenberg gehörte durch Geburt einem angesehenen Mainzer Stadtgeschlecht an, einer der Familien, die die Selbstständigkeit ihrer Vaterstadt gegen die drohende Landeshoheit des mächtigen Erzbischofs zu erringen verstanden hatten.

Das Geschlecht zum Gänsefleisch tritt unter diesem seinem Hausnamen urkundlich erst im Jahre 1330 auf. Doch liegen genügende Anhaltspunkte dafür vor, um es noch fast ein Jahrhundert rückwärts verfolgen zu können. Es theilte sich in zwei Hauptstämme, zwischen denen keine Besitzgemeinschaft mehr bestand. Trotzdem war es erforderlich, auch den andern Stamm, dem Gutenberg nicht angehörte, zu berücksichtigen, schon der Unterscheidung der vielen mit ihm gleichnamigen und gleichzeitigen Personen halber.

Der Mannesstamm des älteren Zweiges erlosch wahrscheinlich mit dem Erfinder selbst. In den „Quartalblättern des Historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen“, Neue Folge, Bd. II (S. 665 u. 666), 1900, sind dann von gleicher Seite noch kurze „Nachträge zu der Genealogie

der Familie Gänsfleisch" erschienen, deren erster es über allen Zweifel erhebt, daß der Erfinder in der That der Letzte der älteren Linie des Geschlechts Gänsfleisch gewesen ist. Der jüngere, von Sorgenloch zubenannte Stamm theilte sich im 14. Jahrhundert abermals. Der Mannesstamm der älteren, auch durch eine Wappenänderung von ihren Geschlechtsvettern sich absondernden Linie erlosch im Anfang des 16. Jahrhunderts. Sie hatte sich, nach dem Verlassen der Stadt, fast völlig mit der Ritterschaft der Nachbarschaft von Mainz verschmolzen.

Die jüngste Linie blühte, wenn auch in den beiden letzten Generationen in schwächerer sozialer Stellung, bis zum Jahre 1567. Die letztlebende Frau des Geschlechts starb sogar erst im Jahre 1605.

Die alte Stellung dieser wehrhaften städtischen Aristokratie war eine sehr günstige. An der Spitze eines starkbefestigten, kriegstüchtigen Gemeinwesens, vergaß sie nicht, die Grundlage ihrer Stellung zu erhalten. Durch Geld- und Waarenhandel, Gewandschnitt, Landwirthschaft auf eigenem Grund und Boden und Vertrieb der Erzeugnisse daraus, sicherte sie sich den ererbten Wohlstand. Heute lebt, soweit dem Verfasser der vorliegenden Arbeit bekannt ist, nur noch eins dieser alten Mainzer Geschlechter, die Freiherren von Molsberg, die von unkundiger Seite bisweilen mit dem alten hessischen Adelsgeschlecht von der Malsburg verwechselt worden sind.

Die kurhessischen Regimenter. Ein Abriß ihrer Geschichte. VI, 88 S. 8°. Melsungen (W. Hopf) 1900.

Vorliegende Schrift wird, zumal im Lande zu Hessen, freudig begrüßt werden, da sie in zwar gedrängter, aber überaus klarer und übersichtlicher Darstellung eine Geschichte der zuletzt in Kurhessen bestehenden Truppenkörper giebt und sich erfolgreich bemüht, den Nachweis zu erbringen, daß die hessische Heerestradition keineswegs nur bis auf die Zeit der Freiheitskriege zurückgeht, sondern vielmehr die Hauptkriegsgeschichte in die frühere Zeit, das 17. und 18. Jahrhundert, fällt. Darin begegnet sich der Verfasser mit den im „Hessenland" (Jahrgang 1899 und 1900) gegebenen Aufsätzen aus der hessischen Heeresgeschichte des 17. Jahrhunderts, deren weitere Fortsetzung hoffentlich in nicht allzu langer Frist zu ermöglichen sein wird. Die hervorragende Rolle, welche das hessen-kasselische Heer lange in der deutschen Kriegsgeschichte gespielt hat, rechtfertigt vollauf, daß eine zusammenhängende Geschichte desselben, die bis an die Schwelle der Gegenwart reicht, zur Veröffentlichung gelangt, besonders da auf diesem Gebiete Mangel herrscht.

Haus und Welt. Illustrirte Zeitschrift für die deutsche Frau. Herausgegeben von M. Herbert und E. M. Hamann. Dortmund und Leipzig (A. Wulff).

Unsere heimische Dichterin M. Herbert hat als Herausgeberin der oben genannten seit Jahresfrist erscheinenden Zeitschrift sich immer größerer Erfolge zu erfreuen. Der reichhaltige Inhalt des Blattes besteht in fesselnden Erzählungen, denen sich hübsche kleine Gedichte anreihen, daneben findet in interessanten und lehrreichen Aufsätzen die Frauenfrage Behandlung, ohne daß darüber die praktische Hausfrau vergessen würde, die Kunst kommt zu ihrem Rechte, auch wird Mode und Handarbeit in der Beilage „Im Wechsel der Tage" eifrig gepflegt. An guten Abbildungen mit erläuterndem Text ist kein Mangel. Jährlich werden 52 Nummern bezw. 26 Hefte ausgegeben, deren Preis sich für das Vierteljahr auf M. 2.— stellt.

Vergessen ist die umsichtige Herausgeberin in ihrer alten Heimath noch keineswegs, im Gegentheil, es wird ihrer dort noch häufig gedacht.

Hoffentlich wird die aus ihrem in vorliegender Nummer (S. 225) abgedruckten Gedichte klingende resignirte Stimmung sich deshalb noch zu einer freudigeren gestalten.

Zur Besprechung gingen folgende Bücher ein:

Kleiner illustrirter Führer durch Fulda. Mit einem Plane der Stadt. Von Dr. Justus Schneider. Fulda (Aloys Meyer) 1900.

Rückblick auf die Geschichte der Lateinschule und des Gymnasiums Fridericianum zu Laubach in Hessen. Von Dr. August Roeschen. Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Gymnasiums Fridericianum. Mit 6 Beilagen und 4 Abbildungen. Grünberg (Druck von Heinrich Robert) 1900.

Verhandlungen der XI. Jahres-Versammlung des Hessischen Städtetages zu Schmalkalden am 15. und 16. Juni 1900. Herausgegeben von Stadtkassenrath Boedicker, Mitglied des Magistrats der Residenzstadt Kassel. Kassel (Druck von Weber & Weidemeyer) 1900.

American History from German Archives. By J. G. Rosengarten. (Read before the American Philosophical Society, April 16, 1900.)

Kleiner Führer durch Biedenkopf und nähere Umgebung. Eine Ergänzung zum „Führer durch das Hinterland". Von M. J. Flach. Mit 2 Plänen. Marburg (N. G. Elwert) o. J. [1900.]

Die Marksburg. Ein Führer, herausgegeben im Auftrage der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen von Bodo Ebhardt und C. Krollmann. Berlin (Verlag von C. A. Krollmann & Co.) 1900.

Personalien.

Verliehen: dem Garteninspektor Siber zu Marburg (im botanischen Garten) der Kronenorden 4. Klasse.

Ernannt: Professor Löber zu Marburg zum Gymnasialdirektor in Kiel; die Pfarrverweser Wittekindt und Gervinus zu Pfarrern in Karlshafen bezw. Naumburg; wissenschaftlicher Hilfslehrer Braun zu Marburg zum Oberlehrer in Biebrich; Forstassessor Freiherr von der Recke zum Oberförster in Rosenthal; Rechtsanwalt Brenning zu Rinteln zum Notar.

Versetzt: Regierungsrath Dr. Vormbaum zu Posen nach Kassel; Regierungsassessor Ludovici zu Kassel nach Posen; Oberförster Spenner zu Rosenthal nach Kannersdorf bei Berlin; Gymnasialdirektor Aly zu Burg nach Marburg; Oberförster Lorge zu Felsberg nach Haste; Oberförster Krekel zu Elgershausen nach Hofheim; Oberförster Bierau zu Runkel nach Witzenhausen.

Gewählt: cand. jur. Hartdegen zu Eschwege zum Bürgermeister der Stadt Ziegenhain.

Niedergelassen als praktischer Arzt: Dr. med. Engelhard zu Neustadt (M.-W.-B.).

In den **Ruhestand** treten: die Forstmeister Ide zu Witzenhausen und Fuchs zu Hombressen.

Verlobt: Banquier Streit mit Fräulein Klara Herzog (Kassel, September).

Vermählt: Regierungsassessor Dr. jur. Fechner mit Fräulein Renner, Tochter des Geheimen Justizraths (Kassel, September); Kreisphysikus Dr. med. Karl Schmidt mit Fräulein Maria Bauchhage aus Marburg (Neunkirchen, 5. September); praktischer Arzt Dr. med. Anton Bodo Rank zu Köpenick mit Fräulein Ellenberger (Marburg, September); Kaufmann Ernst Baumann mit Fräulein Emmi Timaeus (Kassel, 1. September); Rittergutsbesitzer Robert Heydenreich zu Malsfeld mit Fräulein Elsa Degenring (Eisenach, September); Kaufmann Gustav Nagell mit Fräulein Annie Gößling (Kassel, 8. September).

Geboren: ein Sohn: Hauptmann Walther Freiherr Treusch von Buttlar-Brandenfels und Freifrau Margarethe, geb. Damms (Kassel, 2. September);
ein Mädchen: Druckereibesitzer Fritz Müller und Frau Ella, geb. Hering (Kassel, 3. September).

Gestorben: Stadtschreiber Röse, 68 Jahre alt (Rotenburg a. F., 31. August); Oberlehrer a. D. Dr. Weingärtner, 60 Jahre alt (Marburg, 2. September); Kaufmann Ludwig Ludwig, 50 Jahre alt (Treysa, 7. September); Oberförster a. D. Louis Müller (Kassel, 8. September); Frau Elise Falckenberg, geb. Siebrecht, 71 Jahre alt (Kassel, 8. September); Philipp Hohmann, 75 Jahre alt (Marburg, 8. September; Stationsvorsteher I. Kl. Georg Wachenfeld (Kassel, 14. September).

Druckfehler-Berichtigung.

In Nr. 17 S. 217 ist in dem Aufsatz „Weiteres über Küper und Anthoni" Sp. l. 2. Absatz Z. 8 statt 1695 zu lesen „1692". Ebendaselbst S. 218 Sp. l. Absatz 4 Z. 2 und S. 219 Sp. r. Absatz 2 Z. 4 ist zu lesen Dr. „Rueß" statt Kueß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 19. XIV. Jahrgang. Kassel, 1. Oktober 1900.

An den deutschen Wald.

Ich hab' in vielen Landen
Der weiten Welt gestanden;
Auf wanderlust'gen Schritten
Durchflog Europas Mitten
Der leichtbeschwingte Fuß;
Ich sah Italiens Sonne,
Des hellen Hellas Wonne;
Zum Meer bin ich geflohen —
Doch gilt von allem Hohen
Dem deutschen Wald mein Gruß.

Dem tiefen deutschen Walde
Auf hoher Bergeshalde,
Den Buchen und den Eichen
Kann sich auch nichts vergleichen,
Kein Fels, kein Fjord, kein Fluß.
Das alles mag erheben —
Doch will sich deutsches Leben
Nur an den Wald gewöhnen:
Drum gilt von allem Schönen
Dem deutschen Wald mein Gruß!

Des dunklen Waldes Träumen
Macht wildes Weh verschäumen;
Der Wald lehrt im Genießen
Uns still die Augen schließen
Zu höchstem Hochgenuß.
Daß wir in Andacht neigen
Das Herz, lehrt Waldesschweigen,
Und daß ich Hände falte,
Lernt' ich zuerst im Walde:
Dem Wald des Deutschen Gruß!

Karl Ernst Knodt.

* * * * * *



Vor fünfzig Jahren.

Wenn wir hiermit auf den Verfassungskampf hinweisen, der unser Hessenland vor fünfzig Jahren bis in das innerste Mark durchschütterte, so wollen wir damit nicht alte Streitfragen von Neuem aufrollen, wozu am wenigsten in diesen Blättern der Platz wäre, sondern wir wollen nur der Männer achtungsvoll gedenken, die damals durch ihre Ueberzeugungstreue und ihren Opfermuth die allgemeinste Anerkennung weit über Hessen hinaus gefunden haben.

Die so vielgerühmte Verfassung von 1831 enthielt — darüber besteht wohl heute kein Zweifel mehr — einige Bestimmungen, die vollständig unhaltbar waren, es war dies die Verpflichtung eines jeden Staatsbeamten, welche Stellung er auch bekleidete, und eines jeden Offiziers, bei eigener Verantwortlichkeit sich jeder Verletzung der Landesverfassung nicht nur bei seiner eigenen selbstständigen Thätigkeit, sondern auch bei der Vollziehung der Verfügungen seiner vorgesetzten, selbst der höchsten Staatsbehörden zu enthalten, und zweitens das Verbot der Erhebung jeder nicht ausdrücklich von den Landständen genehmigten direkten oder indirekten Steuern oder sonstigen Landesabgaben durch die zu ihrer Erhebung verpflichteten Beamten, ein Verbot, das auch die Verwendung von Stempelpapier und Stempelmarken umfaßte. Die Beseitigung dieser Bestimmungen zu erzielen, verstand es die Regierung auf das gründlichste, die Landstände zu dem formal durchaus berechtigten, materiell aber um so bedenklicheren Beschluß zu bringen, die Zustimmung zur Erhebung der Steuern und Abgaben zu verweigern, ein Beschluß, der außerhalb unserer rothweißen Grenzpfähle vielfach ablehnend beurtheilt werden mußte und die ganze hessische Bewegung in das schiefste Licht zu setzen geeignet war.

Durch diesen Beschluß und infolge davon, daß das Oberappellationsgericht zu Kassel, dessen Entscheidungen nach der Oberappellationsordnung vom 15. Februar 1746 Gesetzeskraft hatten, daß dies Gericht also alle seitens des Kurfürsten oder seitens einer Behörde zur Erzwingung der Steuererhebung erlassenen Verordnungen und Verfügungen für verfassungswidrig und somit für jeden Beamten und Offizier für undurchführbar erklärte, geriethen die Beamten und Offiziere in eine Zwangslage, die ihre Gewissenhaftigkeit auf die härteste Probe stellte, von den mit den kurhessischen Verhältnissen nicht vertrauten Kreisen aber gleichfalls nicht verstanden, vielmehr häufig vollständig falsch aufgefaßt worden ist. Man mag über die Ziele des Verfassungskampfs, sowie über die zu dessen Durchführung auf beiden Seiten angewandten Mittel denken wie man will, stets aber wird man den Männern, welche in dieser Zwangslage, um ihr Gewissen zu wahren und den von ihnen geleisteten Eid heilig zu halten, ihre und der Ihrigen Existenz auf's Spiel setzten und lieber ihre Stellung aufgaben, als eine von ihnen für gesetzwidrig erkannte Handlung zu begehen, die vollste Achtung bezeugen müssen.

Die Civilbeamten kamen meist einzeln in die Lage, ihren Abschied fordern zu müssen, sobald die sogenannte Bundesexekution an sie herantrat. Weit aufregender aber wirkte das Abschiedsgesuch der Offiziere, weil das Offiziercorps das Gesuch gleichzeitig und in seiner Gesammtheit einzureichen gezwungen war. In allen rein militärischen Angelegenheiten selbstverständlich unbedingten Gehorsam leistend, auch wenn die Maßnahmen die Durchführung der für verfassungswidrig erklärten Verordnungen und Verfügungen bezweckten, sahen sich die Offiziere auf jedem anderen Gebiete an den Verfassungseid gebunden und deshalb namentlich nicht in der Lage, bei Kriegsgerichten mitzuwirken, die eingesetzt werden sollten, um den Widerstand gegen die genannten Verordnungen und Verfügungen für gesetzwidrig zu erklären. Nun wurde ihnen noch dazu am 9. Oktober 1850 von ihrem Höchstkommandirenden einfach die Aufforderung gestellt, entweder die formal ungültigen Erlasse für rechtsgültig zu erklären und ihre Durchführung zu versprechen, oder aber ihren Abschied zu fordern. Da fühlten sie sich gezwungen, letzteres zu thun, und es forderten von den 257 Offizieren des kurhessischen Kriegsheeres 241 den Abschied, während unter den 16 übrigen einige sich in Stellungen befanden, mit Rücksicht auf die man es nicht für erforderlich gehalten hatte, ihnen die gleiche Wahl vorzulegen, sodaß es nicht

ersichtlich ist, wie viele von ihnen auch etwa den Abschied gefordert hätten, wenn sie sich hätten entscheiden müssen.

Von welchen Gedanken insbesondere unsere Offiziere beseelt waren, geht am besten aus den Aeußerungen eines Betheiligten hervor, die hier folgen mögen: „Es waren wahrlich schwere Tage, und ich möchte sie nicht nochmals durchleben, aber trotz alledem möchte ich sie um keinen Preis der Erde nicht erlebt haben, denn ich fand in ihnen die schönsten Träume meiner Jugend verwirklicht. Ja eigentlich sind wir Hassenpflug und Haynau eine Dankadresse schuldig geworden, denn es ist nicht möglich, daß jemals eine Armee geistig mehr gehoben wurde als die unsrige durch die Handlungen ihrer Männer. . . . Wir alle, keiner, keiner ausgenommen, sind wesentlich sittlich und vor allem als Soldaten veredelt worden. Ja es ist jetzt ein Hochgenuß, Offizier zu sein."

Wie gesagt, man denke wie man will, aber achtungsvolle Erinnerung sind wir jedem schuldig, der seiner Ueberzeugung sein und der Seinigen Wohl zum Opfer bringt, und eine gleiche Opferwilligkeit und Gewissenhaftigkeit wollen wir unserm Volk zu allen Zeiten wünschen. **Otto Gerland.**



Kassel im 30jährigen Kriege.

Nach dem Vortrage des Dr. med. Karl Schwarzkopf.

(Fortsetzung.)

Ueber den Anmarsch Tilly's gegen die Stadt Grebenstein am 13. und 14. Mai giebt uns eine Relation des Schultheißen Heinrich Mendel an den Landgrafen Moritz ausführlichen Bericht.

Die Stadt Grebenstein hatte allerdings allen Grund, den Zorn des Generals Tilly zu fürchten. Einige Monate vorher waren nämlich einige Kürassiere von dem Schönberg'schen Kürassierregiment beim Fouragiren von den Grebensteinern erschlagen, und gerade dieses Regiment rückte auch jetzt wieder heran. Kaum daß die ersten Tilly'schen Kürassiere einige auf dem Felde arbeitende Grebensteiner bemerkten, begannen sie dieselben jämmerlich und erbärmlich zu traktiren. Einige wurden niedergestoßen, andere flüchteten sich in die Stadt. Die Grebensteiner, das Vergebliche eines Widerstandes einsehend, flohen mit Weib und Kind, theils in entfernte Ortschaften, theils in die Wälder. Auch der Schultheiß wollte nicht in der Stadt bleiben und flüchtete sich nach der nahen Sababurg. Aber auch dieser feste Platz wurde, als am anderen Tage der General von Fürstenberg vor dem Thore erschien, den Feinden ohne Widerstand durch den Amtmann von Amelunxen übergeben.

Wie aber der Landgraf sich zu diesem Verhalten der Grebensteiner stellte, erhellt aus seinem eigenhändigen Randbescheid, den ich als charakteristisch für den Landgrafen Moritz hier wörtlich folgen lassen will.

„Wir wissen zu dieser Relation nicht viel zu sagen und erfährt man aus dem ganzen Handel, daß bei diesen Leuten keine Mannhaftigkeit und keine Standhaftigkeit zu finden sind. Es wäre sonst wohl Anders hergegangen. Und wird die Frage sein, ob sowohl dieser Schultheis als der Sababurg'sche Amtmann noch länger in ihrem Ambte zu dulden und zu belassen sind.

Moritz, Landgraf zu Hessen."

Das Urtheil des Landgrafen Moritz über diese Beamten muß um so mehr befremden, als jeder Widerstand gegen die 8 Regimenter Tilly's einfach zu den Unmöglichkeiten gehörte und nur mit dem Untergange der Plätze und einem furchtbaren Blutbade geendet haben würde. Landgraf Moritz dagegen, der bei jedem hessischen Bürger und Bauer den Muth und die Gesinnung eines Spartaners voraussetzte, sah es allerdings lieber, wenn auch die Civilbevölkerung sich an dem Kampfe gegen die feindlichen Soldaten betheiligte, und gerade diese seine Auffassung hat viel Unheil über das Hessenland gebracht. Die Theilnahme der Bürger und Bauern am Kampfe erklärt manche begangene Greuel.

Wie aber kam es, daß die Kriegsfurie für dieses Mal noch so dicht an Kassels Mauern vorüberbrauste, um sich an anderer Stelle und um so furchtbarer zu entladen?

Versteckt zwischen dunklen Wäldern, wie in einer grünen Wiege eingebettet, von den silbernen Wellen dreier Ströme umrahmt, liegt das allen Bewohnern Kassels so wohlbekannte Münden. Noch giebt das stattliche Rathhaus mit seinen hochragenden Giebeln und Erkern uns Kenntniß von der einstigen Blüthe dieser reichen Handelsstadt. Noch ragen trotzig einige Thürme, epheuumrankt, aus der alten Stadtmauer empor, um uns von der

Tapferkeit, aber auch von dem Unglücke ihrer einstigen Bewohner Kunde zu geben. Die Uebergabe dieses sehr wichtigen Weserpasses, den 800 dänische Soldaten besetzt hielten, lag dem General Tilly zunächst mehr am Herzen als die der Festung Kassel.

Diese Stadt wurde von seinen Schaaren erstürmt, ihre Häuser gingen größtentheils in Flammen auf und ein furchtbares Blutbad wurde angerichtet. 2260 Leichen wurden später auf dem Marktplatz in Haufen zusammengelegt, auf Wagen geladen und dann von der Werrabrücke herab in den Strom geworfen, der sich weithin mit dem Blute der Ermordeten färbte.

Daß die Zahl der Opfer dieses in der Geschichte Mündens so tief schmerzlichen Tages eine so große war, lag darin, daß die Landleute der umliegenden Dörfer sich vor den Tilly'schen Schaaren massenweise nach Münden geflüchtet hatten, in dem Glauben, hier vor dem mordenden Feinde am meisten gesichert zu sein.

Der Eindruck des sofort nach Kassel gemeldeten Blutbades zu Münden war ein ganz gewaltiger, und man kann sich denken, wie groß die Bestürzung und der Schrecken unser Kasseler war, als auf einmal vor dem in die Unterneustadt führenden Salzthore, wie angeschossene und von der blutlechzenden Meute verfolgte Rehe, erschöpft, blutend und athemlos immer mehr und mehr Opfer der Mündener Katastrophe anlangten, um hier Schutz und Rettung vor der ihnen nachsetzenden Tilly'schen Reiterei zu suchen. Man öffnete rasch die Thore, um aus dem Munde zahlloser Flüchtlinge die Kunde von den erlebten Greueln und Schreckensthaten zu hören. Da war es Georg Arnold von Sichelnstein, Georg Scheidemann und der Schmied Dümer von Nienhagen, die, aus vielen Wunden blutend, vor den Thoren standen. Hans Fösel von Landwehrhagen, von den Bayrischen durch den Hals geschossen, der reiche Krämer Friedemann von Münden mit Weib und Kindern jammerten um Aufnahme. Arnold Winkelmann, Hans Schultz und seine Ehefrau von Landwehrhagen, die 17jährige Tochter des Engelhard Fischer von Nienhagen, der Förster Richardus Krick aus dem Reinhardswalde, sie alle, zu Tode getroffen, sanken vor der Stadtmauer nieder. Mit ihnen trafen nach und nach noch Hunderte von ausgeplünderten, mißhandelten und schwerverletzten Landleuten ein, die jetzt mit einem Schlage Haus, Hof, Nahrung und Familie verloren hatten und ohne Heimath und Hilfsmittel waren und ein gastliches Asyl suchten. Nur das nackte Leben, und selbst dieses nur unter Wunden und Schmerzen, hatte ihnen der schreckliche Krieg gelassen.

Allen diesen Jammer, dieses Elend verkünden uns die Kirchenbücher der Altstädter und der Unterneustädter Gemeinde, in welchen treue Seelsorger schweren Herzens das Unglück jener Tage zur Kenntniß der Nachwelt gebracht haben. Unzähligen dieser Unglücklichen nahte bald der Tod als willkommener Erlöser ihres namenlosen Jammers, und ihren Namen, Alter und Stand, meistens auch die Art der Verwundung, haben die Geistlichen, soweit es anging, in die Sterbelisten ihrer Gemeinde eingetragen. Häufig findet man aber unter der Liste der Gestorbenen nur einen kurzen Eintrag, z. B. „Eine fremde Frau, so von den Tilly'schen erstochen" oder „Ein Kind, zugereist und von den Bayrischen geschossen", oder „Ein fremdes Kind (mit blutigen Wunden), so auf dem Friedhof todt umgefallen und hier sofort ohne Sarg begraben". Mitunter findet sich auch eine dürftige Notiz über das Herkommen, wie z. B. „Ein fremder Knabe, so des Zeugleutnants, welcher zu Witzenhausen erschossen wurde, ehelicher Sohn gewesen sein soll" u. s. w.

Noch schlugen die Flammen lodernd aus den Häusern Mündens empor, noch lagerten plündernd und in wüsten Excessen die Tilly'schen Soldaten auf dem blutdurchtränkten Boden der einst blühenden Handelsstadt, da gedachte schon Tilly der nahegelegenen Festung Kassel und des Landgrafen Moritz, der, durch den Fall von Münden tief erschüttert und gewarnt, wie Tilly annahm, auf jeden bewaffneten Widerstand verzichten würde. Aus seinem Hauptquartiere, welches er in den herrlichen, jetzt prächtig wiederhergestellten Räumen des alten Schlosses der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg aufgeschlagen hatte, schickte er einen Trompeter nach Kassel mit einem bedrohlichen Schreiben, worin er die Aufnahme von 3—4 Kompagnien kaiserlicher Truppen in der Festung Kassel, wie die Uebergabe von Ziegenhain und anderen festen Plätzen verlangte. Am Salzthore der Unterneustadt stieg der Tilly'sche Trompeter vom Pferde und wurde dann mit verbundenen Augen über die Fuldabrücke nach dem alten Schlosse geführt, wo er dem Landgrafen Moritz den Tilly'schen Brief persönlich überreichte.

Der Landgraf war von dem Inhalte des Schreibens sichtlich betroffen, hielt es aber für das Beste, durch Abgesandte mit dem gefährlichen Gegner verhandeln zu lassen. Den schwierigen Auftrag, mit dem gegen den Landgrafen heftig erbitterten General in Verhandlungen zu treten, übernahmen der Vizekanzler Helfrich Deinhardt und der Oberstleutnant Franz von Dalwigk. Der Tilly'sche Trompeter erwartete die beiden

hessischen Herrn am Salzthore und ritt mit ihnen nach Sandershausen, wo sie von den beiden kaiserlichen Offizieren Severin und Villehe am Eingange des Dorfes an der Niestebrücke in Empfang genommen wurden. Mit ihnen waren 50 Kürassiere aufgeritten, die ebenfalls Tilly zu ehrendem Geleite gesendet hatte. Auf dem Ritte nach Münden sah diese Reiterschaar jetzt Landwehrhagen und Lutterberg in rauchende und noch brennende Trümmer gelegt, von Menschen verlassen, den Himmel weithin geröthet durch mächtige Feuersäulen, die aus den entfernter liegenden Höfen und Dörfern lodernd emporschlugen. In den Chausseegräben und auf der Straße lagen zahllose unbekleidete und unbegrabene Leichname, während Reiterpatrouillen und Reiterjungen querfeldein jagten, um zu plündern, und während seitab der Straße kleinere Soldatentrupps an mächtigen Feuern sich erbeutete Ochsen und Schweine zum Mahle zubereiteten.

In Münden wurden die hessischen Herrn zunächst auf das Rathhaus geführt, wo die zu ihrer Aufwartung bestimmten Tilly'schen Offiziere sie freundlichst auf der Treppe des Rathhauses begrüßten und, der Sitte der Zeit gemäß, die Gesundheit des Landgrafen Moritz und seines Sohnes Wilhelm in mächtigen, mit Wein gefüllten Humpen ausbrachten. Nachdem die Abgesandten Bescheid gegeben und gedankt, wurden sie zum Schlosse, dem Hauptquartier Tilly's, geführt, um hier mit diesem eine längere Unterredung zu führen, welcher außer Tilly nur noch der General Graf von Fürstenberg und der Generalkommissar Ruppe beiwohnte.

Als die Gesandten der Bedrängniß Kassels, in dessen Umgebung jetzt kein Mensch mehr sicher seines Lebens sei, gedachten, erwiderte Tilly, daß der Landgraf Moritz selbst an dem Unglücke schuld sei. Wenn derselbe nicht den Herzog Christian von Braunschweig in sein Land gerufen hätte, würde er selbst nicht in Münden stehen. An dem, was seine Soldaten in der Umgebung von Kassel verübt hätten, habe er selbst keinen Gefallen. General von Fürstenberg, der mit Tilly häufig in einer fremden Sprache, wahrscheinlich italienisch, redete, glaubte die Tilly'sche Soldateska in Schutz nehmen zu müssen und sagte: Man sei selbst in Kassel an allem schuld; denn als er mit Tilly auf dem Marsche nach Grebenstein still an Kassel vorbeigezogen sei, habe man auf seine Soldaten von den Wällen mit Kanonen geschossen, worauf Tilly selbst damals zu ihm gesagt habe: „Siehe da, unsere Freunde!" Im Uebrigen besitze der Landgraf an Dr. Günther einen trefflichen Büchsenmeister, welcher Aeußerung Tilly lächelnd beistimmte. Tilly fuhr dann in seiner Unterredung fort: Die Hauptsache sei, daß der Landgraf seinen Ständen und der Ritterschaft folge, nicht aber dem übelgesinnten Dr. Günther. Bis jetzt habe ihm der Landgraf noch nicht das Geringste zu Gute gethan, bei welcher Aeußerung Tilly mit dem Daumen an die Zähne fuhr. Den Feinden des Kaisers dagegen habe er alles zu Gefallen gethan, ja sogar dem Herzog Christian erlaubt, Kasseler Bürgersöhne für sein Heer zu werben. Zum Glücke sei aber auf seiner Seite die Uebermacht; so lange die Unruhen im Reiche dauerten, müsse der Kaiser „Paß und Repaß" im Reiche, somit auch in Hessen haben.

Von dieser Unterredung mit dem feindlichen General wenig befriedigt, kehrten die Gesandten, von kaiserlichen Offizieren ebenfalls wieder ehrenvoll geleitet, nach Kassel zurück, dem Landgrafen Moritz Bericht zu erstatten. Tilly aber beschloß kurzer Hand, über den Kopf des Landgrafen hinweg Ritterschaft und Stände nach Gudensberg zu berufen, und ließ hier durch seine Bevollmächtigten einfach den Antrag stellen, den Landgrafen Moritz abzusetzen und seinem Sohne, dem Landgrafen Wilhelm, die Regierung Hessen-Kassels zu übertragen.

Noch während diese Verhandlungen sich in dem nahen Gudensberg abspielten, brach Tilly von Münden auf und führte sein Heer über Lutterberg und Landwehrhagen vor die Festung Kassel. Dieses Heer bestand noch immer aus 15000 Soldaten, völlig ausreichend, die ohnedies nicht wohlhabende Gegend um Kassel völlig auszusaugen. Zu diesem Heere aber gehörte leider, der Sitte der Zeit gemäß, ein noch einmal so starker Troß von fahrenden Weibern, Kindern, Troßbuben und Reiterjungen, die zu ihrer Erhaltung ebenfalls nur auf Requisitionen und Marodiren angewiesen waren. Alle diese Menschenmassen, nur durch den eisernen Befehl des strengen und gefürchteten Tilly mühsam in Zucht und Ordnung gehalten, zogen jetzt vor Kassel und drohten, wie eine Rotte gieriger Wölfe auf friedliche Lämmer sich stürzt, sich auf Kassel zu werfen und diesem das traurige Geschick Mündens zu bereiten.

In dem stillen Wiesengrunde, den die klaren Wellen der Nieste in springendem Laufe durcheilen, zwischen den beiden Dörfern Heiligenrode und Sandershausen, hatte Tilly sein Lager aufgeschlagen. Einen besseren und günstigeren Lagerplatz konnte Tilly allerdings in unserer nächsten Nähe nicht finden. Die mitten durch das Lager hindurchfließenden, krystallhellen Fluthen unserer Nieste boten gutes Trinkwasser, die grünen Wiesen

einen trefflichen Lagerplatz und die ringsum sich anschließenden Höhen hinreichenden Schutz gegen einen Ueberfall. An dieser Stelle also hoben sich in buntem Spiele der Farben Tilly's Zelte in die Luft, hier flatterten Tilly's Fahnen und Fähnlein lustig im Winde, und hier hatten ein fahrendes Volk von fast 50 000 Menschen für einige Zeit sein luftiges und lustiges Heim aufgeschlagen.

Zum Schutze des Lagers hatte Tilly alle Maßregeln militärischer Vorsicht getroffen. Während rings um das Lager zahllose Schildwachen standen, die Muskete ständig auf die Gabel gelegt, waren auf den umgebenden Höhen zum Theil noch jetzt erkennbare Redouten und Sternschanzen erbaut, hinter deren Brustwehr mächtige Feldgeschütze standen, bereit, den tödtlichen Gruß in die Straßen von Kassel zu senden. Sobald aber die Nacht mit ihren dunkeln Flügeln das Gelände weithin bedeckte und des Lagers Feuer nur noch düster durch den Nebel brannten, vermittelten Ronden und Patrouillen die Verbindung zwischen den einzelnen Schanzen, bis der junge Tag die Höhen des nahen Kaufunger Waldes erklommen hatte und bis der neue Morgen mit purpurnen Streifen der Frühe Wolken umsäumt hatte. Dann wirbelten die Trommeln, dann klirrten die Waffen wieder, und das jauchzende und lärmende Treiben begann wieder in den Zeltgassen, die der Front parallel liefen und welche die Lagerstätten der einzelnen Regimenter von einander trennten.

In der Mitte des Lagers hatten ihre Pferde angekoppelt die 10 Kompagnien des Kürassierregiments von Schönberg, das aus 4 Kompagnien Arkebusieren und 6 Kompagnien Kürassieren bestand. Neben ihnen hatten abgesattelt die Reiterregimenter der Obersten du Four, Bock und Croneberg. Um die Reiter hatten in weiten Umkreisen aus Stangen und Stroh sich leichte Hütten in allen Größen und Formen erbaut die Fußregimenter Mortaigne, Sachsen-Lauenburg, Colalto, Avantani und Herzog von Holstein, während noch weiter hinter den Truppen der gewaltige Troß, vor allem unzählige Marketender und Marketenderinnen sich in malerischer Unordnung wild durcheinander gelagert hatten. Das geräumige Zelt des Generals Tilly lag in der Mitte auf einem freigelassenen Platze, der für die ständige Aufstellung der Lagerwache wie eines Geschützparkes bestimmt war.

In die noch rauchenden Trümmer niedergebrannter Häuser von Sandershausen und Bettenhausen aber hatten sich Tilly'sche Feldwachen einlogirt, die ihre Vorposten zu Pferde wie zu Fuß, theils in der Richtung auf den Siechenhof, theils in der Richtung auf die alte Pulvermühle nach der Fulda zu vorgeschoben hatten. Zu einer regelrechten Belagerung konnte sich indessen Tilly nicht entschließen, da er Kassel für uneinnehmbar hielt; und auch thatsächlich ist Kassel die einzige Stadt in Deutschland geblieben, die in den 30 Jahren dieses entsetzlichen Krieges nicht ein einziges Mal vom Feinde erobert oder überhaupt nur betreten wurde. Daß aber an den festen Mauern Kassels auch der Angriff starker Heere brach und zerschellte, ist lediglich das Verdienst der beiden hessischen Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz, die beide das schwierige Gebiet der Fortifikation in ganz hervorragender Weise beherrschten und vor allem ihre Residenz und Festung Kassel in trefflichem Zustande zu erhalten wußten.

(Fortsetzung folgt.)

Im Wechsel der Zeit.

Von M. von Eschen.

(Schluß.)

Wenn wir so die Iphigenie betrachten, so meine ich, ein jeder muß mir beistimmen, daß die geistige, sittliche Essenz des Weibes in keiner dichterischen Frauengestalt so einfach und wahr, losgelöst von allem Zufälligen, so hehr und herrlich für alle Zeiten verkörpert erscheint; und daß aber auch gerade in dieser Gestalt der Keim enthalten ist für die neue Frau; daß sich diese weder im Widerspruch zu ihrem ursprünglichen Wesen, noch zu dem Ideal unseres Altmeisters befindet, sondern nur eine dem Heute entsprechende Fortbildung bedeutet.

So bin auch ich immer mehr und immer wieder zu der Ueberzeugung gelangt: die Frauenbewegung ist nothwendig, gleichviel, ob sie uns an sich behagt, gefällt, oder nicht. Sicher, daß innerhalb derselben noch manchmal geirrt, manch' ein Tropfen Bitterniß zum Ausbruch kommen, noch manchmal über die Stränge geschlagen werden wird. Gewiß, daß nur zu oft, was die Frau aus rein idealem Motiv in die Bewegung treibt, sich in ihrer Liebesfülle zu bethätigen auf weiterem Gebiet, vor der praktischen Einordnung hier, ja dem Kampf um dieselbe, wie der Noth des Lebens zurückbleiben

wird; gewiß auch, daß manch' ein Versuch sich nur Versuch erweist: dennoch, die Bewegung muß Freiheit haben. Nur so können die darin enthaltenen Fragen, die eine große Frage, wie man jene ja auch nennt, eine endgiltige Lösung erfahren. Das kann meiner Ansicht nach erst innerhalb Generationen geschehen.

Vielleicht, daß wir Frauen erleben, die ähnlich der mittelalterlichen Nonne, oder, um ein Beispiel aus der Naturgeschichte anzuführen, die, gleich der Arbeitsbiene im Bienenstaat, nicht nur für die Arbeit, den Dienst des Allgemeinen vorbereitet sind, sondern sich auch innerlich ganz davon befriedigt fühlen, daß sie nach nichts Anderem verlangen. Vielleicht auch — es wäre zu wünschen —, daß eine kommende Zeit jeder Frau, oder doch einer bedeutend größeren Zahl denn heute, den sogenannten natürlichen Beruf gestattet, also möglich macht, und dann die heutige Bewegung einen Durchgang in der Entwicklung ihres Geschlechts bedeutet, um dasselbe an Bildung zu heben, an Charakter zu kräftigen. Was mir gerade für die Gattin und Mutter erst recht nothwendig dünkt: wenn sie ihr erzieherisches Amt bei den heranwachsenden Generationen zu deren Segen üben will. Denn, bewundernswerth wie die Fortschritte unserer Kultur, namentlich auf dem technischen, dem materiellen Gebiete sind, daß man meinen könnte, die alten Märchen würden lebendig: das glänzende Bild hat auch eine trübe Seite. Gleich der Schlange unter Blumen, lauern versteckt unter manch' einer glänzenden Errungenschaft auch zersetzende Elemente.

Darüber sann ich nach, als ich am anderen Tag, nachdem die Versammlung des Vereines „Frauenbildung-Frauenstudium“ ihren Abschluß gefunden hatte, noch einmal Goethe's Gartenhaus, der lieblichsten Idylle unter den Weimarer Reliquien, einen Besuch abstattete, dann einsam durch den schönen Park mit seinen mannigfachen Erinnerungen hinauf wanderte zu der Höhe, wo Friedrich Nietzsche wohnte.

Und wieder unwillkürlich kam es mir in den Sinn, drunten im Thal, am Waldessaum, in einem für heute fast ärmlichen Häuschen, mit einem Geräth, das uns heute mehr denn einfach erscheint, lebte einst der Mann, den sein Genius zum Uebermenschen erhoben, den aber seine glückliche gesunde Natur vor dem Schiffbruch bewahrte; lebte der Dichter, der die Tragödie des Uebermenschen gedichtet, der dann aber seinen Titan Faust sich zurückfinden ließ in reiferer Erkenntniß zu dem Maß aller Dinge, der Arbeit und dem Dienst für das allgemeine Wohl, einem sittlichen Princip und der sittlichen Persönlichkeit. Hier in der Villa vor meinen Blicken, gebaut mit aller modernen Eleganz, sicher auch mit allem modernen Comfort ausgestattet, sucht ein Kranker die Ruhe, der einen Uebermenschen geträumt, den Individualismus dithyrambisch verklärt und proklamirt hat: daß man fragen möchte, waren es bereits krankhafte Anlagen, die seinem Geist die Wege wiesen zu solch' fieberhaftem Traum, oder mußte solch' ein Traum die Seele fiebern machen und den Geist umnachten? —

Damit möchte ich aber den unglücklichen Nietzsche, dessen hohe geistige Begabung Bewunderung gebietet, der selbst in der Praxis, trotz seiner letzten Schlüsse, einer der edelsten, rücksichtsvollsten Menschen gewesen ist, was mir gerade seine Theorie, verglichen mit seinem sonstigen Selbst, begreiflich erscheinen läßt — weder mit seiner Krankheit, noch seiner Philosophie einen Vorwurf machen. Wir sind sammt und sonders nur Gefäße, Werkzeuge, Erscheinungen, innerhalb deren der Weltgeist seine Entwicklung durchläuft.

Der Individualismus, das schrankenlose Ausleben des Ich hat immer in der Welt stattgefunden, ist mit mehr oder weniger Glück, mit mehr oder weniger Berechtigung, mehr oder weniger bewußt bei jeder mächtigen Persönlichkeit zu Haus gewesen. Nicht minder pflegen sich auch gewöhnliche Sterbliche daran zu betheiligen, ohne jegliche Spekulation, einzig unterschieden in dem Grade einer instinktiven schlauen Klugheit oder ihrer Brutalität. Warum man das auch nur ganz schlichtweg einfachen, rücksichtslosen Egoismus genannt hat.

Wie aber der Mensch danach strebt, alles, was existirt, in seinem Innersten zu begreifen; wie alle die mannigfachen Ideen, Anlagen und Kräfte der menschlichen Seele danach streben in das Bewußtsein zu treten, sich sozusagen hier einzuordnen für eine höhere Ordnung, ein erhöhtes Leben der Dinge: so mußte auch der Individualismus, das Ich, einmal seinen Philosophen finden.

Der Individualismus ist die folgerichtige Entwicklung von dem Recht der Persönlichkeit, wie dieses sich ganz natürlich aus der Gleichheit der Menschenrechte entwickelt hat, immer lebendiger, immer allgemeiner, bis in unsere Zeit hinein. Auch der Individualismus hat sein Recht, seine Aufgabe im Haushalt der Welt. Er rüttelt an dem Schablonenmenschen, dem Philister, dem feigen Streberthum. Er wendet sich, wie gegen die Autorität, die Tradition und Konvention, die nur das Alter der Zeit für sich haben, so auch gegen die nivellirende Tendenz eines alle gleich selig machen wollenden Strebens in der Gegenwart; gegen jede Schonung, die nur Bequemlichkeit oder

Schwäche ist. Ohne Individualismus keine Freiheit, keine Entfaltung, überhaupt keine Persönlichkeit; keine Entwicklung, kein Fortschritt, kein Flug in die Höhe.

In seiner mächtigen Persönlichkeit hat Fr. Nietzsche das Recht, die Bedeutung des Individualismus empfunden. Mit seiner künstlerischen Sehnsucht, seiner künstlerischen Phantasie, dem ganzen hohen Flug seines Geistes hat er hier ein Ideal geschaut, so schön, wie nur er es schauen konnte. Nicht minder aber hat er auch mit seiner, durch die geistige Arbeit, das geistige Leben (sagen wir das Stück Kulturarbeit, das sich in ihm vollzogen) gesteigerten Sensibilität, wie Erschöpfung der Nerven- und Geisteskraft, und dem, zum Theil damit zusammenhängenden, unwiderstehlichen Verlangen nach ungetrübtem Genuß (hier im höheren Sinn Schönheit und Freude) auch die ganze Ohnmacht des Individualismus gegenüber seinem Schicksal — seinem Ideale empfunden. In der Verzweiflung darüber und entzückt, geblendet durch die Fülle der Gesichte, hat er sich dann einen Uebermenschen geträumt, bis der Traum zum Wahn geworden ist, hinter dem von allem, was den Menschen bindet, losgelösten Uebermensch die blonde Bestie erschien; das Recht des Starken, Edlen, Schönen, des geborenen Aristokraten umschlug in die brutale Macht, und die sittlichen Werthe tausendjähriger Kulturen einer Umwerthung unterlagen.

Merkwürdig, wie zuweilen die Dinge den Träumen und den Theorien mitspielen! Das Schicksal des unglücklichen Dichter- und Künstlerphilosophen ist in gewisser Weise für seine letzten Schlüsse charakteristisch geworden, und gerade diese haben vieles zum Ausdruck gebracht von dem, was unsere Zeit an krankhaften Zuständen und zersetzenden Elementen in sich begreift: eben eine durch die Anstrengungen der Kultur, die gesteigerten Leistungen überreizte Sensibilität und Erschöpfung der Nerven und geistigen (moralischen) Kraft, erzeugt von dem widerstandslosen Verlangen nach Genuß, einem rücksichtslosen Egoismus, gleichviel ob derselbe unter der hochtönenden Phrase von der Nothwendigkeit im Kampfe um das Dasein, dem Recht der Individualität oder auch nur als ganz gemeine schlaue Klugheit oder bestialische Brutalität sein Wesen treibt. Und ich fürchte, ja mir scheint, nicht nur was an wirklich Großem und Schönem in Geist und Wahrheit in den Werken Fr. Nietzsche's lebt, sondern vielmehr das, was sich an kranken, zersetzenden Elementen darin findet, hat ihn zum Modephilosophen gemacht. Das ist nun nicht seine Schuld. Ich bin überzeugt, wenn er könnte, er würde manches dabei abstellen, sich für manche Auslegung seiner Ideen, für manch' eine Gemeinschaft bedanken.

Es ist eben ein Naturgesetz, daß sich Anlagen und Ideen erst einmal einseitig zu einer schnell erreichten Höhe entwickeln, um sich dann sich selbst überschlagend, so zu sagen auch in negativer Weise zu ihrer eigenen Grenze und Bedeutung in der Gesammtheit zurück zu finden.

Fr. Nietzsche hat sein Theil hier gelöst, wie es ihm gegeben war. Wir aber haben ihm nur dankbar zu sein, daß er uns die Bedeutung, das Recht, die Schönheit der Individualität zum Bewußtsein gebracht hat; nicht minder auch, daß er, einem höheren Gesetz gehorchend, ob auch auf negativem Weg, für jeden der sehen will und sehen kann, jener die Grenze gesteckt hat, indem sich sein Ideal des Uebermenschen selbst zersetzt, und der Individualismus als Princip für eine menschliche Gesammtentwicklung als unmöglich erwiesen hat.

Die meisten aber wollen nur sehen, was ihnen paßt, so kommt es, daß das zersetzende Element der obigen Philosophie nur noch zersetzender wirkt. Daß dem so ist, das liegt eben in den Schäden unserer Zeit, einer Kultur, die ohne Individualismus, ja ohne Egoismus nicht ihre eigene Reife und Höhe hätte erreichen können; der aber auch gerade in dem, was sie auf diese Höhe gebracht, die Gefahr der Selbstaufhebung droht.

Und nun, von der mit aller modernen Eleganz erbauten Villa und ihrem kranken Mann wanderten meine Gedanken zu dem kleinen Haus am Waldessaum drunten im Thal, zu all' den Erinnerungen einer großen und gesunden geistigen Aera, zuletzt auch zu den Erinnerungen des Tages, dem Verein „Frauenbildung-Frauenstudium" und weiter. — —

Das Maß der Dinge, das sittliche Ideal, welches den Uebermenschen des vergangenen Jahrhunderts zu dem harmonischen, dem schön guten Menschen gewandelt, das Ideal der Tugend jener Zeit aufgestellt; die Moral, die Religion, welche im allgemeinen die verfeinerten Verlangen, wie die gemeine Brutalität der menschlichen Psyche zügeln, sind im großen ganzen unserer Zeit abhanden gekommen —, über alles hinaus hebt der Egoismus bedrohlich sein Haupt —; hier vor allem gilt es ändernd einzusetzen.

Einer Zeit jedoch, die unter dem Princip der natürlichen Entwicklung, des immer neuen Werdens steht, läßt sich nicht länger durch ein für ewige Dauer bestimmtes Gebot, auch keine angeborenen Ideen beikommen. Dem Menschen, der nur noch sich selbst kennt, den eigenen Intellekt und seine Erfahrung, das eigene Ich und sein Verlangen; dem die Fülle der Gesichte und Begierden den Sinn verwirrt, daß er den klaren Einblick, das natürliche Empfinden für die Gemeinsamkeit und Solidarität der Dinge verloren

hat: dem läßt sich nur helfend beikommen durch eine geläuterte Erkenntniß. Sie läutert das Empfinden, berichtigt das Wollen.

Für solche Erkenntniß der Wahrheit aber bedarf es oft vielmehr der selbstvergessenden Liebe, eines treuen Opfermuthes, als nur des Verstandes allein.

Vielleicht, daß die Frau, die ja die Natur von Haus aus reichlicher mit jenen Eigenschaften ausgestattet hat, schon um ihren natürlichen Beruf erfüllen zu können, ganz besonders geeignet ist, solcher Erkenntniß die Wege zu weisen; daß gerade die Betheiligung der Frau an der geistigen Mitarbeit der Kultur heute von besonders segensreichem Einfluß werden kann, bringt sie doch in sich selbst schon mit, woran es am meisten heute fehlt; muß doch das, worin ihre stärkste Kraft liegt, auch zu einer stärkeren Abwehr aller schädigenden Elemente werden.

Gewiß aber, daß die Frau nicht nur aus wirthschaftlichen, sozialen Gründen, durch die veränderten Verhältnisse bedingt, sondern auch aus sittlichen und individuellen Gründen von keiner höheren wissenschaftlichen Bildung länger ausgeschlossen werden darf, sondern jeder möglichen Geistesbildung entgegengeführt werden muß. Und es ist freudig zu begrüßen, daß der Verein „Frauenbildung=Frauenstudium" auch die Reform der Mädchenschule in sein Programm aufgenommen hat.

Nur mit dem Geist, den Aufgaben ihrer Zeit vertraut, vermag die Frau eine Hüterin und Bildnerin der kommenden Geschlechter, der Sitte und Kultur zu sein; treu weiter zu wirken in dem Geist, den auch unser größter Genius in ihr geschaut, an den Werken, die den Mensch zum Menschen erheben, dem Leben seinen höheren Werth leihen: gleichviel, ob sie nur als Arbeitsbiene dem Allgemeinwohl dient; ob sie, in ihrem Selbst durch Erkenntniß und Bildung geläutert, ein sittliches Beispiel wirkt für die, so sich jene nicht im gleichen Maße erwerben können, darum aber um so empfänglicher für das Beispiel sind; oder ob sie der Frauenkrone und des Frauenglückes theilhaftig wird als Gattin und Mutter im eigenen Familienkreis.

Und so schließe ich denn auch hier mit den letzten Worten unseres größten Genius: „Mehr Licht", indem ich bittend hinzufüge: „auch für die Frau".

Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der zweiten Hälfte des Monats September.

Am 18. September 1552 fand in Hessen aus Anlaß der Rückkehr des Landesherrn aus der Gefangenschaft eine allgemeine Landesfeier statt.

Am 18. September 1699 wurde die Stadt Karlshafen gegründet.

Am 20. September 1672 starb zu Eschwege der Superintendent Johann Hütterodt, neben Johann Crocius der Verfasser der Kirchenordnung vom 12. Juli 1657.

Am 20. September 1824 starb der Dichter Ernst Otto von der Malsburg, hessischer Regierungsrath und Geschäftsträger in Dresden.

Am 31. September 1637 starb Landgraf Wilhelm V., 35 Jahre alt, zu Leer in Ostfriesland, während er mit der Belagerung des Schlosses Stickhausen beschäftigt war.

Am 21. September 1762 wurde das Treffen bei Amöneburg geliefert.

Am 22. September 1613 erließ Landgraf Moritz eine Verordnung über das Reinhalten der Straßen in Kassel, wie sie damals noch selten waren.

Am 23. September 1639 wurde Oldendorf durch die Kaiserlichen erobert und geplündert.

Am 24. September 1648 schloß die Landgräfin Amelia Elisabeth mit Johann von Schönborn, Kurfürsten zu Mainz, den Vertrag zu Hochheim; infolge dessen mußte sie die von Hessen=Kassel eroberten Aemter Fritzlar, Naumburg und Amöneburg an Mainz wieder herausgeben.

Am 25. September 1788 starb der Fürstabt und Bischof Heinrich von Bibra zu Fulda, geboren 22. August 1711, ein eifriger Förderer der allgemeinen Bildung, Schöpfer der Fuldaischen Schulordnung von 1781.

Am 27. September 1559 starb Tilemann Schnabel, der erste evangelische Prediger in Hessen, vordem Augustinermönch und Ordensprovinzial zu Alsfeld, zuletzt Superintendent daselbst. Er predigte das Evangelium dort schon um 1520, noch ehe sich Landgraf Philipp der evangelischen Lehre zugewandt hatte, der letztere untersagte ihm sogar das Predigen. Mit Luther bekannt geworden, wurde er Pfarrer zu Leisnig a. Mulde, von wo er 1525 nach Alsfeld zurückberufen wurde, als Landgraf Philipp den im Bauernkriege treu gebliebenen Alsfeldern gestattete, sich eine Gnade

auszubitten, und diese dann sich ihren Tilemann Schnabel ausbaten. 1529 kehrte Luther auf seiner Reise nach Marburg bei ihm in seinem Hause zum Schwan (am Markte) ein.

Am 27. September 1583 brannte das Städtchen Gemünden a. d. Wohra ab,

Am 28. September 1631 wurde die Stadt Immenhausen von Tilly's Truppen gänzlich zerstört.

Am 28. September 1652 starb der ritterschaftliche Obervorsteher Otto von der Malsburg, Führer der hessischen Ritterschaft in ihrem Streit mit der Regierung. Ein „theurer Patriot" wird er in der gleichzeitigen Arnold'schen Chronik genannt.

Am 28. September 1740 trat Kursachsen die Aemter Landeck und Frauensee an Hessen-Kassel ab.

Am 29. September 1629 wurde die Universität Marburg nach Kassel verlegt, wo sie bis zum Jahre 1648 kümmerlich ihr Dasein fristete.

Am 29. September 1631 wurde die Kirche zu Niedenstein durch Tilly verbrannt.

Am 30. September 1610 wurde Regner Badenhausen, später hessen-kasselscher Kanzler und Geheimrath, einer der bedeutendsten hessischen Staatsbeamten des 17. Jahrhunderts geboren; besonders thätig war er bei den wichtigen Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten. Er starb im Jahre 1686. Voraussichtlich werden im „Hessenland" demnächst gleichzeitige Aufzeichnungen über ihn veröffentlicht werden.

Am 30. September 1631 wurde das Dorf Kirchberg bei Gudensberg durch Tilly's Truppen fast gänzlich in Asche gelegt.

Am 30. September 1639 wurde Rauschenberg von den Schweden erobert und verwüstet.

Porträts hessischer Künstler in Rom. Im Besitze des deutschen Künstlervereins zu Rom befindet sich eine im Jahre 1832 gestiftete Sammlung von Bildnissen deutscher Künstler, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts dem alten römischen Künstlerverein der Deutschen angehört haben. Unter diesen von Freunden frisch nach der Natur hingeworfenen Charakter-Köpfen, die in einem mächtigen Bande aufbewahrt werden, sind auch eine Reihe Hessen, deren Namen noch nicht verschollen sind. Wir finden

Seite 54: Eduard Primavesi aus Kassel (Motto: „Ich bitte um's Wort"), gezeichnet von K. Küchler, 29. 5. 1836.

Seite 57: August Bromeis aus Kassel, gezeichnet von P. (?) Hunck, Roma 1836.

Seite 58: J. M. v. Rohden, † 1868, gezeichnet von F. Nadorp, 1836.

Seite 59: George Jatho aus Kassel, gezeichnet von K. Küchler, März 1837.

Seite 63: Theodor Pelissier, Maler aus Hanau, † 1863, gezeichnet von Pollak.

Seite 69: Müller (vermuthlich Professor Friedrich Müller) aus Kassel (Oelbild), gemalt von F. Schubert.

Seite 112: Louis Des Coudres aus Hessen-Kassel, gezeichnet von M. Stohl (oder Hohl), Roma 1844. **C. Kn.**

Aus Heimath und Fremde.

Todesfälle. Am 14. September verstarb zu Paris Prinz Felix zu Hohenlohe-Oehringen im Alter von 82 Jahren. Der Verstorbene war der Gatte der Prinzessin Alexandrine von Hanau, zweiten Tochter des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, die bereits am 20. Dezember 1871 verstorben ist und zur Seite ihrer Mutter, der Fürstin von Hanau, auf dem Friedhof zu Kassel ruht. — Am 16. September verschied zu München Prinz Heinrich von Hessen und bei Rhein, ein Bruder des verstorbenen und Oheim des gegenwärtigen Großherzogs, geboren am 28. November 1838. Er war zweimal morganatisch vermählt und hinterläßt ebensowenig wie sein vor Kurzem verstorbener Bruder Wilhelm ebenbürtige Nachkommen, sodaß die jüngere, allein noch regierende Linie des Hauses Brabant zur Zeit nur durch den Großherzog Ernst Ludwig vertreten ist.

Hessische Bücherschau.

American History from German Archives. By J. G. Rosengarten. (Read before the American Philosophical Society, April 16, 1900.) 26 S. 8°.

Vorliegende kleine Schrift des amerikanischen Verfassers bringt an Thatsachen über die Theilnahme hessischer Truppen am nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege zwar nichts bisher Unbekanntes, ebensowenig weitere Aufschlüsse über den Subsidienvertrag, welchen Landgraf Friedrich II. von Hessen mit der Krone England im Jahre 1776 geschlossen hat, wird aber dennoch auch in Deuschland und

besonders in Hessen mit einigem Interesse gelesen werden, weil sie Einblick in die Literatur bietet, welche in Nordamerika allmählich über die „verkauften Hessen“ und ihre Thaten entstanden ist, andererseits aber auch erkennen läßt, was an darauf bezüglichem handschriftlichen Material sich drüben befindet. Namentlich ist es von Werth, daß der deutsche Forscher aus Rosengarten's Aufzeichnungen ersieht, wo die Sammlungen des verstorbenen amerikanischen Geschichtsschreibers Bancroft sich befinden, deren Kenntnißnahme für wissenschaftliche Arbeiten auf dem fraglichen Gebiete, die wirklich auf Ergründung der Thatsachen ausgehen, unerläßlich ist. Der andere Weg, sich in England selbst in den Besitz des Inhalts der von Bancroft abgeschriebenen bezw. excerpirten englischen amtlichen Quellenstellen zu setzen, dürfte, wo nicht schwieriger, so doch erheblich zeitraubender sein.

Als Anhang druckt Rosengarten zwei Aktenstücke ab, welche in Deutschland längst bekannt sind, nämlich den berüchtigten Brief des Landgrafen von Hessen an den Befehlshaber seiner Truppen in Amerika, den bereits Kapp und viele andere vor und nach ihm als Fälschung zerpflückt haben, und das Mirabeau'sche „Pamphlet“ — ich nehme absichtlich diesen Ausdruck aus dem englischen Text Rosengarten's herüber — mit der Ueberschrift „Avis aux Hessois . . .“, in welchem deutsche Truppen und vor allem die hessischen zur Fahnenflucht und zur Vereinigung mit den amerikanischen Streitkräften aufgefordert werden.

Ob der angebliche Brief des Landgrafen eine Fälschung Franklin's ist oder diese Fälschung von anderer Seite stammt — Rosengarten gelangt darüber zu keinem endgültigen Ergebniß —, darüber sich klar zu werden, wäre für den deutschen Leser weniger von Werth als zu erfahren, daß den Amerikanern die Fälschung als solche in ihrer Albernheit und Erbärmlichkeit einmal gehörig auseinander gesetzt würde. Das unterläßt aber Rosengarten wohlweislich, weil seine Landsleute sich mit einer solchen Fälschung noch brüsten, zumal weil sie dieselbe auf ihren großen Benjamin Franklin zurückführen.

Mit dem Verfasser der vorliegenden Schrift darf man allerdings nicht zu sehr in's Gericht gehen, steht doch auf dem Titelblatt ausdrücklich, daß wir einen vor der amerikanischen philosophischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag vor uns haben, der also ausschließlich Amerikaner zu Zuhörern hatte. Wo diese Gesellschaft ihren Sitz hat, ist nicht gesagt.

Nicht unerwähnt wird bleiben können, daß der Landgraf von Hessen im Text stets Kurfürst genannt wird, obgleich in deutschen Geschichtsbüchern bisher von der wichtigen Thatsache der Erwerbung dieser Würde durch Landgraf Friedrich II. nichts zu lesen war. Daß König Georg III. von England ein Vetter Landgraf Friedrich's II. war, wie Seite 5 gesagt ist, stimmt nicht. Der Landgraf war der geschiedene Gatte der Vatersschwester des Königs. Auch wäre der Name des Geheimen Archivraths Dr. Könnecke in Marburg ohne Schwierigkeit richtig wiederzugeben gewesen; Seite 5 steht Konnicke. Eine Reihe von Malen ist statt „Jäger“ „Yägers“ gedruckt. Trotz solcher Ausstellungen ist, wie bereits oben hervorgehoben wurde, Rosengarten nicht abzusprechen, daß seine Abhandlung auch für den deutschen Leser ihre Verdienste aufzuweisen hat.

W. H.

Preser, Carl. Gedichte. 5. Aufl. 300 S., eleg. geb., mit Goldschnitt 4 Mark. Kassel, Ernst Hühn.

— —. Waldesrauschen. Wald- und Jagdlieder. 110 S., fein geh. 2 Mark, hocheleg. geb. 3 Mark. Neudamm, J. Neumann.

Bereits im Jahrgang 1899 dieser Zeitschrift (S. 284, bezw. 239) sind vorstehend genannte Sammlungen von Gedichten unseres Altmeisters besprochen worden. Wir möchten dessen ungeachtet nicht unterlassen, der nachfolgenden eingehenden Würdigung derselben in den „Monatsblättern für deutsche Literatur“, herausgegeben von Albert Warneke (Jahrg. II, Heft 12), Raum zu geben.

„Unter der Hochfluth der Gedichtbücher, die heutzutage dem Redakteur einer literarischen Zeitschrift auf den Tisch strömt, befinden sich im Allgemeinen nur vereinzelte, die eine ungetheilte Freude und innere Zustimmung hervorrufen. Zu diesen wenigen gehören die Werke Carl Preser's, des nach manchen Lebenskämpfen und Enttäuschungen in dem sanften Frieden einer abgeklärten und harmonischen Gemüthsstimmung an der Schwelle des Alters gelandeten Dichters. Was unsere „Monatsblätter“ in den wenigen Jahren ihres Bestehens stets gewollt und nach Kräften verfochten haben, die Förderung des idealen Schriftthums und der reinen Dichtkunst als einer hehren Gottesgabe, das tritt uns in diesen Gedichtbüchern fertig und sieghaft entgegen. Carl Preser ist Geist von unserem Geist. Er kümmert sich nicht um die wechselnden Forderungen der Tagesmode und des herrschenden Kunstgeschmacks, die der Veränderlichkeit unterworfen sind, sondern er singt das Hohe und Reine, das Schöne und Edle. In seinen Gedichten liegt eine überaus reiche und vielseitige Gefühls- und Gedankenwelt in ebenso formenschönen und sprachgewandten als wohlklingenden und seelenvollen Liedern vor uns ausgebreitet; sie erwecken den erfreuenden Eindruck fester geistiger Einheitlichkeit und selbständiger,

charaktervoller Geschlossenheit. Ein harmonischer Geist, dem bis in's Alter hinein eine seltene Frische beschert wurde, zieht unwiderstehlich alle diejenigen an, die am Idealen ihre Freude finden. In den fünf Theilen der Gedichtsammlung mit den Ueberschriften: „Bilder und Gestalten", „Weben und Streben", „Liebe, Frühling, Wanderlust", „Im Exil" und „Heimkehr" liegt das ganze wechselvolle Leben des Dichters vor uns, zugleich gewährt das ganze Buch eine lyrische Haupt-Auslese des Dichters. —

Singen diese „Gedichte" von allem, was die Menschenbrust bewegt, so führt uns das zweite Buch Carl Preser's „Waldesrauschen" auf ein speziell von dem Dichter mit Vorliebe gepflegtes und künstlerisch verwerthetes Gebiet. Im Wald ist unser Dichter zu Hause, da hört er die deutliche Stimme Gottes, da kommt seine frische und wahrhafte Natur in einer wundervoll harmonischen Weise zur Geltung. Jedem Jäger muß das Herz bei diesen Versen lachen, aber auch der Laie wird sich an dem würzigen Waldesduft erquicken.

Dich grüß ich, du deutscher, du herrlicher Wald
Mit lichtblau umflossenen Wipfeln.
Wie prangst du so stolz und von Liedern durchschallt
Da droben auf Klippen und Gipfeln!
Du Pfleger der Treue am deutschen Herd,
Du Schirmer der Sitten im Volke,
Du Sinnbild der Stärke, das trotzen uns lehrt
Den Wettern der finstersten Wolke! —

Man kommt in Verlegenheit, wenn man die besonderen Vorzüge des Buches hervorheben soll, denn ein ruhiger, sinnender Ernst und lachende gemüthsfrische Heiterkeit, nachdenkliche Betrachtung und behagliches Malen und Schildern wechseln in bunt gemischter Folge mit einander ab. Eine innige Freude an dem edlen Waidwerk spricht aus dem Gedicht „Winterjagd", dramatisch bewegt und von erschütternder Tragik ist „Der Platzhirsch", wundervoll zart und duftig sind die Liebeslieder, ein Meisterstück lyrischer Gestaltungskraft ist die „Erzgebirgsfahrt", humoristisch ist das Lied „Tempora mutantur", ergreifend nach der ernsten und heitern Seite sind die beiden Balladen „Am Eise" und „Bei der Waldmühle". Es ist nicht möglich, mit einiger Vollständigkeit die Schönheiten dieser Wald- und Jagdgeschichten zu schildern; man muß das Buch selbst in die Hand nehmen und sich an dem reinen, fröhlichen Geiste der Lieder erfreuen. Daß Viele diesem guten Rathe folgen möchten, ist unser herzlicher Wunsch." —



Personalien.

Ernannt: Hilfspfarrer Schenk zu Niederaula zum Pfarrer zu Schenklengsfeld; Hilfspfarrer Rüger zu Oberschönau zum Pfarrer zu Halsdorf; wissenschaftlicher Hilfslehrer Engelhardt zu Weilburg zum Oberlehrer zu Marburg; Seminarlehrer Schnurr zu Homberg zum Seminaroberlehrer zu Schlüchtern.

Versetzt: Hauptmann und Kompagniechef Freiherr von Dalwigk zu Lichtenfels im Infanterieregiment von Wittich zu Arolsen unter Stellung à la suite des Regiments als Lehrer zur Kriegsschule in Anklam; Pfarrer Freund zu Kempfenbrunn nach Ramholz; Oberförster vom Hof zu Wallenstein nach Felsberg.

Ausgeschieden aus dem Justizdienst: der Gerichtsassessor Wenning infolge seiner Uebernahme zur landwirthschaftlichen Verwaltung.

Verlobt: Dr. med. Ludwig Wolff zu Gothenburg mit Fräulein Helene Levie, Tochter des Rechtsanwalts (Kassel, September).

Vermählt: Tiefbauingenieur Teubner zu Mannheim mit Fräulein Boclo (Marburg, September); Leutnant Rabe von Pappenheim mit Freiin von Wangenheim (Marburg, September); Pfarrer Koch zu Schlierbach mit Fräulein Müller (Kassel, September); Dr. med. Willy Willgerodt mit Fräulein Elly Roselieb (Kassel, 15. September); Oberlehrer Erich von Hanxleden mit Fräulein Irmgard Bornmann (Kassel, 26. September); Pfarrer Deichmann mit Frau Römer, geb. Pfeiffer (Kassel, 26. September); Stadtmissionar Heinrich Dallmeyer zu Rothenditmold mit Fräulein Natalie Möller (Kassel, 26. September); Hauptmann Gerhard Waldeyer mit Fräulein Helene von Wild (Kassel, 26. September); Leutnant Wenderhold mit Fräulein Hedwig Trost (Kassel, 29. September).

Geboren: ein Sohn: Pastor Schröder und Frau Mary, geb. Groth (Wachen in Holstein, 13. September); Lehrer a. D. Hermann Schellhas und Frau Hedwig, geb. Polz (Kassel, 16. September); Rechtsanwalt Albert Martin und Frau (Kassel, 20 September); Intendantursekretär Karl Ruhl und Frau Minna, geb. Weber (Kassel, 23. September); Dr. Eduard Schwanhäuser und Frau, geb. Grebe (Nürnberg, 26. September); Regierungssekretär H. Gerke und Frau (Kassel, 28. September); eine Tochter: Oberleutnant Max Knoch und Frau Maria, geb. von Meyerfeld (Kassel, 25. September).

Gestorben: Julius Bunsen (Wiesbaden, 11. September); Fräulein Friederike Gundelach, 59 Jahre alt (Kassel, 12. September); Fräulein Elisabeth Berndt (Kassel, 12. September); Kaufmann Emil Mainz, 25 Jahre alt (Kassel, 13. September); Lehrer Ludwig Bellinger, 48 Jahre alt (Kassel, 14. September); Polizeisekretär a. D. Karl Großcurth, 71 Jahre alt (Kassel, 19. September); Rechnungsrath Ernst Fischer, 61 Jahre alt (Kassel, 21. September); Emil Israel, 54 Jahre alt (Marburg, 21. September); Bankier Heinrich Schirmer (Kassel, 24. September); Privatmann Heinrich Credé (Kassel, 25. September); Privatmann Louis Müller, 54 Jahre alt (Kassel, 25. September); Apotheker und cand. phil. Fritz Oppermann, 27 Jahre alt (Kassel, 27. September); Frau Marie Kümmel, geb. Kempf (Kassel, 28. September); Frau Friederike Pistor, geb. Schaub, Wittwe des Amtsphysikus (Kassel, 28. September).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 20. XIV. Jahrgang. Kassel, 16. Oktober 1900.

Sonnen-Untergang.

O Menschenkind, du niedrer Zwerg,
Blick' auf! Die Sonne scheidet,
Die freundlich noch von Berg zu Berg
Zum letzten Kusse schreitet.

Getragen von dem Alpenkranz,
Unsagbar schwachem Worte,
Hoch über mir welch goldner Glanz!
Geht auf des Himmels Pforte?

Ein Lichtmeer fluthet noch einmal
Herab auf Wald und Wiesen,
Herab auch in mein dunkles Thal,
Mich liebevoll zu grüßen.

Hab' Dank, o Sonne! Du der Quell
Des ganzen Erdenlebens,
Wie warst du mir so mild, so hell,
Und wohl nicht ganz vergebens.

Das Gute, das vielleicht ich that,
Das Beſſ're, das ich wollte,
Bestreut wohl einst auch mir den Pfad
In's Grab mit seinem Golde.

A. Trabert.

Nachsommer.

Schon wieder kommt ihr, goldne Sommerzeiten.
Flaumweiches Spinngeweb durchzieht die Luft,
Und über Gärten, über Dächer gleiten
Bald Vogelsang, bald süßer Sommerduft.

Wir hatten schon die Fenster eingehangen,
Uns warm zu schützen vor dem kalten Jahr —
Nun kehrst du wieder, weckst uns das Verlangen
Nach einer Zeit, die schön und glücklich war.

Ach, kehr' nicht wieder, schöne Zeit! Zurück
Dräng' deinen Balsamduft und deine Lieder —
Du bringst mir doch nicht jenes Sommerglück
Mit seiner Lust und seiner Liebe wieder!

Henri du Fais.

Dorf-Kirchhof.

So friedlich still ist's rings umher,
Als ob hier immer Sonntag wär' —
Hoch über sonnenheller Welt
Der Kirchthurm heil'gen Frieden hält,
Und Frieden bei den Gräbern steht,
Durch Busch und Baum er leise weht.
Im blüh'nden Todtengarten,
Dort wird er dich erwarten,
Ob er dich floh hienieden,
Der Gottesodem: Frieden!

Jeannette Bramer.



Melsunger Familiennamen bis 1626.*)

Der Schein trügt, der Name lügt, sagt das Sprichwort. Und doch bleibt uns armen, fehlbaren Staubschluckern häufig weiter nichts übrig, als nach dem Scheine zu urtheilen; denn unsere Augen sind zu kurzsichtig, um hinter dem Scheine Wirklichkeit und Wesen zu erkennen. Nicht selten aber wird die Beurtheilung des Scheines das Wesen zugleich treffen, da jener nur ein Ausfluß des Wesens ist, da beide unserem Begriffsvermögen untrennbar erscheinen, wie Gold und Glanz oder Sonne und Licht.

Auch der Name lügt nicht immer, in vielen Fällen sagt er uns die reine Wahrheit, wenn wir sie nur zu finden wissen. So steht es besonders mit den Familiennamen, in denen man gewöhnlich nur starre Willkür oder Zufälligkeit vermuthet. Sie erzählen uns ganze Geschichten von der Herkunft und ursprünglichen Heimath der Bürger, von ihrem eigenen Gewerbe oder dem ihrer Vorfahren, ja selbst von persönlichen Eigenthümlichkeiten und von Charakterzügen des gesammten Volkes. Daher gewinnt man durch Betrachtung der Geschlechtsnamen ein lebendiges Bild von der Menschheit der Vorzeit.

1. Vornamen.

Uralt ist die Sitte, den Sohn nach dem Vater zu benennen. Anfangs liebte man es beim Namen des Kindes wenigstens den ersten Theil vom Vaternamen zu wiederholen oder ihn durch die Endung ing als Abkömmling zu bezeichnen. Später jedoch gebrauchte man für die Nachkommen einfach den Vornamen des Vaters. So entstanden die ersten Familiennamen. Ihre Wurzeln liegen in grauer Vorzeit. Ueber ein Jahrtausend und mehr müssen wir zurückschreiten, da steigen die Urahnen der Melsunger Bürger aus der dunkelen Vergangenheit empor: blondhaarige Chatten ernsten Blickes und unzertrennlich von ihrer Waffe. Ein großes Kriegervolk waren sie mit allen Germanen der Urzeit, darum benannten sie auch mit Vorliebe ihre Kinder nach Kampf und Streit und nach kriegerischen Werkzeugen und Tugenden. Bis tief in die Reihen der waffenlosen Leibeigenen drang allmählich diese Gewohnheit, daher ist aus solchen altdeutschen Vornamen eine schier unübersehbare Zahl späterer Familiennamen hervorgegangen. Anfangs dehnen sie sich in behaglicher Breite aus, dann aber werden sie durch den täglichen Gebrauch abgeschliffen und zugestutzt, so daß sie sich für den kurzen Ruf wohl eignen. Liebe und Freundschaft erfinden überdies zärtliche Koseformen. — Und nun hinein in die Menge altdeutscher Namen, die aus Melsungens Vergangenheit überliefert sind.

Nicht blos in friedlicher Rathsversammlung, sondern auch in der Schlacht hatte der Adel den

*) Quellen und Werke die hauptsächlich benutzt sind:
Melsunger Urkunden im Staatsarchiv zu Marburg.
Melsunger Stadtbuch von 1598 ab, ebendaselbst.
Milsunger Saalbuch decopiirt 1737 und errichtet 1575.
Melsunger Bürgerliste von 1626 im Rathhause zu Melsungen.
Landau's handschriftlicher Nachlaß in der Kasseler Landesbibliothek.
Ad. Stölzel, Hessische Studierende der Jahre 1368 bis 1600. (Zeitschr. des Ver. f. hess. Gesch. N. F. V. Suppl. Kassel 1875.)
Lennep, Leihe zu Landsiedelrecht. Cod. probat.
Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. I. Bd. Prs.-N. Nordh. 1856.
Pott, Personennamen, insbes. Familiennamen. Leipzig 1853. Register dazu, Leipzig 1859.
Hoffmann von Fallersleben, Kasseler Namenbüchlein. Kassel 1863.
Aug. Fick, Göttinger Familiennamen. Progr. des Göttinger Gymnasiums. 1875.
Alb. Heintze, Deutsche Familiennamen. Halle 1882.
K. Gust. Andresen, Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen. Heilbronn 1883.
Vilmar, Deutsches Namenbüchlein. 6. Aufl. Marburg 1898.
Vilmar, Hessisches Idiotikon. Marburg u. Leipzig 1883.
Schade, Altdeutsches Wörterbuch. Halle 1872—82.
Eug. Huhn, Topograph.-statist.-histor. Lexikon von Deutschland. Hildburghausen 1848—49.
Landau, Beschreibung des Hessengaus. Kassel 1857.
Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme. Marburg 1875.
Jellinghaus, Westfälische Ortsnamen. Kiel und Leipzig 1896.
Fr. W. Harseim, Regiminal- und Justiz-Verfassung des Königreichs Hannover. Hannover 1852.

Die in runde Klammern gesetzten Zahlen bezeichnen die Zeit, in der die betreffenden Namen in Melsunger Schriftstücken erwähnt sind. Die Namen und Zahlen in den Anmerkungen stellen die ursprünglichen Namensformen und das Jahrhundert ihrer Erwähnung dar. Sie sind meist aus Förstemann, selten aus Dronke's Traditiones Fuldenses und anderen Quellen entnommen.

Vortritt, ihm räumte man die Spitze der keilförmigen Schlachtordnung ein und nahm sich an seiner Kraft und Tapferkeit ein Vorbild. Ein Ruhm war es, „stark wie der Adel" zu sein gleich Adelhard von Milsungen, dem Dienstmanne des Abtes von Hersfeld (1105), oder „glänzend wie der Adel" gleich Albrecht oder Albert (1332—1502). Im häuslichen Kreise aber zog man die trauliche Kürzung Apell (1626) für den letzten oder ähnliche Namen vor.

Die Edelinge halten viel auf ihr „Geschlecht" oder Kunna (4541, 1626; weiblicher Vorname 1392 und oft).

Aber was vermochten sie in der Schlacht, wenn nicht die Menge der Gemeinfreien hinter ihnen stand? Darum wußten sie auch des Volkes Werth zu schätzen. Mit Stolz nannten sich die mächtigsten Fürsten „Volkskönig", Diederich (1626), und priesen den Krieger, der sich bemühte, durch Tapferkeit „im Volke berühmt" zu werden, wie Ditmar (1369—1626) oder mit Dippel (1626) „kühn vor dem Volke". Freunde und Angehörige aber riefen also benannte Helden kurz und zärtlich Diets (1569), Dietzel (1576), Dihle (1575) oder Thiell (1626) und auch Thileman (1575).

Auch Folmar (1572) trachtete danach, „im Volke berühmt" zu werden, Fauppel (1535) „kühn vor dem Volke", Volghard (1464) „stark und fest„ und Volschwenk (1535) „kräftig und geschwind".

Aus dem Volke der Freien ging das Heer hervor, und wohl dem, der „ein junger Held im Heere" hieß wie Herdegen (1288), dessen Tapferkeit Erfolg verhieß, wie der „Kampf eines Heeres" Herwig (1626), und dem man schließlich die höchste Aufgabe anvertrauen durfte: „über das Heer zu walten" als Herold (1303—32).

Durch das gute Beispiel, das ein einzelner Kempe (1288) auf dem „Schlachtfelde" gab, wurde manchmal der ganze Kampf entschieden. Deshalb fand ein starker junger Held wie Degenhard, meist Deynhard genannt (1443 bis 1575) verdiente Anerkennung.*)

Nun haben wir wohl Heerschau gehalten über Adel und Volk, die Waffen bedürfen indessen noch einer besonderen Prüfung.

Des Schwertes Schneide und Spitze sind wohl geeignet, dem Feinde zu schaden; wenn nur Eckard (1512) „fest mit der Schneide" dreinhaut und Orte (1369) mit der „Spitze" sticht, dann bleibt in den Reihen der Gegner kein Ortleub (1495—1510), kein „vom Schwerte Uebriggelassener".

Der Speer ist ebenfalls in Ordnung. Ob es schon Eindruck macht, wenn Gerlach (1332, 1457—1626) „mit dem Speere springt und spielt"? Besser ist's jedenfalls, „fest" zu sein in seinem Gebrauche wie Gerhard (1275) und mit ihm „Noth" zu bringen, gleich Gernod (1288).

Irre ich mich nicht? Trägt dort ein Krieger noch den Wurfspieß der germanischen Urzeit, die Frame, die der Römer Tacitus um 190 n. Chr. als deutsche Nationalwaffe erwähnt? Möge dieser Framler (1626) auch urwüchsige Kraft erweisen.

Der Stahl der Schwerter und Lanzenspitzen ist vorzüglich. „Stahlhart" wird sich jeder Krieger erweisen, nicht Steler allein (1561—1626), den sie auch Stähler (1575) und kurzweg Stael (1626) nennen.

Mit Stein und Steinhammer der Urahnen will Stein (1575) die Feinde niederschmettern.

Unter den Schutzwaffen verdient der Brustharnisch, die Brünne, die erste Stelle. Braun (1576) hat solch einen Schutz erwählt. „Stark wie eine Brünne" trotzt Brauhartten (1602—7) dem feindlichen Angriff. Helming (1626) trägt stolz den ererbten Helm auf dem Haupte. Nun, Borckart (1400) und Bocking (1626), macht eurem Namen Ehre, steht „fest wie eine Burg"; denn schon bläst Horning (1626) in's Horn (1424—1626), und Leuttroff (1626) „ruft die Leute" zusammen: mit Werner (1535—1626) zieht das „Heer der Abwehr" ins Feld.*)

Ueberall Kampf, Schlacht und Krieg! Jeden „Kämpfer" erwartet seine Arbeit, mag er nun Bode (1392—1439), Bade (1412—15) oder Batte (1438) heißen.**) Hier streitet Gonter

*) Adalberaht, Albert 9. Jahrh. — Theudoricus 1. — Diterih 11. — Thiudemer 5., Distmar 9. — Theudebald 6., Diepold 11. — Thiezelin 10. — Theudila 6., Dilli 9., Tilli und Thilo 8. — Folcmar 9., Folmar 10. — Folcbald 8., später Fulbald. — Fulchard 8. — Folcswind 8., aber fast immer feminimum. — Heridegan 9. — Hariwich 7., Herwig 8. — Chariovalda 1., Herold 10. — Nach Jak. Grimm hat hari auch die Bedeutung „Krieger", vgl. Schade unter harjis. — Campo 8. Jahrh.

*) Eckihard 9. Jahrh. — Ortlaip und Ort 8. — Gerolah 8., Gerlach 11. — Garehard 7., Gerhart 9. — Gernot 8. — Frammier 9., altnord. framar. — Stalhart und Stal 8. In Melsungen ist nachweislich Stael nur eine Abkürzung für Steler; denn in der Grenzbeschreibung von 1577 wird der Besitzer einer Wiese Steler, in der Grenzbeschreibung von 1613 dagegen Stael genannt. — Bruno 8. — Brunhard. — Helminus 9., Helmunc. — Burghard 8., Borchard 11. — Burgio, Bucco. — Hornung 8. — Ist etwa Cornelius (1576—1626 in Melsungen) die lateinische Uebersetzung dieses Namens? — Liutroch 8. — Warinheri 6. —

**) Bado 6. Jahrh., Batto 9. — Allem Anscheine nach ist der Erfurter Student Conradus Bodonis aus Melsungen (1392) dieselbe Person wie der Melsunger Frühmesser Cord Bade (1412, 1415) oder Conrad oder Cord Bode (1421, 1429, 1439). Heyncze und Happel Batte (1438) gehören vermuthlich derselben Familie an.

(1626) als ein rechtes „Kampfheer“, dort ist Gumprecht (1332—93) „glänzend in der Schlacht“. Kaum vermag man's sich vorzustellen, daß so tapfere, ja grimmige Haudegen daheim Gumpel (1500) angeredet werden.

Heil dir, Hedewiger (1412), mit Recht nennt man dich „Kampf im Kriege“, und würdig zur Seite stehn dir die „Kämpfer“ Wigand (1412), Wicke (1575) und Wickmann (1688)! Selbst der „kleine Kämpfer“ Weigell (1601) benimmt sich mannhaft.*)

*) Gundachar 5., Gundher, Gunther, Gonter 9. — Gundobert 7., Gumbrath 10. — Gundobald 5., Gumpolt 9. — Der Melsunger Flurname Gumbertsloch wird 1432 Gumbrachtisloch, 1575 dagegen Gumpelsloch genannt, ein Beweis, daß Gumpel als Verkleinerungsform für Gumpracht angesehen wurde. — Hathuwic fem. 9., Hedewich 11. — Wigant 8. — Wicco 9. — Wigmann 8. — Wigilo.

(Fortsetzung folgt.)



Kassel im 30jährigen Kriege.

Nach dem Vortrage des Dr. med. Karl Schwarzkopf.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Kassel nahm damals noch den kleinsten Theil des Raumes ein, den sie jetzt einnimmt, und war dieselbe in vier Theile oder Quartiere getheilt: die Unterneustadt, die Altstadt und die obere und die untere Bürgerschaft.

Die Unterneustadt lag jenseits der Fulda; zu ihr führte durch die enge Fuldagasse die alte Brücke. Die Hauptzierde dieses Stadttheils war die auf dem Holzmarkte einst gelegene Marien-Magdalenenkirche. Auf dem sie rings umgebenden Friedhofe, an dem sogenannten Bäderteich, auf dem Hofe des Jägerhauses, des späteren Kastells, lagerten nun in jenen warmen Sommernächten Hunderte von jenen unglücklichen Familien, welchen der Krieg alles genommen hatte und an deren hartem und ungastlichem Lager jetzt Hunger und Noth ihr bleiches Banner aufgepflanzt hatten.

Die Lage der Altstadt wird durch die drei alten, damals schon verschwundenen Thore bestimmt, die sich am weißen Hof, in der Marktgasse an der Schützenhalle und an der alten Hofapotheke am Marställerplatz befunden hatten. Daß aber in den engen und finstern Häusern der Altstadt ebenfalls zahllose Flüchtlinge Aufnahme gefunden hatten und daß noch weit mehr jener Unglücklichen auf dem damals noch durch eine Wandelbahn in zwei Theile getrennten Marställerplatz oder auf der Rennbahn vor dem Schlosse ihr thränenreiches Lager unter freiem Himmel aufgeschlagen hatten, will ich nur nebenher bemerken. In der Altstadt lag auch das Schloß. Hinter hohen Wällen blickten ernst die Giebel und Dächer des alten Landgrafenschlosses hervor, in dessen glänzende Säle und schimmernde Gemächer die Sorge und der Schrecken jetzt aber auch ihren Weg gefunden hatten. Traurig schritt das sonst so fröhliche Hofgesinde umher, und selbst auf die Stirne der schönen und sonst so lebensfreudigen Juliane von Nassau hatten sich des Kummers düstere Wolken gelagert.

Die obere Bürgerschaft Kassels bestand aus der obersten Gasse, der Mittelgasse, der Ziegengasse, der Entengasse, dem Graben, dem Steinweg und der Drusel- oder Zaitengasse. Zur unteren Bürgerschaft gehörten Pferdemarkt, Kastenalsgasse, Müllergasse, Schäfergasse und Kruggasse. Auch diese beiden Quartiere waren von Flüchtlingen über und über gefüllt.

In Betreff der damaligen Einwohnerzahl Kassels kann ich aus dem Staatsarchiv ganz genaue Mittheilung machen. Mit Rücksicht auf die Knappheit der Lebensmittel in der belagerten Festung war nämlich ein genaues Verzeichniß der Einwohner Kassels seitens des Kriegsrathes aufgestellt.*) Die Gesammtzahl aller Einwohner

*) Zahl der Einwohner Kassels im Mai 1626.

	Obere Bürgerschaft	Untere Bürgerschaft	Altstadt	Unterneustadt
1. Wohn- und Miethshäuser	319	287	305	
2. Bürger	321	172	256	166
3. Bürgerweiber	292	166	223	217
4. Bürgerwittwen	80	44	50	
5. Bürgersöhne über 15 Jahre		7	15	
6. Bürgerliche Kinder, Söhne und Töchter	605	554	614	370
7. Zugezogene Männer		70		
8. Zugezogene Weiber		60		
9. Zugezogene Wittwen		34		
10. Dienstknechte, Handwerksgesellen, Lehrjungen	88	83	74	41
11. Mägde	167	138	215	55
12. Juden	62	11	2	
13. Judenweiber		11	2	
14. Judenkinder		36	4	
15. Judenmägde		6	1	

Summa aller 6329; davon sind wehrhaft 1312. Von diesen aber sind zum wenigsten noch ein paar Hundert, so Alters oder Schwachheit halber zu nichts zu gebrauchen sind, und können deren 1100 höchstens angeschlagen werden.

war 6329, darunter 1312 wehrhafte Männer. Die Soldaten sind allerdings hier nicht eingerechnet.

Wenn man allerdings von unserem gegenwärtigen Standpunkte aus dem Landgrafen Moritz als Politiker kein günstiges Zeugniß auszustellen im Stande ist, so treten doch seine militärischen Eigenschaften gerade in jenen kritischen Tagen um so glänzender hervor. Auf Entsatz und Hilfe war für Kassel nicht mehr zu hoffen. Umsonst hatte Moritz kurz nach dem Mündener Blutbade dringend den König von Dänemark und den Herzog Christian von Braunschweig um Unterstützung gebeten. Diese Hilfe blieb aber aus.

Moritz war jetzt nur auf sich, auf seinen Muth und seine Standhaftigkeit angewiesen. Wie aber die uralte Eiche eines hessischen Waldes, des Schmuckes der Zweige zum Theil beraubt, dennoch dem Unwetter Trotz bietet, so bot der von den Freunden verlassene, von allen Hoffnungen herabgestürzte Landgraf den Stürmen des Krieges und der Belagerung Trotz. Und wo der Untergang der Stadt vor aller Augen stand, Kassel dem Schicksale Mündens mit Riesenschritten entgegeneilte, und wo alle Aussicht auf Hilfe und Rettung geschwunden schien, verzagte Moritz nicht. Sein reicher Geist hielt das Banner der Hoffnung in den trübsten Stunden noch hoch; das Feuer seiner Rede, seine ungebeugte Haltung flößte den durch Hunger und Wachtdienst geschwächten Soldaten und Bürgern neuen Muth ein. Seiner Tapferkeit und Kaltblütigkeit in der Stunde der Gefahr kann man die höchste Anerkennung nicht versagen.

Vor allem verdient auch das organisatorische Talent des Landgrafen auf militärischem Gebiete in die richtige Beleuchtung gesetzt zu werden. Durch die Schöpfung einer kriegstüchtigen Landwehr hat er dem hessischen Kriegswesen eine hohe Bedeutung gegeben und ihm einen nationalen Stempel aufgedrückt, der unser Kriegsheer so vortheilhaft von allen anderen unterschied.

Die Stadt Kassel stellte zur Vertheidigung und Wache vier Kompagnien Ausschuß und zwar jedes Quartier eine Kompagnie. Die Stammrolle einer solchen Kompagnie lasse ich nachstehend folgen.

Stammrolle des Fähnleins der Oberbürgerschaft Kassel am 30. Mai 1626.

Jakob Grimm, Kapitän; Kurt Zülch, Leutnant; Asmus Burkind, Fendrich; Paul Eckhardt, Feldwebel; Hans Ziegler, Fourier; Klaus Fuhrhans, Gefreiter-Korporal; Hans Schröder, Balthasar Brill und Peter Kister, Korporale; Paul Hertell und Andreas Rosseloff, Ambassate*); Heinrich Stubenrauch, Musterschreiber; George Mohl, Capitaine des Armes*); Michael Hase, Heinrich Klaus und Alexander Vogeley, Feldscheerer; Hans Hirsch und Michael Hellwig, Trommelschläger. Die I. Korporalschaft Hans Schröder bestand aus 4 Rotten Musketiere und 1 Rotte Pickeniere (15 Pickeniere, 46 Musketiere); die II. Korporalschaft aus 40 Musketieren, 14 Pickenieren; die III. Korporalschaft Peter Kister war ebenso stark. Von diesem Fähnlein zur Wacht erschienen 190. Außerdem gehörten zur oberen Bürgerschaft nachfolgende bestallte Büchsenmeister, die aber bei der Artillerie befindlich waren: 1. Hans Kayser, 2. Klaus Ebert, 3. Konrad Schultheis.

In der Neustädter Kompagnie war Hans Pfalzgraf Kapitän, der schon am 26. Oktober desselben Jahres, 60 Jahre alt, starb, Leonhard Kraft Leutnant. In der Kompagnie der unteren Bürgerschaft war Antonius Burger Kapitän, Heinrich Ellenberger und August von Fromberg Leutnants; letztere beiden hatten unter Oberst von Uffeln im Felde gestanden.

Außer den vier Landwehrkompagnien bestand noch die Kasseler Garnison aus den in Kompagnien eingetheilten geworbenen Soldaten, unter welchen allerdings viele Kasseler Bürgersöhne waren. Regimenter gab es damals noch nicht, sondern nur Kompagnien. Ausweislich der Musterrollen lagen in Kassel Reiter und Fußsoldaten. Von der Reiterei erwähne ich zuerst die Leibgarde zu Pferd als die Stammväter unserer Garde du Corps. Diese führte der Rittmeister Wilhelm von Capella und sie bestand aus einem Korporal, 3 Trompetern und 30 Reitern. Es wird uns darnach die Kompagnie des Rittmeisters von Gilsa genannt, der selbst 6 Pferde besaß, während sein Leutnant George Glockner und sein Kornet Philipp von Gilsa jeder 4 Pferde besaßen, einzelne seiner Reiter aber auch 2 bis 3 Pferde. Auch die Kompagnie des Kapitäns von Stockhausen besaß ziemlich viele Pferde, alle in Bürgerquartieren untergebracht. Im Ganzen mußte ausweislich einer genauen Zählung für 500 Pferde in dem belagerten Kassel Fourage beschafft werden. Diese wurde natürlich sehr bald äußerst knapp, und es liegt ein Schreiben sämmtlicher berittenen Leutnants vom 10. Juli 1626 an den Landgrafen vor, in dem es heißt:

„Euerer Fürstlichen Gnaden können wir nicht verhehlen, daß seit vier Wochen unsere Pferde kein einziges Korn Hafer bekommen haben, obgleich wir doch Zug und Wacht, wozu uns unsere Obersten und Rittmeister kommandirt haben, stets gebilligt haben. Wir bitten nun Euere Fürstliche Gnaden gnädigste Ordonnanz zu ertheilen, damit wir besseren Unterhalt für unsere Pferde bekommen, sintemal die Bürgerschaft uns selbst mit Essen und Trinken so schlecht versorgt, daß wir es nicht länger aushalten können.

Ew. Fürstl. Gnaden sämmtliche Leutnants."

*) Offiziersaspiranten.

*) Interessant ist, daß die gleiche Charge als Capitaine d'armes im preußischen Heere der Gegenwart sich noch findet.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitgenössische Mittheilungen
über die Ereignisse in der Hanauer Gegend in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von Pfarrer Hufnagel-Kesselstadt.

Die Akten der Kesselstädter Gemeinderegistratur aus den beiden letzten Jahrhunderten sind meist verloren gegangen; nur ein kleiner Theil derselben ist uns erhalten geblieben, der immer noch ausreichend genug ist, um uns einen Einblick in die Zustände und Verhältnisse der damaligen Zeit thun und daraus erkennen zu lassen, wie gerade unser Hanauer Land und die ganze Maingegend durch die Kriegswirren des deutschen Reiches in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ganz besonders schwer heimgesucht wurden und unter ihnen zu leiden hatten.

Unsere Mittheilungen sind dem Kesselstädter Gemeinde-Protokoll über die „Ruhe- und Gerichtstage," deren jährlich vier in der Gemeinde abgehalten wurden, entnommen. Sie sind von dem damaligen herrschaftlichen Schultheißen Johann Eberhard während der Geschehnisse selbst aufgezeichnet worden. Daß der in der Schreibkunst schwerfällige und im schriftlichen Ausdruck unbeholfene Mann sich dennoch gedrungen fühlte und es über sich vermochte, seine Erlebnisse und Gemeindeschmerzen mit schwerer Hand der Nachwelt zu überliefern, ist mir ein Beweis dafür, wie drückend die Noth der Kriegszeiten war und wie unmittelbar die Folgen derselben von ihm und seinen Gemeindegenossen empfunden worden sind.

Die Aufzeichnungen unseres Gewährsmannes umfassen die Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges (1742—1748) und des siebenjährigen Krieges (1756—1763). Ueber die Ereignisse in dem letzteren sind leider nur noch wenige lose Aktenstücke vorhanden, von denen kleinere Notizen von minderwerthiger Bedeutung hier unberücksichtigt geblieben sind. Bevor ich diese Mittheilungen unseres Schultheißen hier folgen lasse, will ich erst einige orientirende, allgemeingeschichtliche Bemerkungen über Entstehung und Verlauf des österreichischen Erbfolgekrieges vorausschicken.

Der österreichische Erbfolgekrieg war eine Folge der sogen. „pragmatischen Sanktion" Kaiser Karl's VI. (1711—1740), welche die Untheilbarkeit aller österreichischen Länder, sowie die Erbfolge seiner Töchter und deren Nachkommen bestimmte. Diese Festsetzungen fanden die Anerkennung aller europäischen Mächte und auch die des deutschen Reiches. Nur Baiern und Sachsen widersetzten sich ihnen.

Kaiser Karl VI. starb am 20. Oktober 1740. Den Bestimmungen der „pragmatischen Sanktion" gemäß folgte ihm seine älteste Tochter Maria Theresia als Erbin. Der Kurfürst Karl Albert von Baiern und August III. von Sachsen, beide mütterlicherseits nahe Anverwandte des Habsburgischen Hauses, erhoben gleichfalls Erbansprüche.

Diesen Umstand benutzte Friedrich II. von Preußen und machte auch seinerseits alte, doch österreichischerseits lebhaft bestrittene Ansprüche auf Theile von Schlesien. Seinen Forderungen gab er dadurch Nachdruck, daß er Schlesien rasch mit einem schlagfertigen Heere besetzte und den ihm entgegengesandten österreichischen General Neipperg bei Mollwitz am 10. April 1741 vollständig schlug.

Durch den Erfolg Friedrich's ermuthigt, schritten auch die übrigen Gegner der Maria Theresia zum Handeln gegen sie. Unter Führung Frankreichs, das dem Hause Habsburg stets feindlich gesinnt war, schlossen Karl Albert von Baiern, August III. von Sachsen und Philipp V. von Spanien im Mai 1741 ein Bündniß zu Nymphenburg bei München, das bezweckte, die österreichische Monarchie zu zerstückeln, die Habsburgische Macht zu einem Mittelstaat herabzudrücken und sie aus Italien wie vom deutschen Kaiserthrone zu verdrängen. Gleichzeitig kam Frankreich im Juni 1741 mit Friedrich II. überein, dem ihm verbündeten Kurfürsten Karl Albert von Baiern die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen.

Noch in demselben Jahre rückte der Kurfürst an der Spitze eines französisch-baierischen Heeres in die österreichischen Staaten ein, nahm Linz, wo ihm als Erzherzog von Oesterreich und nach der Einnahme von Prag (26. Nov. 1741) als König von Böhmen gehuldigt wurde.

Am 24. Januar wurde Karl Albert in Frankfurt a. M. einstimmig zum deutschen Kaiser gewählt und am 12. Februar daselbst unter glänzenden Festlichkeiten als Kaiser Karl VII. gekrönt.

Aber das Glück war dem Wittelsbacher nicht lange hold.

Maria Theresia, unterstützt durch englische und holländische Hilfsgelder und durch ungarische Truppen, vertrieb ihre verbündeten Gegner aus Böhmen vollständig, ließ ihre Truppen in Baiern

einrücken, eroberte dieses größtentheils und besetzte die Hauptstadt München. Kaiser Karl mußte fliehen.

Maria Theresia wies alle seine Friedensanträge ihrerseits zurück, und ihre Ansprüche steigerten sich noch, als die „pragmatische Armee“ unter dem Oberbefehle des Königs Georg II. von England gegen die am oberen Main stehenden Franzosen sich in Bewegung setzte. Diese Armee, welche seither in den österreichischen Niederlanden gestanden hatte, war über den Rhein gegangen und nach Frankfurt gezogen, um von da mainaufwärts Aschaffenburg zu gewinnen, in dessen Umgebung jenseits des Mainflusses das erwähnte französische Heer unter dem Oberbefehle des Herzogs von Noailles stand.

Ueber diesen Zug der „pragmatischen Armee“ nach Aschaffenburg, die sich daran anschließende Schlacht bei Dettingen und die schlimmen Folgen ihres mehr als 10 Wochen dauernden Aufenthaltes in der Hanauer Gegend berichtet unser Gewährsmann im Kesselstädter Gemeinde-Protokoll. Wir lassen hier den Bericht mit seinen eigenen Worten folgen:

„1743 d. 13. mey sind die Cur-Lüneburgischen und Hannöverschen drüben in den „lachen“ zu Dürnigheim eingezogen und haben allda im Feld gestanden bis den 3ten Juny und haben (alsdann) ihren marsch under Frankfurt nacher Höchst genommen. Da haben sie eine Zeit gestanden; von dar (sind sie) wiederum aufgebrochen und (ist) die gantze armee, als Englische, Hannöversche, Oestreicher nach Aschaffenburg marschirt und bey acht Tage allda disseits des Meynflus gestanden. Die französische Armee (hat) jenseits (des Maines) bis Seligenstatt gestanden.“

König Georg II., der die alliirte Armee persönlich befehligte, hatte sein Hauptquartier in Aschaffenburg genommen. Er ließ die Mainbrücke und die nächste Umgebung der Stadt befestigen, während die Franzosen im heutigen „Schönebusch“*) ihre Vertheidigungswerke errichteten und durch Streifcorps, die sie bei Seligenstadt über den Main setzten, die Engländer im Rücken bedrohten. Infolgedessen mußten letztere Aschaffenburg aufgeben, welches dann sofort von den Franzosen besetzt wurde. Dazu berichtet unser Gewährsmann weiter:

„den 27. Juny brach die gantze Englische armee auf, ihren marsch nacher Hanau zu nehmen. Und wie diselbe nacher Dettingen sind kommen, so sind sie von den Franzosen angegriffen worden und haben eine Bataille gehalten und eine große Schlacht, welche um halb 10 Uhr stark kanonirte, daß das Feuer 2 Stunden dauerte, biß sich die alliirte armee in stant setzte, das gegenfeuer zu halten und hat dise Schlacht gedauert biß nach mittag uhm 4 uhr. Von den Englischen ist der wahlblatz erhalten. Von den Franzosen wird gerechnet 4000 Mann, von den Englischen 1500 Mann, sind also die Franzosen in die Flucht geschlagen.“

Die Niederlage der Franzosen hatte der Herzog von Grammont, ein Neffe des Höchstkommandirenden, verschuldet, der gegen den erhaltenen Befehl in hastigem Ungestüm zu früh angegriffen hatte, wie sie spottend sagten, weil er sich den Marschallstab habe verdienen wollen.

„den 28. Juny“, berichtet das Gemeinde-Protokoll weiter, „brach die gantze alliirte armee auf und hirher, und haben von Kesselstadt biß unter Dürnigheim ein Lager allhir aufgeschlagen und haben gestanden in disem Lager biß den 10. August 1743. Von da sind sie aufgebrochen nacher Meintz zu marschiren.“

Die Gemeinden Kesselstadt und Dürnigheim hatten durch das „campement der alliirten Armee“ ungeheueren Schaden in ihren Gemarkungen erlitten. Unser Gemeindebuch berichtet darüber: „In den Feltern hat das Kesselstädter unterfeld gerst gehabt und ist die solcher Gestalt verrungenirt, daß man kein Kern sommerfrüchte bekomme. Die gemeine waltung ist solcher gestalt rungenirt, daß diselbe nicht wieder in stand zu kommen sey. Die Früchte im brachfelt alß Kardoffel, Bohne, welschkorn, aepfel, kraud, rübe, die Füderung alß Heu und Krummet ist alles verrungenirt, daß nichts übrig geblieben.“

„Das Dürnigheimer oberfelt hat Korn gehabt und sind ihre drey Felter von der armee belagert gewesen.“

Noch an demselben Tage, den 10. August, an dem die pragmatische Armee nach Mainz hin abzog, wurde von höchster Stelle in Hanau Spezialbefehl ertheilt, eine Taxation der Flurschäden vorzunehmen, die dem Kesselstädter Feld durch das „Campement“ zugefügt worden waren. Zu Taxatoren wurden bestimmt der notarius publicus in Hanau Johannes Jacobus Schehl, wie er unterschreibt, juratus in fidem praemissorum rogatus et requisitus, sowie Johann Philippus Böckel, Centgräf zu Gronau, und Johann Nicolaus Müller, Centgräf zu Bockenheim. Ihre am 14. Oktober eingereichte Taxation, welche große Sorgfalt und Genauigkeit bei allen Schätzungen erkennen läßt, liegt noch in den Gemeindeakten zu Kesselstadt und zeigt

*) Jetzt ein weithin bekannter Ausflugsort der Aschaffenburger, der auch von außerhalb viel besucht wird.

uns in die Augen springend, wie schwer in früheren Zeiten unser Volk bluten mußte, wenn fremde Völker und fremde Fürsten um ihrer Interessen willen in seinen Gauen sich den Luxus eines Krieges gestatteten. 87 Besitzer waren es im Ganzen damals in Kesselstadt, und sie alle, vom reichsten bis zum ärmsten, waren empfindlich an den Flurschäden betheiligt im Höchstbetrag von 650 fl. bis zum geringsten von 4 fl. 14 Albus. Im Ganzen belief sich der Gesammtschaden in der Gemeinde obenhin gerechnet auf ca. 40 000 fl. — Für die damalige Zeit mit ihrem hohen Geldwerth gewiß ein ungeheuerer Verlust! Ich habe nirgends feststellen können, daß jemals eine Entschädigung erfolgt ist. —

(Fortsetzung folgt.)

Einige Erinnerungen an die Marburger Studentenzeit vor und nach dem Uebergang 1866.

Das Sommersemester 1866 war durch den Krieg etwas gestört worden, dagegen fing das Wintersemester für den Studenten gerade so an, wie früher auch. Das Aussehen der Straßen in Marburg aber hatte sich durch die grünen Uniformen des Jägerbataillons geändert. Während in früherer hessischer Zeit eine sogenannte Garnisonskompagnie, die aus Invaliden bestand, und eine Abtheilung Liniensoldaten zur Bewachung der Sträflinge mit im Ganzen 2—3 Offizieren in Marburg waren, kam nun ein ganzes Bataillon mit dem zugehörigen Offizierscorps hin. Gesellschaftlich kam für den Studenten früher eigentlich blos der jeweilig von der Linie mit der erwähnten Abtheilung abkommandirte Leutnant in Frage, jetzt war mit einem ganzen Offizierscorps zu rechnen. Das Verhältniß zwischen diesem und der Studentenschaft blieb zunächst ein sehr friedfertiges, was zum Theil auch darin seinen Grund hatte, daß viele Offiziere dem früheren kurhessischen Offizierscorps entnommen waren. Das Bataillon setzte sich zusammen aus Mannschaften des früheren kurhessischen Jägerbataillons, aus alten preußischen Mannschaften, die hauptsächlich dem Garde-Jäger- und Garde-Schützen-Bataillon entstammten (sie behielten auch die Garde-Abzeichen am Aermelaufschlag und e i n e Gardelitze am Kragen bei, hatten aber die Nummer 11 in der Achselklappe wie die andern auch) und schließlich — sie kamen auch zuletzt an — aus Mannschaften des früheren nassauischen Jägerbataillons. Die nassauischen Jäger — sie waren bekanntlich sozusagen die Garde des Herzogs von Nassau — kamen in ihren hübschen schwarzen Uniformen unter Führung ihrer in das 11. Bataillon versetzten Offiziere an; die anderen Offiziere des neuen Bataillons waren zum Theil Altpreußen, zum Theil frühere hessische Schützenoffiziere.

Am 1. Oktober — wenn ich nicht irre — traten denn auch die ersten Einjährigen in das Bataillon ein. In Hessen hatten wir bekanntlich das Stellvertretersystem, und wer das Geld irgendwie erschwingen konnte, kaufte sich einen Stellvertreter, wenn er zum Militär gezogen war. Zudem kamen die Söhne der gebildeten Stände eigentlich immer frei, und ich weiß mich blos zwei oder drei gewesener Studenten zu entsinnen, die in Uniform gesteckt hatten. Es gab in Wirklichkeit bei uns auch eine Bestimmung, wonach man einjährig dienen konnte. Ich weiß das daher, daß ein weitläufiger Verwandter von mir als solcher in die hessische Garde eintrat. Er bekam aber keine Litzen, mußte in der Kaserne wohnen und unterschied sich dienstlich in nichts von seinen Kameraden — nach einigen Tagen kaufte er sich einen Stellvertreter. — Wer in Kurhessen nicht Soldat von Beruf war, trug überhaupt, wenn er einigermaßen auf sich hielt, nicht gern die Uniform mit alleiniger Ausnahme der Jäger, bei denen diejenigen, die unsere höhere Forstlaufbahn einschlugen, sehr lange dienen mußten. Ich kenne heute noch einen früheren kurhessischen Garde du Corps, der einer geachteten Bürgerfamilie entstammte, aber nicht die Mittel hatte, den bei der Garde du Corps besonders theuren Stellvertreter zu kaufen. Er diente seine drei Jahre in Kassel ab, hatte auch Freude an seinem Soldatenleben, aber in Uniform ist er niemals auf Urlaub gewesen.

Die Zulassung zum Einjährigen wurde Anfangs mit Rücksicht auf die früheren Verhältnisse sehr erleichtert, und unter den ersten Einjährigen waren manche, die gewiß heutzutage abgewiesen worden wären.

Zur Einrichtung des Bezirkskommandos wurden ein Premierleutnant von Th., einige Unteroffiziere und Mannschaften von dem damals in Frankfurt a. M. liegenden 34. Regimente nach Marburg kommandirt. Unter diesen erlangte ein Unteroffizier J. wegen seiner viel belachten tollen Streiche, die er Nachts anstellte, eine gewisse Berühmtheit. Trotzdem jedermann wußte, wer der Urheber des nächtlichen Unfugs war, so ist ihm, soviel ich weiß, niemals die Polizei beigekommen. Eines Abends saß ich mit dem genannten Premierleutnant von Th. zusammen,

als J. wieder irgend einen Schabernack ausgeführt hatte, wovon in der ganzen Stadt gesprochen wurde. Dabei erzählte mir von Th., J. sei ein sehr guter Soldat und habe sich als solcher auch im Kriege bewährt, aber vor einigen Jahren, als das Regiment in Königsberg lag, habe man ihn dort auch als den Urheber aller möglichen Tollheiten gekannt. So seien einmal in einer Nacht mehrere Unteroffiziere von einem benachbarten Dorfe zurückgekommen; J. habe durch einige von ihnen auf der einen Seite der Hauptwache einen Streit improvisiren lassen, um die Aufmerksamkeit des vor Gewehr stehenden Postens abzulenken, er selbst habe sich an der anderen Seite, wo die Trommel stand, angeschlichen und an ihr das Ende einer Rolle Bindfaden befestigt. Nachdem sich die Gesellschaft wieder zusammengefunden hatte, rollte nun J. beim Weitergehen immer den Bindfaden ab, bis in einer großen Entfernung er anfing zu laufen. Natürlich sprang die Trommel vom Trommelstock ab und unter Gepolter auf dem Straßenpflaster weiter. Der Posten ließ vor Schrecken sein Gewehr fallen und rief „Wache ’raus“, und als der Leutnant ihn zur Rede stellte, weshalb er die Wache in’s Gewehr gerufen habe, meldete er blassen Angesichts: „Herr Leutnant, unsere Trommel ist fortgelaufen.“ Es wurden nun einige beherzte Männer der Trommel nachgejagt, und als diese die Ausreißerin erreichten und hinten festhielten, lies J. vorn los. Die Unteroffiziere, die beurlaubt gewesen waren, hatten sich dann nach und nach in der Kaserne eingefunden, und trotzdem es offenes Geheimniß war, so war doch der Uebelthäter mit Sicherheit nicht zu ermitteln. — —

Eine Aenderung fiel auch, wenn ich nicht irre, gerade in diese Zeit: die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit, und mit ihr hörte auch ein gut Theil Gemüthlichkeit auf. Ihre Hauptthätigkeit hatte sie Anfangs des Semesters, wenn die Zahlungsbefehle ausgestellt wurden.

Wenn das neue Semester anfing, schwärmten alsbald die sogenannten Tretvögel aus. Dabei erinnere ich mich noch mit großem Vergnügen eines Erlebnisses mit dem alten Mützenmacher H. Ich bewohnte mit einem Bekannten von mir zusammen auf der Ketzerbach zwei Studentenwohnungen. Die Wohnzimmer lagen neben einander nach vorn und hatten jedes eine Eingangsthür für sich; hinter diesen lagen, soweit der Treppenraum es frei ließ, beiderseits je eine kleine Kammer. Je nachdem die beiden Bewohner mit einander standen oder nicht, war die zwischen beiden Wohnstuben befindliche Verbindungsthür offen oder geschlossen. Wir bewohnten nun hauptsächlich meine Stube, die auch im Winter blos geheizt wurde.

Mein Freund D. nun — er ist schon lange nicht mehr unter den Lebenden — hatte einen sehr schlechten Wechsel und hatte Anfangs des Semesters immer seine Last, sich der Tretvögel zu erwehren. Da wir Morgens unsern Kaffee in meiner Stube gemeinschaftlich einnahmen, so schloß D. immer Morgens seine Stubenthür nach dem Gang zu und kam mit der gestopften Pfeife zu mir herüber. Nach einiger Zeit hörten wir dann etwas leise Schritte, die sich von denen des Geldbriefträgers deutlich unterschieden, die Treppe hinaufkommen. Gleich darauf wurde bei D. leise angeklopft, und dieses Klopfen wiederholte sich, an Stärke zunehmend, noch einige Male; dann wurde leicht die Thüre aufgeklinkt und nachdem sie sich als verschlossen erwiesen hatte, wurde nach etwas Warten leise an meine Thüre geklopft. Dann stand D. auf, ging hinüber in sein Zimmer und machte die Verbindungsthür hinter sich zu. Nachdem ich nun „Herein“ gerufen, entstand folgende sich regelmäßig wiederholende Unterhaltung: „Gute Morje, Herr Z., nehme ses nit vor iewel, wohnt hier nit der Herr Studiosus D.?“ „Ja, der wohnt drüben.“ „Ei ja, da ist die Thür zugeschlossen.“ „Ja, dann muß er wohl schon im Kolleg sein.“ Hierauf zog der Tretvogel ab, D. kam wieder herüber und wir nahmen den Faden der Unterhaltung da wieder auf, wo er durch das Klopfen an meiner Thür unterbrochen war, bis sich die Sache wiederholte.

Eines Morgens nun wurde ich dadurch wach, daß bei D. laut gesprochen wurde. Neugierig springe ich aus dem Bett und sehe von meiner Stube durch die Verbindungsthüre, daß der alte H. in D.’s Schlafstubenthür steht und fortwährend mit einer Verbeugung und immer lauter wiederholt: „Gute Morje, Herr D. Gute Morje, Herr D.“ Dazwischen hörte ich nur furchtbar schnarchen, was um so auffälliger war, als D. sonst einen leisen Schlaf hatte. Mit einem Male machte der alte H. Anstalten, sich rückwärts zu konzentriren, was ich, damit er mich nicht merken soll, mit einem großen Satz in meine Kammer auch besorge. Der alte H. geht dann mit seinem bekannten schlürfenden Tritt durch D.’s Stube, und ich höre auch, wie er die Stubenthür auf- und zugemacht hat. Sofort springe ich wieder vor, aber D. aus seiner Kammer auch, und zwischen uns Beiden steht der alte H., der blos die Thür auf- und zugemacht hatte, aber im Zimmer geblieben war und offenbar seine Freude daran hatte, daß wir Beide, wie auf Kommando, im Hemd erschienen waren. Er sagte aber doch weiter nichts wie: „Gute Morje, Herr D.“, worauf ihn D. sehr erstaunt fragte: „Wer sind Sie denn und wie kommen Sie bei nachtschlafender Zeit in mein Zimmer?“ (es war natürlich hellichter Tag).

„Ei, ich sein ja der Mützenmacher H. un hawwe hier so ein kleins Rechnungche.“ D. nahm die Rechnung mit einem gewissen königlichen, jedenfalls imponirenden Anstand entgegen, sah sie durch und gab sie mit den ruhigen Worten wieder zurück: „Da steht eine Mütze am 21. November angeschrieben. Ich habe am 21. November keine Mütze bezogen; es muß das ein Irrthum in Ihrer Buchführung sein, sehen Sie erst noch einmal nach.“

D. starb noch verhältnißmäßig jung in sehr geachteter Stellung, nachdem er längst seine Schulden bis zum letzten Heller bezahlt hatte.

Zahlte man nicht bald nach Anfang des Semesters, so erhielt man mit ziemlicher Sicherheit vom „Akademischen“ einen Zahlungsbefehl mit verhältnißmäßig kurzer Frist, an den sich ein zweiter mit noch kürzerer Frist anschloß; dann folgte Stadtarrest, wobei man sich blos zwei Stunden von Marburg entfernen durfte. Das konnte natürlich, wenn wieder Ferien kamen, sehr lustig sein. Trotzdem von dem Vater oder Vormund bei Beginn des Studiums ein Revers ausgestellt werden mußte, daß er die von dem Studenten gemachten Schulden bezahlen wollte, hatten die Gläubiger gegen diesen noch ein anderes sehr unangenehmes Mittel in Händen, indem sie Beschlag auf das Universitätsabgangszeugniß legen konnten. Einer meiner Bekannten half sich dadurch heraus, daß er seine sämmtlichen Gläubiger zum Abendbrot einlud, wobei der Champagner nicht gespart wurde. Als er nun die Stimmung für geeignet hielt, legte er ihnen einen Revers vor, wodurch sie sich verpflichteten, das Zeugniß frei zu geben. — Auch hier hatten die Gläubiger nicht den geringsten Schaden davon.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der ersten Hälfte des Monats Oktober.

Am 1. Oktober 1344 schlossen Landgraf Heinrich der Eiserne und Graf Johann von Ziegenhain wegen des Baus einer Burg auf dem Gerstenberge bei Allendorf a. L. einen Vertrag. Auf Grund desselben wurde dieser Bau in den Jahren 1344 bis 1350 ausgeführt und die Burg nach ihrer Vollendung die Landsburg genannt. Ihren Namen trägt jetzt auch, obwohl sie selbst schon seit dem 16. Jahrhundert in Trümmern liegt, der Berg, dessen eigentlicher Name der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Am 1. Oktober 1529 begann zu Marburg das Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli.

Am 3. Oktober 1599 wurde im ehemaligen Karmeliterkloster zu Kassel die Hofschule (Collegium Mauritianum) eröffnet.

Am 4. Oktober 1479 brannte die Stadt Witzenhausen gänzlich ab.

Am 4. Oktober 1529 fand das Religionsgespräch zu Marburg zwischen Luther und Zwingli sein Ende.

Am 4. Oktober 1540 starb der berühmte lateinische Dichter Professor Helius Eobanus Hessus zu Marburg, 52 Jahre alt.

Am 5. Oktober 1551 schloß Erbprinz Wilhelm von Hessen mit Abgeordneten des Königs Heinrich II. von Frankreich, Kurfürst Moritz von Sachsen und anderen Fürsten zu Friedewald ein Bündniß zur Befreiung seines Vaters Landgraf Philipp.

Am 5. Oktober 1646 nahmen die Hessen unter General Geiße nach sehr tapferer Gegenwehr Alsfeld ein.

Am 6. Oktober 1567 wurde das Kloster Georgenberg bei Frankenberg aufgehoben.

Am 7. Oktober 1607 fand die Einweihung der Universität Gießen statt.

Am 9. Oktober 1604 starb Landgraf Ludwig IV. von Hessen-Marburg, der zweite Sohn Philipp's des Großmüthigen, 67 Jahre alt, kinderlos. Ueber die Erbschaft, welche das ganze jetzige Oberhessen, das kasselische wie das darmstädtische, umfaßte, brach auf Grund des von ihm hinterlassenen Testamentes, in welchem die Erhaltung des derzeitigen (lutherischen) Religionsstandes zur Bedingung der Erbschaft gemacht war, der unglückliche Erbschaftsstreit zwischen Kassel und Darmstadt aus, nachdem Landgraf Moritz 1605 seine vier Verbesserungspunkte anzunehmen verordnet hatte.

Am 9. Oktober 1817 trat Preußen die ehemals kölnische Stadt Volkmarsen an Kurhessen ab.

Am 10. Oktober 1602 starb Georg Nigrinus (Schwarz) aus Battenberg, Superintendent zu Echzell in der Wetterau, früher Pfarrer zu Kölbe, Gießen u. a., Hessens einziger satirischer Dichter.

Am 10. Oktober 1605 wurde zu Gießen das Gymnasium gestiftet, aus welchem 1607 die Universität hervorging.

Am 11. Oktober 1636 schloß Landgraf Wilhelm V. zu Wesel ein Bündniß mit Frankreich.

Am 12. Oktober 1264 wurden der Ortschaft Wolfhagen Stadtrechte verliehen.

Am 12. Oktober 1487 wurden die Vorrechte der Pfänner in den Sooden bei Allendorf bestätigt und erweitert.

Am 12. Oktober 1798 zog die französische Besatzung von Fritzlar ab, welche dort seit dem 27. April 1797 gelegen hatte, weil die Stadt wie alle mainzische Besitzungen von den Franzosen besetzt war.

Am 13. Oktober 1419 wurde der Bau der Burg Ludwigseck bei Rotenburg vollendet.

Am 13. Oktober 1813 starb der hessische Patriot Oberbibliothekar Geheimer Hofrath Friedrich Wilhelm Strieder, der Verfasser der hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, welche sich noch heute eines vorzüglichen Rufes erfreut.

Am 15. Oktober 1527 wurde auf dem Landtage zu Kassel die Aufhebung der Klöster in Hessen beschlossen.

Ein Jugendbrief des letzten Kurfürsten. Im Jahr 1819 studirte in Leipzig der siebzehnjährige Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen, Sohn des damaligen Kurprinzen, späteren Kurfürsten Wilhelm's II., selber vom Geschicke die kurze Reihe der Kurfürsten von Hessen zu beschließen bestimmt. Der prinzliche Student nahm Klavierunterricht bei dem damals neunundzwanzigjährigen August Ferdinand Anacker, der sich später, als Domkantor und Musikdirektor in Freiberg in Sachsen, durch Kompositionen verschiedener Art, vorzüglich durch seinen noch jetzt von Zeit zu Zeit zur Aufführung gelangenden „Bergmannsgruß" (Text von Döring) in weiteren Kreisen einen Namen gemacht hat. Wie so mancher junge Mensch, der Klavierstunden erhält, weil dies nun einmal zur höheren Bildung gehört, mag auch Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen wenig Fleiß auf das Klavierspiel verwendet und seinem Lehrer mehr Verdruß als Freude gemacht haben. Nach mündlicher Ueberlieferung in der Anacker'schen Familie hätte der Schüler einmal dem Lehrer, der ihn tüchtig ausschalt, gesagt: „Wenn Sie von Adel wären, würde ich Sie fordern", worauf Anacker geantwortet hätte: „Und wenn Sie kein Prinz wären, würde ich Ihnen eine Ohrfeige geben." Wie dem sei, Anacker brach den Unterricht ab, erhielt aber darauf von dem Prinzen einen Brief, der hier in buchstäblich treuem Abdruck folgen mag*):

Bester Herr Anacker!

Ich bin so traurig darüber, daß Sie mir keine Stunden mehr ertheilen, daß ich es nicht beschreiben kann.

Doch schöpfte ich einige Hoffnung, daß sie dieselben mir fortgeben werden, als Below mir sagte, ich möchte Sie schriftlich darum bitten; und sie würden es gewiß mir zugestehen. Deshalb ergreife ich die Feder, Sie flehentlich darum zu bitten. Haben Sie, bitte, die einzige Güte den Unterricht mir fortzugeben, ich verspreche Ihnen mit einem solchen Eifer in den Stunden und in den Übungszeiten zu spielen, daß Sie, lieber Anacker, mich nicht wiedererkennen. Bedenken Sie die Schande für mich, wenn Sie mir keinen Unterricht mehr geben, es würde sich nach allen Orten verbreiten und ich würde mich nie mehr sehen lassen dürfen, ohne daß man mit Fingern auf mich zeigen müßte.

Lieber Herr Anacker, lassen Sie sich diesmal nur noch erbitten, und kommen sie wieder zu mir, sonst würde ich ganz verzweifeln.

Noch einmal bitte ich Sie dringendst und bleibe in froher Hoffnung

Ihr

Leipzig, Ihnen gewiß sehr erkenntlicher

den 13ten December 1819. und treu ergebner

Friedrich Wilhelm, Prinz v. Hessen.

Ich kann Ihre gütige Antwort nicht erwarten.

Daß Anacker diesen beweglichen Bitten sollte haben widerstehen können, läßt sich wohl nicht annehmen, doch wissen seine Nachkommen nichts darüber. Der Mittheilung an dieser Stelle schien der Brief des Prinzen deshalb nicht unwerth, weil er auf dessen kindliche Sinnesart wie auf den Geist seiner Erziehung ein freundliches Licht wirft.

E. M.

*) Die Handschrift ist sehr hübsch und deutlich, die Schreibung mit ihren Fehlern in der Abschrift genau wiedergegeben. Der Brief befindet sich z. Z. im Besitz des Enkels des Adressaten, Seminaroberlehrers A. in Dresden-Plauen.

Aus Heimath und Fremde.

Ehrenbürger der Stadt Marburg. Am 5. Oktober beging der Geheime Medizinalrath Professor Dr. von Heusinger zu Marburg seinen 70. Geburtstag. Um den greisen Herrn, der sich in allen Kreisen der dortigen Bürgerschaft hohen Ansehens und großer Beliebtheit erfreut, für seine Verdienste als Stadtrath zu ehren, die er sich in mehr als 30jähriger Thätigkeit besonders auf dem Gebiete des Gesundheits- und Schulwesens erworben hat, ernannte ihn die Stadtverwaltung zum Ehrenbürger Marburgs.

Universitätsnachrichten. Auf eine 25jährige Thätigkeit als akademischer Lehrer der Universität Gießen kann der Professor der Theologie Geheimer Kirchenrath D. Bernhard Stade zurückblicken. Aus diesem Anlaß wird am 23. Oktober bei Beginn der Vorlesungen des Jubilars für das Winterhalbjahr eine Feier veranstaltet werden.

Dem Dr. jur. H. Weipert, Sohn des verstorbenen Pfarrers zu Kassel, wurde die Verwaltung des deutschen Konsulats in Söul auf Korea über-

tragen. Derselbe war zuletzt als Dolmetscher der deutschen Gesandtschaft in Japan thätig, nachdem er zuvor 7 Jahre als Professor an der Universität zu Tokio gelehrt hatte. Vor seiner Uebersiedelung nach dem fernen Osten war der Genannte eine Zeit lang als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt ansässig gewesen.

Todesfall. In der Nacht vom 29. auf den 30. September starb zu Kassel der erste Staatsanwalt Geh. Justizrath Moritz Klingelhoeffer im 65. Lebensjahre. Derselbe war ein geborener Hesse (aus Großkarben im Großherzogthum) und trat im Jahre 1867 aus dem großherzoglich hessischen in den preußischen Justizdienst und wurde Staatsanwalt zu Dillenburg, von wo er 1879 als erster Staatsanwalt nach Graudenz versetzt wurde. Seit dem Juni 1886 bekleidete er die gleiche Stellung am Landgericht zu Kassel. In ihm ist ein vorzüglicher Rechtskenner und durch hohen Gerechtigkeitssinn ausgezeichneter Beamter geschieden.

Die Kugelsburg bei Volkmarsen, eine der schönsten Ruinen in Hessen, bedarf dringend der Ausbesserung ihres viereckigen Thurms sowie der äußeren Zwingermauern, um in bisheriger Weise erhalten zu bleiben, leider aber sind die zu diesem Zwecke ausgesetzten Mittel unzureichend. Möge sich in gleichem Maße, wie dies in Bezug auf die Ruine Reichenbach geschehen ist, an der die Außenarbeiten voraussichtlich noch in diesem Herbst zu Ende geführt werden dürften, das Interesse der Freunde hessischer Geschichte und Alterthumskunde auch jener alten Burg zuwenden.

Denkmalsenthüllung. Am 30. September wurde in Tann a. d. Rhön, seinem Geburtsort, dem Stammort des alten Adelsgeschlechts v. d. Tann, das Denkmal des baierischen Generals der Infanterie Freiherrn Ludwig von der Tann-Rathsamhausen (1815—1881) enthüllt, dessen Name auch in Hessen, an welches als preußischen Regierungsbezirk seine Heimath im Jahre 1866 nach ihrer Abtretung seitens des Königreichs Baiern an Preußen angegliedert wurde, wohl bekannt ist und stets guten Klang hatte. Namentlich sind die Verdienste, die sich der junge Stabsoffizier in den Jahren 1848 bis 1850 gegen die Dänen in Schleswig-Holstein und der kommandirende General 1870/71 in Frankreich erwarb, unvergessen geblieben. Dementsprechend betheiligten sich an der würdig verlaufenen Feier nicht nur hohe Vertreter des Deutschen Reiches und des Prinzregenten von Baiern sowie der baierischen und preußischen Staatsbehörden, sondern auch der erste Beamte des hessischen Kommunalverbandes Landeshauptmann Freiherr Riedesel zu Eisenbach.

Grundsteinlegung des Limes-Museums auf der Saalburg. Am 11. Oktober fand in Gegenwart des deutschen Kaisers und seiner hohen Gemahlin nebst großem Gefolge die feierliche Grundsteinlegung zum Limes-Museum auf der Saalburg bei Homburg v. d. Höhe statt. Auf Anordnung des Kaisers nahmen außer sämmtlichen Direktoren hessischer Gymnasien auch zwei Oberlehrer und Schüler der oberen Klassen des Marburger Gymnasiums an der Feier Theil.

Personalien.

Verliehen: dem Geheimen Regierungsrath Grotefend zu Marburg der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife, desgleichen dem Gymnasialdirektor Geheimen Regierungsrath Dr. Buchenau daselbst, beiden bei ihrem Uebertritte in dem Ruhestand; dem Pfarrer Modest zu Simmershausen der rothe Adlerorden 4. Klasse, desgleichen dem Steuereinnehmer 1. Klasse Kurzrock zu Frankenberg; dem Rentner Piscantor zu Großalmerode der Kronenorden 4. Klasse.

Ernannt: Hilfspfarrer Stippich zum Pfarrer zu Westuffeln; Referendar Grau zu Kassel zum Gerichtsassessor; der Professoratskandidat Dr. Kapf zu Kannstadt zum einstweilig angestellten Rektor der Mittelschule zu Witzenhausen.

Verlobt: Regierungsassessor Adolf Mannkopf zu Marburg mit Fräulein Else von Bünau, Tochter des verstorbenen Reichsgerichtsraths (Magdeburg, 29. September); Kaufmann Georg Diemar mit Fräulein Emma Becker (Kassel, Oktober).

Vermählt: Oberleutnant Mack zu Allenstein mit Fräulein von Apell, Tochter des Generalmajors z. D. (Marburg, September); Pfarrer Reitz zu Gemünden, Kreis Westerburg, mit Fräulein Stöcker (Marburg, Oktober); Bankier Otto Bartels zu Hannover mit Anna Freiin von Buttlar (Kassel, 7. Oktober); Oberleutnant Friedrich von Both mit Freiin Wolf von Gudenberg, Tochter des Landesbankraths (Kassel, 8. Oktober).

Geboren: ein Sohn: Lehrer Jakob Hoffmann und Frau (Kassel, 1. Oktober); Dr. med. Gustav Brunner und Frau Lina, geb. Steingraeber (Neue Mühle bei Kassel, 6. Oktober); Professor Karl Brünner und Frau (Kassel, Oktober);
eine Tochter: Kaufmann Julius Zinn und Frau Margarethe, geb. Herzog (Kassel, 14. Oktober).

Gestorben: Erster Staatsanwalt Geheimer Justizrath Moritz Klingelhoeffer, 64 Jahre alt (Kassel, 29. September); Fräulein Magdalene Aschermann, 17 Jahre alt (Kassel, 29. September); Kammermusiker Wilhelm Klotzsch, 47 Jahre alt (Kassel, 1. Oktober); Privatmann Karl Keim, 80 Jahre alt (Knallhütte, 6. Oktober); Eisenbahnbureaudiätar I. Klasse Wilhelm Heidt, 28 Jahre alt (Kassel, 8. Oktober); Fräulein Mathilde Scholl, 43 Jahre alt (Kassel, 9. Oktober); Privatmann Georg Stautz (Kassel, 11. Oktober); Frau Luise Hoffmann, geb. Adolph, 69 Jahre alt (Hof Görzhausen, 11. Oktober); Rentner Heinrich August Lohr (Kassel, 14. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 21. XIV. Jahrgang. Kassel, 1. November 1900.

Mein Trost.

Du bist der Preis, den ich erstritt
Von meinem Glücke;
Du bist das Diadem, womit
Mich selbst ich schmücke.

Du bist die Sonne, die mir lacht
Als Himmelsgnade;
Du leuchtest auch als Stern der Nacht
Auf meine Pfade.

Vergessen kann ich da die Welt,
Die mich betrogen,
Und laß mich aus dem Sternenzelt
Vom Licht umwogen.

O wünsche nicht!

O wünsche nicht in trüben Tagen,
Daß leidlos sei des Lebens Frist,
Denn eitler Hochmuth würde sagen,
Daß nie ein Gott gewesen ist.

O klage nicht, wie sehr dich's quäle,
Daß Jung und Alt sich sterbend neigt;
Ist doch das Grab es, das zur Seele
Vom Himmel spricht, auch wenn es schweigt!

Drum denke gern all' deiner Todten
Und trage willig jedes Leid,
Denn Leid und Tod sind Gottes Boten
Und wünschen dich empfangbereit.

Ein Herz, das ihnen sich erschlossen,
Ist reich auch bei der Thränen Lauf,
Denn Thränen, in ein Grab geflossen,
Geh'n jenseits ihm als Rosen auf.

A. Trabert.

Solstitia.

Als ich am gestrigen Septembertag
Bei vollem Blau des deutschen Himmels
Durch meinen Wald lustwandeln ging,
Sah mehrmals ich, wie auf den Kreuzeswegen
An freien Stellen meines Waldes
Die Sonne just wie stille stand
— Mit goldnem Blick durch's dichte Grün
Bis in die tiefsten Tiefen lugend
Und nach den lichten Stellen lockend. —

Mir war's, als ob die bald nun Scheidende
Sich fest auf die geliebte Erde
Gestellt, als schmerze sie der Abschied,
Als sage sie: „Komm' her zu mir,
Stell' dich noch einmal in den Schimmer
Des schönen Scheins, bevor ich scheide,
Und nimm dir für den nahen Winter
Ein Herz voll lauter Sonne mit!“

Wie konnt' ich zögern? Schnellen Fußes
Lief ich den hellen Augen zu,
Die wie aus einer Ewigkeit
Den Wandrer und den Wald beglänzten —
Und Sonne sog ich in die Seele
So viel, daß heut, an trübem Tage,
Stets Lichter aus der Tiefe steigen,
Mein tiefes Leid im Liede lösend . . .

Und Sonne — weiß ich — hab' ich für den Winter!
Still wird sie stehn ob meinem Pfade,
Wie gestern auf den Waldeswegen,
Und auf dem Kreuzweg grad am stärksten!

Karl Ernst Knodt.



Kassel im 30jährigen Kriege.

Nach dem Vortrage des Dr. med. Karl Schwarzkopf.

(Schluß.)

Von der Infanterie lagen in der Stadt zunächst die Leibkompagnie des Kapitäns Hannibal von Bärenfels und dann die Kompagnien der Kapitäne Riedesel, Lachdorf, v. Pappenheim, v. Harthausen, Winter, Hille und Lucan.

Da es natürlich keine Kasernen gab, war sämmtliches Kriegsvolk seit Anfang des Jahres bei den Bürgern einquartiert. Nur die Bürger waren frei, aus deren Hause ein Mann zur Wacht oder zum Ausschuß gestellt wurde. Zwar war bestimmt worden, daß das Steuerregister für die Vertheilung der Einquartierung zu Grunde gelegt werden sollte, indessen waren Härten unvermeidlich und waren es besonders die Häuser der Adligen, wie z. B. das von Berlepsch'sche in der Unterneustadt (jetzt Waisenhaus), das von Meisenbug'sche Haus (jetzt wahrscheinlich Sternapotheke), das Boyneburg'sche Haus (jetzt Brauerei Schulz), welche mit Einquartierung schwer bedacht waren.

Mit 2 Pfund Brod, 3 Maß Bier und Zugenuß sollte sich jeder Fußsoldat, mit dem doppelten jeder Reiter begnügen, aber selbst dieses konnten beim besten Willen die Bürger nicht beschaffen. Die Schwierigkeit war um so größer, als jeder Soldat ein Eheweib mit Kindern oder sonst ein Frauenzimmer mit in das Quartier brachte, die selbstverständlich ohne weitere Umstände an der Verpflegung theilnahmen.

Wie schwer aber die Last der Einquartierung auf den armen Kasseler Bürgern lastete, geht aus einem Berichte sämmtlicher Quartiermeister vom 29. Juni 1626 hervor, in welchem es heißt:

Nach der Ordonnanz haben die Bürger die Soldaten einquartirt. Es ist aber eine fühlbare Last für sie besonders in den jetzigen hochbetrübten Zeiten, wo mancher seiner Armuth oder Schulden halber seine Habe zu verkaufen genöthigt wird. So sind hier viele in Armuth gerathen. Mancher logirt 10—20, 30, ja mancher 40 Soldaten in seinem Hause als Exempli gratia in der Altstadt Bürgermeister Johannes Knauff's Haus hat allein 39 Soldaten, Hermann Aschoff 30 Soldaten jetzt, wo alle Handthierunge, Parthien und Geschäfte darniederliegen. Die Soldaten haben auch viele Weiber und Kinder bei sich, welche gleich ihren Männern unterhalten sein wollen. Unter 20—30 Bürgern ist auch nicht ein einziger, bei dem nur ein Laib Brod oder eine Metze Korn zu finden ist. Wer aber noch Korn hat, kann es nicht mahlen oder backen.

Ew. Fürstl. Gnaden sämmtliche Unterquartiermeister.

Von den Klagen der Bürger über die Soldaten und denen der Soldaten über ihre Quartiergeber könnte ich bei der Reichhaltigkeit des Materiales noch Vieles berichten. Auch über den Landgrafen wird wegen Nichtbezahlung des Soldes und der Werbegelder von den Offizieren mehr wie einmal bittere Klage geführt.

Traurige Zeiten waren es wahrlich für unsere Kasseler Vorfahren, als alle Häuser bis fast unter das Dach mit einquartierten Soldaten und flüchtigen Landleuten besetzt waren, während die Kanonen Tilly's bereits gegen die Wälle donnerten und der Himmel weithin von Feuersbrünsten in nächster Nähe geröthet war. Allen diesen Jammer, den eigenen Hunger und Durst, die Schrecken der Belagerung hätten Kassels Bewohner gern noch ertragen, wenn nicht noch der umheimliche Gast, die Pest, sich von Haus zu Haus weiterverbreitet und alltäglich die schwersten Opfer gefordert hätte. Zwar hatte diese furchtbare Seuche den Charakter der orientalischen Pest bereits verloren, Pestbeulen an den Armen oder Weichen waren nur noch vereinzelt aufgetreten, aber die Krankheit hatte den Charakter eines höchst ansteckenden Fleckthyphus angenommen, gegen welchen sich zu schützen keine Möglichkeit war. Wenn in irgend einem Hause der Essig- oder Fliegengasse ein Pestfall vorgekommen war, so konnte man überzeugt sein, daß in demselben Hause, in der Nachbarschaft sich rasch die Erkrankungen häuften, und so wurden denn, wie wir aus den schon erwähnten Kirchenbüchern entnehmen können, die Friedhöfe nicht leer von Leidtragenden, die Sterbeglocken läuteten ununterbrochen von den Thürmen und ganze Familien wurden in ein gemeinsames Grab gebettet. Auch von den Soldaten starben viele an der Pest, und scheint besonders die in der Essiggasse, Kettengasse u. s. w. einquartierte Kompagnie des Kapitäns Hille unter der Seuche gelitten

zu haben. Die Sterblichkeit in den Monaten Juni und Juli besonders war eine ganz gewaltige, und 1910 Todesfälle sind im Jahre 1626 in den Kasseler Kirchenbüchern mit Namen verzeichnet, was selbstverständlich lange nicht ausreicht, da sich diese Zahl nur auf die von Geistlichen begleiteten Leichen bezieht, während doch noch unzählige Leichen besonders von Fremden ohne Sang und Klang, in stiller Nacht, auf dem Glacis der Festung oder in verlassenen Gärten einfach beigesetzt oder verscharrt wurden. Viele starben auch thatsächlich aus Hunger und so findet sich in den Kirchenbüchern mancher Eintrag wie z. B.: Claus Umbach Tochter, 17 Jahr alt, so vor Hunger verschmachtet.

Lebensmittel waren aber nicht zu beschaffen. Von allen Seiten war jetzt Kassel von den Bairischen, wie sie genannt werden, umringt, jeder Verkehr, jede Zufuhr von Lebensmitteln war abgeschnitten, und es liegt nahe, die Frage aufzuwerfen, wie Tilly überhaupt auf das linke Fuldaufer gelangte. Wir wissen aber genau, daß Tilly bei dem Trosse seines Heeres ständig vierspännige Wagen mit Pontons bei sich führte. So hatte er mittelst Pontons 1621 den Main bei Aschaffenburg, 1627 die Elbe bei Magdeburg überschritten und auch vor Münden hatte er durch Pontonbrücken über die drei Ströme die Verbindung zwischen seinen Batterien und Lagern unterhalten. Auch vor Kassel wird er wahrscheinlich bei Wolfsanger und Waldau unsere Fulda mit Pontons überschritten haben. Jedenfalls hatte er Kassel völlig umzingelt, von jedem Verkehr nach außen abgeschnitten und auch ohne eigentliche Belagerung, ohne Batterien zu bauen, hoffte er die Stadt mit Hilfe von Hunger, Pest und anderen unheimlichen Bundesgenossen zu erobern und den trotzigen Sinn des Landgrafen zu brechen.

Während dieser Einschließung fanden zahlreiche Ausfälle der Kasseler Besatzung meistens zu dem Unterneustädter Thore hinaus statt und hier wurde meistens sehr heftig scharmuzirt, wie der Ausdruck lautet. So waren am 15. Juni hessische Schanzarbeiter beschäftigt, hier in der Nähe des Siechenhofes eine Lunette auszuheben, als die Bairischen sie überfielen. Hessische Soldaten eilten ihnen zu Hilfe, und es wurden bei dieser Gelegenheit sehr viele Personen verwundet und getödtet. Das Unterneustädter Kirchenbuch erwähnt wenigstens dieses Scharmützels ganz ausdrücklich und giebt noch Einzelheiten an. Der Siechenhof selbst wurde bei dieser Gelegenheit niedergebrannt und verwüstet, nur die alte Kapelle blieb stehen.

Ueberhaupt bleibt es zu bedauern, daß dieser Zerstörungswuth der Feinde so manche schöne und herrliche Anlage des Landgrafen Moritz in unserer nächsten Nähe zum Opfer fiel. So lag zu Waldau, damals noch Walda genannt, von einem Graben umgeben, ein schönes Jagdschlößchen mit Rondeln, zu welchem eine Zugbrücke führte. Daneben lag das Jägerhaus, rechts der Rüdenstall mit dem Rüdengarten, links das Falkenhaus mit dem Falkengarten. Der Falkenmeister Johannes Vorbeck, 60 Jahre alt, wurde von den Bairischen überfallen, übel zugerichtet, mußte flüchten und starb nach wenigen Tagen an seinen Wunden in der Unterneustadt. Das Schlößchen wie die Anlagen wurden aber gänzlich vernichtet. Vor dem Wolfsanger Thor hatte Landgraf Moritz einen prächtigen Fasanengarten angelegt. Das Hauptgebäude mit dem langen Fasanenstalle stand nach der Straße, dahinter waren schattige Gehege und Terrassengärten zur Zucht der kostbaren Fasanen. Die Fasanen wurden als gute Beute gefangen, die Anlagen zerstört. Auch das Jagdschloß Freienhagen, Bergshausen gegenüber, hatte ein gleiches Schicksal, obwohl es Eigenthum der Landgräfin Juliane war. Auch die schönen Anlagen um das 1606 erbaute Jagdschloß Weißenstein mit ihren Grotten, Tempeln, Felsen und Baumgruppen gingen bei dieser Gelegenheit gänzlich zu Grunde. Selbst das Herbsthäuschen, ein kleines aus rohem Eichengebälk erbautes Jagdhaus, das Landgraf Moritz auf einsam stehenden Felsen gebaut, wurde niedergebrannt.

In der Stadt selbst hegte man große Besorgniß, daß es dem Feinde vielleicht gelingen könne, durch Verrath an einer schwach befestigten Stelle in die Stadt einzudringen oder durch Spione in einem Fruchtmagazin oder einer Pulverkammer Feuer zu legen. Die Besorgniß schien nicht unbegründet, als man einen Tilly'schen Reiter, Hans Haupt von Grifte, auf dem Walle beim Kastenal erkannte und aufgriff. Vergebens betheuerte dieser arme Reiter, er sei ein Hesse, habe nur bei einer hessischen Kompagnie eintreten wollen und sei lediglich deshalb aus dem Tilly'schen Dienste ausgetreten. Auf der Kommandantur habe er sich aber nicht gemeldet, da er für einen Bürgersohn habe eintreten wollen und somit noch ein Handgeld habe verdienen wollen. Man glaubte ihm aber nicht und auf Grund der Aussagen zweier Zeugen, des Seiltänzers Hans Faßhauer und dessen Eheweib, wurde der arme Reiter vom Generalaudienzierer Dr. Günther als Verräther, Ueberläufer und Mordbrenner zum Tode verurtheilt und auf dem Altmarkte vor dem Rath=

hause auf das grausamste hingerichtet. Sein Kopf wurde auf das Neustädter Thor gesteckt, der Leichnam geviertheilt und vor jedes der anderen Thore wurden die anderen Gliedmaßen aufgehängt.

Welche Bewandtniß aber es damals mit den Zeugenvernehmungen hatte, mit welcher Grausamkeit alle Qualen der Tortur angewandt wurden, um die Aussagen der Zeugen zu erpressen, geht aus dem auf der Landesbibliothek noch befindlichen Protokolle der Vernehmung des unglücklichen Seiltänzers und seiner Ehefrau hervor. Ich will das Protokoll dieser Gerichtsverhandlung hier wiedergeben, wenn auch aus Mangel an Raum abgekürzt.

Am 23. Juni 1626 ist in loco torturae des Seiltänzers Hans Faßhauer Weib Christine in praesentia praetoris et senatorum Heinrich Stubenrauch, Heinrich Rübenkönig und Reinhard Geßner in die „Putte" gebracht, die Daumschrauben aufgesetzt, die Hände zurückgebunden und auf die Leiter gestellt, um die Wahrheit zu berichten, und darauf inquiriret worden.

Befragt, ob sie oder ihr Mann nicht von einem tückischen Anschlage auf den gnädigsten Landgrafen Moritz, die junge Herrin oder die Stadt Kassel zu verrathen wisse.

Sagt: Nein! Sie hätte ihr Lebtag nie nichts von solchen Dingen vernommen. Wenngleich man sie tödtete, so könnte sie doch solches nicht wissen oder beichten.

Eodem die Hans Faßhauer ebenso hingestellt und inquiriret, sagt aus:

Er hätte sich die Christine zu Gandersheim in Braunschweig durch einen lutherischen Pfarrherrn zur Frau geben lassen.

Hiernach aber (d. h. nachdem die Daumschrauben angezogen) geständig, daß er die Christine nicht geehlicht gehabt habe u. s. w.

Befragt, ob er den Hans Haupt von Grifte kenne und von einem Anschlage dessen gegen den Herrn Landgrafen und die Festung Kassel wisse, berichtet er, er kenne den Haupt nicht, wisse auch nichts von einem Anschlage, habe auch keinen Umgang mit ihm gehabt, darauf könne er leben oder sterben.

Schärfer inquiriret, d. h. die Daumschrauben schärfer angezogen, gesteht er dann, daß Haupt bei den Tilly'schen Reitern gedient, daß er ihn in Bettenhausen kennen gelernt, als Tilly noch vor Münden gelegen, und gesteht weiter, nach ziemlich hart ausgestandener Pein, wie es heißt, daß er in Bettenhausen in Oppermann's Hause mit dem Haupt öfters zusammengetroffen, daß ihn Haupt um eine Muskete angesprochen und solche bei ihm bestellt habe, u. s. w. u. s. w.

Kurz, die beiden armen Zeugen wurden so lange gequält und gemartert, bis ihr Zeugniß ausreichte, den armen und unglücklichen Reitersmann als des Verrathes schuldig zu erkennen, den man ihm vorgeworfen hatte und an welchem er sicher unschuldig war. Als Beitrag für die damalige barbarische und grausame Justiz glaubte ich, diese Episode hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen. Eilige und blutige Hinrichtungen waren aber gerade unter Landgraf Moritz sehr häufig. Die Stadtthore Kassels sahen manchmal aus, daß es ein Grauen war, hier einzutreten.

Die für Kassel höchst verhängnißvolle Belagerung durch die bairischen Truppen, von der ich noch Manches anführen könnte, endete übrigens damit, daß Tilly auf die Kunde von der Annäherung eines dänischen Heeres unter König Christian sich entschloß, die Belagerung aufzuheben, und daß er dem Landgrafen einen billigen Vergleich anbot. Nachdem der Landgraf Moritz sich verpflichtet hatte, in des Kaisers und des Reiches Gehorsam zu bleiben, des Kaisers Feinden keinen Vorschub zu leisten, ihnen auch seine Festungen nicht zu öffnen, vor allem aber den, dem Kaiser wie dem Reiche höchst nachtheiligen Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten, besonders Frankreich, zu entsagen, zog Tilly mit seinen Truppen ab, und die von Leiden und Drangsalen aller Art schwer heimgesuchte Stadt Kassel konnte wieder aufathmen und, wenn auch nur sehr vorübergehend, Tagen der Ruhe und Erholung entgegengehen.

Weit, weit hinter uns liegt diese Leidensgeschichte unseres Vaterlandes mit allen ihren Gräueln, mit allen ihren Schrecken. Wie aber den wilden Stürmen, die über die Haide dahinbrausen, eine heitere Ruhe folgt, wie die finstere Nacht der aufflammenden Helle der ewigen Sonne weicht, so ist auch für unser Vaterland nach solcher stürmischen und finsteren Vergangenheit in der Gegenwart, allem Anscheine nach, eine glücklichere und friedlichere Zeit hereingebrochen.



Melsunger Familiennamen bis 1626.

(Fortsetzung.)

So streitbaren Schaaren mußte der Erfolg blühen, und von allen Seiten hallt der Ruf: Sieg! „Glänzend durch Sieg" erwies sich Sibert (1626). Zärtliche Kosenamen wie Seibell (1626) und Seitz (1626) erwarten ihn in der Heimath.

Der Sieg hat die Feinde mürbe gemacht, Friede kann geschlossen werden. Auch im Volke der Krieger gibt es Männer, die „reich an Frieden" sind; solch einen Frederich (1544) ruft die liebende Gattin kurz und freundlich Fricke (1457) und wohl auch Fyge (1490).

Damit der Friede Dauer hat, und so leicht kein Angriff wieder erfolgt, werden die Kinder des feindlichen Fürsten als Geiseln eingefordert. Unter ihnen befindet sich Giselher (1235), abgekürzt Giso (1288), dessen Namen spätere Zeiten in Gyße, Geise und ähnliche Formen (1501—1626) verändert haben.*)

Bevor das Heer entlassen wird, werden noch einmal die Vorzüge der einzelnen Krieger, die sich ausgezeichnet haben, gerühmt. Der eine erwarb sich Verdienste durch heimliche List (1576). Runge (1626) ergründete „Geheimnisse" und nahm an „geheimen Berathungen" theil. „Als Einsichtiger glänzte" Glabber oder Gluber (1626). „Denkenden Geist" bewies Hugo (1618). „Durch Gedanken berühmt" war Thammen (1406), auch Tamme geheißen. Mey (1555) und Crafft (1435—1577) zeichneten sich durch „machtvolles Können" und gewaltige „Kraft" aus. Fest und ausdauernd stritt Hartman (1626). Wer „Muth" besaß wie Moß (1412—16; 1575 Moiß; 1626 Hans Mißen Erben), dem fehlte es nicht an Lob. „Kühnen Rath" gab Cunrad (1618), den manche seiner Bekannten Curtt nannten (1614, 1624, 1635). Andere zogen wieder Kuhn vor (1534—1626). Die nächsten Verwandten aber sagten Cunß (1575); dann unterschied man wieder die verschiedenen Inhaber des Namens nach Größe und Alter: Großcunß (1575) und Altecunß (1626).

„Glänzend waltete" Berthold, dessen Name von seiner Sippschaft in Thölde oder Dolde (1575), später sogar in Döllin (fem. 1575) und Doll (1626) abgekürzt wurde. Mit ihm kann sich der schlechtweg „waltende Mann" Waltman (1429 bis 39) nicht vergleichen. Wie ein „raubender Wolf" wüthete Struttwolff (1575), und so furchtbare Helden wurden in der Halle ihrer Väter liebend empfangen als Strues oder Strucz (1435—54).

Berühmt zu werden war die Sehnsucht vieler: ein „berühmtes Heer" wie Lauther (1575) oder nur ein „berühmter Wolf" gleich Ludolf (1626); freilich war der Wolf als Wodan's Thier der heidnischen Vorzeit ein Gegenstand scheuer Verehrung. Als häusliche Abkürzung obiger und ähnlicher Namen diente die Form Lucze (1332 bis 1435), später Lautze (1626), jetzt Loß.

Ruhm zu erlangen suchte auch Rüdiger (1540—1626) als „Ruhmspeer", Cruder (1437) als „Ruhmheer" und Rudolf (1439) als „Ruhmwolf", den die Seinen in ansprechenderer Weise Ruhel (1561; Ruhl 1575; Ruel 1589 bis 1624) nannten.

Nicht minder „berühmt waltete" Marold (1626).

„Ehre" allen diesen Wackern, besonders aber Ering (1551—75) oder Erning (1626).

Wo größere Verdienste fehlten, da war man mit dem guten Willen zufrieden, und nur die Uebermüthigsten spotteten über den an „Willen reichen" Willerich (1575—1624) und über Wilhelm (1560—1626), der den „Helm mit dem besten Wille" trüge.*)

Nun noch ein kurzer Gruß den treuen Bundesgenossen, die tapfere Hilfe geleistet haben. Dann ziehen sie von dannen, Franke (1469—1575) und Hesse (1626), Sasse (1394; Saiße 1416; Sachße 1575) mit dem Thüring oder Doring (1626). Auch das „Heer der Welschen" (1393 Walchir) und das der „Wenden" (1551 Winter) wendet sich heimwärts. Der „berühmte Gote" Ruetkus (1435; Ruckus 1575) findet Aufnahme bei dem „Gotenfreunde" Goßwin (1301; Jusquin 1626). Vom Volke der „Mauren aber bleiben Mohr (1626) und Moriß (1626) im Lande und werden in die Gemeinschaft der Deutschen aufgenommen. In Mergart (1572; Mehrgartin fem. 1575), dem „vom Meere umflossenen, angebauten Lande" schlagen sie ihre Wohnstätte auf.**)

*) Sigiperaht 5. Jahrh., Sibert 11. — Sibo. — Sigizo 11. — Frithuric 5. — Fricco 8. — Ficcho 9. — Gisilhar 8. — Giso 9.

*) Lista masc. 9. Jahrh. — Runico. — Glauperaht 8., Glaubrecht. — Hugo. — Thancmar, Tammo 11. — Mago. — Craft 8. — Hartman 8. — Mozo 8., Muozo 9. — Chunrad 8. — Chuono 8., Cuno 10. — Chunzo. — Förstemann setzt die meisten Namen dieser Art zu ahd. chunni „Geschlecht", nur die Minderzahl zu kuoni „kühn". — In Melsungen ist Cunrad und Curtt eine und dieselbe Person. — Waltman kann auch „Waldbewohner, Waldhüter" bedeuten. — Strudolf. — Struz. — Chlodochar 6., Lothar 9. — Chlodulf 7., Hludolf 9. — Luzo 10., das Förstemann aber zu Liuzo und zum Stamme liud „Leute" stellt. — Hrodgar 7., Ruodeger 11. — Chrodhari. — Oder verbirgt sich hinter dem Melsunger Cruder ein harmloser Kräutersucher? — Hrodulf 5., Rodulf 11. — Hruodilo, Rollo. — Maroald 9. — Ering. — Willirich 8. — Willahalm 9.

**) Die Völkernamen gehören ja nicht zu den Vornamen, passen aber der Zeit und Bildung nach am besten hierher. — Francio 5. Jahrh., Franko 9. — Sachso 8. — Durinc 7. — Walahheri 9., Walcher 8. — Winidhari 5., Winthere 11. — Das jetzige Wort Winter (Wintar) kommt auch schon um dieselbe Zeit als Personenname vor. — Hruodgaus 9., Ruodcoz 8. Vgl. auch die Wüstung Ruchotsen oder Rutgotzsen bei Weimar, nordwestlich von Kassel. Landau, Hessengau S. 78. — Gaudoin 8., Gozwin 11. In Melsungen hat Goßwin folgende Wandlungen durchgemacht: 1288 Goswin de Albeshusen, 1301 Gotzwin, 1356 Goswin, 1409 und 1430 Gosswin, 1576 Juisswein, 1571 und 1584 Josquinus (Marburger Studenten), 1626 Jusquin. — Maur 8., Mor 9. — Mauricho 8., Morizzo 9. — Merigart.

Nach der Heimkehr gedenken alle dankbaren Sinnes der Asen, der Götter, die huldvoll auf das Unternehmen herabsahen.

Ingbrandt (1569—72) führte „das Schwert Inguios“, eines nordischen Gottes, Engeman (1626) kämpfte wie ein Mann desselben.

Oesterling (1578) war der Ostergöttin, Ostara, in erster Linie zum Danke verpflichtet. Götterbeschluß war der Krieg, Götterbeschluß der glänzende Sieg; „durch Götterbeschluß“ blieb Reinhard (1626) „fest“, eben dadurch Rampe (1534—1626) „kühn“. Unter den Thieren, die der Gottheit heilig waren, genoß der Rabe, Wodan's Vogel, besondere Verehrung. Rhemoldt (1626) sollte klug und weise „walten wie ein Rabe“. Mächtig „wie Bär und Adler walteten“ Berlt (1572, Berleth 1575, Berloth 1663, Berlo 1680; vgl. 1421 Berld Krymer) und Arnoldt (1575), den häusliche Vertrautheit Noltt (1575), endlich auch Nolle und Noell (1626) anredete. Ob Webberoldt (1575) hartnäckig „wie ein Widder waltete“? Des Namens äußere Gestalt führt zu solcher Vermuthung.

Wenn man einen Stammesgenossen einfach „Vogel“ oder Feuckell (1626, Föckell 1651) nannte, so dachte man vor allem an seine Geschwindigkeit, bei Eberhart (1560—1626), dessen Namen manche Leute in Ebert (1626) zusammenzogen, an die Stärke des Ebers, bei Heberlynt (1332) an die sanfte Tochter eines eberstarken Mannes.*)

---

*) Ingobrand 10. Jahrh. — Raginhard 8. — Raganbald 10., Rampo 9. — Hrabanolt 9., Ramuolt 11. — Beroald. — Arnoald 7. — Wiederhold wird von Fick S. 12 trotz der alten Form Widarolt zu widu „Wald“ gestellt, von Pott S. 240 zu holt (silva) mit Fragezeichen. — Fugal 9. — Fukelin, Fukkelin 11. — Eberhard 9., häufig mit vorgeschlagenem H. — Eberlind fem. Wenn bei dem Melsunger Heberlynt ein leichter Schreibfehler vorliegen sollte, so muß man Heberlync zum Stamme hadu setzen: „Abkömmling eines im Kampfe glänzenden“ Haduberaht. —

(Fortsetzung folgt.)



Zeitgenössische Mittheilungen

über die Ereignisse in der Hanauer Gegend in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von Pfarrer Hufnagel-Kesselstadt.

(Schluß.)

Infolge der 1744 abgeschlossenen Frankfurter Union, eines Bündnisses zwischen Friedrich II., Frankreich und der Kurpfalz, dem auch Hessen-Kassel und damit die Grafschaft Hanau zu Gunsten des Kaisers beitrat, sowie durch das Vordringen Friedrich's II. in Böhmen und seine Einnahme von Prag, konnte Kaiser Karl VII. wieder in seine inzwischen von den Oesterreichern verwüsteten Erblande und am 23. Oktober 1744 in deren Hauptstadt München zurückkehren. Aber schon am 20. Januar 1745 starb der Kaiser im besten Mannesalter von noch nicht ganz 48 Jahren.

Die Regierung in Hanau ordnete für den Verstorbenen eine allgemeine Landestrauer an, indem sie unter dem 10. Februar folgendes Schreiben an alle Schultheiße ergehen ließ:

„Nachdem es Gott dem Allmächtigen nach deren unwandelbaren Verhängniß gefallen hat, den allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Kaiser und Herrn Carl aus dieser Zeitlichkeit zu sich zu fordern und dann unseres gnädigsten Fürsten und Herrns hochfürstliche Durchlaucht auf die beschehene Notifikation gnädigst anbefehlen, daß zu öffentlicher Bezeugung eines schuldigsten Mitleids eine Landestrauer angeordnet, mithin in den Kirchen mit allen Glocken mittags von 12—1 Uhr und damit 14 Tage continuiret werden solle, auch bei 3 Monate alle Musik und Saitenspiel eingestellt werden sollen, so wird solches Alles vermöge eines hochfürstlichen Dekrets den herrschaftlichen Schultheißen und der Gemeinde durch den Glockenschlag bekannt gemacht, auch dahin zu sehen, daß binnen 3 Monat alle Musik und Saitenspiel eingestellet, bei Vermeidung ernster Strafe unterlassen werden.“

NB. „Ist den 15. Februar der Anfang mit dem Geläut gemacht worden.“

Wie bereits vorher erwähnt, stand das Fürstenthum Hanau mit Hessen auf Seiten des Kaisers und seiner Verbündeten und unterstützte sie auch kräftigst mit Geld, Nahrungsmitteln und Fouragelieferungen. Im Jahre 1743 zahlte die Gemeinde Kesselstadt an Kaisersteuern 108 fl. 21 Albus 4 Heller, an Römergeld 367 fl. 5 Albus 4 Heller, letzteres noch im Jahre 1745 mit 542 fl. 3 Albus 6 Heller, dazu an Kontribution 98 fl. 12 Albus.

Die Franzosen, welche nach ihrer Niederlage bei Dettingen mit ihrer Hauptmacht nach Worms abgezogen waren, hatten zur Deckung der Mainlinie doch noch beträchtliche Heeresabtheilungen jenseits des Maines zurückgelassen, die von diesseits des Maines aus dem Fürstenthum Hanau Unterstützungen bezogen. So wird am 3. Mai 1745 laut Dekrets hochfürstlicher Regierung zu Hanau angeordnet, daß das Amt Büchertkal an die Königl. französische Armee an Fouragegeld 2000 fl. zu zahlen hat und zwar bis zum 6. Mai. Davon trug es Kesselstadt, als einer der kleinsten Gemeinden des Amtes, 89 fl. 23 Albus 1 Heller, der Gemeinde Rodenbach 199 fl. 18 Albus.

„Am 25. Juni 1745 rückte die französische Armee Nachmittags in Steinheim ein und blieb daselbst bis zum 10. Juli.“

„Am 16. September 1745 ist dem Rumpenheimer Wagen für französische Fouragirung Korn aus der Gemeinde gesteuert worden, insgesammt 21 Scheffel und 1 Metze.“

Noch 1747 mußte die hiesige Gemeinde einen Zehrungszettel aus dem Jahre 1745 an den Wirth Dickhard hier bezahlen im Betrag von 57 fl. 26 Albus 4 Heller, den die kaiserlichen Husaren ausgestellt hatten.

Inzwischen bot Maria Theresia alles auf, ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz von Toskana, die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen und eben damit die Kaiserwürde, die von 1438 bis 1740 ununterbrochen beim Hause Habsburg gewesen war, wieder an Oesterreich zurückzubringen. Sie schloß mit dem Sohne des verstorbenen Kaisers, dem Kurfürsten Maximilian Joseph, am 22. April 1745 den Friedensvertrag von Füssen, in welchem der junge Kurfürst, um seine bairischen Erblande besorgt, alle Ansprüche auf das habsburgische Erbe aufgab und versprach, bei der Neuwahl eines Kaisers seine Stimme dem Großherzog Franz zu geben.

Die Wahl fand am 13. September 1745 zu Frankfurt statt, und wurde der Großherzog Franz trotz des Protestes des preußischen und pfälzischen Gesandten zum Kaiser gewählt. Unser Gewährsmann erwähnt unter gleichem Datum diese geschichtliche Thatsache und bemerkt dazu:

„Der preußische und der pfälzische Gesandte sind nicht bei der Kaiserwahl gewesen, haben sich zu Hanau einlogiret bis die Krönung vorbei gewesen.“

Die darauf folgenden Einträge im „Gemeinde-Protokoll“ sind interessant genug, daß sie hier angefügt werden dürfen. Sie lauten:

„Den 24. Septbr. 1745 ist der Kaiser und die Kaiserin allhir im Schloß Philippsruhe über Nacht geblieben.“

„Den 25. Septbr. ist der Einzug des Kaisers von Bornheim (aus) in Frankfurt gehalten worden. Vor dem Einzug hat er erstlich zu Fechenheim in dem reformirten Pfarrhaus (jetzt Privathaus, dem großen Schulhofe gegenüber) das Frühstücksmahl eingenommen.“

„Den 4. Oktober ist die Krönung auf seinen Namenstag Franciscus gewesen.“

Der am 25. Dezember 1745 in Dresden abgeschlossene Friede zwischen Preußen und Oesterreich einer- und Preußen und Sachsen anderseits beendigte den zweiten schlesischen Krieg. Friedrich II. erkannte Franz I. als deutschen Kaiser an.

Für die folgenden Jahre beherrschten die kaiserlichen Truppen die hiesige Gegend bis zum Schlusse des Erbfolgekrieges (1748). Für sie werden nunmehr Kontributionen erhoben, Requisitionen ꝛc. ausgeführt.

So berichtet das „Protokoll“ u. a. von einer Fouragirung, die für den 20. März 1747 nach Rumpenheim ausgeschrieben worden: „Das ganze Amt, alß Kesselstadt, Dörningheim, Rumpenheim, Hochstadt, Wachenbuchen, Oberdorfelden, Kilianstätten und Mittelbuchen, hat zu liefern: 204 Rationen Heu, 204 Sechter Hafer und 204 Rationen Stroh.“ Da in Kesselstadt die betreffenden Naturalien nicht aufzubringen waren, so wurden die Beträge für den ihm zufallenden Antheil der Fouragelieferung in Geld ausgeschlagen und solche dafür außerhalb angekauft.

Am 22. März desselben Jahres wurde ein Nachen Brot beim „Kommißbäcker“ abgeholt und in Frohndienst nach Rumpenheim gebracht. Desgleichen am 24. März wurden 10 Nachen mit Brot nach Rumpenheim und zwei Nachen nach Fechenheim gefahren, jeder Nachen mit 200 Laiben beladen. „Alles vor die Kaiserlichen“ heißt es am Schlusse der Aufzeichnungen.

Nach Abzug der fremdländischen Kriegsschaaren trieb sich noch lange Zeit nachher in hiesiger Gegend allerlei soldatisches Gesindel umher, beunruhigte und brandschatzte die Bewohner, sodaß die hochfürstliche Hanauer Regierung sich veranlaßt sah, in einem Dekret vom 6. September 1751 die herrschaftlichen Schultheiße anzuweisen, „auf die durch hiesige Lande passirende, in andern Kriegsdiensten engagirten Personen, wie auch auf die in hiesiger Gegend sich aufhaltende Deserteurs und Marodeurs auf das Allergenaueste zu invigiliren, und was sich von dergleichen fremden Personen sehen läßt, ohnverzüglich jedesmal dem Amt per expressum einzuberichten oder sich nach-

drücklichste Strafe zu gewärtigen, auch solches bei jeder Gemeinde öffentlich bekannt zu machen und dazu unter gleichmäßiger schwerer Strafe die Unterthanen anzuweisen."

Diese Verordnung mag nun wohl von den Unterthanen, den Feld- und Waldhütern mißverstanden, oder auch in übertriebenem Pflichteifer zur Ausführung gelangt sein, — einige Wochen später erscheint ein abermaliges Dekret der fürstlichen Regierung zu Hanau, in welchem angeordnet wird: „Ist denen Wächtern, welche die Geländswacht halten und die Gewehr, welche sie überliefert erhalten, nicht mißbrauchen und sich mit Schißen enthalten sollen und zwaren auf die von Königlich französischen Truppen unumgänglich sich das Schißen durchaus enthalten sollen bei Vermeidung Leib- und Lebensstraf, und soll eine jede Wacht das Gewehr sovohl, als die Wacht hüten. Soll sich ein Fehler darbei ergeben, werden jedes Mahl die Wacht davor sämmtlich hafften."

Mit dem Beginn des siebenjährigen Krieges stand das Fürstenthum Hanau mit Hessen auf Seiten des Preußenkönigs, Frankreich hatte sich mit Oesterreich gegen diesen verbündet. Die Franzosen besetzten 1756 am 1. August Hanau und Umgegend und trieben sofort ungeheuere Kontributionen an Geld, Lebensmitteln und Fourage ein. Das ganze Hanauer Land blieb in den Händen der Franzosen bis zu Ende des Krieges. Auch der Herzog von Braunschweig an der Spitze der tapfer kämpfenden Hessen vermochte sie nicht daraus zu vertreiben. Infolge des unglücklichen Gefechtes bei Bergen (13. April 1759) mußte er sich nach schweren Verlusten über Windecken nach Hessen zurückziehen und das Hanauer Land seinem Schicksal überlassen. Und dieses war schlimm genug. Der Wohlstand der Stadt Hanau und ihrer Bürger, der Dörfer und ihrer Bauern wurde auf's Schwerste geschädigt oder vernichtet. Ungeheuere Kontributionen wurden auferlegt und die ausgeschriebenen Lieferungen unbarmherzig eingetrieben. Die Okkupation des ganzen Hanauer Landes durch die französischen Regimenter hatte diesem blutige Wunden geschlagen, die nur langsam und schwer heilten.

Die französischen Beamten versprachen zwar Bezahlung für die befohlenen Lieferungen und Erhebungen, aber ihre Versprechungen haben sie nicht gehalten, selbst Empfangsquittungen auszustellen weigerten sie sich hartnäckig. Die Klagen darüber treten in den vorliegenden Akten immer von Neuem auf.

In Schloß Philippsruhe war seit 1757 ein französisches Lazareth und Hospital errichtet, dem die Gemeinde Kesselstadt alle möglichen Bedürfnisse zu liefern hatte; so u. a. 400 Ctr. Stroh auf einmal. Der Direktor des Lazareths Mr. Gagneraux versprach die Bezüge zu bezahlen, die liefernde Gemeinde hat aber trotz wiederholter Erinnerungen nie etwas erhalten. So heißt es in unseren Akten: „Der Erinnerung so zu öfteren Mahlen der Zahlung halber geschehen ist, wurde durch den Schloßverwalter Schellhaß jedes Mahl die Antwort, daß die Zahlung geleistet werden solle, wohl aber bis dato nicht geschehen sey." So geht es fort und fort mit allen möglichen Leistungen und Lieferungen, und dieselben Klagen werden erhoben wie gegen den Kriegskommissair de la Vallone so gegen den Kriegssekretair Erlan, gegen den Direkteur Scharlot u. A.

Außer den ungeheueren Lasten und Lieferungen an Fourage, Lebensmitteln und Geld 2c. mußten die Bauern von den Dörfern der Umgegend auch schwere Kriegsfuhren leisten, infolge deren sie selbst oft Monate lang von der Heimath fern gehalten wurden und ihr Vieh und Geschirr dem darniederliegenden Feldbau entzogen blieb. So erfahren wir aus einem amtlichen Schreiben vom 30. Juni 1760: „Nachdem der geschehenen Anzeige zufolge aus dem Bücherthal ahnnoch 12 Wagen und zwar von Wachenbuchen bei der Königlich französischen Armee zurückbehalten worden und die Unterthanen dabey Mangel leiden ohne Lebensmittel, so bleibet dem fürstl. Amt Bücherthal ohnverhalten, daß wegen suchender Entlaßung der Hanauischen Fuhren der hießige Sprachmeister Pérol zu besagter Armee abgefertiget und die Untherthanen selber im Hauptquartier zu erfragen habe, da inmittelst denen bei einem jeglichen Geschirr befindlichen Leuten täglich 20 Kreuzer überhaupt aus dem Amt bezahlt und im Uebrigen denen selbigen von dem Zugvieh so zuhauß verbliebener Mitnachbarn Ihr Feldbau Hülf geleistet werden soll."

Bei diesen schlichten, einfachen Mittheilungen mag es sein Bewenden haben. Trotz ihrer Einfachheit und Spärlichkeit geben sie uns doch ein anschauliches Bild von den unsäglichen Kriegsnöthen und schier unerschwinglichen Lasten und Beschwerden, welche die Bewohner unseres Hanauer Landes auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr als zwei Jahrzehnte hindurch infolge der Zerrissenheit und Schwäche des deutschen Reiches zu ertragen hatten. Mögen solche traurigen Zeiten und Zustände für alle Zukunft unserem lieben Vaterlande erspart bleiben!

Einige Erinnerungen an die Marburger Studentenzeit vor und nach dem Uebergang 1866.

(Schluß.)

In die letzte Zeit des „Akademischen" fiel auch folgende Geschichte. — Das eine der beiden Corps besaß einen schönen großen Hund „Bruno" oder „Braun" geheißen. Eines Nachts kamen nun 3—4 Mitglieder des Corps auf ihrem Heimwege an einem Hause in der Barfüßerstraße vorbei, dessen zweiter Stock über den ebenerdigen etwas herausgebaut ist und weiter hervorragte. Studiosus M., dem dies auffiel, machte die anderen darauf aufmerksam, daß das Haus dem Einsturz drohe und es ihre Pflicht sei, um Unglück zu verhüten, das Haus zu stützen. — Das geschah, indem sich alle mit dem Rücken gegen das Haus lehnten, und um die Stützkraft zu vermehren, wurde der mitgebrachte Corpshund auch an den Vorderpfoten in die Höhe gezogen und gegen das Haus gestellt. Da dieser immer wieder herunterrutschte und von Neuem in die Höhe gezogen werden mußte, wogegen er unter Geheul Verwahrung einlegte, wie denn überhaupt die Sache nicht ganz still verlief, so wurde der auf Patrouille befindliche Universitätspedell P. darauf aufmerksam und zeigte alle wegen Ruhestörung an.

Nach einigen Tagen standen die Sünder vor dem Akademischen, welcher aus dem derzeitigen Rektor — oder weil der eigentliche Rektor der Kurfürst war, damals Prorektor — Professor der Medizin N. und dem Universitätssyndikus P., beide schon alte würdige Herren, bestand. Professor N. eröffnete die Versammlung etwa mit folgenden Worten: „Meine Herren, es ist gegen Sie eine Anklage wegen nächtlicher Ruhestörung erhoben. Ich werde Ihnen das Anklageprotokoll verlesen lassen und mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie etwaige Irrthümer darin alsbald berichtigen müssen. Ich ersuche Sie darum genau Acht zu geben, da spätere Einreden keine Berücksichtigung finden. — Bitte, Herr Syndikus, lesen Sie vor."

Dieser erhob sich, putzte die Brille, räusperte sich und las vor: „Actum, Marburg den und den. — Erschien der Universitätspedell P. und gab zu Protokoll wie folgt:

Als ich in der Nacht von dem auf den auf meinem Patrouillengange in die Nähe des in der Barfüßerstraße, Ecke des Marktplatzes, gelegenen, dem Bäcker B. gehörigen Wohnhauses Numero soundsoviel kam" u. s. w., etwa vier enggeschriebene Bogen lang, wobei hervorgehoben war, daß der Lärm dadurch besonders groß gewesen sei, weil der Herr Studiosus M. immer den Corpshund Bruno mit den Vorderpfoten gegen das Haus gestellt habe.

Nach Verlesung des Protokolls fragte dann Professor N.: „Nun, meine Herren, haben Sie etwas in der Anklage für unrichtig befunden, so bitte ich dies jetzt zu sagen." Blos M. hatte etwas bemerkt und sagte deshalb: „Magnificenz, es hat sich, wie ich bemerkt zu haben glaube, allerdings ein kleiner Irrthum in das Protokoll eingeschlichen. Er ist zwar zur Sache nicht von großem Belang, doch möchte ich ihn zur Ehre der Wahrheit gern berichtigt wissen und da ich meiner Sache nicht ganz sicher bin, so dürfte ich wohl darum bitten, daß das Protokoll noch einmal vorgelesen wird." Natürlich geschah das, und als nun M. gefragt wurde, ob er nun den Irrthum wisse, sagte er, er habe ja schon vorher betont, daß es blos eine kleine Unrichtigkeit sei, die in's Protokoll gerathen sei, indessen sei er der Ansicht, daß in einem so wichtigen Dokument, wie es ein Aktenstück sei, auch kleine Irrthümer ausgemerzt werden müßten u. s. w., bis Professor N. ganz ärgerlich sagte: „Na, was ist es denn nun eigentlich?" — „Ja," sagte M., „unser Corpshund ist in dem Protokoll mehrmals unter dem Namen Bruno aufgeführt, er heißt aber eigentlich Braun." Die andern erhielten drei Tage Karzer, M. vier.

Wie bei der Berechtigung zum Einjährigen, so wurde auch bezüglich der Ansprüche für die Immatrikulation in der Uebergangszeit über Manches hinweggesehen.

Einer meiner Freunde war früher Apotheker gewesen. Er kam im Herbst 1865 nach Marburg, um Medizin zu studiren und dann nach Amerika zu gehen. Natürlich hatte er kein Reifezeugniß und erhielt darum auch nicht die volle Matrikel. Als wir nun preußisch geworden waren, wandte sich G. mit einem Gesuch an's Kultusministerium mit der Bitte um Erlaß des Nachweises eines Maturitätsexamens. Er berief sich auf folgende kurhessische Einrichtung: Man konnte in Kurhessen Lehrling bei einem Chirurgen werden; nach etwa 2—3jähriger Lehrzeit erhielt man dann ein Lehrzeugniß, das man — ich glaube blos — dem Amtsphysikus vorlegen mußte, der dann ein kleines Examen in Latein u. s. w. anstellte. Damit bezogen dann diese „Chirurgen" die Universität, wo sie Chirurgie und — ich glaube — auch Geburtshilfe studirten. Nach einem weiteren Examen meldeten sie sich dann beim Militär, wo sie als sogenannte Kompagnie-Chirurgen angestellt wurden. Dann wurden sie zu weiterer Ausbildung auf das Landkrankenhaus kommandirt und die Fähigen von

ihnen gingen danach — ob für eigne Kosten oder auf Kommando, weiß ich nicht mehr — nach Marburg, studirten dort noch innere Medizin und machten ein Staatsexamen, wodurch sie dann für den höheren Militärdienst berechtigt wurden. — Hierauf berief sich nun 1866 G., sagte, er habe diese Laufbahn einschlagen wollen — nebenbei gesagt, war er als Kind wegen einer Schädelverletzung trepanirt und wäre nie zum Militär genommen worden —, das sei ihm nun abgeschnitten, er bäte deshalb, ihn die für die Aerzte vorgeschriebenen Examina machen zu lassen und ihn überhaupt so zu behandeln, als ob er den Maturus gemacht habe. Er wurde ihm ohne Weiteres zugestanden.

Um diese Zeit — Anfang des Wintersemesters 1866/67 — kam wieder ein Apotheker, der Medizin studiren wollte. Ich weiß nicht, welche Vorbildung in Kurhessen ein Apothekerlehrling haben mußte, G. hatte wenigstens ein Gymnasium bis Obertertia besucht, dieser aber — S. — hatte nun äußerst mangelhafte Vorkenntnisse. Er berief sich auf das dem G. gemachte Zugeständniß — und auch ihm wurde der Maturus erlassen.

Wenn ich nun von Dir, mein lieber Freund Otto S., der Du nun auch schon zu den Entschlafenen gehörst, etwas Lustiges erzähle, so möge es mir Dein Schatten verzeihen! Das will ich hier vorweg nehmen, daß Du ein braver Kamerad warest, daß Du die Dir anhaftenden Kenntnißmängel durch gewissenhaften, eisernen Fleiß ausgeglichen hast, daß Du bei deinen Lehrern in höchster Achtung standest — ich erinnere an Dein weit über die Universitätszeit bestehendes Freundschaftsverhältniß zu Professor D. —, daß Du zur rechten Zeit gute Examina gemacht hast und ein sehr geachteter Arzt gewesen bist.

S. war, als er nach Marburg kam, etwa 24 Jahre alt. Eine Schönheit war er gerade nicht, dazu kam, daß er etwas jüdisch aussah — er war aber guter Christ — und daß in seinen Augen immer eine gewisse mißtrauische Spannung lag. Er sprach immer etwas langsam und vorsichtig. Seine Kenntnisse waren, wie schon gesagt, sehr mäßig, und er selbst gab das auch zu, als er sich in meinem kleinen Bekanntenkreis einführte dadurch, daß er meinte, für einen Apotheker reiche sein Verstand nicht aus, er habe deshalb beschlossen, Medizin zu studiren. Dies wollte er aber womöglich in zwei bis drei Jahren bewerkstelligen und deshalb belegte er in seinem ersten Semester auch Kollegs, die gar nicht für ihn paßten, z. B. allgemeine Pathologie und Therapie. Hierauf komme ich noch zurück. Vom studentischen Leben hatte er blos ganz verworrene Begriffe.

Zu unserem Kreise gehörte damals außer dem schon genannten G. noch ein alter Student F., der schon auf mehreren Universitäten gewesen war und auch eben nach Marburg gekommen war, um sich für's Staatsexamen vorzubereiten. Diese beiden nun machten sich ein Vergnügen daraus, S. die tollsten Geschichten aufzubinden. So saßen wir eines Morgens in der Anatomie beim Präpariren und dachten an nichts Arges, als S. eine augenblickliche Stille dazu benutzte, den Anatomiediener H. allen Ernstes zu fragen, wann er seinen „Hühner- und Krähenaugenkurs" anfange. H. gab eine etwas grobe Antwort, worauf S. mit seiner langsamen und etwas näselnden Stimme sagte: „Ich habe nämlich gehört, daß Sie einen Hühner- und Krähenaugenkurs geben und den wollte ich gern mithalten." Daß er damit allgemeine Freude erregte, braucht nicht versichert zu werden.

Aber die viel größere Leistung war folgende: Der größere Theil von uns, auch G. und F., hörte beim alten ehrwürdigen Herrn Geheimrath von H. von 2—3 Uhr spezielle und von 3—4 allgemeine Pathologie und Therapie. In letzterem Kolleg waren wir ganz unter uns, d. h. es hörte kein anderer Mediziner weiter dasselbe mit. Dieses hatte auch, wie ich schon sagte, S. belegt. Punkt 3 Uhr ging Herr von H. auf eine Viertelstunde hinaus, und eben so pünktlich trat S. an. Sowie er erschien, legten wir Andern, die das Lachen nicht gut verbeißen konnten, uns in die tiefen Fensternischen des Kollegzimmers in der alten Klinik links gleicher Erde, während G. und F. mit S. am Tisch saßen. Die Viertelstunde, bis von H. wiederkam, benutzten dann G. und F. sich gegenseitig anzulügen, blos damit S. es hörte. So entstand folgendes Gespräch:

G.: Sag' mal, F., hast Du Dich eigentlich schon zum akademischen Pump- und Spritzenverein gemeldet?

F. (sehr erstaunt): Pump- und Spritzenverein? Davon habe ich in meinem Leben noch nichts gehört.

G.: Ist denn das auf anderen Universitäten nicht?

F.: In München, Erlangen, Tübingen und Würzburg habe ich nie von so etwas gehört. Was ist denn das für eine Einrichtung?

G.: Ja, weißt Du, das ist noch eine Einrichtung von Philipp dem Großmüthigen her. Es ist ja nicht viel dabei zu thun, wenn man sich aber nicht meldet, kostet es einen Thaler Strafe.

F.: Ja, was ist denn überhaupt dabei zu thun?

G.: Ach das ist ganz einfach. Wenn's brennt, müssen wir Alle helfen. Die Theologen sind bei der Rettungsmannschaft und wir Mediziner sind an der Spritze und am Schlauch angestellt. Der alte von H. ist ja Direktor davon.

Um diese Zeit wurde das Gespräch durch den Eintritt des alten Geheimrath von H. unterbrochen, aber gerade die letzte Aeußerung ist mir noch deutlich erinnerlich. Sie war auch sehr geschickt hingeworfen, denn in S.'s Augen war von H. wegen seiner Gelehrsamkeit ein halber Herrgott. — Um 4 Uhr lief S., wie immer, so geschwind er konnte, nach Haus, um sich alles Gehörte aufzuschreiben. Wir Andern standen noch eine Zeit lang auf der Ketzerbach, um irgend etwas für den Abend zu verabreden. Da kam von ungefähr der schon oben erwähnte Pedell P. in Uniform und mit Seitengewehr des Wegs. G. winkte ihn herbei und fragte ihn: „Herr P., kennen Sie schon den Herrn Studiosus S.?" was P. mit etwas Schmunzeln bejahte. „Ach," sagte G., „dann können Sie uns mal einen großen Gefallen thun. Gehen Sie doch einmal zu ihm und sagen Sie ihm, er möchte sich zum akademischen Pump- und Spritzenverein melden." P. wollte erst nicht recht, aber mit Hilfe einiger Cigarren und der Versicherung, daß für ihn keine Unannehmlichkeiten daraus entstehen sollten, that er es.

Gleich darauf kam S., der neben mir an im Nachbarhause wohnte, zur mir. „Hörema, Z., was die Eckels der G. un der F. sagen, das glaube iche 'ne schon lange nit mehr un was da der G. dem F. heut' von dem Pump- und Spritzenverein vormachte, das habe iche 'ne wahrhaftig auch nit geglaubt, da war aber eben der Herr P. da un sagte, ich sollte mich derzu melden." „Ja, gewiß mußt Du Dich melden." „Bei weme denn?" Nun besann ich mich einen Augenblick, denn es mußte doch auch etwas Publikum dabei sein, wenn er sich meldete, und sagte dann: „Beim Quästor L." Anfangs des Semesters saßen da immer zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags Studenten, da dies die Stunde war, wo die Kolleggelder bezahlt wurden. „Issendas der, wome de Kolleggelder bei bezahlt?" „Ja natürlich, morgen zwischen 2 und 3 mußt Du hingehn."

Kaum war S. hinaus, so stürzte ich zu den Andern: „Er will sich melden, nun kommt's blos darauf an, daß er keinem andern Studenten mehr in die Hände fällt." Wir rückten ihm dann auf's Zimmer und quälten so lange an ihm herum, bis er sich schweren Herzens entschloß, für heut' das Studium aufzugeben und mit uns nach Goßfelden — gut 1½ Stunden von Marburg — zu gehen. Von hier kamen wir natürlich erst nach 12 Uhr zurück und am andern Morgen vom Kaffee an waren immer einer oder einige von uns zu seiner Bedeckung bei ihm.

Wir aßen damals an einem Tisch für uns allein im „schmutzigen Finger". Als wir mit S. zum Essen zogen, war er fest von der Nothwendigkeit seiner Meldung überzeugt. — Wenn er nun auch gegen die Wahrheitsliebe von G. und F. gerechtes Mißtrauen hegte, so schätzte er doch sehr ihre weltmännische Gewandtheit und so ließ er sich gern von ihnen bescheiden, wie er sich zu benehmen und was er zu sagen habe. Das besorgten die beiden auch mit rührender Sorgfalt. „Also Du gehst hübsch leise beim Herr Quästor die Treppe hinauf und klopfst erst an. Wenn dann ‚Herein' gerufen ist, gehst Du hinein und sagst ‚Fehl mich, Herr Quästor', ja nicht ‚guten Tag', sonst merken sie gleich, daß Du von Z. bist. Dann sagst Du weiter: ‚Herr Quästor, ich bin hierhergekommen, um mich zum akademischen Pump- und Spritzenverein zu melden, ich wollte Sie aber bitten, mich zur Spritzen- oder Schlauchmannschaft zu schreiben, indem ich nämlich gehört habe, daß alle meine Kollegen an der Spritze oder am Schlauch angestellt seien. Mein Name ist S.'".

Gleich nach Tisch zogen wir nun Alle mit ihm in die obere Stadt, wo Quästor L. in der Nähe der Universität seine Geschäftsräume hatte. Unterwegs mußte S. sein Meldungsgesuch mehrere Mal wiederholen, bis es ganz fest saß und dann wurde er hinaufgeschickt. — Zuerst war oben große Stille, auf einmal ertönte ein förmliches Lachgebrüll von 10—12 Personen, und gleich darauf kam S. mit einem etwas verlegenen Lächeln wieder herunter und sagte: „Der Herr Quästor hat gesagt, he kennte das Institut nich, ich möchte ma nachen Herr Syndikus gehen." — Das haben wir aber denn doch nicht mehr zugegeben. —

Möchte Euch, die Ihr mit mir zugleich Studenten waret — die Reihe wird schon immer lichter —, meine Schreiberei eine fröhliche Erinnerung an die schöne Zeit, wo wir jung waren, sein! Z.

Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der zweiten Hälfte des Monats Oktober.

Am 16. Oktober 787 starb Lullus, der Begründer der Kirche und des Benediktinerstifts Hersfeld.

Am 17. Oktober 1144 erfolgte die Einweihung der Stiftskirche zu Hersfeld.

Am 18. Oktober 1644 starb Kaspar von Eberstein, hessen-kasselischer Oberbefehlshaber im dreißigjährigen Kriege nach Melander's Abgang.

Am 19. Oktober 1800 starb zu Gießen Regierungsrath Renatus Karl Freiherr von Senkenberg, ein bekannter Gelehrter, 49 Jahre alt. Seine ausgezeichnete Bibliothek vermachte er der Universität Gießen.

Am 20. Oktober 1502 fand die Vermählung des Landgrafen Wilhelm II. mit der Prinzessin Anna von Mecklenburg statt, welcher Ehe Landgraf Philipp entstammte.

Am 20. Oktober 1813 wurde auf dem Forst bei Kassel an dem Bataillonschef Kümmel die letzte der vielen militärischen Hinrichtungen vollzogen, welche von den westfälischen Kriegsgerichten ausgesprochen waren.

Am 21. Oktober 1438 trugen die Grafen Heinrich und Walrabe von Waldeck ihre Grafschaft Landgraf Ludwig I. von Hessen zu Lehen auf.

Am 21. Oktober 1566 wurde die in beiden Hessen in ihrer wesentlichen Grundlage unverändert belassene Kirchenordnung von den Superintendenten des Landes erlassen.

Am 22. Oktober 1680 wurden die Riedesel Freiherren.

Am 23. Oktober 1770 wurde das bis vor Kurzem im Gebrauch befindliche reformirte niederhessische Kirchengesangbuch eingeführt.

Am 24. Oktober 1648 wurde der westfälische Frieden unterzeichnet, durch welchen die Abtei Hersfeld mit Hessen-Kassel verbunden wurde.

Am 24. Oktober 1762 wurde bei der zweiten Belagerung von Kassel im siebenjährigen Kriege durch die Verbündeten der Siechenhof nebst der Leipziger Vorstadt eingeäschert.

Am 24. Oktober 1781 starb der Bildhauer Johann August Nahl zu Kassel, Professor an der dortigen Akademie; der Verfertiger der Bildsäule Landgraf Friedrich's II., deren Aufstellung er nicht mehr erlebte.

Am 25. Oktober 1773 starb der Kanzler der Universität Marburg und Professor der Rechte Johann George Estor, 74 Jahre alt, gebürtig aus Schweinsberg, vor seiner im Jahre 1742 erfolgten Berufung nach Marburg Professor zu Gießen und Jena, einer der berühmtesten deutschen Rechtsgelehrten seiner Zeit. Seine Schriften sind wegen des wichtigen darin enthaltenen rechtsgeschichtlichen Materials noch heute zum großen Theil von Bedeutung. Seine reiche Bibliothek erbte die Universität Marburg.

Am 26. Oktober 1375 schrieb Landgraf Herrmann der Gelehrte das „Ungeld" aus, zu dessen Zahlung sich die Stadt Kassel und andere Orte des Niederfürstenthums nicht für verpflichtet hielten, vielmehr dagegen am 1. Januar 1376 den steuerverweigernden hessischen Städtebund errichteten.

Am 26. Oktober 1661 starb im Alter von 51 Jahren zu Hamburg der Hauptpastor an St. Jakobi Johann Balthasar Schuppius aus Gießen, vorher 10 Jahre Professor in Marburg, einer der geistig bedeutendsten Hessen des 17. Jahrhunderts. Seine launigen Schriften entbehren noch für den heutigen Leser ihres Reizes nicht.

Am 26. Oktober 1813 verließ Jerome Napoleon, König von Westfalen, seine Residenzstadt Kassel für immer.

Am 27. Oktober 1744 starb der Professor Johann Adolf Hartmann zu Marburg, ein verdienter hessischer Geschichtsschreiber, der, aus Münster gebürtig, ehedem Jesuit gewesen, aber im Jahre 1715 zur evangelischen Kirche übergetreten war.

Am 28. Oktober 1527 wurde das Benediktinerkloster Breitenau aufgehoben.

Am 28. Oktober 1685 hielten die durch Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertriebenen und in Hessen eingewanderten evangelischen Franzosen in Kassel ihren ersten Gottesdienst.

Am 28. Oktober 1754 stellte der Erbprinz Friedrich von Hessen auf Veranlassung seines Vaters Landgraf Wilhelm's VIII. die sog. Assekurationsakte aus, wodurch bewirkt wurde, daß aus dem Uebertritt des Erbprinzen zur römischen Kirche für Fürstenhaus und Land weitere Folgen nicht entstanden.

Am 28. Oktober 1813 rückten die Russen in Kassel ein.

Am 29. Oktober 1762 wurde die Reisberger Schanze in Kassel durch die Verbündeten erobert, worauf zwei Tage später die Uebergabe der Stadt an die Verbündeten erfolgte.

Am 29. Oktober 1777 starb der Befehlshaber des hessischen Jägercorps in Nordamerika Oberst Karl Emil von Donop an seiner bei Fort Redbank erhaltenen Wunde.

Am 30. Oktober 1813 schlug Napoleon I. bei Hanau die Baiern unter General Wrede.

Am 30. Oktober 1813 kehrte der damalige Kurprinz Wilhelm, als nachheriger Kurfürst Wilhelm II., nach Kassel zurück.

Am 31. Oktober 1731 starb zu Oepfershausen im Meining'schen der hessen-kassel'sche General der Kavallerie George Friedrich von Aurochs, 74 Jahre alt, der Letzte seines Namens und Geschlechtes. Von seinem Regimente, Aurochs-Dragoner, aus welchem die späteren Prinz Friedrich-Dragoner und hernach das 2. kurhessische Husarenregiment Herzog von Sachsen-Meiningen hervorgingen, rührt hauptsächlich der Ruhm der hessischen Dragoner her. Die Aurochs-Dragoner zeichneten sich im spanischen Erbfolgekriege andauernd aus und galten für das beste Reitergeschwader der ganzen verbündeten Armee.

Am 31. Oktober 1785 starb Landgraf Friedrich II. von Hessen, 65 Jahre alt.

Das Springen der Wasser auf Wilhelmshöhe unter Landgraf Wilhelm IX. (Kurfürst Wilhelm I.) In dem in Gotha erschienenen Blatte „Der Reichsanzeiger oder allgemeines Intelligenz-Blatt vom Jahre 1802“ findet sich auf S. 3852/53 folgende Einsendung, deren Wortlaut unseren Lesern nicht entzogen werden soll.

Es heißt da: „Auf dem berühmten Weißenstein, Karlsberg, jetzt Wilhelmshöhe bey Kassel an einem der Wochentage zu seyn, und nun nach dem so mannigfaltigen Genusse doch noch mit Sehnsucht nach der 600 Stufen hohen Cascade, nach dem so meisterhaft erfundenen und ausgeführten Steinhöfer'schen Wasserfall, der Teufelsbrücke, römischen Wasserleitung und nach den soviel versprechenden Fontainen mit gespannter, aber nicht zu befriedigender Erwartung hinblicken zu müssen, selbst schmachtend ihnen Wasser zu wünschen . . . ist eine unangenehme, quälende Lage.

Ja in größerer Entfernung von dort hält man den so reitzend geschilderten Anblick der springenden Wasser nur am 3. Pfingsttage und an den Kasseler Meßsonntagen für einzig möglich; desto angenehmer wird dem nach dieser Gegend Reisenden die, vielen dortigen Einwohnern selbst unbekannte Nachricht seyn, daß es des humanen Landesherrn Wille sey, diesen einzigen Anblick seiner Art jeden Fremden unentgeltlich genießen zu lassen.

Man hat nämlich nichts zu thun, als aus seinem Quartiere einen Zettel mit seinen Namen an den Herrn [Oberkammer]rath [Jussow], Direktor des Bauwesens zu Kassel, durch den Marqueur oder einen Lohnbedienten zu schicken mit der Bitte um die Erlaubniß, die Wasser sehn zu dürfen. Dieser schickt dann an den Brunnenmeister und den Cascadenaufseher zu Wilhelmshöhe die Ordre: dem Herrn N. N. die Wasser springen zu lassen.

Es wird dafür nicht nur kein Dukaten verlangt, wie man bisher glaubte, sondern es steht ganz und gar in der Willkühr des freyen Reisenden — wie der Cascadenaufseher von freyen Stücken sagte — ob er ihm und dem Brunnenmeister überhaupt eine Kleinigkeit oder gar nichts geben wolle. Wer aber möchte nicht wenigstens dem letztern, der sich durch die Erfindung und Ausführung des trefflichsten der dortigen Wasserwerke, des Steinhöfer'schen Wasserfalls, als einen so geistreichen Künstler zeigte, ein kleines Opfer seiner Dankbarkeit gern bringen.

Im Sommer springen die Wasser gewöhnlich an allen Sonntagen.“

Nach dem Schlußsatze kann sich das Obige wohl nur auf die übrige Jahreszeit bezogen haben. Bei dem heutigen Verkehr auf Wilhelmshöhe und den selbst in der schlechteren Jahreszeit häufigen Besuchen seiner Anlagen würde sich die gutgemeinte Anordnung des Landgrafen wegen des Springens der Wasser auf keinen Fall durchführen lassen.

Der Name des Baudirektors Jussow ist in dem Zeitungsaufsatz nicht genannt. Weshalb die Nennung unterblieben ist, wird in einer anscheinend von dem Einsender stammenden Anmerkung in kurzen Worten gesagt, die auch für heute noch bis zu einem gewissen Grade Beachtung verdienen. Es wird dort hinzugefügt:

„Sein (des Baudirektors) Name ist dem Künstler bekannt. Ich nenne ihn nicht, weil ich es für unschicklich halte, jemandes Namen ohne seine Erlaubniß in einem öffentlichen Blatte zu nennen. In Kassel ist er von jedermann zu erfahren.“



Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Am 25. Oktober wurde die erste Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel für diesen Winter abgehalten. Lehrer Vonderau aus Fulda, welcher den Vortrag für diesen Abend übernommen hatte, sprach über die von ihm bei Fulda angestellten Ausgrabungen und deren Ergebnisse an der Hand von Zeichnungen, welche die aufgedeckten Gräber darstellten, und unter Vorzeigung einer großen Reihe von Fundstücken. Der fesselnde Vortrag, für den der 1. Vorsitzende Oberbibliothekar der Landesbibliothek Dr. Brunner dem Redner warmen Dank des Vereins aussprach, wurde von der recht gut besuchten Versammlung mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Direktionsassistent Dr. Böhlau machte sich durch Hinzufügung einiger werthvoller Erläuterungen über das Alter der vorgelegten Fundstücke noch besonders verdient.

Universitätsnachrichten. Am 14. Oktober fand die feierliche Uebergabe des Rektorats der Universität Marburg seitens des abtretenden Rektors Professor Dr. Meyer an den neuen Rektor Professor

Dr. Riese statt, welcher bei dieser Gelegenheit dem Herkommen gemäß über ein in sein Fach schlagendes Thema sprach und zwar über den Hellenismus, d. i. die Bedeutung und Ausbreitung hellenischer Sprache und Kultur, Kunst und Wissenschaft in den Jahrhunderten nach dem Tode Alexanders des Großen.

Der Direktor des physiologischen Instituts der Universität Marburg Professor Dr. Kossel wird einem an ihn ergangenen Rufe nach Heidelberg Folge leisten.

Der Privatdozent Dr. Schmöle zu Greifswald ist unter Ernennung zum außerordentlichen Professor beauftragt worden, an der Universität Marburg für das laufende Wintersemester vertretungsweise nationalökonomische Vorlesungen zu halten.

Todesfall. Am 15. Oktober verschied in Kassel in seinem 88. Lebensjahre der Forstmeister und Regierungsrath a. D. Friedrich Müller, einer der ältesten noch am Leben befindlichen kurhessischen höheren Forstbeamten, vor 1866 Forstinspektor in Schlüchtern-Steinau. Im Jahre 1868 wurde er zum Forstmeister und Mitglied der Regierung zu Kassel ernannt, der er angehörte, bis ihn ein Augenleiden im Jahre 1886 nöthigte in den Ruhestand zu treten. Müller entstammte einer alten hessischen Försterfamilie, die nachweislich bis in das 16. Jahrhundert zurückreicht.

Hessische Bücherschau.

Rückblick auf die Geschichte der Lateinschule und des Gymnasiums Fridericianum zu Laubach in Hessen. Von Dr. August Roeschen. Festschrift zum Fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Gymnasiums Fridericianum. Mit sechs Beilagen und vier Abbildungen. Grünberg, 1900. Buchdruckerei von Heinrich Robert. IV u. 54 S. 8°.

Vorstehend genannte Festschrift schildert auf Grund vorhandener Quellen die Geschichte der von den Grafen zu Solms-Laubach errichteten und unterhaltenen Laubacher höheren Schulen, nämlich der alten Lateinschule und des neuen Gymnasiums, und liefert damit einen werthvollen Beitrag sowohl zur Geschichte der hessischen Lande als auch zur allgemeinen deutschen Schulgeschichte. Von besonderem Interesse ist dabei, schon weil sie einen viel größeren Zeitraum umfaßt, die Geschichte der von Friedrich Magnus I. gegründeten Lateinschule. Friedrich Magnus zu Solms, ein Stiefbruder Philipp's des Großmüthigen (beide hatten dieselbe Mutter), führte 1544 die Reformation zu Laubach ein und eröffnete am 7. Mai 1555 die dortige Lateinschule, die etwa 250 Jahre bestanden hat. Aus den noch vorhandenen ältesten Lehrplänen ist ersichtlich, daß sich der Unterricht anfangs auf Religion, Lesen, Schreiben, Lateinisch, Griechisch und Musik erstreckte; mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts kamen Geschichte, Erdkunde, Naturlehre, Rechnen und philosophische Propädeutik hinzu, endlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Französisch. Hatte auch das siebzehnte Jahrhundert mit seinen kriegerischen Schrecken einen Rückgang der Schule zur Folge gehabt, so nahm sie danach doch unter dem Grafen Friedrich Ernst (1696—1723) einen neuen Aufschwung, und nicht wenig trug dazu bei, daß der berühmte Hallische Pädagog August Hermann Francke vom 1. bis zum 5. Oktober 1717 die Lateinschule mit dem Grafen zusammen besichtigte, dem Unterrichte beiwohnte und an einer Schulkonferenz theilnahm; von diesem Besuche her wurden überdies weitere Verbindungen mit Francke unterhalten, die der Schule zum Segen gereichten. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begann, wiederum insbesondere unter dem Einflusse kriegerischer Zeitläufte, ein abermaliger Verfall, der schließlich zur Umwandlung der Lateinschule in eine Elementarschule führte; am 1. Januar 1808 starb der letzte Lehrer der alten Lateinschule.

Das neue Gymnasium, das dreiviertel Jahrhundert später an ihre Stelle trat, ist ebenfalls einem Grafen zu Solms zu verdanken: Graf Friedrich (1872—1900), den ein auf die Ideale humanistischer Bildung gerichteter Sinn beseelte, gründete am 18. Oktober 1875 ein Progymnasium zu Laubach, das in den fogenden Jahren allmählich zu einer Vollanstalt ausgebaut und am 6. Oktober 1880 als vollberechtigtes Gymnasium vom Reichsamt des Inneren anerkannt wurde. Am 1. April 1890 wurde es vom Staat übernommen, behielt aber den Namen seines hochherzigen Gründers, der sich überdies für sich und seine Nachfolger in der Standesherrschaft zu einem jährlichen Beitrage von 10 000 Mark verpflichtete, während die Gemeinde das Gebäude unterhält und jährlich 4500 Mark zuschießt. Im Oktober dieses Jahres waren nun demnach 25 Jahre vergangen, seitdem Graf Friedrich sein Fridericianum gegründet hatte, und so veranstaltete die Schule am Schlusse des Sommer-

halbjahres vom 2. bis zum 4. August 1900 eine Gedächtnißfeier, zu der die verdienstvolle Abhandlung des auch den Lesern unserer Zeitschrift nicht unbekannten Professors Dr. Roeschen als Festschrift erschien. Beigegeben sind ihr die Lektionspläne von 1695 und 1714, Verzeichnisse der Lehrer von 1555 bis 1807, sowie von 1875 bis 1900, das Statut des Progymnasiums von 1875 und ein Verzeichniß aller Schüler von 1875 bis 1900, ferner ein Merian'sches Bild von Laubach, eine Abbildung des Gymnasialgebäudes, das fünffach vergrößerte Bildniß des Grafen Friedrich Magnus I., wie es sich auf einer silbernen Medaille in der gräflichen Sammlung vorfindet, und das sehr schön ausgeführte Porträt des Grafen Friedrich. Letzterer ist übrigens am 1. September d. J. 67 Jahre alt gestorben; am 5. September wurde er in Gegenwart des großherzoglichen Landesherrn zu Laubach beigesetzt. Der Dahingeschiedene, der allgemeine Beliebtheit und Verehrung genoß, hatte aber nicht nur ein warmes Herz für alles, was zu höherer Geistesbildung dient, sondern bethätigte sich auch selbst auf dem Gebiete der Geschichte und der Numismatik. Ist ihm auch ein höheres Alter versagt geblieben, so hat ihm andererseits ein freundliches Geschick beschieden, die Jubelfeier seiner ureigenen Schöpfung zu erleben und sich an ihr zu erfreuen.

Leipzig. **P. Weinmeister.**

Aus meiner Waldecke. Gedichte von Karl Ernst Knodt. Berlin 1900, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Das vorliegende, dem Prinzen Emil von Schönaich-Carolath gewidmete Gedichtbuch gehört ohne Zweifel zu den besten, die unsere hessische Lyrik in den letzten Jahren auf den Markt gebracht hat. In Karl Ernst Knodt, dessen Name auch außerhalb Hessens heute einen guten Klang gewonnen hat, tritt uns ein kernechter Dichter mit ausgeprägter Individualität und vollendetem Formsinn entgegen. Jede Seite dieses innerlich und äußerlich sehr geschmackvollen Buches beweist uns das. Ich greife auf's Gerathewohl das folgende Gedicht, betitelt „Märzmuth", heraus:

„Noch schläft der Wald. — Doch pocht an seinen Thoren
Der junge Lenz seit Tagen leise an.
Ein heimlich Leben hör' ich drin rumoren,
— Dem hab' das Herz ich horchend aufgethan.

Und durch die blauen Lüfte seh' ich fliegen
Die Hoffnung mit dem Kranz aus zartem Grün:
Bald wird der Frühling sich auf Wipfeln wiegen
Und Herz und Welt in lauter Wundern blühn."

Gleich seinem großen Vorbild, dem ihm befreundeten Carolath, besingt er in immer neuen Variationen mit einer ergreifenden Innigkeit die tiefe Sehnsucht im Menschenherzen, das Heimweh nach den ewigen Fernen:

„Es klingt in dieses laute Leben
Ein Läuten oft; du weißt nicht, wie?
Als wär's das weltenfremde Beben
Aus einer Sphärenmelodie."

Heimath — Stille — ewiger Frieden — das sind die Grundtöne dieser feingestimmten Leyer. Aber daneben gibt es noch ein Thema, das der Dichter wie ein echter Meister beherrscht, das uns seine Dichtungen zu einem wahren Genuß macht: das Lob des deutschen Waldes. Ich greife „Waldandacht" heraus:

„Ich wohn' in einem wunderschönen Wald:
Hoch steht sein Grün und tief sind seine Gründe.
Ein weltverlorner Heimruf ihn durchschallt,
Ein Hall aus Eden, wie er tönt dem Kinde.

Nur manchmal schlägt in das umwachsne Haus
Ein Rosenduft von fernen Waldessäumen,
Der trägt die trunkne Seele weit hinaus,
Zu sonnen sich in heißen Lebensträumen.

Doch aus der Welt, wohin sie sich verlor,
Sehnt sich die Müde heim nach ihrem Walde,
Und ihr wird wohl erst, wenn sie neu erkor
Den Frieden, dem ich still die Hände falte."

Die Lieder sind nicht alle gleichwerthig und gleichartig. Manches erinnert an Matthias Claudius, mit dem der Dichter überhaupt die meiste Aehnlichkeit aufweist. Auch von Falke und Konrad Ferdinand Meyer hat er gelernt. Ungewollt und unbewußt ist wohl ein Anklang an Heine, der mir aufgefallen ist:

„Das große Schweigen hier in meinem Wald —
Das weckte mir die vielen kleinen Lieder.
Auf grünem Fittich schwebte die Gestalt
Der Poesie durch Tag und Traum hernieder."

und bei Heine:

„Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder;
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen."

Alles in allem wiederhole ich, was ich am Eingang dieser Zeilen über den neuauftretenden Dichter gesagt habe. Sein Gedichtbuch überragt weit den goldenen Durchschnitt, und mit aufrichtigem Interesse sehen wir dem vom Verfasser angekündigten neuen Werke „Aus allen Augenblicken meines Lebens" entgegen. W. S.

Kleiner illustrirter Führer durch Fulda. Mit einem Plane der Stadt. Von Dr. Justus Schneider. III, 70 S. 8⁰. Fulda (Aloys Meyer) 1900.

Im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 283) konnte eine neue Auflage des seit geraumer Zeit

bestens bekannten illustrirten Führers durch Fulda und Umgebung des Sanitätsraths Dr. Schneider zu Fulda erwähnt werden. Jetzt schließt sich an diesen größeren Führer eine kleine Ausgabe desselben, die hauptsächlich für Reisende berechnet ist, die nur kurze Zeit am Orte weilen können und deshalb schnell unterrichtet sein wollen. Das damals zum Lobe der größeren Ausgabe Gesagte behält auch für die vorliegende seine Gültigkeit.

Die geschichtlichen Erläuterungen und baulichen Beschreibungen sind auf das Nothwendigste beschränkt, sodaß weitere Kürzungen nicht zu empfehlen sein würden. Es dürfte dies namentlich gegenüber verschiedenen anderen neuen Führern hervorzuheben sein, die nach dieser Richtung hin denn doch gar zu dürftig ausgefallen sind.

Leyer, Wanderstab und Sterne. Gedichte von Leo Sternberg. — Wiesbaden, Verlag von Heinrich Staadt. 1900.

Ein merkwürdiges Buch, das man auf den ersten Blick geneigt sein möchte in Grund und Boden zu verdammen. Denn, wo man aufschlägt, treten einem eine Fülle das Ohr beleidigender Sprachfehler entgegen. Einige Beispiele mögen genügen. Statt der zweisilbigen Wörter Wellen, Feuer, irren schreibt er, wenn es ihm sonst nicht in den Reim paßt, einfach Well'n, Feu'r, irr'n, und so entsteht beispielsweise die folgende Strophe:

„Dich tröften, in deiner Treue
Den eignen Muth beschwing'n,
Möcht Tag um Tag auf's Neue
Im Kampfe dich erring'n." (S. 86).

Oder er reimt frisch darauf los: neu'm — Heim, zürnt — irrn'd, Aegypten — liebten, erzeugen — eigen, Fleisch — täusch', Särg — Werk, Sonnenliebe — angelübe, kömmt(!) — Hemd, mehr — höh'r u. s. w. Auch sprachschöpferisch tritt Sternberg — leider nur nicht sehr geschmackvoll — auf. Statt des Wortes „Klarheit" gebraucht er „Kläre" (!), statt „zu Häupten" „zu Häupt", statt „steckte" „stak" („das Ziel das ich mir selber stak") u. s. w. Es ist zu bedauern, daß ein Mann mit der Bildung eines Referendars mit seiner deutschen Muttersprache auf so schlechtem Fuße steht, es ist umsomehr zu bedauern, als in Sternberg eine unbestreitbare Begabung für die Spruchdichtung steckt. So lange er sich nicht das nothwendigste Handwerkszeug, die völlige Beherrschung der Sprache, aneignet, wird nur zu leicht — und das wäre zu bedauern — in Erfüllung gehen, was er in einem seiner letzten Lieder prophezeit:

„Mein Wort hat keinen Klang
Kein Ohr erhört's.
Mein Werk hat keinen Schwang (?),
Die Zeit zerstört's."

W. S.



Personalien.

Ertheilt: dem Geheimen Regierungsrath Bibliotheksdirektor a. D. Dr. Hartwig zu Marburg die Erlaubniß zur Anlegung des Komthurkreuzes 2. Klasse des Großherzoglich hessischen Verdienstordens Philipps des Großmüthigen.

Verliehen: dem Landessekretär Schorr zu Kassel, dem Leihhausinspektor a. D. Krisch zu Fulda, dem Hegemeister a. D. Saamer zu Ernsthausen, den Förstern a. D. Dietrich zu Marburg und Schaumburg zu Harleshausen sowie dem Schloßbaumaterialienverwalter Hahn zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse.

Ernannt: Landgerichtsrath Dr. Habicht zu Kassel zum Oberlandesgerichtsrath zu Frankfurt a. M.; Pfarrverweser Weinrich in Geismar zum Pfarrer daselbst; Berginspektor Ernst zu Lautenthal zum Bergmeister und Bergrevierbeamten zu Kassel.

In den **Ruhestand** getreten: Geheimer Justizrath Baumgard, erster Staatsanwalt zu Kleve.

Versetzt: Bergrevierbeamter Bergmeister Illner zu Kassel nach Waldenburg i. Schl.

Verlobt: Leutnant Eberhard Wilke von Wintzingerode zu Hofgeismar mit Freiin Gudela Grote, Tochter des Amtsraths (Trendelburg, Oktober); Pastor G. Rothfuchs zu Rodenberg mit Fräulein Johanna Marburg (Michelstadt i. O., Oktober).

Vermählt: Hauptmann von Stamford mit Fräulein Alfriede von Rosen (Kassel, Oktober); Reichsbankvorstand Peine zu Marburg mit Fräulein Louise Rintelen (Kassel, Oktober); Stadtmissionar Friedrich August Dallmeyer mit Fräulein Johanna Schiebeler (Kassel, 17. Oktober).

Geboren: eine Tochter: Kaufmann Oskar Lange und Frau Auguste, geb. Diemar (Kassel, 27. Oktober).

Gestorben: Frau Viktorie Wurzer, geb. Boedicker, Wittwe des kurhessischen Aktuars, 85 Jahre alt (Marburg, 14. Oktober); Frau Bertha Willius, geb. Schmidt, Wittwe des Amtsgerichtsraths (Marburg, 14. Oktober); Forstmeister, Regierungsrath a. D. Friedrich Müller, 87 Jahre alt (Kassel, 15. Oktober); Frau Elise Bättenhausen, geb. Otto, Wittwe des Kaufmanns, 75 Jahre alt (Kassel, 15. Oktober); Frau Karoline Kothe, geb. Nössel, Wittwe des Physikus, 91 Jahre alt (Marburg, 17. Oktober); Frau Anna Elisabeth Keim, geb. Hamenstädt, 73 Jahre alt (Knallhütte, 20. Oktober); Kanzleirath Karl Ernst Rall, 76 Jahre alt (Kassel, 23. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 22. XIV. Jahrgang. Kassel, 16. November 1900.

Arbeit.

Der Dampf fährt keuchend durch die Stahlcylinder,
Die Unrast hastet; die Maschinen sausen,
Die Menschenhand ward längst zum Ueberwinder
Von Riesenkräften, die wie Meersturm brausen;
Es müht, wie Sisyphus, die Welt sich ab
In ew'ger Arbeit, ohne Ruh' und Ende,
Doch ewig auch gibt's tausend, tausend Hände,
Die unbefriedigt bleiben bis an's Grab.

Erfahrung sammelt jegliches Jahrhundert,
Erwerb und Wissen häuft sich durch Geschlechter,
Das hast'ge Weiterdrängen wird bewundert,
Und dennoch wieder stößt es auf Verächter,
Denn Stückwerk bleibt, was Menschenwirken schuf,
Es ist kein Abschluß, keine That der Krönung,
Und der Versuch befried'gender Versöhnung
Wird oft zum Fluch, und oft zum Kampfesruf.

Doch fort im Drängen! — Das Zertretenwerden
Sonst heftet sich, wild drohend, an die Sohlen;
Vergebens strebt der Menschengeist auf Erden
Des ew'gen Ausgleichs Palme sich zu holen.
Genug, — schützt ihr das Höchste vor dem Spott,
Und könnt ihr auf das Rad der Zeiten flechten
Die Summe aller Weisheit des Gerechten:
Mein Segen — Arbeit, meine Hoffnung — Gott!

Carl Preser.





August Friedrich Chr. Vilmar als Germanist.

Zum Gedächtniß seines 100. Geburtstages.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

Benutzte Quellen:

J. H. Leimbach, A. F. C. Vilmar, nach seinem Leben und Wirken. Hannover 1875.

Vilmar's Selbstbiographie in Strieder's Grundlage ꝛc. Bd. XX, S. 119 ff.

Herzogs Realencyklopädie, Bd. XVI, S. 477—498 (von Hausleiter).

Allgemeine deutsche Biographie Bd. XXXIX, S. 718—722 (von Wippermann und Edw. Schröder).

Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm ꝛc. Herausgegeben von E. Stengel. Marburg 1886. Bd. I, S. 297—315, Bd. II, S. 294—297.

Dr. Aug. Fr. Chr. Vilmar. Ein Gedenkblatt ꝛc. gewidmet von einem Zeitgenossen. Kassel 1900.

A. F. C. Vilmar. Von Professor Dr. Max Koch. Novemberheft der Monatsschrift „Der Türmer", III. Jahrg. S. 144 ff.

Die deutsche Gelehrtenwelt rüstet sich, am 21. November dieses Jahres — demselben Tage, an dem ihr einst ein Schleiermacher geschenkt wurde — die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages eines Hessen, Aug. Friedr. Chr. Vilmar's, zu begehen, der als Theologe, Pädagog und Germanist gleich Verdienstvolles für die Wissenschaft geleistet hat und sich einen Ruf weit über die Marken unseres deutschen Vaterlandes erworben hat. Es muß uns bei dem engbegrenzten Raum versagt bleiben — und wir fühlen uns außer Stande dazu — hier ein vollständiges Bild von der wissenschaftlichen Bedeutung dieses großen Verstorbenen zu liefern. Wir beschränken uns darauf, diejenige Seite seiner umfassenden wissenschaftlichen Thätigkeit herauszugreifen, die ihn am meisten in seiner Liebe zum Hessenlande charakterisirt und die dem Rahmen dieser Zeitschrift am nächsten steht: seine Bedeutung als Germanist.

August Friedrich Christian Vilmar wurde am 21. November 1800 als erstes Kind des Pfarrers Johann Georg Vilmar*) in dem Dorfe Solz zwischen Bebra und Rotenburg geboren und wuchs in höchst einfachen Verhältnissen einer ärmlichen Landpfarre auf. Ueber seine Jugend hat er uns ein interessantes Bild in seiner Selbstbiographie entworfen.*) Der Vater war ein Mann von spartanischer Genügsamkeit, dazu von äußerst festem, völlig unbeugsamen Willen in solchen Dingen, welche mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen verwachsen waren. „Diese beschränkte Einfachheit", sagt Vilmar, „gewährte indeß, trotz der Stürme, welche die Welt durchbrausten, einen Frieden, den die jetzige Welt kaum noch kennt. Tiefer, stiller Frieden herrschte auch im elterlichen Hause, und meine frühesten Kindererinnerungen sind Erinnerungen dieses stillen irdischen Friedens, der indeß, eben weil er ein irdischer war, eine leise Wehmuth als Beimischung in sich trug." Die früheste Lektüre, die dem Knaben in die Hände fiel, bildete das realistische Buch der Frau Generalin von Riedesel: „Die Berufsreise nach Amerika", ein heute gänzlich verschollenes**) Werk, das einen „unglaublichen Eindruck" auf ihn machte, ferner das bekannte Buch Knigge's: „Der Roman meines Lebens", ein heute noch hie und da gelesenes, fesselnd geschriebenes Werk in Briefform, das ihn in manchen Punkten anzog. Zu den frühesten eindrücklichen Ereignisse gehörte für den jungen Vilmar der Zusammensturz unserer althessischen Verhältnisse am 1. November 1806, die Errichtung des Königreichs Westfalen, der Dörnberg'sche Aufstand, dann der Zusammenbruch des großen Napoleonischen Reiches mit all dem Jubel vaterländischer Begeisterung. „Wer dies nicht erlebt hat," sagt Vilmar, „sowie 1815 die Schlacht bei Belle-Alliance, der kann sich von dem tiefen Dankgefühl gegen den lebendigen Gott, welches auf allen Lippen schwebte, nur schwer eine schwache Vorstellung machen." Diese Ereignisse waren dazu angethan, schon in frühester Kindheit sein

*) Ueber die aus Witzenhausen stammenden Vorfahren Vilmar's vergl. Strieder Bd. VII, S. 101 und Bd. XVI, S. 430.

*) Vergl. auch „Erinnerungen von 50 Jahren her aus einem abgelegenen Dorfe". Anonym von Vilmar in der „Hessenzeitung", Jahrg. 1863, Nr. 8, 9, 11—14, 83—86.

**) Das ist zuviel gesagt. Im Jahre 1881 erschien in Freiburg i. Br. und Tübingen unter etwas anderem Titel eine neue Ausgabe des trefflichen Buches. D. Red.

vaterländisches Bewußtsein zu wecken: die Liebe zu dem großen deutschen Vaterland und zur engeren hessischen Heimath, die unerschütterliche Treue gegen das fürstliche Haus seines Landes und die unbedingte Achtung des Rechtes als einer göttlichen Lebensordnung. So begann sich schon damals unter den obwaltenden Zeitumständen in ihm der energische Charakter zu bilden, wegen dessen man ihn nachmals so bewunderte und durch den er befähigt wurde, so Bedeutendes zu leisten, wie er es gethan hat. Im selben Ebenmaße entwickelte sich bei dem Knaben auch eine ungewöhnliche Stärke und Klarheit des Verstandes, eine nüchterne, realistisch-praktische Lebensanschauung und eine Folgerichtigkeit im Denken, die vor den letzten Konsequenzen nicht scheute, andererseits aber auch unter dem stillen, mildthätigen Einfluß der frommen Mutter ein erstaunlicher Reichthum des zartesten Empfindungsvermögens, das durch die frühzeitig begonnene Lektüre der deutschen Klassiker noch genährt wurde. In dieser harmonischen Ausbildung seines Denkens und Empfindens liegt das Geheimniß begründet, durch das er später zum Literarhistoriker wie geboren schien.

Bis zum 16. Jahre von seinem Vater unterrichtet, bezog Vilmar, nachdem er kurz zuvor seine geliebte Mutter verloren hatte, das Gymnasium zu Hersfeld, um die letzte Ausbildung für die Hochschule zu erhalten. Doch konnten die damaligen Lehrer dem wissensdurstigen Jüngling, der gleich Lessing wie ein Pferd war, das doppelte Ration von Futter brauchte, wenig bieten. Er vermißte die Frische und geistige Anregung des Unterrichts, das Ideal der Methode, das ihm schon damals vorschwebte und das er später als Marburger Gymnasialdirektor in so ausgezeichneter Weise bethätigen sollte. Von dem wohlwollenden, aber schwachen Rektor Faber sagt er, daß bei ihm schlechterdings nichts zu lernen gewesen sei, ja daß er im Religionsunterricht, wenn auch zum Theil unabsichtlich, zerstörerisch gewirkt habe. Dagegen lobt er Schuppius, bei dem man guten lateinischen Stil gelernt habe, wie bei Kraushaar ein strenges, wenn auch pedantisches Denken, und von den später eingetretenen Lehrern Piderit und Münscher rühmt er, daß sie ihm sogar einen gewissen Geschmack für die Philologie beigebracht hätten. Thatsache aber bleibt, daß das Gymnasium (ebenso wie die Marburger Universität) nur den nothdürftigsten Grund zu der Gelehrsamkeit gelegt hat, durch die er später bei der Mit- und Nachwelt berechtigtes Erstaunen erregen sollte. In der Hauptsache ist Vilmar, wie wir das auch nachher noch bestätigt finden werden, Autodidakt gewesen, und nur sein eiserner Fleiß, gestützt durch ein merkwürdig starkes Gedächtniß und seine bewundernswerthe Liebe zu den Studien, haben ihn auf die geistige Höhe gebracht, die er einnahm. Es steckte etwas von einem Uebermenschen in Vilmar's Natur.

Auch die alma mater Philippina, die er zwei Jahre später bezog, um Theologie und Philologie zu studiren, konnte ihm, wie gesagt, nicht viel bieten. Die Philologie schreckte ihn in den Personen der Professoren Wagner und Börsch zurück, denn was diese lehrten, hatte er schon bei Münscher und zwar weit besser gelernt. Ebenso ließen ihn die Theologen Zimmermann und Justi kalt, und nur den Lehren Arnoldi's vermochte er einiges Interesse abzugewinnen. Da ihm die Vorlesungen so gut wie nichts bieten konnten, so suchte er sich durch eigenes Forschen zu vervollkommnen. Die eiserne Ordnung, mit der er von Jugend auf seine Lektionen getrieben, behielt er auch für das Studium bei. Des Morgens in aller Frühe stand er auf und meist erst spät gegen ein Uhr Nachts erlosch seine Lampe. In der zweiten Hälfte seines akademischen Studiums galt er unter seinen Kommilitonen als der beste Theologe auf der Universität. Daneben war er ein eifriges und hervorragendes Mitglied der alten Marburger Burschenschaft und erstrebte eine Zeit lang Deutschlands Freiheit und Einheit mit „viel schönen Träumen“, „aber“, sagt er, „meine nüchtern-prosaische Natur bedurfte es nur, einige Wochen lang recht mitten in die exaltirten Weltverbessererkreise von 1817—1820 hineingestellt zu werden, um sich von diesen Dingen mit Widerwillen abzuwenden“.

Nach dreijähriger Studienzeit kehrte Vilmar in das Philisterthum zurück und übernahm eine Hauslehrerstelle in der Familie des Herrn von Baumbach in Kirchheim. Zugleich wurde er Assistent seines inzwischen nach Oberaula versetzten Vaters und empfing zu diesem Zweck 1821 die Ordination. Für den inneren Entwicklungsgang Vilmar's wurde der nun beginnende Zeitabschnitt der wichtigste. Er arbeitete rastlos an sich, und einem kaum bezwingbaren Drange folgend begann sein Geist sich mit einer wunderbaren, nie ermüdenden Elastizität in den Dienst ernster Forschung zu stellen. Die erste Frucht dieses Strebens war eine theologische Abhandlung: „Das Sendschreiben an Sartorius“, das 1824 in Zimmermann's „Monatsschrift über Predigerwissenschaften“ erschien. Neujahr 1824 übernahm er, da seine Hauslehrerstelle zu Ende ging, ein Rektorat an der Stadtschule zu Rotenburg an der Fulda und begründete hier am 28. März 1826 einen einfachen, bescheidenen Hausstand mit Karoline Elisabeth Wittekindt.

Trotz der ihm dadurch auferlegten gesellschaftlichen Pflichten vernachlässigte er das ihm lieb gewordene wissenschaftliche Studium keineswegs, im Gegentheil, als er im folgenden Jahre zum Lehrer und Kollaborator am Gymnasium zu Hersfeld ernannt wurde, begann für ihn durch die größere geistige Anregung, die sich ihm hier bot, erst recht das eigentliche Arbeitsfeld seiner Thätigkeit, aus der er im Laufe der Jahre als ein Gelehrter von eben so vielseitiger als gründlicher Bildung hervorging.

Wie in der Wissenschaft sich oft geheimste Fäden von einem Gebiet in das andere hinüberziehen, so sollte ihm aus der fortgesetzten Beschäftigung mit der theologischen Literatur bald ein neues Gebiet anziehender Forschung herauswachsen: das der Germanistik. Im Jahre 1830 hatte er sich neben der Augustana in die Lektüre der alt-niederdeutschen Evangelienharmonie, des sogenannten „Heliand“, vertieft, wozu ihm die eben erschienene Ausgabe Schmeller's die erwünschte Gelegenheit bot. Die edle, volltönende Sprache der noch im alten Stabreim abgefaßten Verse übte, wie leicht begreiflich, eine hohe Begeisterung für den poetischen Reichthum unseres germanischen Alterthums auf eine so empfängliche Natur wie Vilmar aus. Wie einst seinem großen Landsmann Jakob Grimm, als er sich in Marburg in Savigny's Bücherei zum ersten Mal in die Minnesänger vertiefte, ging ihm hier eine neue Welt ungeahnter Schönheit auf. Dazu kam, daß die junge Wissenschaft der deutschen Philologie, die durch Männer wie Jakob Grimm auf dem Gebiet der Grammatik, durch Lachmann auf dem der Kritik, durch Benecke auf dem der Lexikologie kurz zuvor begründet worden war, damals frisch aufblühte und überall neue Triebe ansetzte. Besonders mögen ihn aber die epochemachenden Schriften Jakob Grimm's, dessen erste zwei Bände der Grammatik vorlagen, dessen dritter unmittelbar bevorstand, zu eignem Schaffen auf diesem noch wenig bebauten Boden deutschen Geisteslebens angeregt haben. Wie in der Theologie, so ist er auch als Germanist ein selbstgemachter Mann. Durch ernstes Selbststudium brachte er es bald vom Schüler zum Lehrmeister. Seine Erstlingsstudie über „die deutschen Vornamen“ im „Hersfelder Intelligenzblatt“ von 1830 ist eine noch unausgereifte Arbeit, und wohl mit Recht bisher von den Germanisten gänzlich unbeachtet geblieben. Erst später sollte er in dieses Spezialgebiet tiefer eindringen. Zwischen diesen Erstlingsversuch und seine nächsten Arbeiten fallen einige wichtige äußere Umstände: seine Thätigkeit in Kassel (1831) als Landtagsabgeordneter und Hilfsreferent im Ministerium des Innern sowie seine Ernennung zum Gymnasialdirektor in Marburg (1832). Diese neue Stellung als Leiter des Marburger Pädagogiums, die er 17 Jahre lang in ausgezeichneter Weise bekleidet hat, ist zugleich die Periode seines Lebens, in der sich seine ganze Manneskraft am reichsten entfaltet hat und die ihn auch die Erfolge derselben am deutlichsten hat sehen lassen. Wie selbstzufrieden er sich in diesem neuen Amte fühlte, geht daraus hervor, daß er wiederholt einen ehrenvollen Ruf an andere höhere Lehranstalten ausschlug, so schon im zweiten Jahre seiner Wirksamkeit einen solchen nach Kassel, wenige Jahre später einen gleichen nach Elberfeld mit 1200 Thalern Gehalt (in Marburg bezog er nur 800 Thaler nebst freier Wohnung) und noch später einen ähnlichen nach Gütersloh als Direktor eines neu zu gründenden „christlichen“ Gymnasiums.

(Schluß folgt.)



Vorgeschichtliche Forschungen in Hessen.

Es giebt kaum einen Zweig der historischen Wissenschaft, der sich in solchem Maße der Sympathie weitester Kreise erfreute, wie die vorgeschichtlichen Forschungen. Auszugraben, die Gräber, in denen unsere Altvorderen vor tausenden von Jahren ihre Todten geborgen haben, zu öffnen, zu heben, was sie im frommen Aberglauben den Abgeschiedenen auf ihre lange Reise mitgegeben haben, und was seitdem unberührt in der Erde geschlummert hat: Niemand der nicht Sinn hätte für solches Vornehmen. Sentimentalität, Neugierde, Sportbedürfniß und wer weiß welche Regungen des Menschen unserer Epigonenzeit finden dabei ihre Rechnung. Um den Begriff der Ausgrabung hat sich ein goldiger Schimmer von Romantik gewoben, der die Herzen der Großen nicht anders ergreift wie Großmutters Märchenerzählungen die der Kleinen. Hätte nicht die harte Wirklichkeit dafür gesorgt, daß man nur mit unsäglicher Geduld und Arbeit und vielen Kosten „zu den Quellen steigen“ könnte, so wäre Ausgraben längst ein allgemein geübter Sport,

die alten Gräber unseres Landes wären längst um- und umgewühlt — und unschätzbares Material zur Erkenntniß unserer Vorzeit wäre unwiderbringlich verloren.

Daß es sich beim Ausgraben um die Gewinnung so werthvollen Materials für unsere Vorgeschichte handelt, das ist den Meisten fremd, deren Interesse für Ausgrabungen das lebhafteste ist. Nicht Wenige würden sich keines anderen Nutzens davon versehen, als daß wir die Vorbilder gewinnen, um die Siegfried und Odin unserer Bühne „echt“ auszustatten.

Bis wenige Jahrhunderte vor Christi Geburt reichen die schriftlichen Ueberlieferungen über unsere Vorfahren zurück, die wir bei römischen und griechischen Schriftstellern finden. Für die Zeit vor dem 2. Jahrhundert v. Chr. sind unsere beiden großen Archive die Sprache und der Erdboden. Jene, indem sie uns durch die Ortsnamen über die Nationalität der Bewohner Aufschluß giebt, und durch die Uebereinstimmung der Worte in den verschiedenen Sprachstämmen uns den kulturellen Gemeinbesitz der später getrennten Stämme vor ihrer Trennung andeutet.

Für alles weitere müssen wir uns an den Erdboden wenden, der mit fast unverwüstlicher Zähigkeit die Spuren ältester menschlicher Thätigkeit bewahrt hat, von der Zeit an, als die Metalle noch ungekannt und ungenützt waren, tausende von Jahren zurück, bis in die Zeiten der vollen christlichen Kultur. Er zeigt uns, wo und wie die Menschen wohnten und wie sie sich vor Feindesnoth in festen, wallumschanzten Zufluchtsorten bargen. Wir beobachten die Gebräuche bei der Bestattung der Todten und lernen ihre Anschauungen vom Jenseits verstehen. Wir erfahren, woher sie ihren Lebensunterhalt gewannen, ermessen, wie hoch ihre Kunstfertigkeit entwickelt war. Den Verkehr mit den Nachbarn kontroliren wir, von denen man Material und Formen bezieht, die im Lande bisher unbekannt waren. Wir verfolgen den fremden Händler, der Geräthe und Schmuck von hoher Kunstvollendung aus den südlichen Kulturländern in die Wälder Germaniens hinaufbringt. Wir stellen das Eindringen fremder Völker fest, die die alteingesessenen vertreiben und eine neue, andersartige Kultur an Stelle der alten setzen.

Man hat den Archäologen wohl einem rückwärts gewandten Propheten verglichen, der uns mit Seherblick die längst entschwundene Zeit zurückzaubert. Zutreffender stellte man ihn dem Mosaikarbeiter gleich, der aus hunderten von feinen Steinchen ein reiches Bild zusammenfügt, Steinchen, außer dem Zusammenhange unscheinbar und dem Uneingeweihten in ihrem Werthe und ihrer Bedeutung fremd, deren jedes durch unendlich mühevolle Arbeit gewonnen worden ist, die auch das Kleinste nicht zu gering achtet, um nicht die höchste Kraft daran zu setzen.

Wir sind in Hessen mit der archäologischen Forschung noch sehr im Rückstande. In den siebziger und achtziger Jahren hat der Museumsdirektor Dr. Pinder mehr rekognoszirend wie systematisch untersuchend eine große Zahl von Gräbern durch ganz Hessen hindurch geöffnet. Seitdem hat die Arbeit ruhen müssen, und Hessen ist noch immer ein heller Fleck auf der prähistorischen Karte Deutschlands, während ringsum in den deutschen Landen das Material bereits so eifrig und gewissenhaft gefördert ist, daß man zu zusammenfassenden Darstellungen ihrer Vorgeschichte zu schreiten beginnt. Ich erwähne hier beispielsweise die vortreffliche und gut orientirende „Vorgeschichte von Mecklenburg“ von R. Beltz (Berlin, Süsserot, 1899).

Hoffentlich werden bald die Mittel flüssig, um bei uns das Versäumte nachzuholen.

Zwei Aufgaben müssen vor allen Dingen erledigt werden: die Vermessung der vorgeschichtlichen Befestigungen und die Untersuchung der vorgeschichtlichen Gräber.

Hand in Hand mit dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde ist die Direktion des Königlichen Museums zu Kassel bereits den beiden Aufgaben näher getreten; die Kosten hat sie zunächst auf ihr eigenes Risiko übernommen.

Es ist im „Hessenland“ früher berichtet worden, wie sich eine Kommission gebildet hat, die unsere vorgeschichtlichen Wälle und Burgen aufsucht, vermißt und Pläne in großem Maßstabe von ihnen anfertigt. Sie hat mit den um Kassel herumliegenden begonnen und eine stattliche Anzahl schon aufgearbeitet. Die Pläne der Hunrodsburg auf Wilhelmshöhe, der Wälle auf dem Hirzstein, die Herr Dr. Eysell entdeckt hat, auf dem Dörnberg, auf der Altenburg bei Niedenstein und bei Niederurff, auf der Burg bei Großenritte, auf dem Bilstein bei Besse, auf dem Odenberg bei Gudensberg liegen nahezu fertig vor, und bald wird es an die Wälle in der Allendorfer und in der Marburger Gegend gehen, beides alte Kulturmittelpunkte in unserem Lande. Anfang 1902 hoffen wir das erste Heft eines Atlas der vorgeschichtlichen Befestigungen Hessens herausgeben zu können.

Die Untersuchung der Gräber soll im Fuldischen beginnen, wo Herr Forstmeister Martin durch seine Forstbeamten eine überraschend große Anzahl von Hügelgräbern hat feststellen lassen.

Auch haben die Pinder'schen Grabungen die umfangreichsten und wichtigsten Funde aus der Bronzezeit und frühen Eisenzeit gerade hier ergeben. Wenn hier eine Reihe von Jahren hindurch in systematischer Weise und nach bestimmtem Plane die Gräber untersucht worden sind, so können hoffentlich die Grundlinien einer Vorgeschichte der Fuldaer Gegend gezogen werden, und mit diesem zusammenhängenden Materiale verglichen, werden die mehr vereinzelten Funde aus dem übrigen Hessen besser verständlich werden. Um aber den vollen Gewinn aus den Gräbern zu ziehen, werden sie gleichzeitig im ganzen Lande aufgesucht und in die Niveaukarte (1:25000) eingetragen. Es ergiebt sich auf diese Weise ein anschauliches und lehrreiches Bild von der Besiedelung des Landes, das zu mancherlei Folgerungen veranlaßt, wie das die Kartirung der Gräber im Fuldischen zwischen Vogelsberg und Fulda dargethan hat, die mit Unterstützung der Stände 1896 vorgenommen wurde.

In überaus glückverheißender Weise sind übrigens die Grabungen schon begonnen worden. Ein Hügelgrab bei Oberaula und sieben in der Nähe Fuldas wurden im Sommer d. J. geöffnet, da die bevorstehende Einebnung dieser Hügel zur Eile mahnte. Die Funde waren über Erwarten lehrreich.

In dem Oberaulaer Grabe wurde eine in höchst sorgfältiger und selten beobachteter Weise gebaute Grabkiste bloßgelegt, die von Steinkränzen in verschiedener Höhe umgeben war. Zwei prachtvolle Bronzeschwerter aus der älteren Bronzezeit, das eine mit den Resten der Holzscheide, waren dem verbrannten Todten mitgegeben. —

In Fulda erwiesen sich drei Hügel von den sieben noch als unberührt. Wohl das schönste barg die unverbrannt beigesetzten Leichen eines Kriegers und seines Kindes, das ihm zu Füßen in einer Steinsetzung ruhte. Bei dem Krieger lagen seine Waffen: Schwert, Speer, Beil; ein Gehängstück rührte wohl von einer Tasche her, eine Nadel hatte seinen Mantel zusammengehalten. Bei der Kinderleiche fanden sich nur Schmuckstücke: Arm- und Beinringe sowie eine Halskette mit einem Muschelplättchen. Den Todten in einem zweiten Hügel waren nur das Beil und die Gewandnadel mitgegeben, den Frauen statt des Beiles weitere Schmuckstücke. Besonders wichtig war die Beobachtung, daß in beiden Hügeln dicht unter der Spitze Nachbestattungen konstatirt wurden, die hunderte von Jahren nach der Erbauung der Hügel dort vorgenommen waren. In der Zwischenzeit hatte man in Hessen das Eisen kennen gelernt, denn während Waffen und Geräthe unten in den Gräbern von Bronze waren, fanden sich oben Waffen und Ringe aus Eisen. Die Nachbestattungen werden um die Mitte des ersten Jahrtausends vor Christi Geburt stattgefunden haben; die Anlage der Hügel und der Gräber auf ihrer Sohle müssen gegen den Anfang des Jahrtausends angesetzt werden. —

Alle diese Funde und alle weiteren, die im Verlauf der jährlichen Grabungen gemacht werden, sollen von Jahr zu Jahr in der Zeitschrift des hessischen Geschichtsvereins veröffentlicht werden.

An die Leser des „Hessenlandes" aber, denen die Erforschung der Geschichte unseres Landes am Herzen liegt, ergeht die Bitte, dem Verein und dem Museum bei ihren eben geschilderten Arbeiten behilflich zu sein. Nicht durch eigenmächtige Grabungen! Denn durch jede Ausgrabung, die nicht von einem Fachmann geleitet ist, geht kostbares Material verloren. Der Werth der Fundstücke an sich ist gering, und wissenschaftlich sind sie, wenn die Fundverhältnisse nicht genau beobachtet sind, werthlos. Die Methode der Beobachtung aber will erlernt sein.

Wer aber den Vorstand des hessischen Geschichtsvereins von dem Vorhandensein alter Wälle und alter Gräber in Kenntniß setzt, wer ihm von Zerstörungen solcher Denkmäler zeitig Nachricht gibt und sie einstweilen nach Kräften zu verhindern sucht, der erwirbt sich ein hohes Verdienst um die Sache unserer hessischen Vorgeschichte.

J. B.

Melsunger Familiennamen bis 1626.

(Fortsetzung.)

Mit der Dauer der Friedenszeit ziehen immer mildere Gesinnungen in die Herzen ein. Da hat jeder wieder seine stille Freude an Besitz und Gut und preist denjenigen glücklich, der „an Gut reich" ist wie Hotterich (1535–75; später Otterich) oder Ullerich (1575). Daheim aber läßt sich solch ein Glücklicher gern Oetzel (1576) nennen. Großen Werth legt man auf die eingezäunten Besitzungen, denen Hacke (1626) seinen Namen verdankt. Reich an solchen ist Henrich (1626), der von liebem Munde Heine (1553) oder Heintz (1555) angeredet wird. Einen Jüngling dieses Namens bezeichnet man zum Unterschiede von den andern als Kyndelhentz (1535), einen

anderen, der viel mit Eisen umgeht, als Ysernhencze (1463; Eiserheintz 1575, 1626). Ihnen schließt sich Hegger (1626) an, „das Heer aus der eingehegten Besitzung," und Hekewulle (1389), der sie wüthend „wie ein Wolf" vertheidigt. Der Bewohner eines umzäunten Gutes wurde später Heckmann (1463) genannt.

So giebt es mehr als einen „Reichen" unter ihnen: Riche (1435—1519), Reichman (1609) und Richelman (1626). Wohl ihnen, wenn sie auch zu „geben" verstanden nach der Art von Gebel (1560, 1561; Goebell 1575).

Weideling (1626) gelingt es nicht so, große Schätze aufzuspeichern; er ist der „Nachkomme eines Waldbewohners", der Wald ist seine Lust, schenkt ihm das köstliche Wildpret und ernährt seine Heerden. Des Waldes Lob verkündet auch Wittich (1626).

Die friedlichen Eigenschaften der Mitmenschen finden nun gebührende Beachtung. Der „Glanz", die „Schönheit" wird an Wenig (1626) bewundert. Diesen ehrwürdigen Alten bezeichnet man als Grau (1626). Der Vater jenes Mannes fiel durch den Weg auf, den er nahm, durch die Reisen, die er machte; er wurde deshalb Sindo genannt und sein Sohn Synyng (1405). Stuelung (1495; Stollgk, Stulling 1535 bis 1626) hatte einen Vorfahren, der ein „Fußgestell", eine „Stütze" brauchte, weil er im Kriege verwundet war. Als lobenswerth gilt es, ein „lieber" Kerl zu sein wie Lybe (1377; Leippe 1577) und „berühmt als Freund" wie Wenemar (1392—1412).*)

Jetzt, da es dem Sinne noch nicht wieder nach Hader und Gewaltthat gelüstet, ist der rechte Augenblick für die Sendboten des Christenthums gekommen. Sie predigen mit Begeisterung von dem Gotte der Liebe. Bald schätzt man es als gute Vorbedeutung, einen Knaben Gottschalck (1626) zu taufen d. h. „Gottes Knecht" oder Gittler (1575) d. h. „Gottes Heer". Frauen legt man gern den Namen Gutte (1575; jetzt Gude) bei, den Nachkommen eines Godo den Namen Gotting (1626). Als Koseform aber wird Goetze (1575) angewendet.

Auch die lieben Engel erringen sich einen Platz in der Seele des Volkes, und ein Engelhart (1626) bemüht sich, „fest und stark wie ein Engel" zu sein.*)

Dann strömen aber, begünstigt von kurzsichtiger Priesterschaft, die Fremdworte schaarenweise herbei, schmälern den alten deutschen Namen ihr Hausrecht und verdrängen hier und da einen guten Theil von diesen.

Die meisten christlichen Namen sind der hebräischen Sprache entnommen. Bartholmes (1535; Bartell 1626) ist der „Sohn des Tolmaï". Jacob (1626), in der Bibel Esau's jüngerer Bruder, bedeutet einen „Fersenhalter oder Nachgeborenen". Mit Jordan (1493) scheint der bekannte Strom des heiligen Landes gemeint zu sein. Kymen (1534) stellt vermuthlich eine Abkürzung von Joachim vor und tröstet im Unglück, denn „Jehovah richtet auf". Mickel (1443; Michell 1626) erhebt die Frage: „Wer ist wie Gott?" Mattes (1626) oder Thies (1435; Thyas 1575—1626; zuletzt Dias) ist ein hebräischer Theodor, ein „Geschenk Gottes". Salomon (1626) heißt „der Friedliche" und Tobies (1575) „Güte Jehovah's".

Griechischen Ursprungs sind nur: Andreas (1626), „der Mannhafte," Asmus (1575) d. h. Erasmus, „der Liebenswürdige," und Stephan (1435—1566), „Kranz".

Dem Lateinischen gehört Cappuz (1332) an, „eine Mönchskappe," dann auch „Weißkohl" bedeutend.

2. Ortsnamen.

Schon in der Urzeit wurden diejenigen, welche aus einem andern Gaue einwanderten, nach ihrem Stamme benannt, und so entstanden Namen wie Franke, Sachse, Hesse. Als aber der steigende Verkehr und die Städtegründungen die Menschen leichter von der Scholle lösten und durcheinander würfelten, wurden die Familiennamen der örtlichen Herkunft viel weiter verbreitet.

So findet sich in Melsungen vor 1500 ein Flamländer oder Fleming (1416), an den noch jetzt die Flemmergasse erinnert, und einer von der Lahn, Loyner genannt (1493—1513). Brascher (1437) scheint ursprünglich aus Braasche im Lüneburgischen eingewandert zu sein; die späteren Namensformen (1464 Bruscher; 1490, 1493 Bruesscher) erinnern indessen mehr an einen „Preußischen", einen Bewohner des damaligen Ordenslandes Preußen.

*) Ottirih, Oterich 9. Jahrh. — Udalrich 10. — Ozilo. — Hago 6., Hacco 8. — Haganrih 7. — Hagihar 8., Hegere 10. — Hagiwolf. — Rico, Richo 9. — Ricman 10., später Richman. — Gebo. — Ortsname Witalinchova. — Witigo 9. — Wanicho, Weneco. — Grawo, Grao 9. — Sindung 9. — Stollinc 9. — Liuba masc. 6. — Winimar 8., dann Wenemar.

*) Godascalcus 7., Gotschalk 11. — Godalhar 8., vgl. Gudila. — Guta fem. 8., Guda fem. 9.; Gude Guprecht 1393 in Melsungen. — Godizo, Gozo. — Angilhart 9.

Nach 1500 gesellen sich hinzu: ein Benthamer (1599) aus Bentheim im Osnabrückschen und ein Einwohner von Berghofen bei Battenberg, Berckhoffer (1541—1626), in dessen Besitz sich ehemals „Berghöfers Wäldchen“ an der Kasseler Landstraße befand. Dillicher (1626) stammte aus Dillich bei Homberg, Heusener (1577—91) aus Hausen am Meißner oder aus einem gleichnamigen Orte anderswo. Cöseler (1576) mag Kusel in der Rheinpfalz oder Cosel in Schlesien seine Heimath genannt haben. Harlenhen (1626) ist Johann, allenfalls auch Heinrich, von Harle bei Wabern. Lohrmann (1593; Lorman 1624) scheint mir einen Mann aus Lohra bei Felsberg vorzustellen.*)

Diese Einwohnernamen sind zur Bezeichnung von Personen nicht so beliebt wie die eigentlichen Namen von Orten, aus denen die neu Eingewanderten stammten. Bald unterließ man es auch, das Wörtchen „von“ vor den Ortsnamen zu setzen.

Die deutsche Bauerschaft war der unversiegliche Quell, aus dem die Städte ihre Bevölkerung zuerst schöpften und immer wieder ergänzten, so oft Krieg und Pestilenz und das aufregende und aufreibende Stadtleben die Reihen der Bürgerschaft gelichtet hatte. So haben auch zur Gründung und Bevölkerung Melsungens die benachbarten Dörfer einen Theil ihrer Bewohner abgegeben, daher trifft man gerade unter den ältesten Melsunger Familiennamen viele Ortsnamen der Nachbarschaft.

Vor 1500 sandten die folgenden hessischen Orte einzelne Einwohner nach der Stadt Melsungen: Hoch oben auf Bergeshöhe Albshausen (1267 von Alboldeshusen; 1288 von Albeshusen), unten im anmuthigen Pfiefthale Adelshausen (1275 von Odolveshusen; 1377 von Odolfishusen). Mitten zwischen Niedenstein und Wolfhagen ist Balhorn gelegen (1332—64; auch Baylhorn), Breitau dagegen (1379 Breytowe) bei Sontra. Der Erfurter Student Joh. Elfershusen (1444) und die Leipziger Cr. Elferhußin (1442) und Hrm. Elfershaußen (1491) sind vielleicht Söhne oder sonstige Verwandte Herman's von Elfirshusin, der 1436 eine Melsunger Urkunde untersiegelte. Dann gehören sie wohl zu der adligen Familie von Holzheim.**) Das Dorf Ermetheis bei Gudensberg heißt in einer alten Urkunde Ermenteus, daher lautet der abgeleitete Familienname Ermentoys (1400—1416). Vinkeldal (1460) erinnert an die Wüstung Finkental bei Spangenberg. Vach (Vacha) an der Werra und Grebenau verdienen besondere Aufmerksamkeit, weil für den anfänglichen Ortsnamen (von Fache 1412; von Grebenowe 1353 bis 1356) später der Einwohnername eintritt (Fekir 1416—38; Grebener 1437). Gensungen erscheint, da der Name eine Wittwe bezeichnet, in der Genetivform Gensinges (1436). Heinebach (1389—1400) ist ganz unverändert geblieben. Die Familiennamen von Heiligirshusen (1416; = Hilgershausen), von Hebelde (1454; = Hebel bei Homberg) und von Cappel (1437) zeigen wieder das Verhältnißwort „von“. Der Schultheiß Johann von Hebelde gehört augenscheinlich zu dem Adelsgeschlechte von Hebel. Der Schultheiß Heynrich Kirchain (1400) nennt sich selbst von Kirchain (1412). Königswald bei Sontra schenkte der Stadt Melsungen unter dem Namen Konnigeswald (1416—39) ein schnell verbrauchtes Bürgergeschlecht. Maltzfeld (1379—1469) zeigt sich noch in der richtigen alten Schreibweise. Herman von Menershusen (1288) stammt aus dem benachbarten Mörshausen, dessen Name vor fünfhundert Jahren Menardishusen lautete. Meckelar (1463) bei Hersfeld und Mynczinberg (1484) im darmstädtischen Oberhessen lassen sich unschwer wiedererkennen. Dann heißt's zurückkehren in Melsungens Nähe, wo Gumpert von Ostheim (1267) seine Heimath hat. Sungil (1408) führt uns wieder über die Berge in's Schwalmthal, nach Singlis bei Borken (alt: Sungule), Suerborn (1435) in die Flur von Niedenstein, zum Saurborn. Utzhusen (1416) kann kaum etwas anderes als Uttershausen zwischen Homberg und Wabern bedeuten. Walburg bei Lichtenau (alt: Walberg) ist durch Walpurgis (1288) vertreten, einen Namen, der erst in Walberg (1435) und dann in Walper (1626) verändert wurde.

Diesen zahlreichen hessischen Ortsnamen, von denen etwa zwei Drittel in Melsungens näherer Umgebung zu suchen sind, stehn nur wenige außerhessische in dieser Zeit gegenüber. Aus dem sachsen-altenburgischen Orte Gerstenberg (1379—98) ist nämlich gleichfalls ein Einwohner nach Melsungen gezogen, ebenso aus dem unbestimmbaren Grinßrat (1460), aus dem bairischen Lauringen an der Lauer bei Schweinfurt (1400 Lurung) und aus Schwall bei Nastätten in Nassau (1437—69 Swalle). Schorregge (1493) mag mit dem Schareggenkamp bei Osnabrück irgendwie zusammenhängen.*) —

*) Andere ziehen es aber vor, den Namen Lohrmann als Lohgerber zu erklären.

**) Landau, Hessengau S. 168.

*) Vgl. Jellinghaus S. 118.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der ersten Hälfte des Monats November.

Am 1. November 1762 kapitulirte die französische Besatzung von Kassel nach der zweiten Belagerung der Stadt im siebenjährigen Kriege.

Am 1. November 1806 wurde Kassel von einem französischen Corps unter General Mortier besetzt. Kurfürst Wilhelm I. mußte fliehen.

Am 1. November 1850 rückten die Bundeshülfstruppen (Baiern und Oesterreicher) unter dem bairischen General der Kavallerie Fürsten Karl Theodor von Thurn und Taxis in Hanau ein.

Am 2. November 1709 wurde das Collegium Carolinum im Kunsthause zu Kassel eingeweiht. In dieser Lehranstalt sollten junge Leute in Mathematik und Physik sowie in Geschichte, Philosophie und Geographie unterrichtet und so für die Universität vorbereitet werden.

Am 2. November 1850 wurde Kassel von preußischen Truppen besetzt.

Am 3. November 1213 erfolgte die Stiftung des Augustinerklosters Merxhausen.

Am 6. November 1462 eroberte Landgraf Ludwig II. den Schöneberg bei Hofgeismar, welchen ihm der Erzbischof Adolf von Mainz (aus dem Geschlecht der Grafen von Nassau) pfandweise überlassen hatte. Die Eroberung wurde erforderlich, weil die Besatzung es mit dem Gegenerzbischof Diether von Ysenburg hielt.

Am 6. November 1632 fiel in der Schlacht bei Lützen der Fürstabt von Fulda Johann Bernhard Schenck zu Schweinsberg.

Am 6. November 1739 erließ Prinz Wilhelm von Hessen als Statthalter seines Bruders Landgraf Friedrich's I. (König von Schweden) in dessen Namen die treffliche Grebenordnung. (Vgl. „Hessenland" 1899, S. 174 f. u. S. 190 f.)

Am 7. November 1635 unterlagen die Hessen unter Kurt von Dalwigk dem Kroatengeneral Isolani.

Am 8. November 1471 starb Landgraf Ludwig II. von (Nieder-)Hessen auf dem Schlosse Reichenbach, 38 Jahre alt, mit Hinterlassung von zwei unmündigen Söhnen, die beide den Namen Wilhelm führten.

Am 8. November 1734 wurde der Grundstein zu der lutherischen Kirche in Kassel gelegt.

Am 8. November 1762 kam Herzog Ferdinand von Braunschweig mit den französischen Marschällen Soubise und Etrées bei der Brückermühle unterhalb Amöneburg zusammen, wo noch jetzt ein Denkmal an diese Zusammenkunft erinnert, welche die Feindseligkeiten zwischen den Verbündeten und Franzosen im siebenjährigen Kriege beendigte.

Am 8. November 1850 trafen die preußischen Truppen unter General Graf von der Gröben mit den Bundestruppen unter dem Fürsten von Thurn und Taxis bei Bronzell unweit Fulda zusammen. Nach einem kurzen Gefechte räumten die Preußen die Stadt Fulda, die dann von den Bundestruppen besetzt wurde.

Am 11. November 1468 eroberte Landgraf Ludwig I. das Schloß Buchenau.

Am 13. November 1504 wurde Landgraf Philipp der Großmüthige geboren.

Am 13. November 1542 wurde das Kloster Merxhausen in ein Hospital umgewandelt.

Am 14. November 1461 trat die Werra über ihre Ufer, sodaß namentlich in Eschwege eine große Ueberschwemmung entstand. Das Wasser drang dort bis auf den Altar der Heil. Geist-Kirche (Siechenhauskapelle).

Am 14. November 1471 übertrug die Wittwe Landgraf Ludwig's II., Mechtild von Würtemberg, die Vormundschaft über ihre beiden Söhne an Landgraf Heinrich III., den Bruder ihres verstorbenen Gemahls.

Am 14. November 1640 starb Prinz Christian, Sohn des Landgrafen Moritz, erst 18 Jahre alt, zu Bückeburg an den Folgen des berüchtigten Gelages, welches der schwedische General Banér am 28. Oktober gegeben hatte, und welches auch diesem genialen Heerführer den Tod brachte.

Am 15. November 1494 starb Johann Emerich, Stadtschreiber zu Frankenberg, welcher seinem Namen durch Aufzeichnung der alten Frankenberger Rechtsgewohnheiten ein würdiges Denkmal gesetzt hat.

Am 15. November 1640 fiel der kaiserliche Oberst Breda in dem Gefecht bei Riebelsdorf gegen den französischen Oberst Rosen. Im Jahre 1840 ist an der muthmaßlichen Stelle des Kampfes ein Denkmal gesetzt worden.

Am 15. November 1703 unterlagen die hessenkasselschen Truppen den Franzosen in dem Treffen bei Speierbach.

Am 15. November 1772 starb Johann Christian Senkenberg, Physikus der Stadt Frankfurt, hessenkasselscher Hofrath und Leibarzt des Landgrafen Wilhelm VIII., Begründer der nach ihm benannten Senkenberg'schen Stiftung, infolge eines Sturzes vom Gebälk des noch unausgebauten Stiftungshauses.

Aus Heimath und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein zu Marburg. Am 9. November Abends hielt der hessische Geschichtsverein zu Marburg seinen ersten Vortragsabend für den begonnenen Winter ab. Den Hauptvortrag hielt Professor Dr. Wenck über Elisabeth von Thüringen, die Gemahlin Landgraf Heinrich's II. von Hessen, Tochter Landgraf Friedrich's des Freidigen von Thüringen (1306—1367), welche im Februar 1318 einem Sohne des Landgrafen Otto von Hessen, den er nach Belieben auswählen konnte, zur Ehe versprochen wurde. Die Ehe der Prinzessin mit dem älteren der hessischen Prinzen wurde vermuthlich im Jahre 1321 vollzogen. Elisabeth war trotz ihres jugendlichen Alters bereits zweimal an deutsche Fürstensöhne versprochen gewesen, wie ja die Hauspolitik des Mittelalters Derartiges nicht selten im Gefolge hatte. Die Ehe mit dem Landgrafen, der sich im übrigen als tüchtiger Regent erwies, gestaltete sich durch seine Schuld zu einer unglücklichen. Im Jahre 1334 verließ die Fürstin ihren Gemahl, weil sie in ihren ehelichen Rechten durch ein Hoffräulein beeinträchtigt wurde, und begab sich unter dem Schutz ihres Bruders Landgraf Friedrich zu ihrer Mutter nach Gotha. Kaiser Ludwig der Baier gebot dem Landgrafen seine Gemahlin wieder zu sich zu nehmen und ihr alle schuldigen Ehren zu erzeigen, doch ohne Erfolg. Die Gatten blieben getrennt. Nach dem Tode ihrer Mutter im Jahre 1359 zog die Fürstin von Gotha nach Eisenach, der Begräbnißstätte ihrer Eltern, wo sie 1367 starb und fromme Stiftungen an die dortigen Kirchen ihr Gedächtniß erhielten.

Archivrath Dr. Reimer legte den von Professor Tschackert in Göttingen herausgegebenen Briefwechsel des Antonius Corvinus und die Lebensbeschreibung dieses hervorragenden, um die Förderung der Reformation in Braunschweig-Kalenberg und Hessen verdienten Theologen, eines Zeitgenossen Landgraf Philipp's, aus der gleichen Feder vor. Corvinus brachte einen erheblichen Theil seines Aufenthaltes in Hessen in Marburg zu, obgleich er eigentlich Pfarrer zu Witzenhausen war. Er stand einigen Marburger Professoren besonders nahe. Ein Tschackert unbekannt gebliebener Brief des Corvinus gelangte im Original zur Vorlage. Archivar Dr. Küch ertheilte der Versammlung Auskunft über ein aus dem Ende des 14. oder Anfang des folgenden Jahrhunderts stammendes und mit Abbildungen versehenes Bruchstück einer Niederschrift von Zauberformeln zum „fest machen", die er vorzeigte. Dr. Reimer las ferner noch den Brief einer Herzogin von Braunschweig an einem Herrn von Plesse vom Jahre 1469 vor, der für den ungezwungenen Ton höfischer Geselligkeit jener Zeit bezeichnend ist.

Geschichtsverein in Kassel. Am 12. November hielt Kanzleirath Neuber den angekündigten Vortrag über: Das Riesenschloß und die Herkulesstatue zu Wilhelmshöhe und ihre Erbauer in der dazu angesetzten außerordentlichen Sitzung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel. Den Vorsitz führte der stellvertretende Vorsitzende Geheimer Regierungsrath Dr. Knorz. Dem Vortragenden ist es gelungen, über den behandelten Gegenstand wichtiges bisher unbekanntes Quellenmaterial zu beschaffen und mit dessen Hilfe die Kenntnisse der Hörer darüber erheblich zu bereichern, infolgedessen wurde ihm von der zahlreichen Versammlung lauter Beifall gespendet und von dem Vorsitzenden der warme Dank des Vereins ausgesprocheu. Wesentlich geklärt wurde durch die trefflichen Ausführungen des Redners die Frage nach dem Antheil des Goldschmiedes Antoni, bezw. des Kupferschmiedes Küper an der Herkulesstatue. (S. auch Nr. 17 S. 217.) Er ist auf Grund des vorliegenden Stoffes der Ansicht, daß Antoni doch wohl der Hauptantheil an der Herkulesstatue gebührt, Küper dagegen erst an zweiter Stelle in Betracht kommt.

Kasseler Grimmgesellschaft. Am 2. November Abends fand nach $2^1/_2$ jähriger Pause wieder eine Versammlung der Kasseler Grimmgesellschaft statt, welche deren Vorsitzender Direktor der Landesbibliothek Dr. Lohmeyer leitete. Derselbe eröffnete dieselbe mit einer Reihe geschäftlicher Mittheilungen, wonach der Gesellschaft u. a. die Wittwe des Erbgroßherzogs von Sachsen-Weimar und ihr Sohn der jetzige Erbgroßherzog Ernst Wilhelm, sowie die einzige, noch lebende Tochter Wilhelm Grimm's beigetreten sind. Die in Aussicht genommene Erwerbung eines Aktenstücks der hessischen Zensurkommission aus den Jahren 1815—1820, welches in der Registratur des königlichen Konsistoriums aufbewahrt wurde, ist leider mißglückt. Der Vorstand hat die inneren Interessen des Vereins in zehn Vorstandssitzungen nach Kräften wahrgenommen. Nach dem dann zum Vortrag gelangenden Bericht des Schatzmeisters ist ein Kassenbestand von 277,56 Mark vorhanden. Die Rechnung wird von Dr. med. von Wild geprüft und richtig befunden, worauf dem Schatzmeister Entlastung ertheilt wird. Die Gesellschaft zählt zur Zeit 75 Mitglieder. In der sich anschließenden

Vorstandswahl, die mit Stimmeneinhelligkeit erfolgte, wurden gewählt die Herren Direktor der Landesbibliothek Dr. Lohmeyer, Oberbibliothekar Dr. Brunner, Dr. von Wild, Dr. Lange, Amtsgerichtsrath Köhler, Landgerichtsrath Büff, Geheimer Regierungsrath Dr. Vogt, Bibliothekar Dr. Scherer, Direktor der Gemäldegallerie Dr. Eisenmann, Rektor Rosenkranz, Kaufmann Karl Koch und Geheimer Regierungsrath Dr. Knorz.

Der Herr Vorsitzende stellt das demnächstige Erscheinen des ersten Grimmheftes in Aussicht, zu dem Professor Dr. Steig in Berlin sowie Dr. Brunner literarische Beiträge zugesagt haben, sodaß für ein oder zwei Hefte hinlänglich Stoff vorliegt.

Der Geschäftsbericht wie jedes Grimmheft werden den einzelnen Mitgliedern unentgeltlich zugehen. Schließlich werden noch verschiedene zum Theil sehr werthvolle Geschenke zur Kenntniß der Mitglieder gebracht, so fünf Briefe der Brüder Grimm an ihren Kasseler Geschäftsfreund J. Rinald, aus den Jahren 1848/49, ein Aufsatz von Reinhold Steig über Werner Henschel, welcher zu den Brüdern ebenfalls Beziehungen hatte, sodann noch weitere Briefe Jakob Grimm's, theils in Original, so aus dem Besitz des Direktors Dr. Eisemann, theils in Abschrift nach dem in Besitz der Frau Dr. Rothfels befindlichen Original. Dr. Knetsch überwies eine gute Photographie des Grimmdenkmals in Hanau.

Bronzell. Aus Anlaß des fünfzigsten Jahrestages der „Schlacht bei Bronzell", welcher noch an anderer Stelle dieser Nummer gedacht ist, fand am 8. November in Anwesenheit der Spitzen der Fuldaer Militär- und Civilbehörden und unter Theilnahme einer großen Menschenmenge aus Stadt und Land am südlichen Ende des Dorfes Bronzell auf einer Wiesenzunge an der Straßengabelung nach Schloß Adolfseck, Eichenzell und Löschenrod die Grundsteinlegung für ein Denkmal zur Erinnerung an den am 8. November 1850 dort stattgehabten Zusammenstoß preußischer, baierischer und österreichischer Truppen statt.

Bereits seit dem 4. November ist in Fulda eine Ausstellung von Akten, Berichten, Bildern, Plänen und sonstigen auf den Tag von Bronzell bezüglichen Erinnerungsgegenständen eröffnet, die äußerst reichhaltiges Material bietet und zahlreich besucht wird.

Universitätsnachrichten. Der Lektor der französischen Sprache an der Universität Marburg Dr. Doutrepont hat einen Ruf als Professor an die militärische Akademie zu Namur (Belgien) erhalten und demselben unverzüglich Folge geleistet.

Der seitherige Polizeipräsident zu Kassel Graf von Königsdorff ist mit dem 31. Oktober aus seinem Amte, das er zwölf Jahre lang mit Gerechtigkeit und Milde verwaltet hat, geschieden, um in den ihm auf seinen Antrag bewilligten Ruhestand zu treten. Die städtischen Behörden der Residenzstadt drückten dem Scheidenden für das denselben jederzeit gezeigte Entgegenkommen durch eine Abordnung des Magistrats, an deren Spitze Oberbürgermeister Müller stand, herzlichen Dank aus.

Kammerdirektor, Hofrath Carl Preser nebst Frau Gemahlin in Wächtersbach feierten am 10. November das Fest der silbernen Hochzeit.

Landgerichtsrath Geißler in Hanau beging am 6. November den Tag seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums. Der Jubilar ist noch so rüstig, seines Amtes walten zu können.

Von der in der Sitzung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde vom 12. November abgegebenen Erklärung des Herrn Museumsinspektors Professor Lenz, daß in dem in Nr. 18 vom 17. September d. J. enthaltenem Aufsatz: „Gottfried Kinkel's Beziehungen zu Hessen-Kassel" S. 229 irrigerweise der *Hut Otto's des Schützen und das hessische Krönungsschwert* als im Kasseler Museum befindlich aufgeführt seien und daß der Herr Professor bei Gelegenheit des Besuchs von Gottfried Kinkel im Museum in den siebziger Jahren sich in der daselbst angegebenen Art nicht geäußert sowie daß seiner Erinnerung nach der Realschuldirektor P. (gemeint ist der damalige Direktor der Realschule I. O. hierselbst) nicht mit Kinkel zugleich im Museum geweilt habe, sei hiermit unseren Lesern Mittheilung gemacht. Die Redaktion.

Hessische Bücherschau.

Dr. August Fr. Chr. Vilmar. Ein Gedenkblatt bei der 100. Wiederkehr seines Geburtstages seinen Verehrern gewidmet von einem Zeitgenossen. Kassel, Verlag von Carl Vietor, Hofbuchhandlung. 1900. 223 S.

Bei dem bevorstehenden 100jährigen Geburtstag August Friedrich Chr. Vilmar's war es gewiß ein guter Gedanke, das Andenken an den großen Verstorbenen durch eine pietätvoll geschriebene Biographie wieder wachzurufen und uns die Bedeutung dieses Mannes für die deutsche Wissenschaft vor Augen zu führen. Die von einem Anhänger Vilmar's herrührende anonyme Schrift ist in warmer Verehrung und großer Liebe zur Sache mit fleißiger Benutzung

der einschlägigen Quellen und ungedruckter Briefe abgefaßt. Auch die Sprache läßt im Ganzen nichts zu wünschen übrig, doch geht der Autor in dem Bestreben, möglichst poetisch zu wirken, hier und da zu weit, sodaß der Stil oft süßlich wird und an den junger Backfische erinnert. So z. B. S. 54: „Als das Schneeglöckchen den Frühling von 1827 einläutete und Blauveilchen seinen süßen Duft über die lenzesgrüne Erde ausströmte, hielt Vilmar seinen Einzug in der Lullusstadt als Lehrer des dortigen Gymnasiums." Auch muß es wohl S. 42 Zeile 12 v. u. heißen „zum letzten Male" und S. 83 Zeile 10 v. o. „einem der herrlichsten Bauten".

Was aber die Hauptsache eines solchen Buches, die innere Anlage, betrifft, so vermag ich in dem vorliegenden keinen allzugroßen Fortschritt zu einem bereits früher (zum 75jährigen Geburtstag Vilmar's) erschienenen*) zu erkennen. Die Liebe des Verfassers zu einem Gegenstand bedingt noch nicht den Werth eines Buches. Ueber die mechanische Aufzählung der Lebensumstände und Werke Vilmar's kommen beide Schriften nicht hinaus. Besonders die eben erschienene kann sich nicht genug thun in der Auftischung überflüssiger Anekdoten und sonstiger Beigaben. Nirgends merkt man einen Ansatz zu einer tieferen psychologischen Entwicklung des Stoffes, man vermißt die Persönlichkeit, die über dem Ganzen steht. Von allen Biographien ist vielleicht am schwersten eine solche über Vilmar zu schreiben. Die Aufgabe kann „voll und ganz" meiner Ansicht nach nur jemand leisten, der auf allen drei Gebieten der wissenschaftlichen Thätigkeit Vilmar's, der Theologie, Pädagogik und Germanistik, gleich gut zu Hause ist.*) Da aber infolge unseres heutigen Spezialisirungsbestrebens solche Leute in der Gelehrtenwelt immer seltener werden, werden wir schwerlich einmal in den Besitz einer allen Anforderungen gerecht werdenden Monographie gelangen und müssen uns, solange Besseres fehlt, mit dem begnügen, was vorhanden ist. W. S.

*) Aug. Fr. Chr. Vilmar nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Joh. Heinr. Leimbach. Hannover 1875. 170 S.

*) Auch die Redaktion der „Allg. deutschen Biographie" sah dies wohl ein, als sie mit der Bearbeitung des Artikels „Vilmar" zwei Fachmänner, einen Theologen und einen Germanisten, beauftragte.

Hessisches Dichterbuch. Das lang erwartete „Hessische Dichterbuch" von Dr. Wilhelm Schoof wird in den nächsten Tagen in völliger Neubearbeitung mit Biographien und einer literarhistorischen Einleitung vom Verlag von N. G. Elwert in Marburg zur Ausgabe gelangen. An dem Werke sind ca. 50 lebende hessische Dichter und Dichterinnen mit zahlreichen Originalbeiträgen betheiligt, darunter Namen von bestem Klang. In der Einleitung wird vom Herausgeber zum ersten Mal der interessante Versuch gemacht, auf wissenschaftlicher Grundlage eine zusammenhängende Geschichte unserer hessischen Literatur von ihren Anfängen bis in die jüngste Gegenwart zu liefern. Wir machen deshalb die zahlreichen Freunde hessischer Literatur mit allem Nachdruck auf dies neueste Werk Schoof's aufmerksam und empfehlen, das Buch schon jetzt für den Weihnachtstisch vorzumerken, das von dem berühmten hessischen Verlag auch geschmackvoll ausgestattet ist und so sicher ein begehrenswerthes Festgeschenk werden wird.

Personalien.

Verliehen: dem Landgerichtsrath Geißler zu Hanau sowie dem Justizrath Rott, Auditeur a. D. der 22. Division, zu Marburg der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Superintendenten Obstfelder zu Schmalkalden und dem Pfarrer Ewald zu Allendorf a. Landsburg der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Oberlehrer a. D. Professor Dr. Koerber zu Fulda der Kronenorden 3. Klasse; dem Oberlandesgerichtsrath Reimerdes zu Kassel der Charakter als Geheimer Justizrath.

Berufen: Oberbürgermeister Müller zu Kassel zum Mitgliede des Herrenhauses auf Lebenszeit nach stattgehabter Präsentation.

Versetzt: Erster Staatsanwalt von Ditfurth zu Potsdam nach Kassel; Regierungs- und Baurath Bohnstedt von Minden nach Kassel.

In den **Ruhestand** getreten: Polizeipräsident Graf von Königsdorff zu Kassel.

Vermählt: Pfarrer Konrad Riebeling zu Liebenau mit Fräulein Maria Amalie Müller (Marburg, November).

Geboren: ein Sohn: Augenarzt Dr. Karl Jellinghaus und Frau (Kassel, Oktober); Major Wolf von Wurmb und Frau Klara, geb. Freiin von Patow (Kassel, 6. November).
eine Tochter: Apotheker Alfred Haas und Frau Liesel, geb. Hildebrandt (Kassel, 30. Oktober); Amtsrichter B. Drüeke und Frau Cäcilie, geb. Oehring (Grebenstein, 13. November).

Gestorben: Leutnant Edwin von Bischoffshausen (Berlin, 20. Oktober); Frau Karoline Schember, geb. Wagner, Wittwe des Metropolitans, 70 Jahre alt (Kassel, 31. Oktober); Frau Pfarrer Bansmann, geb. Scheuer aus Deisel, 34 Jahre alt (Kassel, Oktober); Referendar Paul Praetorius (Biedenkopf, 31. Oktober); Oberingenieur Gustav Moritz, 52 Jahre alt (im Schnellzug zwischen Kassel und Hofgeismar, 1. November); Steuerassistent Johannes Knauff, 43 Jahre alt (Kassel, 1. November); Pfarrer a. D. Ferdinand Daniel Fenner, 88 Jahre alt (Melsungen, 4. November); Apotheker Bernhard Braun, 63 Jahre alt (Melsungen, 7. November); Frau Pfarrer Elisabeth Wolff, geb. Neuber, 46 Jahre alt (Leipzig-Reudnitz, 7. November).

Briefkasten. Dr. A. in Kassel und Sch. in Bettenhausen. Vielen Dank für Uebermittelung der zum Abdruck recht wohl geeigneten Gedichte.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 23. XIV. Jahrgang. Kassel, 1. Dezember 1900.

Das Elternhaus.

Wie eil' ich durch die lieben Gassen,
Darin mir jeder Stein bekannt,
Ich brauch' nicht auf den Weg zu passen,
Den ich so oft im Dunkeln fand.

Schon steh' ich vor dem Elternhause.
Wie liegt's so friedlich da, so traut!
Mir ist's, als wär's die kleinste Pause,
Seit ich das liebe Haus geschaut.

Dort lugt das Fenster aus den Reben,
An dem die Mutter immer saß!
Nickt sie mir nicht herab soeben?
Mir war's so! — oder täuscht das Glas?

Und unten auf dem Fensterbrette
Die vielen Blumen, Topf an Topf,
Darüber schaut gewiß, — ich wette, —
Des lieben Vaters greiser Kopf!

Mir ist's, als ob er eben winkte
Mit seiner langen Pfeife, dort, —
Dort, wo so hell die Sonne blinkte
Auf seinem Fenster immerfort!

Nur schnell in's Haus! weshalb noch zaudern?
Jetzt bei den Eltern bin ich ja!
Wie treibt es mich, so recht zu plaudern
Von allem, was ich draußen sah!

Ha! — läßt die Klinke sich nicht drücken?! —
Ich finde mich ja nicht mehr aus! —
Ach Gott! — es sollt' mir wohl nicht glücken, —
Ein — Fremder! steh' ich vor dem Haus!

Träumt' ich?! sie ruh'n ja lang' im — Grabe,
Die Eltern, die mich einst geküßt. —
Nun gäb' ich alles, was ich habe,
Hätt' mich ein liebes Wort begrüßt.

Du Elternhaus gehörst jetzt Andern, —
Wie schwer das nur zu fassen ist! —
Und ich? Bin fremd! muß von dir wandern,
Weil du die Heimath nicht mehr bist! — —

Zurück dann schlich ich durch die Gassen,
Darin mir jeder Stein bekannt,
Und doch mußt' auf den Weg ich passen,
Weil mir das Aug' voll Zähren stand.

Bettenhausen-Kassel. Georg Schwiening.





August Friedrich Chr. Vilmar als Germanist.

Zum Gedächtniß seines 100. Geburtstages.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

(Fortsetzung.)

Vilmar war ein Schulmann ersten Ranges. Er besaß vermöge der ihm innewohnenden starken Autorität Gewalt über die Geister. Und die Schüler hingen mit Verehrung und Liebe an ihrem Direktor, wie sie dies mehrmals — zuletzt in dem stürmischen Jahr 1848 — zu beweisen Gelegenheit hatten. Es war eine Lust für sie — man kann das noch heute von Schülern Vilmar's hören — dem Unterricht dieses Mannes zu folgen. Seine besondere Sorgfalt wandte er jetzt dem Deutschen zu. Während seines Aufenthaltes in Kassel hatte er durch den Umgang mit den Brüdern Grimm segensreichste Förderung und nachhaltigen Antrieb zu eignem Schaffen auf diesem Gebiet erhalten. Jetzt übernahm er, vorbereitet durch mehrjährige sorgfältige Studien, selbst den Unterricht in diesem Fach. Er wirkte, wie in den andern Fächern, auch hier organisatorisch durch seine Methode. Er führte seine Primaner in den Urtext der nationalen Dichterschätze des deutschen Alterthums ein, lehrte sie die hohen Schönheiten der älteren Sprache verstehen und schrieb eigens zu diesem Zweck seine „Anfangsgründe der deutschen Grammatik, zunächst für die obersten Klassen der Gymnasien" (Marburg, 1838). Ueber den Betrieb des deutschen Unterrichts braucht man nur seine vortreffliche Vorrede zu der dritten Auflage der ersten Abtheilung des deutschen Lesebuchs von Dr. Nikolaus Bach (1848) und den von Vilmar selbst entworfenen Lehrplan des Gymnasiums, den er den Schulnachrichten von 1846/47 beifügte, endlich auch seine trefflichen Schulreden (zweite Auflage 1852) nachzulesen, um sich zu überzeugen, wie er den Unterricht in diesem Fach auffaßte.

Sein neues Lehramt in Marburg bot ihm auch sonst reichliche Muße zu eigner Arbeit. Mit streng philologischen Arbeiten, bei denen das Vorbild Lachmann's deutlich hervortritt, trat er alsbald auf den Plan. Die sorgfältige Beschäftigung mit dem Heliand erntete zunächst eine kleine syntaktische Arbeit im Marburger Gymnasialprogramm von 1834: De genitivi casus syntaxi quam praebeat Harmonia Evangeliorum saxonico dialecto seculo IX conscripta, und 11 Jahre später ebenda: „Deutsche Alterthümer im Heliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte", in 2. Aufl. als Buch erschienen (Marburg, 1862), eine für die Kulturverhältnisse der Germanen werthvolle, aber an einseitiger theologischer Auffassung leidende Schrift. In dem Bestreben, der Helianddichtung, wie überhaupt der Literatur des Mittelalters, christliches Gepräge zu geben, übersieht er, was für ein schroffer Gegensatz zwischen der christlich-orthodoxen Lehre und der germanischen Weltauffassung liegt. Diese einseitige Art der Auffassung, die der wissenschaftlichen Forschung direkt widerspricht, ist leider ein Fehler Vilmar's, der auch in seinem Hauptwerke, der Literaturgeschichte, oft genug zu Tage tritt.

Heute ist übrigens die Vilmar'sche Heliand-untersuchung durch die neueren Forschungen Sagenpusch's*) vielfach überholt und ergänzt worden.

Das Programm vom Jahre 1835 brachte die Ausgabe eines mittelhochdeutschen Lehr- und Spruchgedichts aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts: „Von der stete ampten und der fursten ratgeben", dessen Handschrift Vilmar in der Landesbibliothek zu Fulda entdeckte. Das Gedicht, das in zwei Theile zerfällt (V. 1—677: Von der stete ampten, V. 678—1292: Von der fursten ratgeben) und gereimte Regeln über das Verhalten von Stadt- und Hofbeamten giebt, hat sich später als ein Werk des Eisenacher Stadtschreibers Johannes Rothe herausgestellt, von dem wir auch eine mäßige Reimarbeit über das Leben der heiligen Elisabeth aus dem Jahre 1430 besitzen, die eine Nachahmung der Marburger Elisabeth-Dichtung ist.

Vier Jahre später gelang Vilmar ein guter Wurf in der ausgezeichneten kritischen Untersuchung über das verworrene Handschriftenverhältniß der Weltchronik des Rudolf von Ems,

*) Em. Sagenpusch: Das germ. Recht im Heliand (Gierke's Unters. zur deutschen Rechts- und Staatsgeschichte, Heft 46).

die ihm den vollen Beifall Jakob Grimm's eintrug. Er schreibt darüber in einem Briefe aus Kassel vom 9. April 1839: „Wir sind Ihnen alle Dank schuldig für die schöne und klare Entwirrung des Verhältnisses zwischen Rudolf von Ems' „Weltchronik" und deren Fortsetzungen und Interpolationen. Ich kann mir nicht anders vorstellen, als daß das Ziel Ihrer Bemühung eine vollständige, in vielem Betracht erwünschte Ausgabe des echten Werkes sein wird. Mein Bruder will das Programm in dem „Gött. Anz." beurtheilen." (Vergl. Stengel, I. S. 301.) Leider ist Vilmar nie zur Herausgabe der Weltchronik gekommen, trotzdem ihn Jakob Grimm wiederholt in den Briefen dazu angespornt hat. Selbst Haupt's Ausgabe des „Guten Gerhard" (Leipzig 1840) vermochte ihn nicht zu ermuntern. Nach einem späteren Briefe (Stengel, I. S. 312) scheint Vilmar seinen Sohn Otto, Lehrer am Gymnasium zu Hanau, damit beauftragt zu haben. Aber auch dieser hat sich der Aufgabe nicht unterzogen, und wir harren bis heute noch immer einer Ausgabe dieses Werkes. Vilmar wird es wohl nach der Seite der Textkritik gerade so wie seinem großen Landsmann Jakob Grimm gegangen sein, der weder eine besondere Befähigung dazu noch Freude daran besaß, denn „Texte herausgeben," schreibt er einmal, „dazu werde ich wohl wenig taugen, ich bin entweder zu leicht zufrieden mit den Lesarten, die ich finde, oder habe zu wenig Respekt davor".

Inzwischen (November 1838) hatte Jakob Grimm Vilmar auch als Mitarbeiter des Deutschen Wörterbuches, von dem 1852 die erste Lieferung fertig wurde, gewonnen (vgl. Stengel, I. S. 298). An dem Riesenwerk waren 83 Gelehrte betheiligt, um Auszüge aus einer großen Menge von Werken der letzten vier Jahrhunderte zu liefern; diese Auszüge waren auf mehr als 600 000 Sedezblättern enthalten. Vilmar hatte nach eigener Wahl Beiträge aus Burkhard Waldis, Sebastian Franck, Wolf von Spangenberg, Rollenhagen, Filador und Melchior Sebiz zu liefern, wofür er ein entsprechendes Honorar vom Verleger empfing. Er unterzog sich der Arbeit mit solchem Eifer, daß er schon im Mai 1839 Auszüge aus Rollenhagen Jakob Grimm überreichen konnte und dieser ihm dafür mit folgenden Worten dankte: „Sie (sc. die Auszüge) scheinen völlig so beschaffen, wie ich es wünsche, aber auch von Ihnen erwarten konnte. Ich habe die drei ersten Bogen aus dem „Froschmeuseler" nachverglichen und finde kein Wort excerpirt, was ich nicht auch mitgenommen hätte, einzelne von minderer Bedeutung, hätte ich noch außerdem zugelassen u. s. w." Einen weiteren Theil von Excerpten (aus Sebastian Franck) scheint Vilmar im Herbst fertig gestellt zu haben, denn am 22. September 1839 schreibt ihm Jakob Grimm: „Sie haben mir, verehrtester Herr, durch Uebersendung Ihrer trefflichen und so schnell geförderten Auszüge große Freude gemacht. Hielten es alle Mitarbeiter ebenso, so könnte das Werk schneller aufwachsen" und am 5. Dezember 1840: „Für das „Wörterbuch" haben wir sonsther kaum willkommenere Beiträge erhalten als durch Ihre Sorgfalt."

Zu dieser Thätigkeit auf dem Gebiete der Textkritik und Lexikologie kommt nun eine gleiche auf dem der historischen Grammatik hinzu. 1840 erschien seine bereits erwähnte „Deutsche Grammatik" Theil I, Laut- und Flexionslehre nebst gothischen und althochdeutschen Sprachproben, später unter dem Titel: „Anfangsgründe der deutschen Grammatik, zunächst für die oberen Klassen der Gymnasien", die sechs von Vilmar besorgte Ausgaben erlebte. Im Wesentlichen bot und wollte dieser erste Theil seiner Grammatik nicht viel mehr als einen Auszug aus Jakob Grimm's zweiter Auflage der deutschen Grammatik bieten, und er sagt darüber selbst im Vorwort: „Daß wir von Jakob Grimm nur lernen und in der deutschen Grammatik allein von ihm lernen können, das wünsche ich nicht allein allen Lehrern, sondern auch den Schülern der Gymnasien ernstlich an's Herz zu legen, zumal in einer Zeit, in welcher die Meisterlosigkeit an der Tagesordnung ist und jeder lieber mit seinen eigenen halben Gedanken denkt, als mit den ganzen eines Meisters." Daß er übrigens mit dem Werk den Beifall Jakob Grimm's fand, der soeben eine dritte umgearbeitete Auflage seiner Lautlehre erscheinen ließ, geht aus einem Brief desselben vom 5. Dezember 1840 hervor: „Ihre Darstellung erscheint mir der Sache völlig angemessen und für den beabsichtigten Zweck sehr brauchbar." Diesem ersten Theil gedachte Vilmar eine Verslehre, Wortbildung und Syntax folgen zu lassen. In einem späteren Vorwort seiner Grammatik, zur dritten Auflage (1849), erfahren wir die Gründe, weshalb er die versprochenen Fortsetzungen unterließ herauszugeben, weil er nämlich glaubte, „daß erst der Unterricht in der Formenlehre und Flexionslehre sicheren Boden gewonnen haben müßte, ehe an Wortbildung und Syntax gedacht werden dürfe". Dagegen hatte er die Absicht, die Verslehre in Kürze herauszugeben, da wurde er im März 1850 als Referent für Kirchen- und Schulwesen in's Ministerium nach Kassel berufen und zu sehr in Anspruch

genommen, um seine Absicht zur Ausführung zu bringen. Ebensowenig blieb ihm Muße dafür übrig, als er im Herbst 1855 als Professor der Theologie nach Marburg berufen ward. Die Verslehre gab nach seinem Tode sein Landsmann und Schüler C. W. M. Grein — der Herausgeber des bekannten angelsächsischen Sprachschatzes — unter dem Titel: „Die deutsche Verskunst nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Mit Benutzung des Nachlasses von Dr. A. F. C. Vilmar" (Marburg und Leipzig 1870) heraus, während die Wortbildungslehre, die unvollendet geblieben war, von einem Schüler aus der Hersfelder Zeit, G. Th. Dithmar, nach dem Manuskript Vilmar's bearbeitet und fortgesetzt wurde (Marburg, 1871). Eine Syntax dagegen ist nie erschienen. Heute sind diese drei Theile der früher viel gebrauchten Grammatik längst überholt und veraltet. Bücher, wie die von Braune, Paul, Sievers und Wilmanns haben ihr längst den Rang streitig gemacht, gegen die selbst die Kauffmann'sche Neubearbeitung der beiden ersten Theile von Vilmar's Grammatik schwer aufkommen kann. Daß übrigens Kauffmann in der zweiten Auflage seiner Neubearbeitung der Laut- und Flexionslehre (Marburg, 1895) nicht einmal den Namen Vilmar's auf dem Titelblatt gelassen hat, dünkt uns wenig pietätvoll.

Während in den nächsten Jahren seit 1840 keine nennenswerthe Leistung Vilmar's auf germanistischem Felde bemerkbar ward, trat er 1845 mit seinem Meisterwerke, seiner Deutschen National-Literatur, an die Oeffentlichkeit und erwarb sich damit einen Erfolg in der ganzen gebildeten Welt, wie er allen ähnlichen Unternehmungen bisher versagt geblieben ist. Die Begeisterung, welche Vilmar durch seinen literarhistorischen Unterricht bei seinen Schülern hervorgerufen hatte, weckte, wie leicht begreiflich, in weitern Kreisen Marburgs den Wunsch, sich ebenfalls an der Schönheit der deutschen Dichtung erfreuen zu dürfen. So hielt Vilmar, dem allgemeinen Drängen nachgebend, im Winter 1843—1844 die Vorlesungen, welche im Großen und Ganzen den Inhalt seiner Literaturgeschichte bilden. Die Vorträge fanden Mittwochs und Samstags im Markees'schen Saale in der Reitgasse (heute Seebode) statt und zwar unentgeltlich. Die zahlreiche Zuhörerschaft bestand aus Männern und Frauen, Professoren aller Fakultäten, Lehrern, Beamten, gebildeten Bürgern mit ihren Angehörigen und besonders aus Studirenden. Nach Beendigung des Vortragscyklus sprach man den Wunsch aus, die Vorlesungen in einem Buche vereinigt zu sehen. Vilmar lehnte anfangs bescheiden den Wunsch ab, gab aber zuletzt dem Drängen seiner Zuhörer nach, und so erschien zum Weihnachtsfest 1845 die erste Auflage seiner Literaturgeschichte unter dem Titel: „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur", nachdem er das Erscheinen derselben vorher von dem Erfolg einer Subskription abhängig gemacht hatte. Welcher Gesichtspunkt ihn bei der Herausgabe leitete, ersehen wir aus dem Vorwort zur 1. Auflage des Buches, die später fortblieb und in der 25. Auflage auf Wunsch wieder abgedruckt ist: „Die Kritik war ihr erster Gesichtspunkt nicht, sollte und durfte es nicht sein; es galt mir darum, die Gegenstände selbst in ihrer Wahrheit und Einfachheit zu den Gemüthern Unbefangener reden zu lassen." Und lediglich von diesem Gesichtspunkte aus und von keinem andern sonst darf man heute, wenn man gerecht verfahren will, über dies Buch urtheilen. Gewiß ist Vilmar auch in seiner Literaturgeschichte in manchen Punkten heute durch bessere Leistungen überholt worden, aber „veraltet" ist sie darum noch ganz und gar nicht. Trotzdem bereits mehr als zwei Menschenalter seit dem Erscheinen des Buches vorbeigerauscht sind, liest es sich heute noch mit einer Frische und Unmittelbarkeit, als wäre es eben erst unter dem Eindruck unserer gegenwärtigen Verhältnisse geschrieben. Abgesehen von der unvergleichlichen Kunst der Darstellung, deren Geheimniß in einer wohlüberlegten Abwechselung zwischen schlichtem Berichtstil und maßvoll bewegter Rhetorik beruht, wächst der Werth des Werkes noch mehr, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Hülfsmittel und Vorarbeiten damals Vilmar zu Gebote standen. Eine lesbare Literaturgeschichte gab es damals noch nicht. Wohl war Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung" soeben in zweiter Auflage herausgekommen, aber die Lektüre dieser streng kritischen Literaturgeschichte war dem großen Publikum nicht zuzumuthen, ebensowenig wie der streng wissenschaftliche Koberstein'sche Grundriß mit seiner dürren, oft skelettartigen Darstellung. Und was sonst an sogenannten Literaturgeschichten vorhanden war, wie Franz Horn's „Geschichte und Kritik der deutschen Poesie" (Berlin, 1805), Rosenkranz' „Zur Geschichte der deutschen Literatur" (Königsberg, 1836), und Laube's vierbändige „Geschichte der deutschen Literatur" (Stuttgart, 1839), konnte unmöglich das Interesse für die deutsche Literatur befördern. Da trat Vilmar mit seiner für die damalige Zeit bewunderungswürdigen Leistung auf, und ihm gebührt das zweifellose Verdienst, zuerst das Verständniß für deutsche Literatur in weitere Kreise getragen zu haben. Zwar kann ihm der

Vorwurf kirchlicher Einseitigkeit nicht erspart bleiben, aber wenn trotzdem sein Buch so ungetheilten Beifall fand und noch findet, so kommt das der sonstigen Vorzüglichkeit des Werkes zu Gute.

Vilmar hat seine Literaturgeschichte nie über den Stand der Wissenschaft von 1845 erhoben, obwohl er noch 22 Jahre lebte. Er wußte recht wohl, daß ihr Erfolg gerade auf ihrem ursprünglichen Charakter beruhte und wollte absichtlich nicht die nachbessernde Feile gebrauchen. Die ersten 12 Auflagen hat er noch selbst besorgt, und seit der dritten Auflage seinem Werke den bis heute beibehaltenen Titel „Geschichte der deutschen National-Literatur" gegeben. Die zwölfte Auflage, deren kurzes Vorwort Vilmar am Weihnachtsabend 1867 schrieb, erschien in seinem Todesjahre 1868. Von der zweiten Auflage ab, welche schon nach zwei Jahren nöthig wurde, versah er sein Buch mit einem 187 Anmerkungen enthaltenden Anhang, den er bis zur 12. Auflage auf 255 vermehrt hat, und die bis heute auf 388 angewachsen sind, abgesehen von den 280 Anmerkungen des Stern'schen Anhangs. Die 13. und 14. Auflage wurde nach seinem Tode von seinem Schüler und Zuhörer der Vorlesungen vom Winter 1843/44, G. Th. Dithmar in Marburg, die 15. und 16. Auflage von dem verstorbenen hessischen Dichter Karl Altmüller in Kassel, die 17. Auflage von Philipp Wackernagel in Dresden, die 18. bis 21. Auflage von Karl Goedeke in Göttingen und endlich die 22. bis 25. Auflage von Adolf Stern in Dresden herausgegeben. An dem Text des Vilmar'schen Werkes durften laut testamentarischer Verfügung nur ganz geringfügige Aenderungen vorgenommen werden, dagegen wurden die literarischen und biographischen Nachweise der Anmerkungen nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen umgestaltet, ergänzt und fortgeführt. Adolf Stern fügte außerdem von der 22. Auflage ab einen Anhang bei, der eine genaue Uebersicht über die deutsche Literatur von Goethe's Tod bis zur Gegenwart liefert. Mit wohlthuender Pietät knüpft Stern an das Vilmar'sche Werk an, aber den Ton desselben hat er nicht wiederzugeben gewußt. Es weht ein anderer Geist in dieser sonst sehr dankenswerthen Ergänzung des Buches.

(Schluß folgt.)



Melsunger Familiennamen bis 1626.

(Fortsetzung.)

Nach 1500 wird der Verkehr größer und Melsungen bekannter, also vermehrt sich die Zahl derer, die von auswärts zuwandern, und auch die Zahl der Familiennamen, die aus Ortsnamen hervorgegangen sind. Besonders war es die wilde Zeit des 30jährigen Krieges, die viele Bauern vom flachen Lande in die Stadt trieb, weil sie hier stärkeren Schutz gegen die Raubgier und Grausamkeit der Kriegshorden zu finden hofften. In Melsungen tauchten damals eine Menge neuer Geschlechtsnamen auf.

Auch bei diesen von Ortschaften hergenommenen Familiennamen der späteren Zeit überwiegen die hessischen bedeutend. Sie mögen wiederum vorangehn.

Bessa (1626) ist Melsungens Umgegend zuzurechnen; noch mehr Beuern, in diesem Zeitabschnitte der einzige Name, welcher noch mit der Präposition „von" verbunden wird (1575 von Beure; 1626 Beurn). Wolckendorf (1618; Volckendorff 1626) möchte man so leicht nicht finden; es ist die Wüstung Bulkendorf bei Kirtorf! Brandaw (1626) wird früher geschrieben statt Brandau in der hessen-darmstädtischen Provinz Starkenburg. Elnberg (1575—94; im folgenden Jahrhundert der Einwohnername Ellenberger) und Eiffershausen (1626), wie Empfershausen ehemals hieß, führen uns wieder in das Fuldagebiet unterhalb Melsungens. Ensenberg (1623—26) mag die Wüstung Emseberg bei Merkshausen sein; der Inselsberg in Thüringen heißt vor Alters ebenso. In Entzeroth sehen wir abermals eine Wüstung: Enzenrode bei Neustadt oder bei Schönstein. Heida (1575; Heiden 1568 und 1582) bei Morschen und der Heiligenberg bei Gensungen (Hilgenberg 1589 bis 1626) sind jedem Melsunger wohlbekannt. Nicht dasselbe läßt sich von der Burg Haune& (1531 Honeck; 1575 Hunneck) und von der Wüstung Hüttenrode bei Hünfeld oder bei Romrod (Huttenroth, Hüttenrodt 1576—1626) behaupten. Hoene (1575—86) erinnert an die Eisenbahnstation Niederhone oder an das Schwesterdorf Oberhone*). Hupbach (1626) ist eine Wüstung bei Spangenberg. Jesberg (1626) liegt nicht weit von Fritzlar. Der Kratzenberg (1626) vor Kassel erweckt trübe Erinnerungen; dort wurden in der Westfalenzeit mehrfach fahnenflüchtige Hessen er-

*) Vgl. Höne im Osnabrückschen und in Barmen.

schossen. Mulhaussen (1626) führt uns nach Mühlhausen bei Homberg. Rohda (1575; Roda 1626) liegt bei dem oberhessischen Frankenberg, ein anderes im Burgwald bei Rosenthal. Steinbach (1626) ist ein öfter wiederkehrender Name innerhalb und außerhalb Hessens. Ob bei Schönberg (1575) die Wüstung bei Gensungen, zwei andere hessische Ortschaften oder der Schöneberg bei Melsungen vorzuziehen sei, bleibt zweifelhaft; wir möchten uns für die erstere entscheiden. Umbach (1626) war ein Dorf bei Heiligenrode, das jetzt wüst liegt. Wüstefeld (1500—1535 Wustefelt) ist bei Rotenburg, Ziegenberg (1575) bei Witzenhausen zu suchen.

Unter diesen hessischen Ortschaften liegt nur noch die kleinere Hälfte in Melsungens Nähe.

Das Dutzend außerhessischer Ortsnamen, die sich in Melsungen als Familiennamen zwischen 1500 und 1626 nachweisen lassen, führt uns theilweise in weite Ferne.

Die größten Schwierigkeiten bereitet Eussel oder Eusel (1626). Die jetzige Namensform Eysel würde ohne ihre merkwürdige Vorgängerin als Agiswalt d. h. „mit Schrecken waltend" oder als Eysulf d. h. „furchtbarer Wolf" zu erklären sein. So aber müssen wir wohl auf die Yssel in den Niederlanden, vielleicht auch auf Usseln in Waldeck zurückgehn. Henhuß (1575; Hanhus 1598; Hannus 1601—26) kann sich auf Hainhaus bei Hannover beziehen, Horna (1626) auf Hornau bei Soden im Taunus. Für Ifflandt weiß ich weiter keinen Rath, als eine Beziehung auf den alten Eifelgau anzunehmen.*) Kleinberg (1626) bringt uns nach Süddeutschland, läßt uns aber die Wahl zwischen Nieder- und Oberbaiern und Oestreich. Lening (1527—1626), auch Leining geschrieben, stammt aus Leiningen im Kreise St. Goar oder in der Pfalz. Merlebe 1616 nöthigt zu einer weiten Reise, bis nach Marleben im Lüneburgischen; jedoch ist die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß die hessische Wüstung Merlau bei Niederolmen (alt Merlowe) als Heimath des Mannes zu betrachten ist. Oesterich (1575) lehnt sich bei Eltville an die Rebenhügel des schönen Rheinstroms. Ruhrscheit (1626) ließ sich nicht näher bestimmen. Triebstein (1626) ruft Triefenstein in Unterfranken ins Gedächtniß. Unter Wahrlos (1626) verbirgt sich das Dorf Varlosen bei Dransfeld im Regierungsbezirk Hildesheim. Und zum Schluß werden wir in die bewegte Zeit der Hohenstaufen geführt, von der jeder Deutsche gern hört. Nach einem hohenstaufischen Schlosse Waiblingen (im württembergischen Jaxtkreise) nennen sich die Kaiserlichen, und laut ertönt bei ihnen und ihren Gegnern der Schlachtruf: hie Welf! hie Weibling! (1626; später Webeling.)**)

Nicht selten wurde ein Einwohner aber auch nach der genaueren Lage seiner Wohnstätte oder seines Besitzthums bezeichnet. Wer am Ende einer Gasse oder am Marktplatze wohnte, hieß am Ende (1429—37), an deme Markede (1332; de Fore 1288). Steyngoße (1454) hauste in der gepflasterten Steingasse, welche die Brückengasse schneidet. Johan Katzenrodt (1640) besaß Land am östlichen Abhange des Karlshagens, der noch jetzt Katzenroth genannt wird. Auf einem Bühl oder Hügel hatte Biegel (1575—77; 1626 Bichell; jetzt Bücheler) sein Haus oder seine Felder, am Bergwerke Schacht (1626), an einer kleinen Holzbrücke Schaub (1626; 1575 siebenmal Schauß, wohl aus dem Genetiv Schaubs hervorgegangen).

Bruckman (1626) stand den langen lieben Tag in dem Häuschen auf der Fuldabrücke und sammelte unter Aufsicht des Brückenmeisters die Heller für die Benutzung der Brücke ein. Uebel war's mit Drieschman (1575; Trischman 1626) bestellt, seine Aecker lagen am Waldesrande und konnten nur zur Viehweide benutzt werden; 1577 werden „Trischer" auf dem Kesselberge erwähnt. Schlottman (1626) war es dagegen bequem gemacht, dicht am Fritzlerthore grünten seine Saaten, oben auf dem fruchtbaren Schlote. Wasserman (1561—1626) besaß Wohnstätte oder Wiesen dicht am Wasser, Bachman (1544—1626) am Bache.

3. Gewerbenamen.

Bruckman, der vom Brückenhäuschen aus das Brückengeld einfordert, erfüllt damit die Pflichten seines Berufes und leitet also hinüber zu denjenigen Familiennamen, welche an das Gewerbe ihres ersten Inhabers erinnern. Solche Berufsnamen konnten sich um so eher vererben, als in früheren Zeiten der Sohn meistens wieder in das Handwerk und in die Lebensstellung des Vaters eintrat, bis ihn zunehmende Armuth oder wachsende Wohlhabenheit, auch innere und äußere Verhältnisse in ein anderes Leben hineindrängten.

Manchmal steht noch der Artikel vor dem Berufsnamen, so wird gesagt Curd der Landknecht (1437), oder der Berufsname steht vor dem Vornamen: Messerhans (1575) = Hans

*) Pott S. 176 führt Iffland auf Effa, Iso zurück und erklärt es also für einen altdeutschen Vornamen.

**) Außer diesem berühmten Waiblingen kommt für uns auch das minder bekannte im Neckarkreise und Weibling bei Landau in Niederbaiern in Betracht.

Messerschmidt; Voitt Ebertt (1599) = Eberhard Vogt; Ackerhen (1626) = Johann Ackermann; Specktrine (1626) = Katharine Speck; Strokunna (1626) = Kunigunde Stroh. Das sind Anzeichen, daß der Berufsname noch nicht die volle Festigkeit eines Familiennamens erlangt hatte, aber von den Urkundenschreibern doch schon einem solchen gleich geachtet wurde. Aehnlich steht es mit einer Garkochin (1626), die ohne Vornamen und sonstige Beifügung in der Bürgerliste genannt wird. In dem oben erwähnten Eiserheintz hat aber eine derartige Namenbildung Jahrhunderte überdauert.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit erhält man demnach in den Gewerbenamen ein Verzeichniß der Berufsarten, die in Melsungen in älterer Zeit vertreten waren. Später, als die Zuwanderung von außen her stärker wurde, und auch die Geschlechtsnamen fester hafteten, darf man aus diesen Namen keine Schlüsse mehr auf das gewerbliche Leben der kleinen Stadt allein ziehen, sondern auf das des ganzen Landes.

Wir wollen uns zunächst in die Zeit vor 1500 versetzen. Wenn wir uns da in die Melsunger Felder, Wälder und Werkstätten begeben, dann sehen wir alle die regsamen Bürger bei ihrer Arbeit. Der Ackerman (1463—1568) sät Roggen, und die Hoffnung auf reichliche Ernte stärkt ihn stets wieder zu schwerer Arbeit. Oben auf den sonnigen Hügeln wächst Wein, und die Bürger haben hierfür und für andere Zwecke Gefäße nöthig, darum werden Fässer über Fässer beim Bender (1561—1626, auch Benner; 1389 Doliator*) bestellt. Fleißig ist auch der Büttner bei der Arbeit, den die Melsunger Bodener (1435, 1571; 1534 Bottener; 1568 Böttners Berg; 1575 Bettener) nennen. Der Ferber (1439—70) gießt farbiges Wasser in die Fulda und verdirbt den Flachs, der darin ausgewässert wird, und tödtet manchen leckeren Fisch. Tief muß er in den Beutel greifen und dem Fischer (1435—60), der des Landgrafen Fischerei gepachtet hat, und dem Flachsbauern(?) oder Flesser (1449) Entschädigung zahlen.

*) Doliator aus Melsungen studirte 1389 in Heidelberg. Die Studenten hatten die leidige Gewohnheit, ihren guten deutschen Namen in's Lateinische zu übersetzen oder ihm wenigstens ein leichtes lateinisches Mäntelchen umzuhängen man denke an Josquinus (Nr. 21, S. 269, Anm.). So kommen noch folgende lateinische Uebersetzungen von Melsunger Familiennamen vor: Faberus (1549 in Erfurt, 1550 in Marburg) = Schmidt; Ferrarius (1570 Marb.) = Eiserheintz; Piscatoris (1550 Wittenberg) = Fischer; Leo (1563 Marb.) = Löwe; Sutellius (1537 Wittenb.) = Schuhmacher; Textor (1490 Leipzig, 1574 Marb.) = Weber. Für Corravius (1596 Marb.), Lupulus (1572 und 77 Marb.) und Reinanus (1548 Marb.), die sich ebenfalls Melsunger nennen, ließen sich die entsprechenden deutschen Familiennamen nicht auffinden. Vielleicht stammen sie nicht aus der Stadt selbst, sondern aus der Umgegend. So bezeichnet sich auch Johann Seuttel aus Altmorschen in seiner Studentenzeit als Melsunger.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hexenmeister.

Karl Münch aus Kassel, welcher bereits vor längerer Zeit nach Berlin übergesiedelt ist, hat neuerdings ein Opernbuch verfaßt, welches so eigenartig erscheint, daß es von Interesse sein dürfte, den Inhalt desselben in kurzer Fassung mitzutheilen. Das einaktige Libretto betitelt sich „Der Hexenmeister“, und der Titelheld ist Adam Riese, der sprüchwörtlich gewordene Rechenkünstler. Die Handlung spielt im Rathhause eines Städtchens in Oberfranken im Herbst 1521 und zwar in einem als Schulstube eingerichteten Zimmer. Die weisen Rathsherren halten in Gegenwart des jungen Grafen Theobald von Schöneborn Schulprüfung, und der neunundzwanzigjährige Riese läßt die Kinder zeigen, was sie Neues bei ihm gelernt haben, indem sie singen:

„Eins und eins ist zwei, —
Die Henne legt ein Ei,
Die Henne legt noch zwei dabei,
Das sind zusammen drei —“ u. s. f.

Da den Vätern der Stadt nicht sonderlich an der Volksbildung gelegen ist, denn „schickt Ihr das Volk zur Schul' hinein, wird jeder wollen Rathsherr sein“, so beschließen sie, daß die Schule nicht mehr länger im Rathhause gehalten werden könne, da sie das Zimmer für einen andern Zweck gebrauchten. Als der wohlgesinnte Graf aber dreißig Gulden jährliche Miethe für das Schulzimmer in Aussicht stellt, „ist's billig nicht zurückzustehen“ und Riese darf im Rathhaus weiter unterrichten. Seinem Schutzherrn Schöneborn aber vertraut Riese, daß er bei der Prüfung erbärmlich betrogen habe. Beim Singen, Schreiben und Lesen sei zwar alles ehrlich zugegangen,

„Doch beim Rechnen, das die Tröpfe
Nimmer kriegen in die Köpfe,
Da hab' ich mich unterfangen
Und Euch schmählich hintergangen;
Alles war zur Prüfung heut'
Eingedrillt und eingebläut.“

Um den Grafen, der sich über diesen Betrug sehr entrüstet zeigt, möglichst zu versöhnen, vertraut Riese sich ihm ganz an. „Drei Monde sind's, daß

wir uns quälen, da lehrt man kaum die Ziffern zählen." Um den schwülen Moderdunst der seitherigen Rechenmethode zu verjagen, hat er nun selbst sich an die Arbeit gemacht.

„In langen Nächten — bangen Stunden —
Hab' ich gesucht und hab' gefunden,
Was in den Blättern hier geschrieben, —
Geheimniß ist's bis heut' geblieben.
Ein Mägdlein nur, mir treu zur Seite,
Gab Trost und Sporn mir als Geleite.
Sonst ließ das Werk ich keinen schauen,
Euch, Herr, will ich es anvertrauen —
Ein Kleinod ist es mir."

Was Riese für seinen größten Schatz hält, erkennt der Graf geringschätzig als ein Rechenbuch, verspricht es aber doch sofort zu lesen und begiebt sich zu diesem Zwecke auf den Altan.

Das Mägdlein, welches Riese bei seiner Arbeit geholfen, ist seine Base Magdalene, die Jugendgespielin des Grafen Theobald, welche demselben aber seit Jahren aus den Augen gekommen ist. In Riese's Schulzimmer trifft der Graf nun wieder mit ihr zusammen und erfährt den Grund, der sie aus ihrer Heimath in dies Städtchen getrieben hat. Ihre Muhme ist als Hexe verbrannt worden und ihr Mütterlein aus Gram darüber gestorben. Mit warmen Worten empfiehlt sie das Buch ihres Vetters, den der Graf für seinen Nebenbuhler halten muß, dem wiedergefundenen mächtigen Jugendfreund, mehr aber als das Studium der Rechenpapiere überzeugt denselben der Unterricht, den ihm Magdalene selbst zu Theil werden läßt und bei welchem er zum ersten Male das „Einmaleins" in Anwendung gebracht sieht.

„Riese's Büchlein wird es zeigen,
Wem das Einmaleins ist eigen,
Kann die Kunst wie ich vollbringen,
Das geht zu mit rechten Dingen,
Die Geschwindigkeit dabei
Ist noch lang' nicht Hexerei —"

Der Hexerei aber ist Vetter Adam Riese durch seine algebraischen Zeichen, die er auf der Rückseite der Schultafel angebracht, dringend verdächtig geworden, hauptsächlich bei dem Gerichtsfrohn Zacherling, dessen Lieblingsbuch die Constitutio criminalis ist, die er folgendermaßen besingt:

„Schaut die schöne Bilderzier:
Folterzeug, zum Zähneklappen,
Um die Menschen wie 'nen Lappen
Auszurecken, lang zu strecken,
Immer länger, immer länger.
Schrauben pressen, Zangen zwicken,
Span'sche Stiefeln drücken, knicken,
Winden binden, Schnüren schinden,
Immer enger, immer enger.
Der gespickte Has' läuft munter
An dem Rücken 'rauf und runter,
Bis die Hexe will bekennen —
Und dann muß sie brennen! —
Glaubt, in einem Sack ersaufen
Ist ein Segen, ist 'ne Wohlthat gegen
Einen Scheiterhaufen!"

Zacherling hat bei Riese gefunden, daß „Exempel, die zu lösen man braucht eine volle Stunde, sind ein Hui ihm aus dem Munde". Dies kann selbstverständlich nicht mit rechten Dingen zugehen, und so hat der auf die schwarze Kunst versessene Gerichtsfrohn weiter entdeckt, daß Riese statt mit Zahlen mit Buchstaben rechnet:

„Krickelkrackel, Höllenkrämpel,
Damit rechnet er Exempel,
Wie ein Blitz geht das.
Eine Wurzel ist darunter,
Diese zaubert ihm das Wunder.
Wurzeln wachsen jeder Menge
Alle rundlich, in die Länge —
Seine, die ist viereckt — denket —
Ist quadratisch, ihm geschenket
Von dem Satanas!"

Dieserhalb hat Zacherling Klage erhoben bei „einem edlen, ehrenfest, hochwohlgelahrten, ehrbar', großgünstig', großachtbar', fürsichtig', wohlweisen Stadtschultheiß und Rath" und erscheint mit dem Rottmeister der Stadtsöldner und dessen Trabanten, um Riese Abends auf frischer That zu ertappen. Dabei entsteht Feuerlärm, Volk und Rathsherren eilen herzu, und Riese soll als Hexenmeister in Verwahrung genommen werden. Da jedoch erhebt Graf Schöneborn seine Stimme:

„Flachköpfe, die Ihr seid.
Was Thorheit Hexerei hier zeiht,
Längst kennt es der Gelehrtenstand
Als „Regel Coß", die Algebra genannt.
Dem Meister edler Rechenkunst,
Dem zollt, Ihr Herren, Eure Gunst.
Denn was sein hoher Geist hier schuf,
D'rob klingt Jahrhunderte der Ruf:
Daß Gutes er der Welt verlieh —
Und Gutes schafft der Teufel nie!"

Schließlich ist noch zu bemerken, daß der Graf die tugendsame Magdalene zur Hausfrau begehrt, nachdem sie ihm gestanden, daß sie ihren Vetter Adam Riese, der ihrer sich so treulich angenommen, nur wie einen Bruder liebt, und daß sie nur deshalb des Grafen und ihre Heimath verlassen hat, weil sie sich infolge des Flammentodes ihrer Muhme für verfehmt hielt. Die Wahl des Grafen wird demselben voraussichtlich aber zum Guten gereichen, denn eine bessere Rechenmeisterin als Magdalene findet er nicht. —

Das kulturhistorische Genrebild Münch's hat einen eigenartigen intimen Reiz, welcher dem scheinbar spröden Stoff, soweit man nach dem Lesen zu urtheilen vermag, dramatische Wirkung giebt. Es ist eine liebenswürdige Gabe unseres heimischen Schriftstellers, welche den Weg auf die Bühne finden sollte, da die Musik von G. Rüdiger in musikalischen Kreisen ebenfalls günstig beurtheilt

worden ist. Wenn wir hier, wie es nicht stets üblich, den Werth mehr auf den Text, als auf die Musik des Werkchens legen, so hat dies seinen Grund in den bereits erwähnten Vorzügen, welche diesem Libretto eine Ausnahmestellung geben.

Karl Münch hat außer dem „Hexenmeister" bereits den Text zu einer romantisch-komischen Oper „Graf Falkenburg" gedichtet, welche von Josef Häser, dem Sohn des dahingeschiedenen Hofschauspielers und Liederkomponisten Karl Häser in Kassel, in Musik gesetzt worden ist. Als vor einiger Zeit mehrere Nummern dieser Oper im Konzerthause in Berlin zur Aufführung gelangten, äußerten sich die meisten Blätter sehr anerkennend.

W. B.



Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der zweiten Hälfte des Monats November.

Am 16. November 1636 wurde Zierenberg durch die Pappenheimer niedergebrannt.

Am 18. November 1646 wurde Schloß Blankenstein bei Gladenbach für immer zerstört.

Am 18. November 1745 starb der Geheime Regierungsrath August Gottfried von Wallenstein zu Marburg, der Letzte seines Geschlechts und Begründer des adligen Stiftes Wallenstein, früher zu Homberg, seit 1832 zu Fulda.

Am 19. November 1231 starb die Landgräfin Elisabeth, die Heilige, von Thüringen in Marburg, 24 Jahre alt.

Am 20. November 1567 ertheilte Abt Michael Landgraf von Hersfeld dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen für den Fall des Aussterbens der Grafen von Henneberg die Anwartschaft auf die Hersfeldischen Lehen Herrenbreitungen und Frauenbreitungen.

Am 20. November 1847 starb Kurfürst Wilhelm II. zu Frankfurt a. M., 70 Jahre alt.

Am 21. November 1619 erfolgte die Vermählung des späteren Landgrafen Wilhelm V. von Hessen mit Amelia Elisabeth, Gräfin von Hanau.

Am 21. November 1636 erklärte Kaiser Ferdinand II. Landgraf Wilhelm V. von Hessen in die Acht.

Am 21. November 1670 starb zu Paris Landgraf Wilhelm VII. von Hessen-Kassel, der älteste Sohn Landgraf Wilhelm's VI., in dem Alter von 19 Jahren und 5 Monaten, der bis zu seinem Tode unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Landgräfin Hedwig Sophie, Schwester des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gestanden hatte, obgleich sein Alter ihn zum Antritt der Regierung bereits berechtigt erscheinen ließ.

Am 11. November 1700 starb zu Kassel der hessische Staatsminister Johann Dieterich Graf von Kunowitz, einer der angesehensten hessischen Staatsmänner, der dem Hause Hessen 55 Jahre lang gedient hatte. Ein Theil des alten Bücherbestandes der Landesbibliothek zeigt jetzt noch den eingeschriebenen Namen J. D. G. von Kunowitz. Wenn einer unserer Leser einmal ein derartiges Buch in die Hand bekommt, möge er bedenken, daß es von einem hochverdienten Manne stammt, dessen sonst heute kaum noch jemand gedenkt.

Am 21. November 1813 kehrte Kurfürst Friedrich Wilhelm I. nach über siebenjähriger Abwesenheit aus Prag in seine Residenz Kassel zurück.

Am 23. November 1602 starb Agnes, Landgräfin zu Hessen-Kassel, geb. Gräfin von Solms-Laubach, erste Gemahlin des Landgrafen Moritz, 24 Jahre alt, zu Laubach.

Am 23. November 1811 brannte das Residenzschloß zu Kassel ab.

Am 24. November 1813 erfolgte der Aufruf zur Bildung des kurhessischen Corps freiwilliger Jäger.

Am 26. November 1743 eröffnete das Ober-Appellationsgericht zu Kassel seine Thätigkeit.

Am 27. November 1783 stiftete Landgraf Friedrich II. zu Kassel das damals mit dem Lyceum Fridericianum verbundene Schullehrer-Seminar, welches im Jahre 1835 nach Homberg verlegt wurde.

Am 28. November 1730 wurde die Hessen-Kasselsche Ober-Appellationsgerichts-Ordnung erlassen.

Am 28. November 1835 starb zu Lausanne im 53. Lebensjahre die ehemalige Königin Katharina von Westfalen, Tochter König Friedrich's von Würtemberg, vermählt mit König Jerome am 22. August 1807.

Am 29. November 1785 wurde in Hessen-Kassel durch den eben zur Regierung gelangten Landgrafen Wilhelm IX. die Tortur abgeschafft.

Am 30. November 1375 führten Graf Ulrich von Hanau und dessen Gemahlin Elisabeth, geborene Gräfin von Wertheim, in Hanau das Primogeniturrecht ein.

Am 30. November 1581 starb Landgraf Philipp's langjähriger Geheimsekretär und Vertrauter, Simon Bing, zuletzt Hauptmann zu Ziegenhain.

Landgraf Philipp's Zug vom Jahre 1546 noch lange im Gedächtniß der Zeitgenossen. Bezugnehmend auf den Aufsatz „Landgraf Philipp im Feldzug des Jahres 1546 und die Volksdichtung" in Nr. 14, S. 174 ff. des laufenden Jahrgangs vom „Hessenland" theilt ein Freund des Blattes mit, daß nach einem ihm im Original vorliegenden umfangreichen Zeugenverhör vom 27. Juni 1597 ein um seine Personalia befragter Zeuge sich wie folgt äußerte: „Ad 1. Antworttete Zeug, er heiße Greten Ändres, vngeferlich vmb 70 Jahr allt, habe 56 Jahr zu Burckhards, alda er noch wone, hauß gehalten, alß sein Herr der Landgraff zu Hessen vor Ingolstadt gelegen, sei er Zeug mitgewesen, vff 200 fl. reich, ernere sich von seinen Eckern vnd Viehe, sitze Itzo in der dritten Ehe." Nach mehr als fünfzig Jahren war sonach die Erinnerung an diesen Feldzug bei dem erwähnten Theilnehmer so lebendig, daß er mit gewissem Stolz dies vor dem kaiserlichen Kammergerichtskommissar zu Protokoll gab, obwohl er nicht darnach befragt und dieser Punkt auch zu den Gegenständen des Verhörs in keinerlei Beziehung stand. Es handelte sich damals um Beschwerden des Städtchens Wenings gegen den Grafen Wolfgang Ernst I. von Ysenburg wegen verschiedener angeblicher Uebergriffe, u. A. Einführung des reformirten Gottesdienstes, Vertreibung des lutherischen Geistlichen 2c.

H. H.

Ein unbekannter Albus des Landgrafen Wilhelm V. zu Hessen-Kassel. Im Frühjahr entdeckte ich in der Münzsammlung der Universität Leipzig einen meines Wissens gänzlich unbekannten hessischen Albus. Die soeben erschienene Nr. 10 der Blätter für Münzfreunde, herausgegeben von Dr. H. Buchenau, bringt eine vortreffliche Abbildung dieses interessanten Stückes auf Tafel 139 und beschreibt es folgendermaßen:

Hs. WILHELM · D · G · LAND · HASS · I627, Rosette. Helmkrone, darüber zwei mit je 5 Schellenstäbchen besteckte Büffelhörner, oben Rosette. — Rs. I (zwischen Rosetten) ALBUS · | REICHS · | THALER · | SILBER · | Monogramm von T S (Terentius Schmidt) zwischen Rosetten. — Original in der Leipziger Universitätssammlung, Taf. 139, 9, zuerst, jedoch ohne Abbildung, besprochen von P. Weinmeister, Num. Anz. Hannover 1900, S. 34.

Leipzig. **P. Weinmeister.**

Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Die Monatssitzung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel vom 26. November war die letzte, welche im Saale der Oberrealschule, wo dieselben seit 25 Jahren abgehalten wurden, stattfinden konnte, weil die Stadt Kassel beschlossen hat, sämmtlichen Vereinen, welchen die Benutzung städtischer Schulräume für ihre Zwecke gestattet war, die bislang gewährte Erlaubniß vom 1. Januar 1901 ab zu entziehen. Der Vorsitzende des Vereins, Oberbibliothekar Dr. Brunner, gab seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß der Verein von dieser Maßnahme betroffen sei. Wo die nächste Sitzung stattfinden könne, vermöge er noch nicht anzugeben. Hoffentlich lasse sich die Anordnung noch rückgängig machen, bezw. andere Abhülfe schaffen. Der Vorsitzende begrüßt zunächst den anwesenden Oberpräsidenten Excellenz Graf von Zedlitz-Trützschler und Frau Gemahlin, theilte dann die seit der letzten Sitzung eingetretenen Veränderungen im Mitgliederbestande mit und gab eine Uebersicht über die eingegangenen Geschenke. Hierauf hielt Dr. med. Karl Schwarzkopf den angekündigten Vortrag über die Belagerung Kassels im siebenjährigen Kriege vom 15. Februar bis 28. März 1761 durch die Verbündeten unter Graf Wilhelm zur Lippe, den berühmten Artilleristen des 18. Jahrhunderts. Dem allerseits verehrten Redner, dessen fesselnder Vortrag über Kassel im 30jährigen Kriege erst in den letzten Nummern dieser Zeitschrift den Lesern im Wortlaut unterbreitet wurde, gelang es wieder, die äußerst zahlreiche Versammlung durch seine überaus anschauliche Schilderung mit sich fortzureißen, namentlich trugen dazu die mit großem Geschick eingeflochtenen Mittheilungen aus dem Tagebuche seines Urgroßvaters, des Kriegs- und Domänenrathes Kulenkamp, sowie Auszüge aus dem Briefwechsel des Landgrafen Friedrich II. mit Herzog Ferdinand von Braunschweig über die Behütung der Karlsaue vor den etwaigen Folgen der Beschießung der belagerten Stadt bei. Lebhafter Beifall ehrte den Redner, dem der Vorsitzende den besonderen Dank des Vorstandes auszusprechen nicht ermangelte.

Vilmar. Die Grabstätte von Aug. Friedr. Chr. Vilmar auf dem Todtenhofe zu Marburg war am 21. November, seinem 100. Geburtstage, mit prächtigen Blumen- und Kranzspenden reich geschmückt. Am Vorabend ließen Freunde und Verehrer des Verstorbenen an dem Hause, in welchem

er als Professor der Theologie von 1855 bis 1868 gewohnt hat, Renthofstraße 4, eine Gedenktafel anbringen. Verfertiger ist Bildhauer Paffrath.

Hessische Künstler draußen. Ein hohes Können, ein glanzvolles Blühen in unserer Kunst! Man streicht dahin, bewundernd und glückvoll. Was läßt sich darüber sagen — singen müßte man, denn das Feine, das Letzte, das, was uns die Seele klingen macht, ist doch nicht in Worte zu pressen.

Deshalb nur — weil Sie es wünschen: Dem Heinrich Otto in Düsseldorf ist der Weg aus der Modellirklasse des seligen Hassenpflug bis zu seinen Sachen im Glaspalaste wahrhaftig nicht leicht geworden. Ein bischen schwer, derb, ganz ungenial, hat er sich immer arbeitend herausgemacht. In Düsseldorf im kleinen intimen Kreise Anregung und erst auch wohl Beeinflussung findend, giebt er jetzt ein Bild voll schlichter Wahrheit und ernster Selbstständigkeit. Sehr liegt ihm auf die Arbeit mit dem Stifte; ein farbiger Steindruck — der goldene Herbsttag, die gelben Bäume in der Sonne hochaufleuchtend — ist direkt bedeutend.

Adolph Lins, der in Paris durch Verleihung einer Medaille geehrt ist, hat sein großes Stallbild ausgestellt, von Berlin her bekannt. Dann noch einige neue kleinere Sachen, unter denen ein Sommerfrühabend — der Mond lugt lichtlos durch die Weiden — das Beste ist.

Frieda Menshausen in Berlin wächst sich immer mehr in seiner Eigenart aus, weiblich, liebevoll. Sie hat ein Pastell da, dem vorjährigen Oelbilde in Absicht und Durchführung verwandt. Wieder bringt sie das weiche Kinderköpfchen, unbeleuchtet und lichtumgeben interessirt, und wieder giebt sie das sehr schön. Dann zeigt sie noch ein Genrechen (das mehr als Genre ist), ein kleines Mädel in kurzem Röckchen, das, auf die Zehen gehoben, das Näschen in die Blumen steckt, die auf dem Tische stehen, sehr lustig und fein.

Otto Ubbelohde, der sich in Goßfelden bei Marburg seine Hütte gebaut hat, geht ganz in herbstschöner hessischer Landschaft auf und schildert sie — hessisch.

Ein Lichtproblem, das oft behandelt ist, hat sich Fritz Rhein (in Rom) gestellt. Mutter und Kind im ganz dämmerigen Raume, nur vom Ofenfeuer angestrahlt; ein gutes Bild, nur an seine Portraits reicht's nicht heran.

Ernst Neumann stellte nur Sachen seiner feinen Stiftkunst aus: Kinderstudien — ausgezeichnet —, eine farbige Zeichnung mit dem Mond im Wasser von verblüffender Wirkung. Dann aber auch Holzschnitte, die nichts sind als bizarre Scherze.

Die Radirungen von Hans Neumann sind sehr malerisch und sein Schabkunstblatt eines Alten sehr intim.

Wie mit der Literatur, so geht's mit der Malerei. Das Eine liegt uns, das Andere nicht — und wäre es auch nur durch die Art, wie es ausgesprochen wird; durch das, was man in der Malerei mit „Technik" bezeichnet — immer natürlich nur von dem gesprochen, was man eigentlich unter das „Kunstwerk" rangiren kann. Die Technik nun soll man am Kunstwerke gar nicht oder doch zuletzt bemerken — sie soll selbstverständlich sein wie beim reproduzirenden Musiker. Hans Fehrenberg, der bei Basse in Kassel mit seiner Sammlung uns so große Eindrücke gab, in seinen beiden Bildern; die er in der Seccession hängen hat — als der einzige Landsmann — da ist er seiner selbstverständlichen Malweise nicht ganz treu geblieben, seine breite, flüssige Art ist hier zu flüssig geworden. Aber aus ein paar ineinandergeschobenen Hütten, dem bischen Wasser und einem Stückchen Ferne holt er eine Poesie, wie das nur der Dichter kann.

Es fehlen Viele, denen man wieder mal gerne begegnet wäre, aus Kassel ist gar nichts da.

München, 27. Oktober 1900.

W. H.

Die Zeitschrift „Der Burgwart", auf welche im „Hessenland" schon mehrfach hingewiesen ist, bringt unter der Ueberschrift „Burgenschau" regelmäßig Mittheilungen über gefährdete Baudenkmäler der Vorzeit wie über zum Zweck der Wiederherstellung von solchen geschehene Schritte. Darunter befinden sich nicht selten Mittheilungen, die auf Hessen bezw. das angrenzende Gebiet Bezug haben; so wird in Nr. 2 des zweiten Jahrgangs vom August dieses Jahres berichtet, daß Direktor Dr. Schuchhardt aus Hannover auf der Lippoldsburg im Ilsthal bei Lippoldshausen bei Hannov.-Münden — nicht zu verwechseln mit dem stromabwärts von Münden an der Weser gelegenen Lippoldsberg — bei Gelegenheit von im Auftrage des historischen Vereins für Niedersachsen dort veranstalteten Ausgrabungen die Mauern der alten Burg zum Theil bloßgelegt habe. Funde, welche der Altersbestimmung dienen könnten, wurden nicht gemacht.

Auf der Marksburg bei Braubach in der ehemals hessischen Grafschaft Katzenellenbogen wurden nach Nr. 3 der genannten Zeitschrift kürzlich unter Leitung des Architekten Bodo Ebhardt Ausgrabungen und Untersuchungen vorgenommen, welche die Wiederaufdeckung des alten Thorgrabens zur Folge hatten. Bekanntlich ist die Ruine Marksburg

von der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen zwecks Wiederherstellung angekauft worden.

In dem Verlag der Zeitschrift „Burgwart" (C. A. Krollmann & Co. in Berlin) wurde vor Kurzem unter dem Titel „Die Marksburg" ein geschmackvoll ausgestatteter Führer durch dieselbe im Auftrage der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen von B. Ebhardt und C. Krollmann zum Preise von 30 Pfennig herausgegeben.

Zur Erhaltung der Ruine Steckelberg hat die Freiherrlich von Stumm'sche Verwaltung zu Ramholz u. a. die östliche Ringmauer unterfangen lassen.

Zur Sicherung der Ruine Wallenstein im Kreise Homberg hat die Regierung auf eine Eingabe des Knüllklubs 500 Mark bewilligt.

Der Bergfried der Ronneburg (s. „Hessenland" 1899, S. 187), welcher, obgleich noch unter Dach, doch immer mehr zu verfallen droht, soll neu verputzt werden, weil das Mauerwerk Risse zeigt. Hoffentlich geschieht zur Erhaltung des hochinteressanten Bauwerks etwas Durchgreifendes.

Hessische Bücherschau.

Vilmar, A. F. C. Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 25. (Jubiläums-)Ausgabe. Mit einer Fortsetzung: „Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethe's bis zur Gegenwart" von Adolf Stern. Marburg 1901. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. Groß 8°. XVI u. 796 S. Preis brosch. M. 5.—, geb. M. 6.60.

Rechtzeitig zum 100. Geburtstage Vilmar's bringt die Verlagshandlung soeben die Jubiläumsausgabe von dessen Literaturgeschichte auf den Markt. Es hieße Eulen nach Athen tragen, hier über den Werth oder Unwerth dieses längstanerkannten Buches noch des Weiteren zu diskutiren. Die Worte Goedeke's, daß Werke, wie das von Vilmar, nicht veralten können, wenn auch andere sehr wohl daneben bestehen und aufkommen mögen, haben sich auf's beste bewahrheitet. Vilmar's Literaturgeschichte ist ein klassisches Werk, ein Kunstwerk im wahren Sinne des Wortes, und es giebt keinen schöneren deutschen Haus- und Familienschatz, kein passenderes Weihnachtsgeschenk zu einem so beispiellos billigen Preis für die gebildeten Stände als dieses Buch.

Soeben erschienen: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Kassel. Band I: Kreis Gelnhausen. Im Auftrage des Bezirksverbands des Regierungsbezirks Kassel herausgegeben von Dr. L. Bickell. 26 Bogen Text und 350 Lichtdrucktafeln in 4° Format. Preis Mark 36.—

Justi, Ferdinand. Hessisches Trachtenbuch. 2. Lieferung. Enthaltend 8 Tafeln in Farbendruck, Folio, 36×48 cm mit ca. 6 Bogen Text. Preis M. 6.—

Wegen des Näheren sei auf die bei dem vorliegenden Heft befindliche Beilage der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg verwiesen.

Personalien.

Verliehen: dem Pfarrer Hattendorf zu Schlüchtern der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Kaufmann Scharfscheer aus Kassel zu Kapstadt und dem Rittergutspächter Collmann zu Hausen (Kr. Ziegenhain) der Kronenorden 4. Klasse.

Ernannt: Landrath Dr. jur. Steinmeister zu Höchst zum Polizeidirektor zu Kassel; lutherischer Pfarrer Stockhaus zu Schmalkalden zum Archidiakonus (zweiten Pfarrer) daselbst; die Referendare von Baumbach und Fisher zu Kassel zu Gerichtsassessoren; Sekretär Dietzel zu Kassel zum Rechnungsrevisor beim Oberlandesgericht daselbst; Postsekretär Ruhl zu Marburg zum Oberpostsekretär zu Saargemünd.

Versetzt: Pfarrer Reich zu Marköbel nach Hochstadt.

Beauftragt: Regierungsassessor Dr. Kühnert zu Kassel mit kommissarischer Verwaltung der Stelle eines Mitgliedes des Statistischen Bureaus zu Berlin.

Zugetheilt: Regierungsassessor Mannkopf zu Marburg dem Landrath zu Hagen i. W.

Verlobt: Ingenieur Adolf Kallweit zu Hamburg mit Fräulein Auguste Bölke (Berlin-Wilmersdorf, November).

Geboren: ein Sohn: Rittergutsbesitzer Willy Neese und Frau Beate, geb. Fischel (Windhausen, 17. November); Pfarrer Wittekindt und Frau, geb. Lohr (Kassel, 27. November); eine Tochter: Fabrikant Karl Diemar und Frau, geb. Kropf (Kassel, 22. November).

Gestorben: Senatspräsident beim Kammergericht zu Berlin Hans Hadlich, 57 Jahre alt (Kassel, 11. November); Regimentsthierarzt a. D. Ludwig Röhling, 78 Jahre alt (Kassel, 12. November); Fabrikant Julius Hillebrand, 55 Jahre alt (Grebendorf, 14. November); Zahlmeister Georg Lorenz, 40 Jahre alt (Marburg, 15. November); Baurath Friedrich Landgrebe, 61 Jahre alt (Arnsberg, 17. November); Kurfürstlicher Hofkellermeister a. D. Johannes Metsch, 70 Jahre alt (Kassel, 19. November); Frau Auguste Klipstein, geb. Kranz, 71 Jahre alt (Marburg, 22. November); Pfarrer emer. Karl Hübner, 52 Jahre alt (Marburg, 24. November); Lehrer der Mädchen-Mittelschule zu Kassel Eduard Bachmann (Göttingen, 24. November); Sprachlehrer August Grassow, 75 Jahre alt (Kassel, 27. November).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 24. XIV. Jahrgang. Kassel, 17. Dezember 1900.

Unter dem Schnee.

Mit meiner Liebsten eingeschneit
In trauter Waldeshütte,
Du schöner Traum der Winterzeit,
O werde wahr, ich bitte.

Wir haben ja Wasser und Brot genug,
Bis wieder Schneeglöcklein blühen
Und über uns im Wanderzug
Die wilden Gänse ziehen.

Und hier auf deinen Wangen blüh'n
Mir auch im Winter die Rosen,
Und deine rothen Lippen glüh'n
Vom heimlichen Küssen und Kosen.

Und sehnst du dich nach den Veilchen der Au'n,
So ruh' ich dir still zu Füßen;
Da magst du in meine Augen schau'n,
Die gleich den Veilchen dich grüßen.

So sind wir ein glücklich Menschenpaar,
Wetteifernd in Huld und Güte,
Und streiten, wer das andre wohl gar
An Liebe noch überbiete.

Was draußen einander betrügt und prellt,
Umschwärmt von Geiern und Raben —
Fahr' wohl mit allem, du falsche Welt,
Und bleib' im Schnee begraben!

A. Trabert.

Winter muss sein!

Winter mit Eis und Schnee,
Winter mit Ach und Weh,
Winter muß sein!
Wenn nicht der Winter wär',
Wie könnten lang vorher
Wir uns so freu'n?

Wenn dann der Lenz beginnt,
Wenn dann der Schnee zerrinnt,
Wolken froh zieh'n,
Wenn laut die Lerche singt,
Wenn Wald und Flur erklingt,
Wenn Veilchen blüh'n, —

Schwindet bald Eis und Schnee,
Schwindet bald Ach und Weh,
Schwindet das Leid;
Schwindet die bange Nacht,
Schwindet des Trübsinns Macht, —
Selige Zeit!

Hermann Haase.

✠ ✠ ✠ ✠



August Friedrich Chr. Vilmar als Germanist.

Zum Gedächtniß seines 100. Geburtstages.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

(Schluß.)

Vilmar theilt seine Literaturgeschichte in drei große Abschnitte: die älteste Zeit (bis 1150), die alte Zeit (1150—1624) und die neue Zeit (1624—1832), wobei er dem Ausdruck Mittelalter absichtlich ausweicht. Von der ältesten Zeit sind am lesenswerthesten seine Schilderungen über das alte Volksepos (Sänger, Allitteration, Hildebrandslied) und die geistliche Poesie, besonders den „Heliand", ein Lieblingsgebiet seiner Forschungen. Aus dem zweiten Abschnitt ist vor allem die klassische Wiedergabe des Nibelungenliedes zu erwähnen, die bis heute unbestritten als das Schönste gilt, was je über dies Gebiet geschrieben worden ist und mit Recht als Muster einer meisterhaften Darstellung Aufnahme in verschiedene deutsche Lesebücher gefunden hat. Auch die Schilderungen über das Kunstepos, das Volks- und Kirchenlied und die Charakterenschilderung von Fischart, Murner, Brant, Hutten verdienen besondere Anerkennung, während andere Abschnitte wie z. B. die über Grimmelshausen, Moscherosch, Schuppius etwas dürftig ausgefallen sind. In dem letzten Abschnitt haben die sechs Dichterfürsten Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Schiller und besonders Goethe eine eingehende und schöne Würdigung gefunden.

Streng genommen ist Vilmar's Buch keine Geschichte, sondern mehr eine beschreibende Darstellung der Literatur in historischer Folge. Aber er wollte auch nicht für historisch geschulte Fachgelehrte schreiben, sondern für unbefangene Gemüther, die „die Gegenstände selbst in ihrer Wahrheit und Einfachheit" zu sich reden lassen. So ist denn dieses Buch geworden, was es hat sein wollen, ein wahres Volksbuch, ein deutsches Kulturbuch für alle Zeiten. Vilmar wollte einen jugendfrischen Standpunkt in seinem Buche einnehmen, und diese Jugendfrische und ausübende Kraft, „an den Dingen der Welt seine unbefangene, volle und ganze Freude zu haben", hat es sich bis heutigen Tages trotz seiner 55 Jahre zu bewahren gewußt. Es war, wie Jakob Grimm richtig betonte, „kein ausgeschriebenes, also auch kein überflüssiges Werk, das wie es schon auf Ihre Zuhörer fruchtbar eingewirkt haben muß, auch einen weiteren Kreis von Zuhörern befriedigen muß".

Mit seiner Literaturgeschichte hatte Vilmar den Höhepunkt seiner germanistischen Schaffensthätigkeit erreicht. Er hatte sich als Textkritiker, Lexikograph, Grammatiker und Literarhistoriker um diesen Zweig der Wissenschaft verdient gemacht. Von jetzt an war ihm nur noch wenig Frist vergönnt, um auf diesem Gebiet in der gleichen Weise weiterzuarbeiten. Das Programm vom Jahre 1846 brachte zunächst wieder eine literarhistorische Studie, seine vortreffliche Abhandlung „Zur Literatur Johann Fischart's" (2. Ausg. 1865), die eine werthvolle Ergänzung zu den Ausführungen in seiner Literaturgeschichte bilden. Wie man aus den späteren Bearbeitungen ersehen kann, ist Fischart, ebenso wie der Heliand, ein Lieblingsgebiet seiner Forschung gewesen, zu dem er immer gern wieder zurückkehrte.

Hiermit haben die bedeutendsten germanistischen Arbeiten Vilmar's ihren Abschluß gefunden. Durch seine Berufung nach Kassel im Jahre 1850 und später nach Marburg als Professor der Theologie wurde er aus diesem ihm lieb gewordenen Arbeitsfeld fast ganz herausgerissen. Von da ist er nur noch in Stunden der Erholung zu diesen Studien zurückgekehrt. Es blieb ihm keine Zeit mehr, sich tiefer in die Gegenstände seiner Untersuchungen zu versenken und sie in Ruhe auszuarbeiten. So macht Vieles der noch folgenden Arbeiten den Eindruck des Fragmentarischen, Unausgereiften und wenig Abgeklärten.

Ein Zweig der Grammatik, den er mit besonderer Vorliebe pflegte, war das Gebiet der Namenkunde. Schon im Jahre 1830 war er mit einem kleinen, unbedeutenden Versuch über die deutschen Vornamen hervorgetreten, sieben Jahre später lieferte er für den ersten Jahrgang der Zeitschrift für hessische Geschichte eine Studie über „Die Ortsnamen in Kurhessen", die trotz Vielem, was heute veraltet und unhaltbar

ist, manches Werthvolle zur Ortsnamenerklärung an der Hand von urkundlichen Belegen bringt. 15 Jahre später trat er dann mit einem größeren Versuche auf diesem Gebiete hervor: „Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen", einer Reihe von Aufsätzen, die zuerst im „Hessischen Volksfreund" von 1852 erschienen und der belehrenden Unterhaltung des Leserkreises dienen sollten, für welchen jene Zeitschrift bestimmt war. 1855 gab er sie unter dem nämlichen Titel als Buch und 13 Jahre später in bedeutend erweiterter Gestalt unter dem Titel „Deutsches Namenbüchlein" heraus, das bis zum Jahre 1898 sechs Auflagen erlebt hat. Vilmar's Arbeit ist das erste deutsche Namenbuch (soweit es die Familiennamen betrifft), auf dem alle späteren ähnlichen Erscheinungen, wie die Arbeiten Hoffmann's von Fallersleben („Kasseler Namenbüchlein", „Breslauer Namenbüchlein") u. A. fußen. Als Verdienst ist an dem Buch anzuerkennen, daß es seine Angaben unmittelbar aus dem Leben und alten Urkunden schöpft, wenn auch das Meiste nach dem heutigen Standpunkt der Namenforschung als veraltet gilt und einer durchgreifenden Verbesserung nach dem gegenwärtigen Standpunkt bedarf. Immerhin nimmt Vilmar auch hier auf dem bisher reich, aber mit wenig Glück bebauten Gebiet der deutschen Namenkunde eine bemerkenswerthe Stelle ein. Wie er schon in dieser Schrift den streng philologischen Standpunkt aufgab und mehr den der Unterhaltungslektüre einnahm, geschah dies noch mehr in seinem zwei Jahre später erschienenen „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volkslieds", das gleich seiner Literaturgeschichte aus Vorträgen erwachsen war, die er vor einem Kreis unbefangener Zuhörer gehalten hatte. Angeregt durch das Erscheinen der Uhland'schen Volksliedersammlung und später der von Simrock und Mittler, suchte er den wesentlichen Charakter des volksmäßigen Liedes an dessen älteren Erscheinungen, die geschichtliche Entwickelung und Umgestaltung sowie den Zusammenhang des Volksliedes mit der modernen Kunstdichtung nachzuweisen. Der mehrfach gewünschte Druck dieser Vorträge wurde lange durch die anderweitigen Berufsgeschäfte Vilmar's verhindert, und erst nach der Katastrophe von 1866 konnte er, ähnlich wie Arnim einst in der Zeit des tiefsten Elends Deutschlands seine Zeitschrift „Trösteinsamkeit" veröffentlichte, an die Herausgabe seines Büchleins denken. „Das entsetzliche Unglück meines angestammten Fürsten", sagt er im Vorwort, „und meines Vaterlandes ließ mich nach einer Beschäftigung greifen, in welcher ich den Zorn über den ungeheuern Abfall von dem Worte Gottes und den Abscheu vor den Abgefallenen wenn auch nicht überwinden, doch zeitweise vergessen konnte." Derselbe Wunsch, den Schmerz über den Untergang seiner hessischen Heimath zu betäuben, ließ ihn an seinem Lebensabend an die Ausgabe seines „Kurhessischen Idiotikons" gehen, für das er über ein Menschenalter gesammelt und von dem er schon im vierten Bande der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte ausführliche Proben gegeben hatte. Leider ist dieses letzte germanistische Werk Vilmar's, bei dem das Vorbild von Schmeller's Bairischem Wörterbuch deutlich hervortritt, in der Anlage verfehlt und in der Ausarbeitung unvollständig zu nennen und hat erst durch die Ergänzungen Pfister's und Bech's die wünschenswerthe Vervollkommnung erhalten, um als unentbehrliche Quelle für Dialektforschungen sich bewähren zu können.

Die Liebe Vilmar's zu seiner engeren Heimath tritt nirgends so bewußt hervor wie in diesem Sprachdenkmal, das er seinem Volke errichtet hat. Mit Recht hat man Vilmar des Hessenlandes ersten Kenner und Vorfechter aller seiner Alterthümer genannt (Augsb. Allg. Zeit. 1868, Beilage 222). Am Eingange wie am Ende seiner germanistischen Studien steht die Vorliebe für Forschungen seiner engeren Heimath. Die Bestrebungen des Vereins für hessische Geschichte hat er, auch durch eigene Arbeiten, von Anfang an auf's eifrigste unterstützt und gefördert. Wohl gab es kaum einen gründlicherern Kenner hessischer Geschichte als ihn: ein Beweis dafür ist die „hessische Chronik" (1855). Auch sein „hessisches Historienbüchlein" (1842), das anonym erschien, legt Zeugniß davon ab. Es ist uns nicht möglich, in dem engen vorgeschriebenen Rahmen ein erschöpfendes Bild seiner germanistischen Thätigkeit zu liefern. Auf seine zahlreichen kleineren Arbeiten wie seine geistvollen Vorträge über Goethe's Tasso, seine Ausgabe des Alsfelder Passionsspiels (Zeitschr. für deutsches Alterthum, III. 477—518), dessen Handschrift im Jahre 1842 bei dem Umbau des Alsfelder Rathhauses durch Verkauf von Trödlern in seinen Besitz gelangte, seine mannigfachen Aufsätze für Ersch und Gruber's Encyklopädie, Wagener's Staats- und Gelehrtenlexikon, für den „hessischen Volksfreund", für die Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte, seine Rezensionen in den verschiedensten Zeitschriften u. a. m. kann nicht einzeln eingegangen werden. Wir überlassen dies der eingehenden Betrachtung einer berufeneren Feder.

Für uns konnte es lediglich darauf ankommen, einen ungefähren Begriff von der umfassenden

Thätigkeit Vilmar's auf germanistischem Boden zu geben. Was er allein hier geleistet hat, ist der höchsten Bewunderung und Anerkennung werth. Mag viel von seinen Forschungen heute als überwundener Standpunkt für den deutschen Philologen gelten: sein Name verdient einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Germanistik, nicht unter denen, die durch bahnbrechende Werke diese Wissenschaft als Meister energisch gefördert und weitergebracht haben, sondern unter denen, die den wüsten Grund der damaligen Wissenschaft zu ihrem bescheidenen Theil haben urbar machen helfen und die Liebe zu diesem Zweig der Wissenschaft zuerst in weiteren Kreisen geweckt haben.



Melsunger Familiennamen bis 1626.

(Fortsetzung.)

Der Vogt (1463 Foydt, 1599 Voitt) verlangt schwere Buße vom Kistener (1437), weil dieser zur Herstellung seiner Kisten im herrschaftlichen Forste eigenmächtig Bäume gefällt hat. Der Koler (1416—1626), der still hinter seinem Meiler saß, bemerkte Kistener's Frevel und zeigte ihn an. Der Kürschner (1484 Korsener) und der Krämer (1421 Krymer; 1493—1577 Kremer) erbieten sich, Bürgschaft für den Freund zu leisten. Der Vogt nimmt die Bürgschaft an, und die drei Freunde wandern frohen Muthes zum Koch (1460) und lassen dessen Kunst Gerechtigkeit widerfahren. Der Müller (1406—84 Molner, Mulner; 1575—1626 Moller, Möller) winkt zu derselben Zeit den vorbeisprengenden Reuter (1470 Ruther; 1575—1626 Reutter) heran und klagt ihm, daß übermüthige Studenten oder Schuler (1412—64) die Mühlräder und das Getriebe gewaltsam beschädigt haben. Der Reuter verspricht, daß es sein Vorgesetzter, der Schultheiße (1484) erfahren soll, damit er es vor das Gericht bringt. Der angesehene Smed oder Schmit (1377—1626) hat als Schöffe über das Vergehn der Schüler zu Gericht zu sitzen. Wie gern möchte der arme Schneider, den sie Scrodir oder Schröder (1429—1625) nennen, dieselbe Ehre genießen! Aber die Schaar der Tuchmacher und Walker (Tuker*) 1379—89) die in der ältesten und vornehmsten Melsunger Zunft, in der der Gewandschneider, vereinigt sind, läßt so leicht keinen andern emporkommen. Das hat auch der Töpfer (Ulner**) 1379—1470) erfahren, so geschickt er auch sein Handwerk betreibt, und so gern die reichen Leute der Stadt und Umgegend seine Waare kaufen. Wenn Ulner von dem nach ihm benannten Ilersbach auf dem Karlshagen (1470; 1577 Eulersgraben) seinen Thon holt, dann ziehen häufig Weyner (1443—1577), der Wagenmacher, und der Czimmerman (1432) mit ihm aus. Der letztere erhält freilich das meiste Bauholz vom Zimmer (1568) auf dem Schönberge. —

Nach 1500 sind die Gewerbenamen noch mannigfaltiger. Zur Ernährung der Bürgerschaft sind Becker (1575—1626) und Beinhawer (1626) oder Schlachter am wichtigsten. Auch dem Händler oder Deuscher (1626), dessen Namen die spätere Zeit erst in Deischer, dann in Discher und endlich in Tischer verwandelt hat, muß die Hausfrau manchen Heller zuwenden. Am Feierabend kehrt der Hausherr gern beim Dorwirt (1626) ein, der höchst wahrscheinlich seine Gastwirthschaft in der alten Post am Brückenthore hatte. Manche ziehen es vor, die Abendstunde beim Schankman (1607) zu verbringen; er hatte wohl den Wein- und Branntweinschank von der Stadt gepachtet und im Rathskeller war seine Stätte. Die Junggesellen speisen mittags bei der Garkochin (1626). Bütten und Fässer liefern jetzt Budger (1626) und Faßheuer (1575). Förster (1575) und Jäger (1576) verwalten des Landgrafen Waldung und Jagd. Der Grebe (1626) hatte ehemals einem Dorfe vorgestanden. Gultener (1626) war zu einer Gülte, einer Abgabe, verpflichtet. Gultha (1626) scheint eine Kürzung desselben Namens zu sein. Hoffman (1569) ist entweder der Verwalter eines herrschaftlichen Hofes oder ein unfreier Bauer, der zu einem solchen Hofe gehört. Neben dem Grobschmiede steht jetzt der Kleinschmit (1626), der feinere Arbeiten machte, also Schlösser, Sporen und selbst die Kirchenuhr. Ob Klopper (1626), woraus später Klepper wurde, einen Kobold bedeutet oder einen Schultheißen, der bei der Eröffnung des Märkerdings mit dem Gerichtsstabe auf den Tisch klopft*), oder endlich einen Handwerker, der viel zu klopfen hat, das mag dahingestellt bleiben. Der Linwebber (1626) verfertigt die viel begehrte Schockleinwand. Von Leuchter (1575)

*) Fick S. 3 stellt Tuckermann zum altdeutschen Namen Diutker. —

**) Fick S. 17 erklärt Uellner = ulnarius, Ellenmacher.

*) Pott S. 76.

beziehen Kirche und Bürger die Wachslichter. Die Eichenwälder des Schönebergs versehen den Lober (1544—1626) mit der nöthigen Lohe zur Gerberei. Der Marsteller dient im Marstalle des Fürsten. Hinter dem Pfluge ging der Pflueger (1575), dessen Namen man bald in Pflugk (1639) abkürzte. Eines Priesters Nachkomme war Pfaff (1575—85). Der Schäffer (1575; Scheffer 1626) trieb die zahlreichen Schafe auf die Weide.*) Als Schützer und Fechter bewährte sich Schirmer (1575). Mit Bart und Haar wußte der Scherer (1569—1626) wohl umzugehn. Das Holz der landgräflichen und städtischen Forsten zerschnitt der Schneidemoller (1626), und der Schreiner (1626) verarbeitete es dann weiter. Schneider (1575) und Schumacher (1626) durften auch nicht fehlen. Seuttel, Sutel oder Sutellius (1518—68) war ein „kleiner Schuhmacher", der seinen Namen in's Lateinische übersetzt hatte. Mit Klempnerarbeiten gab sich der Spengler (1608—21) ab. Der Truchseß oder Drost (Trost 1626) wartete bei Tische auf.*) Die Töpferei stand noch immer in Blüthe, auch nach auswärts versandte der Topper (1535) sein Geschirr. Von allen Handwerkern übertraf ihn nur der Weber (1544—1626), dessen Tuche guten Absatz fanden. Weldener (1607—26; jetzt Weltner) wirkte als Waldaufseher. Hinter Wehrmeister (1626; ahd. wërahmeister) verbirgt sich ein Werk- oder Baumeister. Unter Wepler (1626) versteht der Eine einen Beamten, der die zollpflichtigen Waaren mit einem Wappen abstempelt**), der Andere sieht darin einen waffenführenden Adligen, welcher noch nicht Ritter war.†) Beide Erklärungen sind aber anfechtbar.

*) Das Milsunger Saalbuch von 1575 schreibt stets Schäffer und Schafftrifft. — Heintze S. 196 erklärt Schäffer nur als Schaffner oder Verwalter.

*) Andresen, Konkurrenzen S. 97. Heintze S. 214.

**) Hoffmann von Fallersleben S. 22.

†) Vilmar, Namenbüchlein S. 26. — Vgl. jedoch Vilmar, Idiotikon S. 449: gewêpel = eine Menge Kleidungsstücke übereinander.

(Ein die „Beinamen im engeren Sinne" behandelnder Abschnitt folgt im nächsten Jahrgang.)



Zum Kaufunger Urkundenbuch.

Bereits in Nr. 18 dieses Jahrgangs (S. 238) konnte auf den soeben erschienenen ersten Band des Urkundenbuchs des Klosters Kaufungen von Hermann von Roques empfehlend hingewiesen werden, mit dem, dank dem Fleiße des Herrn Bearbeiters, die hessische geschichtliche Literatur bereichert ist. Als erstes niederhessisches Urkundenbuch der Neuzeit kann das werthvolle Werk, dessen 2. Band wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, der wärmsten Aufnahme sicher sein.

Zwar kann man nicht sagen, daß die Urkunden gerade viel Material für die äußere Geschichte des Klosters bieten; dagegen sind sie angefüllt mit kulturgeschichtlichem Stoffe aller Art. Inhaltlich haben die meisten derselben, wie überall, den Besitz, diese Grundlage jeder irdischen Existenz, zur Veranlassung und zum Zweck. Unter diesen treten ganz besonders hervor die Schenkungsurkunden Kaiser Heinrich's II. für das Kloster Kaufungen, 12 an der Zahl, denen Kaiser Heinrich III. dann noch eine Marktverwilligung hinzufügte. Diesen schließt sich eine Reihe gerichtlicher Urkunden an, die das gebrochene Recht wiederherzustellen oder das angefochtene zu schützen bestimmt waren, auch einige, welche von der Gerichtsherrlichkeit des Klosters Zeugniß geben. Eine dritte Reihe berührt die innere Seite des kirchlichen und klösterlichen Lebens. So charakterisirt der Herausgeber selbst in seiner ausführlichen lesenswerthen Einleitung, auf die besonders hingewiesen sei, die einzelnen Bestandtheile des Urkundenbuches.

Dasselbe beginnt mit drei Urkunden, die der Zeit vor Kaiser Heinrich II. entstammen, aus denen sich ergiebt, daß dort bereits vorher (und zwar um 850) eine Kirche (ecclesia in Kapungun) vorhanden war, und daß dieselbe sich auf dem Gebiete der Grafen Bennit und Amalung aus dem alten Geschlechte der Billunger befand, die, obwohl aus edlem sächsischen Blut entsprossen, doch in engem Anschluß an den Frankenherrscher ihren Vortheil gefunden hatten. Schon diese Billunger scheinen für ansehnliche Ausstattung der Kaufunger Kirche Sorge getragen zu haben, wennauch nur eine einzige Urkunde von ihrem Wirken in diesem Sinne Kunde giebt (Nr. 3). Schon zur Zeit der letzten Karolinger bestand in Kaufungen ein Frauenkloster, dessen Aebtissin zwischen 880 und 889 Frau Alberat war, die ebenfalls dem Geschlecht der Billunger angehörte (S. 4, 5).

Das Billunger Kloster verschwindet alsbald aus der Geschichte, möglicherweise ist es von den Ungarn (etwa im Jahre 933) zerstört worden (Roques, S. XVII). Nach den ältesten Urkunden des Kaufunger

Urkundenbuches dürfte feststehen, daß das älteste Billungische Monasterium die Grundlage des Dorfes Oberkaufungen bildete, um welches der Ort nach und nach entstand.

Es ist nicht klar, ob zu dem alten Kloster die Pfarrkirche St. Georg gehört hat, von welcher Dietrich, einst Rektor des Hochaltares in der Stiftskirche zu Kaufungen, vor dem 12. April 1432 (S. 419) bezeugte, daß die Pfarrei zu Kaufungen „an deme erstin anebigine in „sente Jorgen Kirchen" gestiftet sei, wie man dies erkenne an der borkirchen, dar der keyser uffe selbir gestanden hat zu messetziit, während erst „darnach dy Kirche des heiligen crucis gebuwit" und der Gottesdienst darein verlegt sei. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß sie dazu gehörte, da die Kaiserin Kunigunde zu Ehren des heiligen Kreuzes baute (Nr. 5). Jedenfalls ist unter der heiligen Kreuzkirche mit dem Stephansaltar, in die „sente Jorgen phare cum baptisma et sepultura ist gelegit", die heutige Pfarrkirche des Ortes Oberkaufungen zu verstehen.

Nach den Billungern wird Kaufungen erst unter Kaiser Heinrich II. im Jahre 1008 wieder genannt, doch ist der Satz der Urkunde, in welchem von der Thätigkeit der Kaiserin Kunigunde für die Gründung des Klosters die Rede ist, nach der vermuthlich zutreffenden Annahme des Herausgebers (S. 6) später eingeschoben. Beabsichtigt wird die Errichtung eines neuen Frauenklosters im Orte schon damals gewesen sein. Im Jahre 1017 waren die darauf gerichteten Pläne jedenfalls zur Reife gediehen, die Urkunde vom 16. Dezember 1017 erwähnt das Benediktinerinnen-Kloster *in loco, qui dicitur Cofunga*, als Stiftung der Kaiserin Kunigunde. Die nächsten Urkunden haben die Ausstattung des Klosters mit irdischem Gut zum Inhalt. Von in der Nähe gelegenen Ortschaften werden da als Kaufunger Besitz die Dörfer Oberkaufungen, Niederkaufungen, Vollmarshausen und Uschlag aufgeführt, neben dem kaiserlichen Eigenhof Kassel, den der Kaiser seiner Gemahlin schon 1008 überwiesen hatte, daneben erhielt es den ganzen Kaufunger Wald, welcher damals noch weit größere Ausdehnung besessen haben muß als heute. Auch die Dörfer Heiligenrode nebst dem in seiner Nähe gelegenen, jetzt längst wüsten Umbach gehörten im Anfang des 12. Jahrhunderts noch zu dem Walde. Als Kaiser Heinrich V. im Jahre 1123 beide als dem Kloster früher gewaltsam entrissen zurückgab, ist in der betr. Urkunde (S. 27) ausdrücklich gesagt, daß sie in dem Kaufunger Walde lagen. Ferner spricht die Urkunde vom 3. Juni 1126 (Nr. 23), in welcher der Erzbischof Adalbert I. von Mainz dem Kloster Kaufungen den Novalzehnten in Heiligenrode, Umbach, Bettenhausen und Eschenstruth erließ, dafür, daß diese Ortschaften noch nicht sehr lange dem Waldboden abgerungen waren.

Von Bedeutung für die klösterliche Stiftung war die Ueberweisung der St. Johanneskirche zu Wolfsanger und die Verwilligung eines dreitägigen Markts zu Johannis in Wolfsanger und zu Kreuzerhöhung (14. September) in (Ober-)Kaufungen.

Nicht als eine Gunstbezeugung des Reichsoberhauptes an die Abtei war es dagegen anzusehen, wenn Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1086 die Abtei Kaufungen der Speyer'schen Kirche schenkte, die seinem Herzen als Begräbnißstätte seiner Vorfahren besonders nahe stand, eine Maßnahme, die dem Glanz des Klosters Abbruch thun mußte, da sie den unmittelbaren Beziehungen zu dem Herrscher ein Ende bereitete.

Seit Kaiser Heinrich III., welcher dem Kloster Kaufungen jeden Mittwoch einen Wochenmarkt und zum St. Margarethenfest (13. Juli) einen dreitägigen Wochenmarkt bewilligte, hörten die Neuverleihungen kaiserlicher Gnade für das Kloster auf, die Beziehungen beschränkten sich auf gelegentliche Bestätigung bereits erworbener Rechte.

Bald nach Lösung der engen Beziehungen zu den Kaisern traten die erheblichen Schwierigkeiten in den Vordergrund, welche mit Wahrung des Besitzstandes verknüpft waren, wie aus den zahlreichen Urkunden, welche sich über die Bemühungen der Aebtissinnen nach dieser Richtung hin finden, klar zu ersehen ist. Es war ein fast unaufhörlicher Kampf um das Dasein, den das Kloster später zu bestehen hatte. Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts hatte das Kloster zu kämpfen. (Nr. 113 ff.) Besondere Mühewaltung war mit Festhaltung der weiter entlegenen Besitzungen verknüpft, die sich um die Orte Hedemünden bei Münden, Herleshausen bei Eisenach, Herbede an der Ruhr und die Moselorte Lay, Waldesch, Bisholder und Trimbs, bei deren Verleihung der gute Kaiser Heinrich wohl hauptsächlich die dortige vini copia im Auge hatte, gruppirten, andere Besitzungen, wie die zu Obermeiser und Escheberg, scheinen (vor 1400) in mißlichen Finanzverhältnissen verpfändet und durch Nichtwiedereinlösung abhanden gekommen zu sein. (Nr. 276 f.)

In diesen schweren Zeiten war es für Aufrechthaltung des Ansehens des Klosters von Wichtigkeit, daß die Stätte, wo die heilige Kunigunde einst gewirkt hatte, von Klosterjungfrauen von edelstem Geblüte aufgesucht zu werden pflegte, die bisweilen dann auch zu Aebtissinnen gewählt wurden, wie Bertha von Sayn um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts; eben der Umstand, daß Kaufungen die Abtei der heiligen Kunigunde ge-

wesen war, wird erheblich dazu beigetragen haben, den Ruf der frommen Stiftung derselben in religiöser Beziehung auf Jahrhunderte hoch zu halten.

Durchweg hatte sich das Kloster denn auch tüchtiger Aebtissinnen zu erfreuen, die sich die Vertheidigung seiner Rechte mit Nachdruck angelegen sein ließen.

Vielleicht wäre zu erwägen, ob sich nicht empföhle, im Einzelnen hie und da von dem unverkürzten Abdruck der Urkunden abzusehen und sich auf ausführliche Inhaltsangaben unter Beibehaltung aller Namen in der diplomatisch genauen Form zu beschränken. Damit würde an den Kosten gespart, ohne daß doch etwas Wesentliches weggelassen zu werden brauchte.

Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß, falls ein solches Verfahren eingeschlagen würde, auch viel eher die Möglichkeit bestehen würde, die Herausgabe von Urkundenbüchern der übrigen hessischen, bezw. niederhessischen Klöster zu bewerkstelligen.

Die Hauptfundorte der Kaufunger Urkunden sind das Archiv des ritterschaftlichen Stiftes Kaufungen und das königliche Staatsarchiv zu Marburg. In jenem ruhen allein 538, in diesem 136 Nummern. Der Herausgeber hat sich aber keineswegs auf beide Archive beschränkt, in welchen sich allerdings die werthvollsten Stücke fast sämmtlich finden. Außerdem haben dem fleißigen Sammler noch folgende Archive und Bibliotheken Ausbeute geliefert: das Staatsarchiv zu Münster in W. und die Landesbibliothek zu Kassel, das kgl. Sächsische Hauptstaatsarchiv zu Dresden, das großherzogl. Sächs. Staatsarchiv zu Weimar, das Vatikanische Archiv zu Rom, die Staatsarchive zu Wetzlar, Düsseldorf, Hannover und Koblenz, das Bairische Kreisarchiv zu Würzburg, das städtische Archiv zu Kassel, das freiherrlich von Buttlar'sche Archiv zu Schloß Elberberg, das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, das Bairische allgemeine Reichsarchiv zu München, das Badische Generallandesarchiv zu Karlsruhe, das fürstlich Isenburgische Archiv zu Birstein, das städtische Archiv zu Hess.-Lichtenau, das Archiv der St. Martinskirche zu Kassel und das des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde ebendaselbst.

Schon die Aufzählung dieser Namen giebt dem Leser Anhaltspunkte für die Größe der Arbeit, welche für die Herausgabe des Urkundenwerkes zu bewältigen war. Und wie ist sie bewältigt, zumal, wenn in Erwägung gezogen wird, daß der Herausgeber erst in späteren Jahren in die Möglichkeit versetzt wurde, sich der Geschichtsforschung zu widmen! Die Gestaltung der Texte, der Anmerkungen und als Ueberschriften gegebenen Inhaltsangaben, nicht zum wenigsten auch die bereits erwähnte ausführliche Einleitung lassen die Thätigkeit des Herausgebers, der mit selbstloser Aufopferung Jahre lang gearbeitet hat, im besten Lichte erscheinen. Möge das Kaufunger Urkundenbuch auch jetzt, nachdem an Stelle des Subskriptionspreises von 10 Mark für den Band der erhöhte Ladenpreis von 15 Mark getreten ist, bei Geschichtsfreunden und Geschichtsforschern warme Aufnahme finden.
W. G.



Hessenlied.

Schöne Hügel, grüne Matten,
Stolzer Wälder dunkle Schatten,
Drin der Ströme Silberband —
Grüß dich Gott, mein Hessenland.

Hessenland, du Hort der Treue,
Die wir schwören heut auf's Neue
Euch, Ihr holden Hessenfrauen,
Beste Ihr in deutschen Gauen!

Hessen, uns'rer Ahnen Streben
Galt stets Einem nur im Leben:
Treuen, tapfern Sinn zu zeigen,
Fest zu steh'n wie uns're Eichen.

Heuchelei und Knechtssinn hassen,
Von dem Rechte nimmer lassen,
Deutscher Ehre nie vergessen,
Das ist Art der rechten Hessen.

Du in deiner Wälder Schatten,
Land der alten tapfern Chatten,
Herzland du im deutschen Reich,
Keins der Länder kommt dir gleich!

J. Froboese (von Wanfried.)



Ein Erinnerungsgang.

Von Jeannette Bramer.

In hellen Haufen strömt „ganz Kassel“ hinauf zu seiner Wilhelmshöhe. Wie viel Liebliches, Reizvolles und Poetisches stellt die stolze Krone unserer Residenzstadt aber in Schatten — ja, wie manche einst hochgeschätzte Perle in der Umgebung Kassels ist dem Vergessen anheim gefallen und schläft einen Dornröschenschlaf!

Fernab von dem Leben und Treiben der stolz auferblühten oberen Stadt Kassel führt die alte Leipziger Straße zu einer Kulturstätte hin, die, von prächtigen und sagenreichen Waldungen umgeben, im 11. Jahrhundert der Zufluchtsort einer deutschen Kaiserin wurde, jetzt aber einer Stiftung unserer an Humanität reichen Zeit, der großen Lungenheilanstalt, dem Werke edler Menschenfreunde, Raum gab. Wendet man sich nach einem Besuche Oberkaufungens links ab nach dem kleinen Bahnhof zu und begiebt sich von da über Wiesenpfade dem Walde, in der Richtung nach Niederkaufungen, entgegen, so lockt den Wanderer eine zweite Stätte der Zurückgezogenheit vom mächtig rauschenden Strome des Lebens, die fast über siebenhundert Jahre nach Kaiserin Kunigunde ein Freund des Friedens am Herzen der Natur sich im Walde gründete! Einst hatte, der Ueberlieferung nach, an jener Stelle ein Dorf gestanden, das aber schon wüst war, als der Grund und Boden im 14. Jahrhundert an Landgraf Heinrich II. geschenkt wurde. Später erhob sich dort eine landgräfliche Burg, an deren Stelle heute, unbeschreiblich lieblich von Wald, Hecken, Wiesen, auf denen uralte Eichen prangen, und stillen Weihern umgeben, das Dornröschen-Schlößchen Windhausen steht. Hier wohnte am Ende des 18. Jahrhunderts der Erbauer des Schlosses: Ernst Martin von Schlieffen, der geborene Preuße, hessische General und Staatsminister, dem das Hessenland eine zweite Heimath geworden war (siehe „Hessenland“ 1891, Nr. 17 ff., Aufsatz von Dr. Carl Scherer). Ein geradezu entzückender Weg führt von Niederkaufungen direkt nach dem tief im Wald versteckten, kleinen Schlosse, dem sich ansehnliche Wirthschaftsgebäude zugesellen. Es geht die Kunde von einer großen Vorliebe des Generals Ernst Martin von Schlieffen für das Affengeschlecht. Der einstmalige Kriegsheld und Staatsmann soll sich mit Eifer auf seinem einsamen Gute auf die Beobachtung seiner „zwanzigfingerigen Freunde“, von denen er eine Anzahl pflegte, gelegt haben. Als Zeuge dieser sonderbaren Neigung ragt in unmittelbarer Nähe des einsamen Landsitzes ein Denkmal in Gestalt einer abgebrochenen Säule empor, über welche die Zweige einer Traueresche sich herniederbeugen. — Hat man von Niederkaufungen aus eine kleine Höhe erklommen, die zur linken Hand einen herrlichen Blick auf den Habichtswald, rechts nach dem Kaufunger Wald und dem Lossethal bietet, so gelangt man, allmählich abwärts steigend, auf ungemein lieblichem Wege dicht vor die Oekonomiegebäude des Schlößchens Windhausen, von da zu diesem selbst, das in einfacher Vornehmheit sich aus dem Waldesdunkel abhebt. Eine wundervolle waldumrahmte Wiese breitet sich vor der Fronte des Herrensitzes aus, an welcher entlang schattige geheimnißvolle, hier und da von ruinenhaftem Gemäuer unterbrochene Wege führen. Dann lichtet sich das Dunkel, und ein stiller Weiher ruht träumerisch vor den Blicken. Eine weite Waldwiese grenzt an das Wasser. Unvergleichlich schöne, mächtige, uralte Eichenriesen werfen ihre Schatten weithin, und in ihrem Schutze steht, außer dem schon erwähnten Denkmale, die halb verfallene Grabkapelle des ersten hier ansässig gewesenen Schlieffen. Das mit gothischen Fenstern, spitzbogiger Thür versehene Gemäuer trug einst ein Strohdach, so hatte sich Ernst Martin seine letzte Ruhestätte selbst erbaut. Jetzt wuchert Waldgestrüpp an Stelle des fehlenden Daches, aber in klaren Zeichen ist die selbstverfaßte Grabschrift des Einsiedlers von Windhausen auf der Sandsteinplatte an der rückseitigen Giebelwand des kleinen Mausoleums erhalten. Sie lautet:

Grabmal des ersten Schlieffen,
Der dort die einsamen Dächer besaß.
In ihrer Stille — im — sie umschattenden Hayne,
Dem lästigen Wandel des Hofes,
Den Friedensmühen des Kriegers
So oft als möglich entwischt,
Fand er, vom Schicksal begünstigt,
Vielleicht auch durch Denkart geführt,
Mehr süße als herbe Stunden.
Dankbar für jene, gefaßt auf diese —
Ruhig über die Zukunft! —*)

Dicht am Weiher steht eine Bank, zum Ruhen, zum Träumen von vergangener Zeit an diesen weltentrückten Punkt hingestellt.

Des Einsiedlers Neffe, Graf Heinrich Wilhelm von Schlieffen zu Berlin, wurde der Erbe von Windhausen. Selten nur hielt er sich in der

---

*) Nach dieser Grabschrift ist Schloß Windhausen erbaut, so lange Schlieffen noch im aktiven Staatsdienste war, also vor 1789, als er den hessischen Staatsdienst verließ, bezw. vor 1792, als er auch aus preußischem Dienste wieder schied, in den er 1789 getreten war.

stillen Waldeinsamkeit auf, legte aber die Verwaltung seines Gutes, mit der Befugniß, dort nach Belieben zu wohnen, in die Hand eines geistvollen Mannes und anerkannten Juristen, des weiland Obergerichtsanwaltes Rösing zu Kassel. Wenn irgend Menschen hierher auf den von Romantik und dem poetischen Hauche liebreizender Landschaft umwebten Besitz gehörten, sich ihm harmonisch anpaßten, so war es die Familie Rösing's und der Kranz auserlesener Freunde, der sie umgab! In dem schlichten, gemüthlichen Kassel der dreißiger und vierziger Jahre war der Salon der Gattin des Obergerichtsanwalts Rösing der Krystallisationspunkt dieses ausgewählten Kreises. Von höchster Anmuth der Erscheinung, talentvoll den schönen Künsten ergeben, war die geistreiche Frau eine vollendet ebenbürtige Gefährtin ihres geistig so hochstehenden Mannes. Neben der stolzen Rose blühte in unvergleichlicher Lieblichkeit des Hauses älteste Tochter, Tamina. Keiner aus dem erlesenen Kreise Derer, die zu den Freunden des Hauses Rösing gehörten, konnte sich dem Zauber entziehen, der von Tamina ausging; so auch der ernste Friedrich Oetker, so auch der geniale Poet Dingelstedt nicht. Wurde während des Winters in dem stattlichen Hause an der Ecke des Meßplatzes und der Karlstraße schräg gegenüber dem Rathhaus, welches Rösing's als Eigenthum bewohnten, im heiteren, geistig angeregten Kreise den Musen gehuldigt, wobei kaum eine vernachlässigt wurde, und in ernsten Gesprächen mancher große, kühne Gedanke auch vor das Urtheil der anwesenden Frauen gestellt, so vereinte an manchem Sommer- und klaren Herbsttage das reizende Schlößchen Windhausen die auserlesene Gesellschaft von Männern und Frauen. Der Wald rauschte über den fröhlichen Spielen dort auf dem grünen Plan, der sich vor der weit geöffneten Glasthüre des Gartensaales ausdehnt, und ländliche Feste, bei denen die lichte Gestalt Tamina's, mit den Sonnenaugen und den braunen Locken, wie die verkörperte Muse der lyrischen Poesie, als Königin waltete, erhoben den Jugendmuth und Frohsinn der jüngeren und verjüngten die älteren Theilnehmer an dem reizenden Idyll „Windhausen". Es ist zu verstehen, daß die Familienfeste jenes Mittelpunktes begabter Menschen in ihrer Eigenart entsprechender Weise gefeiert wurden, Musik, Poesie und Malerei die Feste in edler Weise verschönen mußten. — Ein sicherlich noch ungedrucktes Gedicht Fr. Oetker's möge hier seine Stelle finden; der Dichter widmete es Tamina Rösing im Jahre 1842 zum Geburtstage:

„Grüßend nah' ich deinem Feste,
Liebes Kind, und bring das Beste,
Was ich Aermster geben mag,
Eine Blüthe von der Blume,
Die in meinem Heiligthume
Einsam blühet Nacht und Tag.

Brächte gern dir eine Rose,
Frisches, heißes Lenzgekose —
Und ein Sinnbild heit'rer Lust!
Aber, Kind, so lang ich lebte,
Ach, ich hab' das Heißerstrebte
Nimmer zu erspäh'n gewußt!

Keine Freude wollte blühen,
Keine Rose duftend glühen
An dem Pfade, wo ich ging.
Träumte ich von Rosenkränzen,
War es nur ein fernes Glänzen,
Das an fremdem Himmel hing!

Auch ein Veilchen brächt' ich gerne,
Stille Grüße, ahnungsferne
Seligkeit; doch, liebes Kind,
Veilchen sind nur Frühlingskinder,
Ach, und sterben nur geschwinder,
Wie ein Jugendtraum zerrinnt!

And're Blumen? welche wählte
Ich nicht freudig und beseelte
Sie mit Sinn und Gruß für dich?
Aber, Kind, das arme Leben
Hat mir keine noch gegeben,
Die nicht trüg'risch bald verblich!

Nur die eine, die ich hüte
Wie ein Kleinod — die erblühte
Nicht bei Nacht und Sturmes-Graus!
Still und innig voller Liebe,
Daß doch eine Tröstung bliebe,
Hält sie treulich bei mir aus!

Wenn ich oft in müß'gen Stunden
Keine Tröstung mehr gefunden
Und geflucht zur Nacht hinein,
Wenn die Menschen mich verließen,
Hüllte sie in ihren süßen,
Weichen Duft mich liebend ein!

Darum, Kind, zu deinem Feste
Bring' ich grüßend dir das Beste,
Was ich Aermster geben mag:
Eine Blüthe von der Blume,
Die in meinem Heiligthume
Ewig duftet Nacht und Tag!

Als Franz Dingelstedt nach längerer Abwesenheit von Kassel in den Rösing'schen Freundeskreis zurückkehrte, widmete er der holden Tochter des Hauses ein Sonett, das Tamina als Rose feiert:

Zum 28. Oktober 1846!

Als Knospe hab' ich, scheidend, dich gekannt
Im Blättergrün der Kindheit noch befangen,
Und finde nun dich herrlich aufgegangen!
Der Rose Bild — nach Rosen auch benannt!

Fürwahr, du bist der Pathin wohl verwandt!
Ich sehe ihren Schmelz dir um die Wangen,
Dir auf den Lippen ihre Frische prangen,
Im Auge ihres Thaues Diamant.

Behüt' dich Gott, viel holdes Rosenkind,
So will ich — wieder scheidend — zu dir sprechen —
Vor jäher Sonne und vor kaltem Wind. —

Und wollte je unwürd'ge Hand dich brechen,
So brauche — die ja Rosen eigen sind —
Die Dörnlein muthig, welche blutig stechen!

Ein wundervolles, lebensgroßes Bildniß, das Tamina Röfing in ihrer ganzen Anmuth und reinen Schönheit darstellt, heute ein Juwel im Hause ihres einzigen Bruders, war zu jener Zeit im Kasseler Kunstverein ausgestellt.

Die viel gefeierte holde Rose jenes schöngeistigen, dem Idealen zugewandten Kreises hatte nur ein kurzes Erdenwallen. Nach wenig mehr als einjähriger Ehe schloß sie, als Gattin des Majors von Heusinger-Waldegge, ihre Augen für immer dem irdischen Lichte, noch prangend in voller Jugendblüthe. —



Der Hofbuchhändler des letzten Kurfürsten.

Humoristisches Erinnerungsblatt von W. Bennecke.

In den sechziger Jahren befand sich zu Kassel in dem Eckhaus der Königs- und Amalienstraße*), welches in früheren Zeiten ein angesehener Gasthof gewesen war und noch heute „der schwarze Adler" heißt, eine Buchhandlung, über deren Schaufenster das kurfürstlich hessische Wappen prangte. Der Inhaber dieser Buchhandlung war Heinrich J., der durch bemerkenswerthe Verhältnisse zu dieser Lebensstellung gelangte. Wer den Laden J.'s häufig besuchte, dem mußte es auffallen, daß neben der Thüre auf einem Stuhle stets ein Cylinder stand, wenn auch niemand sichtbar war, der diese Kopfbedeckung beim Eintritt dort hingestellt haben mochte. Dieser Cylinder gehörte nämlich Herrn J. selbst und konnte als ein historisches Denkmal betrachtet werden, denn kein Hut in ganz Hessen hatte den Kurfürsten so oft gegrüßt als dieser J.'sche „Bibi", da Seine Königliche Hoheit Tag für Tag an dem Hause vorüber fuhr, und dann Herr J. mit dem Cylinder aus dem Laden vor die Hausthür stürzte, um dem Fürsten seine Verehrung zu bezeigen. Damit er aber nie um die passende Kopfbedeckung in Verlegenheit sei, stand auf dem Stuhl stets der Cylinder bereit, den er bei seiner tiefen Reverenz für unumgänglich nothwendig hielt. Daß J. dem Kurfürsten aber in solcher Weise huldigte, kam so:

J. hatte bei der kurfürstlichen Leibgarde seiner Militärpflicht genügt und war dann in die Dienste eines Kasseler Buchhändlers getreten, wo er sich sehr brauchbar bewies und längere Zeit thätig war. Es wächst der Mensch aber nicht allein mit seinen höheren Zwecken, sondern auch mit seinen höheren Ersparnissen, und so geschah es, daß unser Heinrich J. nicht länger mehr den dienstbaren Geist spielen, sondern als Herr auf dem runden Lederschemel im Kontor vor dem dicken Hauptbuch sitzen wollte. Er sah sich deshalb um, nicht unter den Töchtern des Landes, sondern unter den Buchhändlern der Stadt, und fand auch alsbald einen sichern Mendel Gottschalck, Leihbibliothekbesitzer und Inhaber eines Antiquariats, welcher Lust hatte, in der neuen Welt sein Glück zu versuchen, in Folge dessen er sein Geschäftchen zu verkaufen trachtete. Heinrich, denn ich will den J. der besseren Erzählung wegen ferner nur bei seinem Vornamen nennen, kaufte ihm Leihbibliothek und Antiquariat ab und Gottschalck segelte auf dem eisernen Schraubendampfer „Austria" 1858 nach Amerika, um mit diesem Schiff leider zu Grunde zu gehen, denn am 13. September verbrannte die „Austria" auf offener See und von den 542 Menschen, die sich auf ihr befanden, wurden nur 80 gerettet, unter welchen Mendel aber nicht namhaft gemacht wurde.

Eine Buchhandlung hatte nun Heinrich zwar, ohne jedoch Buchhändler zu sein, denn dazu gehörte in den Augen der Kasseler Hoffmann und Campes ein größeres Maß von Wissen, als er sein eigen nannte. Die Buchhändler der kurhessischen Residenz wollten demzufolge den kühnen Mann, der sich zu ihnen aus eigener Machtvollkommenheit emporgeschwungen, in seiner neuen Stellung nicht anerkennen und wandten sich deshalb an den Magistrat. Dieser war nun ganz ihrer Meinung und machte Heinrich Schwierigkeiten, die auf gänzliches Untersagen des Geschäftsbetriebs hinausliefen. In dieser Noth ging Heinrich zu dem Oberstallmeister des Kurfürsten, den er von seiner Dienstzeit bei der Leibgarde her kannte und stellte ihm seine Verlegenheit vor. Der Oberstallmeister, der weder auf die Buchhändler noch auf die Stadt Einfluß auszuüben vermochte, zuckte die Achseln und konnte dem ehemaligen Leibgardisten keinen sonderlichen Trost ertheilen. — „Doch," sagte er schließlich, „lassen Sie den Muth nicht sinken und kommen Sie in ein paar Tagen wieder." Betrübt ging Heinrich davon, und nachdenklich der Oberstallmeister in das Palais seines

*) Jetzt Wilhelmstraße.

Herrn, wohin sein Dienst ihn rief. Er war einer der Vertrauten des Fürsten, und schon manche verwickelte Angelegenheit hatte durch sein menschenfreundliches Dazwischentreten eine befriedigende Lösung gefunden. Er hätte auch Heinrich gern geholfen, aber wie —? Gegen die bei den Buchhändlern üblichen Bestimmungen, welche einen vorschriftsmäßigen Bildungsgang fordern, sowie gegen die Rechte der Stadt ließ sich schwerlich etwas machen, trotzdem hielt er es für angebracht, die mißliche Lage Heinrich's dem Kurfürsten bei Tafel zu erzählen. Der Kurfürst aber schien sich für den Heinrich'schen Fall gar nicht zu interessiren, sagte nur „dummes Zeug" und sprach sodann von etwas Anderem.

Nach einigen Tagen kam Heinrich wieder zu dem Oberstallmeister, und da dieser ihm keine günstige Mittheilung zu machen vermochte, so sah er sich vor seinem Ruin. Der Verzweiflung nahe, ging Heinrich aus der Wohnung des Oberstallmeisters, die vor dem Wilhelmshöher Thore lag, die dortige Allee entlang und überlegte, ob er nicht den Mendel Gottschalck um seinen Tod im Atlantischen Ozean beneiden sollte, denn durfte er das gekaufte Geschäft nicht betreiben, konnte er all sein sauer erspartes und an diesen Kauf gehängtes Geld für verloren rechnen. In Gedanken versunken schritt er weiter und immer weiter, sodaß er sich schon in der Nähe des Wilhelmshöher Schlosses befand, als er erst an den Rückweg dachte, der damals noch durch keine elektrische Bahn erleichtert wurde. Da bemerkte er plötzlich einen sechsspännigen Hofwagen, der ihm langsam entgegen kam, und eine Strecke vor demselben einen Offizier in Garde-Uniform mit einer Dame spazierend. Er wußte wohl, wer das war, denn das wußte jedes Kind — der Kurfürst und seine Gemahlin. Heinrich blieb stehen, wie es sich für einen wohlzugerittenen Staatsbürger ziemte, um seinen Landesherrn zu grüßen, obwohl derselbe nichts von seinem Handel wissen wollte und ihn „dummes Zeug" genannt hatte — aber deshalb war er seinem obersten Kriegsherrn doch nicht gram. Wie der Kurfürst nun in seine Nähe kam, und er den Hut abnahm, erhob sich plötzlich ein Wirbelwind und entriß die Angströhre, die er wegen des Besuchs bei dem Oberstallmeister an diesem denkwürdigen Nachmittag trug, seinen vor Aufregung zitternden Fingern. Heinrich machte einen langen Satz hinter ihr her, aber vergebens, sie kollerte lustig den Staub in der Allee aufwirbelnd gerade auf Serenissimus los und wäre Allerhöchstdemselben jedenfalls zwischen die Füße gerathen, wenn Heinrich sie nicht durch einen gewagten Sprung noch im letzten Moment erwischt hätte. Nun stand er tief gesenkten Hauptes, mit dem wiedergewonnenen Cylinder fast die Erde berührend, da und wußte gar nicht, wie seine Jagd nach dem „Bibi" so überaus komisch gewirkt hatte. Er verharrte, einem seltsamen indischen Heiligen gleich, noch eine Weile in seiner außerordentlichen Haltung, bis ein Lakai ihn aufstörte und nach seinem Namen fragte, da Seine Königliche Hoheit wissen wolle, wer der gewandte Hutjongleur gewesen sei.

„Nun ist alles aus," dachte Heinrich, als der Bediente sich entfernt hatte, „nun ist alles aus, denn nachdem mein Cylinder dem Kurfürsten fast zum Stolpern gebracht hat, wird er mir erst recht nicht auf die Beine helfen wollen. O, ich Unglücksexemplar!"

In seinem Ingrimm wollte er den Cylinder auf die Erde schleudern, aber er besann sich noch zur rechten Zeit, daß eine Angströhre ein sehr zarter Gegenstand ist, und strich ihr die Physiognomie wieder glatt, die bei der Jagd sehr struppig geworden war. —

In der Nacht hatte Heinrich die schrecklichsten Träume. Bald drückte ihn der Alp in Gestalt von sämmtlichen Kasseler Buchhändlern, bald segelte er mit dem Mendel Gottschalck auf der Austria über's Meer, aber statt daß der unglückselige Postdampfer in Flammen aufging, ward er zum Todtenschiff und der Mendel selbst zum fliegenden Holländer. Schaudernd wachte Heinrich auf, und als er wieder einschlief, träumte ihm gar, er stehe in der Wilhelmshöher Allee und statt seines Hutes kollere sein Kopf dem Kurfürsten vor die Füße . . . Erst mit dem Morgengrauen entschwanden diese gräßlichen Bilder, und Heinrich schickte sich an, den Tag über wiederum Trübsal nach Noten zu blasen. In dieser melancholischen Beschäftigung wurde er Nachmittags durch den Eintritt eines Dieners in Livrée unterbrochen, bei dessen Anblick ihn ein gelindes Frösteln überschlich, denn er glaubte, es sei der Lakai von gestern, der ihn nach seinem Namen gefragt hatte, aber es war der Diener des Oberstallmeisters, der ihn zu seinem Gebieter beschied.

Heinrich kleidete sich an und begab sich dann sofort zu seinem Gönner. Lachend trat ihm dieser entgegen.

„Nun, Heinrich, wie wär's, wollen Sie Hofbuchhändler werden?"

Heinrich konnte nur Mund und Nase aufsperren.

„Wa — as? Ich — Hofbuch — Buch — Hof — Hofbuchhändler?" stotterte er, den Würdenträger halb blödsinnig anstarrend.

„Jawohl, und kurfürstlicher dazu?"

Heinrich fiel auf die Knie und rang die Hände.

„Wie komm' ich dazu? Wie komm' ich so plötzlich dazu?! Eben noch — Austria — Gottschalck — Tod im Wasser. — Ich wollte in die

Fulda gehen, Herr Oberst, vor all den Chikanen — und nun soll ich auf einmal vom Wasser in's Trockene, aus der Hölle in den Himmel — soll Hofbuch — kurfürstlicher Hofbuchhändler werden! wie ist das nur möglich! wie ist das nur möglich!"

Er sprang auf und tanzte in der Stube herum, wobei es nicht viel gefehlt hätte, daß er den Oberstallmeister in die Arme geschlossen und mit ihm eine Tarantella riskirt hätte. . . .

„Nun aber beruhigen Sie sich endlich", sagte der Oberstallmeister, als Heinrich in seinen Freudenbezeugungen unerschöpflich schien, „und hören Sie zu!"

Als Heinrich aber immer noch weiter tanzen wollte, kommandirte er: „Stillgestanden!" und da stand der frühere Leibgardist wie eine Mauer, die Finger an den Hosennähten, da und blickte seinen alten Vorgesetzten stramm in die Augen.

„Also — wie ich vorhin zum Kurfürsten komme, fängt Seine Königliche Hoheit selbst an, von Ihrem Fall zu sprechen, d. h. von Ihrem gestrigen Fall mit dem Hut, der ihn sehr belustigt haben mußte, da Sie so kuriose Sprünge gemacht hätten, wie er sie sein Lebtag noch nicht gesehen habe. Mynheer van Klischnig, der berühmte brasilianische Affe, sei nichts dagegen, meinte er huldvollst und fragte dann, ob Sie auch ein braver Soldat gewesen seien? Da ich dies mit gutem Gewissen bejahen konnte, fuhr der Kurfürst fort: ‚Dacht' ich mir nach der Geistesgegenwart, die er gestern gezeigt . . . . Und die Stadt will absolut nicht?' Die Stadt oder die Buchhändler — ‚Einerlei,' unterbrach mich Seine Königliche Hoheit, ‚weil er mir gestern einen so heitern Augenblick bereitet, will ich dem Heinrich helfen. Wollen die Väter der Stadt ihn nicht als gewöhnlichen Buchhändler, mach' ich, der Landesvater, ihn zu meinem Hofbuchhändler. Das kann mir weder Gilde, Zunft, noch Stadt verwehren, car tel est notre bon plaisir!'"

„Hurra! Hurra!" rief Heinrich und warf seinen Bibi in die Luft, daß die Prismen des über ihm schwebenden Kronleuchters leise aneinander klangen.

„Gemach, gemach," sagte der Oberstallmeister. „Verfahren Sie von nun an fein säuberlich mit Ihrem Cylinder, denn Königliche Hoheit meinte, daß Sie ihm, d. h. dem Cylinder, in erster Linie die glückliche Wendung Ihres Geschickes zu danken hätten."

So wurde Heinrich Hofbuchhändler des letzten Kurfürsten, und deshalb der stets grußbereite Cylinder auf dem Ehrenstuhl im Laden.

Viele Leute fanden es lächerlich.

Er war aber doch dankbar, der Heinrich.

Aus alter und neuer Zeit.

Einige hessische Gedenktage aus der ersten Hälfte des Monats Dezember.

Am 2. Dezember 1813 schloß Kaiser Franz I. von Oesterreich in seinem eigenen und in Kaiser Alexander's I. von Rußland und König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen Namen mit Kurfürst Wilhelm I. von Hessen einen Vertrag, in welchem dem Kurfürsten der Besitz seines früheren Landes zugesichert wurde, wogegen sich derselbe zur Zahlung von $2^1/_2$ Millionen Gulden zu den Kriegskosten, zur Stellung von 24 000 Mann (12 000 Mann Linientruppen und 12 000 Mann Landwehr), sowie zur Herstellung der früher den Ständen und Unterthanen zustehenden Gerechtsame verpflichtete.

Am 3. Dezember 1637 wurde die Stadt Zierenberg durch die Kaiserlichen geplündert.

Am 3. Dezember 1699 erfolgte in Hessen-Kassel wie auch im übrigen evangelischen Deutschland von den Kanzeln in Gemäßheit des Beschlusses des Corpus evangelicum am Reichstage zu Regensburg vom 23. September 1699 die Verkündigung der mit dem 1. März 1700 bevorstehenden Abschaffung des julianischen Kalenders zu Gunsten der Einführung des verbesserten Kalenders.

Am 3. Dezember 1741 starb Ulrike Eleonore, Schwester König Karl's XII. von Schweden, Gemahlin des Landgrafen Friedrich I. von Hessen und Königs von Schweden.

Am 4. Dezember 1756 starb Amand von Buseck, erster Fürstbischof von Fulda.

Am 5. Dezember 1337 erließ Landgraf Heinrich der Eiserne das Verbot, daß die Klöster zu Kassel nichts an liegenden Gründen und Gefällen kaufen sollten; Vermächtnisse der Art mußten binnen einem Jahre und sieben Wochen verkauft werden.

Am 6. Dezember 1777 starb der bekannte hessische Geograph Regnerus Engelhard.

Am 7. Dezember 1742 verlieh Kaiser Karl VII. dem Landgrafen von Hessen-Kassel unbeschränkte Appellationsfreiheit, durch welche Berufungen an außerhessische Gerichtshöfe ausgeschlossen wurden.

Am 7. Dezember 1800 starb der hessische Generalleutnant Wilhelm Reichsfreiherr zu Inn- und Knyphausen, geboren zu Lütetsburg in Ostfriesland am 4. November 1716, an den Folgen einer Augenoperation. Seit dem Jahre 1734 in hessischen Diensten zeichnete er sich im siebenjährigen Kriege aus, so bei Bergen im Jahre 1759, wo er verwundet wurde, und übernahm im nordamerika-

nischen Feldzuge nach der Abberufung des Generalleutnants von Heister im Jahre 1777 die Führung der hessischen Hülfstruppen, während er bis dahin die 2. Division derselben gehabt hatte. Im Jahre 1782 setzte er, nachdem er sich mehrfach rühmlich ausgezeichnet hatte, seine Abberufung durch und kehrte mit dem englischen Oberbefehlshaber Lord Clinton, mit dem er ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger in bestem Einvernehmen gestanden hatte, nach Europa zurück. In England wurde er bei der Landung mit hohen Ehren empfangen. Der Landgraf gewährte ihm den erbetenen Abschied nicht und ernannte ihn später zum Gouverneur von Kassel. In dieser Stellung blieb er, bis er im Jahre 1788 in den Ruhestand trat.

Am 8. Dezember 1493 wurde Landgraf Wilhelm III. vom König Maximilian I. mit der Grafschaft Katzenelnbogen belehnt.

Am 9. Dezember 1640 ergriff Hessen-Kassel nach dem am 25. November 1640 erfolgten Tode des Grafen Otto VI. von Holstein-Schaumburg, des letzten seines Stammes, von den schaumburgischen Aemtern Rodenberg, Hagenburg und Arensburg als heimgefallenen hessischen Lehen Besitz.

Am 9. Dezember 1785 hob Landgraf Wilhelm IX. von Hessen das Lotto auf, welches sein Vater Landgraf Friedrich II. leider eingeführt hatte.

Am 10. Dezember 1366 starb zu Spangenberg Otto der Schütz, einziger Sohn des Landgrafen Heinrich II. des Eisernen, 44 Jahre alt, Gemahl der Gräfin Elisabeth von Kleve, bekannt durch seine Tüchtigkeit. Sage und Dichtung haben sich seiner Person bemächtigt. Seine Brautwerbung und Vermählung besingt Kinkel in seinem Epos „Otto der Schütz“. Sein Vater überlebte ihn noch über 10 Jahre.

Am 10. Dezember 1807 zog Hieronymus Napoleon als König von Westfalen in Kassel ein.

Am 12. Dezember 1628 wurde Dr. Wolfgang Günther, Landgraf Moritz' Geheimrath und Generalaudienzirer, zu Ziegenhain auf Grund des am 8. Dezember gegen ihn ausgesprochenen Todesurtheils mit dem Schwerte hingerichtet, obgleich Landgraf Moritz fast bis zum letzten Augenblick für seinen treuen Diener bei dem regierenden Landgrafen Wilhelm V. eingetreten war (s. „Hessenland“, 1898, S. 226, 270, 288, 298—301).

Am 12. Dezember 1647 schloß Hessen-Kassel mit Lippe einen Vertrag über die Theilung der Grafschaft Schaumburg.

Am 13. Dezember 1794 wurde die neue Fuldabrücke zu Kassel vollendet.

Am 14. Dezember 1143 wurde das Augustiner Mönchskloster (spätere Nonnenkloster) Weißenstein bei Kassel gegründet.

Aus Heimath und Fremde.

Ludwig Schunke. Am 21. Dezember 1810 wurde in Kassel Ludwig Schunke geboren, der später eine so hervorragende Stellung in dem Freundeskreise Robert Schumann's, wennauch leider nicht für längere Zeit, einnehmen sollte, da er schon am 7. Dezember 1834 starb. Sein Vater, Gottfried Schunke, war ein berühmter Hornist und in der Kapelle des Königs von Westfalen angestellt. Einen eingehenden Artikel über Ludwig Schunke, den trefflichen Virtuosen und Komponisten, wird unsere Zeitschrift in einer der nächsten Nummern bringen.

Universitätsnachrichten. An der Universität Gießen hat sich der Dr. Robert Liefmann aus Hamburg als Privatdozent für Nationalökonomie und Statistik niedergelassen. — Der Geheime Kirchenrath D. Dr. Stade zu Gießen erhielt aus Anlaß seines 25jährigen Jubiläums als ordentlicher Professor der Theologie an der dortigen Universität das Ehrenkreuz des Verdienstordens Philipp's des Großmüthigen. — Das „Verzeichniß des Personals und der Studirenden auf der Königl. Universität Marburg“ ist soeben erschienen. Es enthält über den Besuch der Universität folgende Angaben. Die Gesammtzahl der Studirenden beträgt zur Zeit 1053. Mit Erlaubniß des Rektors hören 49 Personen, darunter 6 Damen, Vorlesungen, sodaß die Gesammtzahl der Berechtigten sich auf 1102 beläuft. Auf die einzelnen Fakultäten vertheilen sich diese wie folgt: theologische Fakultät 82 Studenten, 2 Hörer, juristische Fakultät 345 Studenten, 7 Hörer, medizinische Fakultät 217 Studenten, 5 Hörer, philosophische Fakultät 409 Studenten, 35 Hörer.

Männergesangverein Kassel. Am 30. November beging der Kasseler Männergesangverein im Stadtpark sein 25jähriges Jubiläum durch Festkonzert mit anschließendem Kommers, an welchem auch Vertreter des Magistrats und der Stadtverordneten theilnahmen. Warme Worte der Anerkennung spendete dem Verein u. a. der königliche Kapellmeister Dr. Beier. Möge der fleißige und strebsame Verein im 2. Viertel-

jahrhundert seines Bestehens weiter blühen und gedeihen wie im ersten.

---

90 Jahre alt. Am 10. Dezember beging Professor, Gymnasialoberlehrer und Pfarrer a. D. G. Th. Dithmar zu Marburg, unser verehrter Mitarbeiter, seinen 90. Geburtstag (geboren zu Homberg a. d. Efze am 10. Dezember 1810). Der ehrwürdige Nestor der hessischen Gymnasiallehrer verfügt noch über eine bei so hohem Alter seltene geistige Frische und körperliche Rüstigkeit. Sein Name ist für immer mit der Zeit des Marburger Gymnasiums unter Vilmar's Leitung verknüpft, welcher ihn im Jahre 1837 nach Marburg zog. Die 13. und 14. Ausgabe von Vilmar's Literaturgeschichte, die ersten nach dessen Tode, besorgte Dithmar. Wir werden in einer der nächsten Nummern wieder einen Aufsatz aus dem Schatz der Erinnerungen des greisen Gelehrten bringen, dem wir wünschen, daß ihm noch lange Tage in gleichem Wohlbefinden beschieden sein mögen.

Todesfälle. Am 5. Dezember verstarb der Lehrer und Bibliothekar an der Zeichenakademie zu Hanau Dr. phil. August Winkler im 39. Lebensjahre. Der Verblichene war ein ebenso tüchtiger, wie allseits beliebter Lehrer; auch um die Lokalgeschichte hat er sich durch verschiedene Aufsätze und seine Betheiligung an dem gelegentlich der 300jährigen Jubelfeier der Gründung der Neustadt Hanau herausgegebenen Werk über Hanaus Baudenkmäler verdient gemacht. Sein früher Tod erregt allgemeine Theilnahme.

Am 10. Dezember wurde Dr. med. Franz Kind zu Fulda zur ewigen Ruhe geleitet. Der Verstorbene war 22 Jahre lang Leiter des dortigen Landkrankenhauses gewesen und erfreute sich in dieser Stellung allgemeiner Beliebtheit. Um die Pflege des Turnwesens in Fulda hat er sich als Begründer und langjähriger Vorsitzender der Fuldaer Turngemeinde große Verdienste erworben.

Agnes von Colomb †

(gestorben zu Kassel am 22. November 1900).

Ein edel Wesen ist mit ihr entschwunden,
So sinnig zart und von so großer Milde,
Wie in des Lebens stetem Kampfgefilde
Solch' Friedensbotin selten ward gefunden.

Oft hat gelindert sie der Nächsten Wunden,
Beschützt die Schwachen mit erhob'nem Schilde, —
Dann in dem Schaffen wahrer Kunstgebilde
Erblühte ihr der Lohn in stillen Stunden.

Sie schied dahin — und Trost allein gewähret
Der Glaube, daß die Sendung war vollendet.
Nun ist die Engelgleiche heimgekehret. —

Den lichten Höhen wieder zugewendet,
Von ihrem treu-wahrhaft'gen Thun verkläret —
Wohl schön're Strahlen keine Heil'ge spendet.

* * *

Hessische Bücherschau.

Rheinische Burgen. Nach Handzeichnungen Dilich's (1607). Herausgegeben von Karl Michaelis, mit Beiträgen von C. Krollmann und Bodo Ebhardt. Berlin (Franz Ebhardt & Co.) o. J. Fol.

Die hier von Michaelis herausgegebenen architektonischen Zeichnungen, Grundrisse und Schnitte von Burgen und Schlössern des ehemaligen Hessens sind auf Grund jener Tafeln Wilhelm Dilich's bearbeitet, welche seit den Tagen des Landgrafen Moritz in der landgräflichen, zuletzt in der Wilhelmshöher Schloßbibliothek aufbewahrt und bei deren Vereinigung mit der ständischen Landesbibliothek von Dr. Scherer als Arbeiten dieses bekannten hessischen Chronisten und Geographen erkannt wurden. Dr. Scherer hat das Verdienst, zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese, hinsichtlich ihrer Genauigkeit und schönen Ausführung einzig dastehenden Blätter gelenkt und somit den Anstoß zu der vorliegenden Publikation gegeben zu haben.

Unter der Ueberschrift „Zur Einführung in sein Werk" giebt zunächst C. Krollmann, der Herausgeber des „Burgwart", eine ausführliche Biographie Dilich's, indem er auf Grund genauer Aktenstudien dessen Beziehungen zu Landgraf Moritz und Entwicklungsgang in seinen Hauptphasen darlegt. „Wir treffen bei ihm", sagt Krollmann, „im jugendlichen Mannesalter die Vertiefung in die schildernde Thätigkeit mit deutlich kundgethaner Empfindung für die schöne Landschaft und der ausgesprochenen Freude an der Architektur im Zusammenhang des landschaftlichen Bildes, im reifenden Alter das sorgsame Studium der Kriegskunst, d. h. in erster Linie der Befestigungskunst, dann im Verlauf der Jahre die praktische Anwendung der erworbenen Kenntnisse bei der Landesaufnahme und bei der sorgsamen Darstellung der bereits vorhandenen Befestigungsanlagen in Gestalt jener prächtigen rheinischen und hessischen Burgen und schließlich die praktische Bethätigung als Festungsbaumeister; wenn wir uns diesen Ent-

wickelungsgang klar machen, so können wir daraus allein uns schon einen Schluß auf den hohen Werth der in jenem Wilhelmshöher Sammelband erhaltenen Karten und Abrisse gestatten."

Daß diese Tafeln Dilich's in der That den ihnen hier zugesprochenen Werth haben, beweisen die Ausführungen des von E. Michaelis bearbeiteten Haupttheiles mit ihren zahlreichen Ansichten und Grundrissen, welche auf Grund von Nachzeichnungen der Dilich'schen Originale in sauberem und klarem Schwarzdruck beigefügt sind. Bei den Originalen ist jede einzelne Ansicht farbig ausgeführt und aus einer Reihe von Schnitten zusammengesetzt, die einzeln zurückgeklappt und abgehoben immer neue Blicke in das Innere der betreffenden Burg gestatten; jede ist farbig bemalt und dabei mit der größten Sorgfalt das Detail, die Art des Mauerwerks, die Farbe des Steines, der Felsen, ja die Vegetation berücksichtigt. Daß eine genaue Nachbildung solcher Tafeln wegen der unerschwinglichen Kosten, die eine solche Publikation verursachen würde, von vornherein sich selbst verbot, erscheint einleuchtend — die eine wundervolle, farbenprächtige Tafel „Rheinfels", welche genau dem Dilich'schen Original nachgebildet, dem Werk in Großfolio beigefügt ist, dürfte dem Verlag schon erhebliche Kosten verursacht haben —, doch fällt das nicht allzuschwer in's Gewicht, denn die trefflichen Nachzeichnungen geben alles für die Burgenkunde im Allgemeinen wie die Kenntniß dieser speciellen Burgen Wichtige mit hinlänglicher Genauigkeit wieder, und der klare und lichtvoll gehaltene Text setzt Jedermann, der auch nicht über besondere Vorkenntnisse verfügt, in den Stand, sich ein genaues Bild jener trutzigen Hessenfesten zu machen. Die behandelten Burgen sind die Katz (Neu-Katzenelnbogen), Hohenstein, Rheinfels, Reichenberg, die Marksburg, Schloß Philippsburg, Schloß Homburg und Ziegenhain; daß auf die letzteren beiden der vom Herausgeber gewählte Titel des Werkes nicht genau paßt, mag hier beiläufig berührt werden.

Den Schluß bildet ein längerer Aufsatz Bodo Ebhardt's, welcher bestimmt ist, die Bedeutung der Aufnahmen Wilhelm Dilich's klar zu stellen. Unter Beigabe einer kurzen Uebersicht über die Geschichte der von Dilich dargestellten Bauten weist darin Ebhardt nach, inwiefern unsere Kenntniß der einzelnen Burg durch diese Pläne erweitert wird, und kommt dabei zu dem Schluß, daß der Werth der Tafeln zum Theil darin zu suchen ist, weil Dilich noch Burgtheile mit aller Genauigkeit zeichnen konnte, welche durch die Umbauten einer späteren Zeit völlig verschwunden oder gänzlich verändert worden sind.

Was das Werk in seiner Gesammtheit betrifft, so kann man wohl, ohne auf Widerspruch zu stoßen, behaupten, daß mit der bloßen Veröffentlichung dieser Dilich'schen Tafeln der Wissenschaft ein ganz besonderer Dienst geleistet ist; um so mehr aber ist dies der Fall, wenn mit einer solchen Publikation derartige werthvolle literarische Beigaben und eine treffliche textliche Behandlung der Pläne verbunden ist, wie wir sie in Vorstehendem kurz skizzirt haben. Einer besonderen Empfehlung bedarf also dies hervorragende, mit liebevollem Fleiß bearbeitete und mit edlem Geschmack ausgestattete Werk nicht: ein Schatz von bleibendem Werthe, wird es jeder Bücherei zur Zierde gereichen und eignet sich deshalb in ganz besonderem Maße zu einem vornehmen Weihnachtsgeschenk. **Dr. Lange.**

Soeben erschienen: Hessisches Dichterbuch. (Begründet durch Valentin Traudt.) Dritte neubearbeitete Auflage herausgegeben von Wilhelm Schoof. Marburg, 1901. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. IV u. 371 S. Preis brosch. 3,60 Mark, eleg. geb. 4,50 Mark.

Noch rechtzeitig zum Weihnachtsfest ist soeben in geschmackvoller Ausstattung, geziert mit dem hessischen Löwen, die dritte umgearbeitete Auflage des Hessischen Dichterbuches zur Ausgabe gelangt. Wir behalten uns eine eingehende Besprechung dieses Werkes aus der Feder eines unserer geschätzten Mitarbeiter vor und beschränken uns darauf, hier die Namen der zahlreich vertretenen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen — 50 an Zahl — zur *Kenntniß zu bringen*. Es sind in chronologischer Reihenfolge: Adam Trabert, Otto Braun †, Hermann Grimm, Carl Preser, Julius Rodenberg, Ludwig Mohr †, Henriette Keller-Jordan, M. v. Eschen, Erna Almers, Richard von Boxberger, Franz Treller, Anna Stirn-Rivière, Gustav Kastropp, Elard Biskamp, Jeanette Bramer, Hermann Haase, Sophie Junghans, Wilhelm Bennecke, Elisabeth Mentzel, Kurt Ruhn, Richard Trömner, Karl Gundlach, L. Gies, Hugo Frederking, Fritz Pfingsten, Daniel Saul, Anna Weidenmüller, Fritz Bode, Karl Ernst Knodt, Heinrich Naumann, Richard Jordan, Therese Keiter, Nataly von Eschstruth, August Schwalm, Wilhelm Speck, Johann Lewalter, Johann Heinrich Schwalm, Valentin Traudt, Anna Ritter, Eduard Siebert, Hans Altmüller, Heinrich Kranz, August Guntermann, Sascha Elsa, Georg Mohr, Gustav Adolf Müller, Henry du Fais, Heinrich Doerbecker, Wilhelm Plannet, Wilhelm Schoof. Als willkommene Beigabe enthält das Buch ausführliche Biographien der einzelnen Dichter nebst Angabe ihrer Werke. Schon aus diesem

Grund ist das neue Hessische Dichterbuch eine werthvolle Quelle für heimathliche Literaturforschung.

Gleichzeitig erscheint noch vor Weihnachten als Ergänzung zum „Hessischen Dichterbuch“:

Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer hessischen Literaturgeschichte von Dr. Wilhelm Schoof. 8 Bogen 8°. Preis broschirt Mark 1,20.

Zum ersten Mal wird hier der Versuch gemacht, eine zusammenhängende Geschichte der hessischen Literatur von ihren Anfängen bis in die jüngste Gegenwart auf Grund sorgfältiger Quellenstudien zu liefern. Der Verfasser theilt sein Werk, auf das wir gleichfalls ausführlich zurückkommen, in 6 Abschnitte ein, welche betitelt sind:

I. Mittelalter und Humanismus (bis 1600). II. Das Zeitalter der Renaissance (1600—1720). III. Zeit der Vorbereitung und des Klassizismus (1720—1800). IV. Klassizismus und Romantizismus in Hessen (1800—1832). V. Zeit des jungen Deutschland (1832—1866). VI. Die Dichtung der Gegenwart (1866—1900).

Dichtungen von Josephine Gräfin zu Leiningen-Westerburg.

Um Gedichte ist es ein eigen Ding — die meisten Menschen lesen sie nur zu der Zeit, wo sie selbst bewußt oder unbewußt dichten: in der Zeit der Jugend, und diese geht bekanntlich schneller vorüber, als es wünschenswerth ist. Das höhere Alter liest wohl überhaupt keine Gedichte mehr, und so mag es auch zu erklären sein, daß ein alter Herr einer Konfirmandin die Gedichte von Anna Ritter mit einer sehr schönen Dedikation zur Einsegnung geschenkt hat. In der Jugend liest man zu viel Gedichte und im Alter zu wenig. — Beides ist ein Fehler, den die Menschen möglichst verbessern sollten. Wird die Jugend durch Pathos oder durch den Ausdruck des holden Liebeswahnsinns, oder durch einen sonstigen Zauber, von dem man sich später keinen rechten Begriff mehr machen kann, fortgerissen, so fühlt das mittlere Alter sich mehr zu der Beschaulichkeit hingezogen, zu abgeklärten Begriffen, gemüthvollen Stimmungsbildern, die mit dem Stürmen und Drängen der zwanzig Jahre nichts mehr gemein haben.

Für diese reifere Periode des menschlichen Daseins werden die Dichtungen der Gräfin Leiningen als sehr willkommene Gaben erscheinen. Der erste Theil derselben, 1897 im Verlag von Th. G. Fisher u. Co. in Kassel veröffentlicht, enthält wie auch der zweite Theil, 1899, Verlag der Keßler'schen Buchhandlung (H. Kempf) in Kassel, als Hauptabtheilungen „Episch-Lyrisches“, „Religion“ und „Lehren des Lebens“, während vermischte Sachen unter der Bezeichnung „Olla Potrida“ zusammengefaßt sind. Die vorzüglichsten Eigenschaften der Dichterin bestehen in tiefem Gefühl und anheimelnder Ausdrucksweise. Wo wahres Gefühl vorhanden ist, fehlt aber auch der Humor nicht, eine Behauptung, welche sich wiederum in den vorliegenden Gedichtsammlungen bethätigt, wodurch dieselben einen noch liebenswertheren Eindruck machen. Außer den „Dichtungen“ ist von Gräfin Leiningen noch ein weiteres Büchlein in der Keßler'schen Buchhandlung erschienen „Erlebtes und Fabulirtes“, kleine Erzählungen in Prosa, welche in jeder Familie freundlicher Aufnahme gewiß sein dürfen.

Personalien.

Verliehen: dem Landrichter Klepper zu Kassel der Titel Landgerichtsrath; dem Amtsrichter Quentin zu Karlshafen der Titel Amtsgerichtsrath.

Ernannt: die Regierungsassessoren Günther zu Marburg und Spohr zu Verden zu Regierungsräthen; die Referendare Wendel und Appel zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Amtsrichter Dr. Schreiber zu Borken nach Berlin; Pfarrer Hattendorf zu Schlüchtern nach Fulda;

In den **Ruhestand** tritt: Stadtschulrath Dr. Fürstenau zu Berlin.

Gestorben: Kunstmalerin Agnes von Colomb, 42 Jahre alt (Kassel, 22. November); Frau Baronin Fides Gabriele von Pappenheim zu Liebenau, geb. von Herder, 48 Jahre alt (Kassel, 23. November); Kreiswundarzt Dr. Robert Heldmann, 49 Jahre alt (Rodenberg, 28. November); Frau Luise Wilhelmine Wachsmuth, geb. Schmalhaus, Wittwe des Oberförsters, 73 Jahre alt (Kassel, 2. Dezember); Stadtrichter a. D. Karl Wilhelm Budach, 63 Jahre alt (Kassel, 3. Dezember); Kaufmann Karl Bartholomäus, 45 Jahre alt (Kassel, 3. Dezember); Förster a. D. Karl Schmidt, 69 Jahre alt (Marburg, 4. Dezember); Oberst a. D. Walter von Wittich (Berlin, 4. Dezember); Bibliothekar Dr. August Winkler, 38 Jahre alt (Hanau, 5. Dezember); Justizrath Hermann Hilgenberg (Wolfhagen, 6. Dezember); Fräulein Käthe Ritter, 20 Jahre alt (Kassel, 7. Dezember); Dr. med. Franz Kind, 74 Jahre alt (Fulda, 8. Dezember); Frau Marie Ritter, geb. Montet, Wittwe des Postkommissars (Kassel, 8. Dezember); Fräulein Antonie Berg (Kassel, 9. Dezember).

Briefkasten.

H. H. in Gelnhausen. Recht willkommen. Besten Gruß und Dank ohne Spur von Zorn.

G. Th. D. in Marburg. Herzlichen Glückwunsch zum Eintritt in das 91. Jahr!

☞ Dem heutigen Heft sind außer dem Titelblatt und dem Inhalts-Verzeichniß des XIV. Jahrgangs folgende Beilagen beigefügt:

„Vortheilhaftes Bücherangebot“ der N. G. Elwert'schen Universitätsbuchhandlung in Marburg;

Prospekt, betr. „Rheinische Burgen“, nach Handzeichnungen Dilich's herausgegeben von Carl Michaelis, von der Firma Franz Ebhardt & Co., Berlin W.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.

